This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

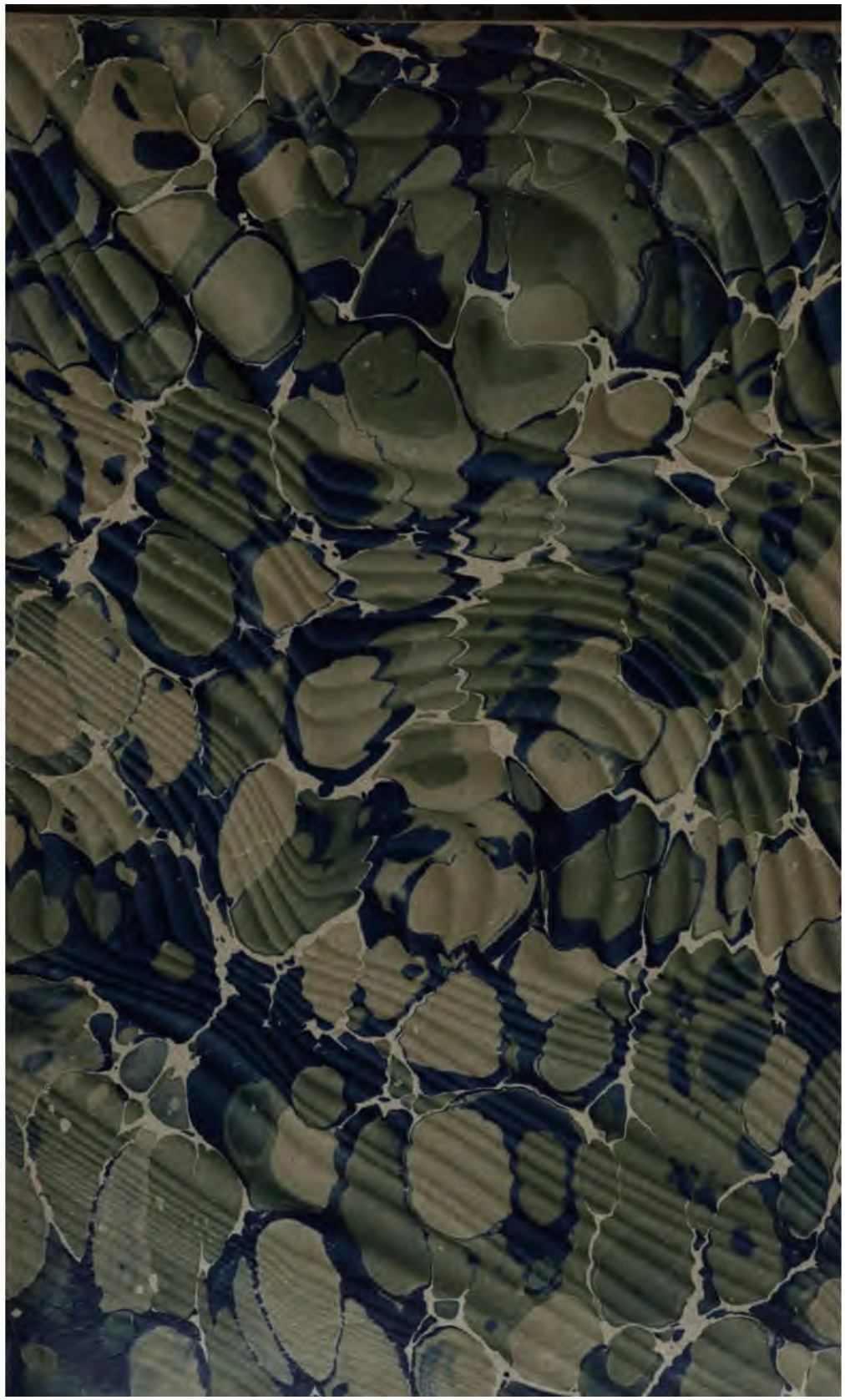
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

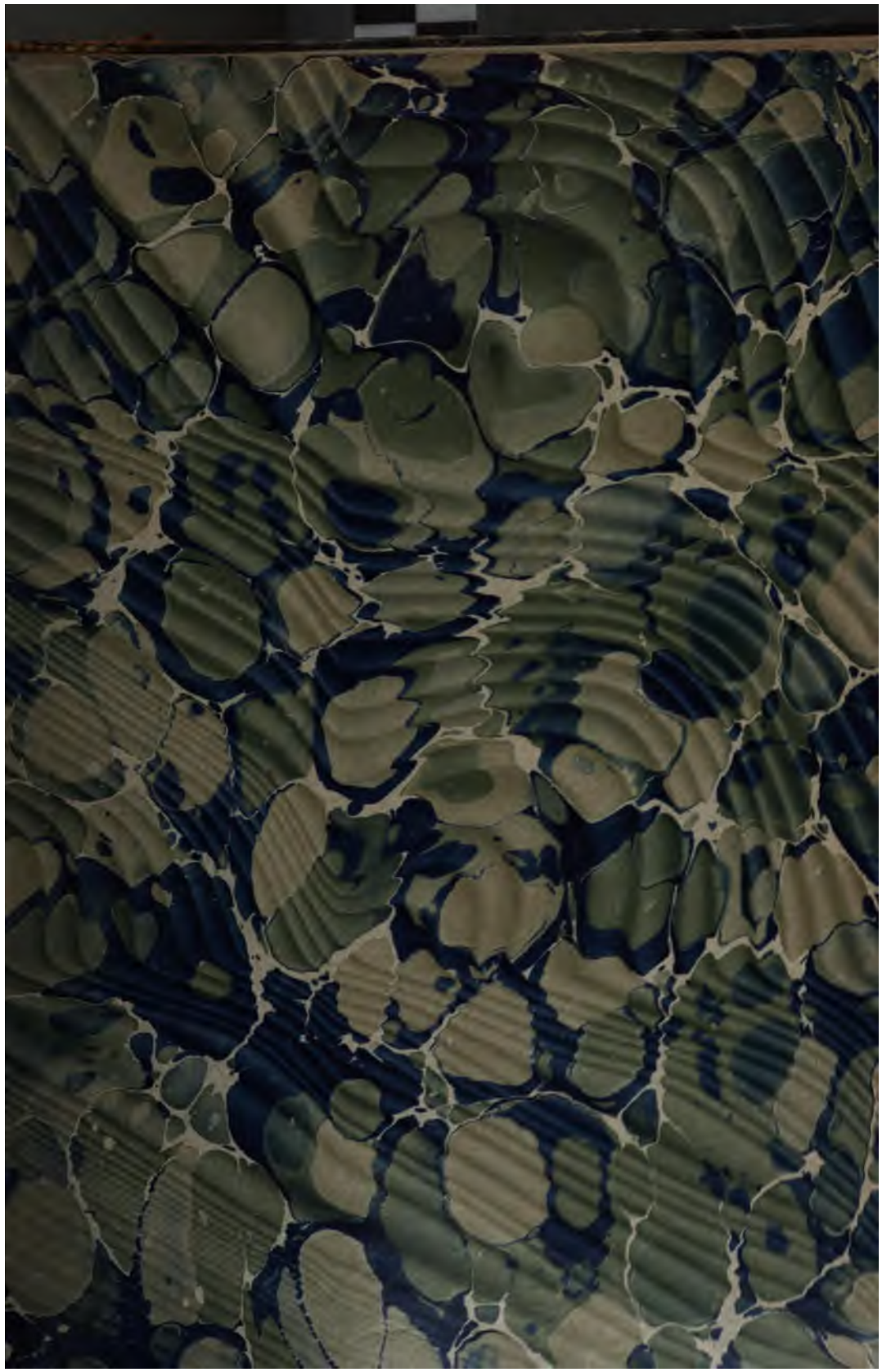
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





163
B
19

WILHELM VON ORANIEN

UND DER

NIEDERLÄNDISCHE AUFSTAND

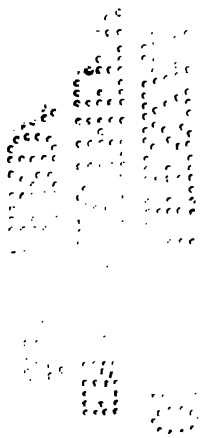
VON

FELIX RACHFAHL

ZWEITER BAND

II. ABTEILUNG

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1908.



Inhaltsverzeichnis.

Neuntes Buch.

Das Wunderjahr.

Seite

Erstes Kapitel. Die Fortschritte des Kalvinismus bis 1565 517
Zweites Kapitel. Die Wirkung der Okterdepeschen. Der adlige Bund und die erste Petition (November 1565 bis April 1566) 541
Drittes Kapitel. Die Moderation. Philipps Zauderpolitik und die Kurie (Frühjahr 1566) 603
Viertes Kapitel. Die Buschpredigten, der Bruch der Statthalterin mit der Opposition und die Versammlung von St. Trond (Juni und Juli 1566) 633
Fünftes Kapitel. Die Entscheidung des Königs, der Bildersturm und der Akkord (Ende Juli bis Ende August 1566) 699

Zehntes Buch.

Die Katastrophe.

Erstes Kapitel. Die Kapitulationen (September 1566) 735
Zweites Kapitel. Der Beginn der Reaktion und die Isolierung der Protestanten (Herbst 1566) 769
Drittes Kapitel. Der Ausbruch des Kampfes (Ende 1566) 801
Viertes Kapitel. Die Entscheidung (Anfang 1567) 842

Anmerkungen . . . . . (43)
Nachträge und Berichtigungen . . . . . (95)

Neuntes Buch.

Das Wunderjahr.

Erstes Kapitel.

Die Fortschritte des Kalvinismus bis 1565.

Sechs Jahre waren verflossen, seitdem König Philipp die Niederlande verlassen hatte. Von den Aufgaben, die damals an das Staatswesen herantraten, und die er selbst seiner Regierung gestellt hatte, war bisher keine einzige gelöst worden; die Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen man in Brüssel seitdem zu kämpfen hatte, waren gewachsen und hatten sich immer bedrohlicher gestaltet. Eine greuliche Verwirrung und Korruption war eingerissen; alle Bande der Ordnung waren gelöst. Nur eines ist verwunderlich, dafs nicht schon längst eine Katastrophe eingetreten war. Wie die Verhältnisse jetzt lagen, war sie nicht mehr länger aufzuhalten, und die Oktoberdepeschen waren nichts weiter, als der letzte Tropfen, der das bis zum Rande gefüllte Gefäfs zum Überlaufen brachte.

In der Zentralinstanz zu Brüssel herrschte eine vollkommene Desorganisation. Die Herzogin war durchaus von Armenteros abhängig, und er wieder hielt es mit den Herren des Staatsrates; da diese aber ihre positiven Forderungen nicht durchzusetzen vermochten, sondern sich auch weiterhin auf Opposition und Obstruktion beschränken mufsten, so konnte von einer „Regierung“ im wahren Sinne des Wortes nicht die Rede sein; steuerlos trieb das Staatsschiff einher, ohne irgend einem festen Ziele zuzustreben. Hatten die Grofsen auch nicht die Macht, ihr Programm zur Durchführung zu bringen, so waren sie doch im Stande, die Intentionen des Königs zu kreuzen und zu vereiteln. Zwischen den drei obersten Behörden hörten die Reibereien nicht auf. Weniger schwierig zwar gestaltete sich jetzt das

Verhältnis zwischen Staatsrat und Geheimrat. Denn im Gegensatze zu Viglius zeigten jetzt hier verschiedene Mitglieder, so Hoppers und Assonleville, den Wünschen der Magnaten gegenüber eine gröfsere Konnivenz. Um so stärker war die Spannung zwischen den Seigneurs und dem Finanzrate, worin ja Berlaymont dominierte. Sie wandten vor, es hänge alles so sehr mit den Finanzen zusammen, dafs sie, da ihnen darauf kein Einflufs zustände, schlechterdings nicht in der Lage wären, für die Wiederherstellung der Ordnung das geringste zu leisten.[1]) Justiz und Verwaltung genossen keinen Respekt und wurden lässig und schlecht gehandhabt. Das war die Folge des Ämterhandels, den die Herzogin und Armenteros trieben; nicht nur die weltlichen, sondern auch die geistlichen Würden wurden verschachert an unreife Personen, Laien und Ausländer.[2]) Als Armenteros um jene Zeit sich dem Tode nahe fühlte und sein Testament machte, ergab es sich, dafs er sein Vermögen in den Niederlanden um nicht weniger als 60 000 Dukaten vergröfsert hatte.[3])

Die finanzielle Zerrüttung war, wenn das überhaupt möglich war, noch weiter fortgeschritten. Für die Bedürfnisse der äufseren Politik wufste zwar der König noch immer Geld aufzutreiben. Der Königin von Schottland wandte er eben damals gröfsere Summen zu, und seine deutschen Pensionäre dünkten ihm, um sich ihrer für alle Fälle zu versichern, wichtig genug, um ihnen zum Ende des Jahres 1565 noch die Summe von 75 000 Dukaten zukommen zu lassen.[4]) Aber für die Tilgung der alten Schulden war nichts vorhanden. Die Projekte der Lotterie für die Soldreste aus den letzten Kriegen und einer Generalbank für die Schuld auf die Rentmeisterbriefe kamen über allgemeine Erwägungen und Vorbereitungen nicht hinaus. Beide Institute sollten ihren Sitz in Antwerpen haben; als man aber mit der Stadt darüber verhandelte, brachte diese zur Sprache, dafs sie selber noch Ansprüche an den König in der Höhe von mehr als 600 000 fl. habe.[5]) Nur für das erstere hatte Philipp, wie wir wissen, einen Zuschufs bewilligt; im März 1566 fühlte sich Granvella bemüfsigt, den König aufzufordern, Erkundigungen darüber einzuziehen, wo die dafür bestimmten 200 000 Dukaten geblieben seien.[6]) Den stehenden Truppen war man im Januar desselben Jahres schliefslich nicht weniger als den Sold von 27 Monaten schuldig. Sie entfernten sich aus ihren Garnisonen und brandschatzten die Dörfer des platten Landes; Meuterei und

bewaffnete Erhebung waren zu befürchten.[1]) Für die Kosten der laufenden Verwaltung war nicht im Geringsten gesorgt; beim Regierungsantritte Pius V. schlug die Herzogin dem Könige vor, beim päpstlichen Stuhle die Bewilligung einer Steuer auf den Klerus nachzusuchen, deren Ertrag sie auf 300 000 fl. schätzte, und die sie eben für diesen Zweck benutzt wissen wollte.[2]) Von den Ständen waren Steuern nicht zu erwarten; in Brabant kam bei des Königs ablehnender Haltung in der Frage der Generalstände die Garnisonsteuer nicht zum Abschlusse. In Flandern wurden zwar die alten Steuern aus den Jahren 1558 und 1559 perfekt; aber die Stände griffen hier, da der König noch immer keine Miene machte, seine wiederholten Versprechungen in Sachen der „flandrischen Bürgschaft“ einzulösen, zur Selbsthilfe, indem sie einen entsprechenden Teil ihrer Bewilligung zur Tilgung dieser Schuld bestimmten. Darüber waren diejenigen Bankiers sehr ungehalten, die dereinst nach Beendigung des Krieges die für die Entlohnung der Soldaten notwendigen Summen vorgeschossen hatten, und die dafür auf die Erträgnisse der betreffenden Steuern angewiesen worden waren; umsonst spähte die Regierung umher, wie sie für sie Ersatz zu schaffen vermöchte. Sie wollte dafür eine Steuer verwenden, die sie gerade bei den geldrischen Ständen betrieb; die aber waren unter Hinweis auf arge Wasserschäden, die sie kürzlich erlitten hatten, nicht zur Bewilligung zu bewegen. Nichts anderes bedeuteten solche Verhältnisse, als einen permanenten Staatsbankerott. Auf die Dauer unhaltbar, hätten sie, auch wenn sich nicht die religiöse Frage mit so elementarer Wucht in den Vordergrund gedrängt hätte, einen Zusammenbruch des bestehenden Zustandes herbeigeführt: entweder hätten die Generalstände das Heft in die Hand nehmen, oder die Krone hätte das Land unter Verletzung des ständischen Bewilligungsrechtes zur Hergabe der nötigen Mittel zwingen müssen.

Nicht nur die Schwierigkeiten ihrer eigenen finanziellen Lage waren es, welche die Regierung beängstigten; es herrschte im Lande ein arger Notstand, der den Ausbruch von allgemeinen Unruhen befürchten liefs. Schon der Winter 1564/65 hatte den Niederlanden strenge Kälte und grofse Teuerung gebracht; nicht besser ging es um die folgende Jahreswende. Durch die hohen Preise der Nahrungsmittel aufgeregt, verübte das niedere Volk hie und da bereits starke Ausschreitungen. In Mecheln wurden die Häuser der Kornhändler und derjenigen Einwohner,

die man im Besitze erheblicher Getreidemassen meinte, mit Blut bezeichnet. In Artois war es so schlimm, dafs sich mehrere Frauen erhenkten, um nicht ihre Kinder Hungers sterben zu sehen.[1]) Zwar erliefs die Statthalterin ein Ausfuhrverbot, und es fand ein beträchtlicher Import aus England und Spanien statt; aber durch die Sundsperre, infolge des dänisch-schwedischen Krieges, sahen sich die Niederländer von ihrer althergebrachten Kornkammer, den Ländern der Ostsee, abgeschnitten. Schon im November 1565 schätzte Egmont den Schaden, den die Holländer durch die Sundsperre erfuhren, auf mehr als zwei Millionen Goldes. Nicht minder ungünstig wirkte das gespannte Verhältnis zu England. Der erste Hugenottenkrieg hatte einen Keil zwischen beide Länder getrieben; unsäglich hatte der niederländische Handel seitdem durch die englischen Piraten zu leiden. Zur Hebung dieser und aller anderen Mifshelligkeiten hatte vom Frühjahr bis zum Herbste 1565 ein Kongrefs in Brügge getagt; die vornehmsten Deputierten von niederländischer Seite waren Montigny und der Geheimrat Assonleville. Ohne Ergebnis waren die Beratungen abgebrochen worden; die Brüsseler Regierung verlangte die Erneuerung des alten und überlebten Handelsvertrages von 1495, des berühmten magnus intercursus; die Engländer konnten und wollten darein nicht willigen.[2]) Die Teuerung in Verbindung mit der Stockung des Handels und der Ketzerverfolgung beförderte die Auswanderung, und zwar gerade der gewerbetreibenden Bevölkerungselemente; Cleve und Jülich waren das Ziel der Emigration, vor allem aber England. So wurde das Land entvölkert, und auf seine Kosten blühte das Gewerbe bei den konkurrierenden Nachbarvölkern auf.

Waren durch alle diese Mifsstände die Fundamente des Staatswesens bereits unterhöhlt, so ward jetzt dagegen ein furchtbarer Stofs geführt, der alles sprengte und über den Haufen warf.[3]) Unbemerkt von oben war eine Gefahr herangewachsen, welche die Regierung mehr als alles andere bedrohte. Die Organisation der kalvinistischen Kirche, der „Kirche unter dem Kreuze“, wie sie sich nannte, hatte während der Regentschaft Margaretens von Parma in den Niederlanden eine innere Festigkeit und Geschlossenheit gewonnen, durch die sie auch hier in den Stand gesetzt wurde, als eine wahre Kampfeskirche aufzutreten; sie entfaltete nunmehr eine Energie und Tatkraft, welche weit von ihrer bisherigen Passivität des Leidens abstach

und in eine Aktion ausmündete, deren Ziel es zunächst war, sich Freiheit und Sicherheit des Bekenntnisses mit Gewalt zu ertrotzen.

Wie die Pilze aus der Erde, so schossen seit dem Anfang der sechziger Jahre plötzlich kalvinistische Gemeinden, vornehmlich in den südlichen Grenzprovinzen, empor; der Einfluſs des hugenottischen Vorbildes in Frankreich ist unverkennbar. Tournai, wo der unermüdliche Guy de Brès lehrte, war der Ausgangspunkt und Herd der neuen Bewegungen. Guy de Brès[1]) war geboren 1522 zu Mons im Hennegau; noch nicht dreiſsig Jahre alt, muſste er seines Glaubens halber nach London flüchten. Aber nur zwei Jahre verweilte er hier; dann kehrte er nach der Heimat zurück und begann, ein einfacher Handwerker von Beruf, von innerer Stimme getrieben, das Evangelium zu predigen. Freilich fühlte er, daſs sein Wissen zu so hohem Amte noch nicht ausreichte, daſs er zumal der Kenntnis des Lateinischen für seine theologischen Studien bedurfte. Er faſste den Entschluſs, an der Quelle des reformierten Bekenntnisses die Lücken seiner allgemeinen und theologischen Bildung zu ergänzen; daher begab er sich 1556 nach der Schweiz. An die zwei Jahre verweilte er hier, bei den Vätern seiner Kirche sich das Rüstzeug für sein weiteres Wirken holend. Nach kurzem Aufenthalt in Lille und Antwerpen begab er sich nach Nordfrankreich; 1560 setzte er sich in Tournai fest: hier sammelt er als ständiger Seelsorger um sich die Getreuen des Herrn zu einer fest organisierten Gemeinde mit regelmäſsigem Gottesdienste; er verkündigt ihnen die Schrift; er tauft und feiert das Abendmahl nach kalvinischer Art. Weit über das Weichbild Tournais hinaus erstreckte sich seine Tätigkeit; er hilft bei der Gründung von Gemeinden in den Nachbarorten; überall stärkt und ermutigt er die Gläubigen. Nach französischem Vorbilde hat er schon 1559 ein Glaubensbekenntnis ausgearbeitet, welches streng die Lehren des Meisters wiedergibt; von Kalvin und Beza durchgesehen und gebilligt, wird es 1561 heimlich gedruckt, und es wird nun die Richtschnur der niederländischen Kirche.[2]) Lange war freilich seines Bleibens in Tournai nicht. Die Unruhen, die eben jetzt hier ausbrachen, die „Chanteries“, die nächtlich in den Straſsen wiederhallten, fanden nicht seine Billigung; er erkannte, daſs sie nur den Erfolg haben würden, die junge Gemeinde in ihrem ruhigen Entwicklungsgange zu stören und Leiden und Verfolgung über sie heraufzubeschwören. So kam es in der Tat; er konnte nicht daran zweifeln, daſs man

zunächst seiner Person habhaft zu werden trachten würde. Er entwich über die französische Grenze, wo er eine Zuflucht als Hofkaplan bei Heinrich Robert de la Mark, Fürsten von Sedan und Herzog von Bouillon, fand. Und zur rechten Zeit war er entflohen. Die von der Statthalterin nach Tournai geschickte Untersuchungskommission entdeckte seine Wohnung, zwar weniger dank ihrer Geschicklichkeit, als vielmehr infolge eines Zufalls, da darin eine Feuersbrunst ausgebrochen war. Die Freude der Statthalterin darüber war grofs; man fand in dem „Neste“ zweihundert Exemplare der „Confession de foy des fidelles des Pays-Bas“ und wichtige Papiere, darunter einen Brief Kalvins. Da der Erzketzer leider entwischt war, so hielt man sich an seinen Büchern schadlos, indem man sie den Flammen überlieferte, in der Hoffnung, den Besitzer noch dereinst dem gleichen Schicksale preiszugeben; sie sollte nicht täuschen.

Wenn Guy de Brès damals allerdings die Stätte seines Wirkens vorläufig verlassen mufste, so ging doch sein Werk darum nicht zu Grunde; der Same, den er dem Heimatsboden eingepflanzt hatte, ging auf und trug „überreiche Frucht“. Er war in der Tat „ein Diener am Worte Gottes in den Niederlanden“, wie sein Amtsgenosse Peter Dathenus ihn nannte; er hatte dem Evangelium hier eine bleibende Stätte bereitet. Ein lebhaftes, viel bewegtes und überquellendes Gemeindeleben entfaltete sich jetzt in der niederländischen Kirche; neben die alten Gemeinden zu Antwerpen traten überall neue. Offensichtlich ist ihre Anknüpfung an die Kammern für Rhetorik, die in der vergangenen Epoche die vornehmsten Trägerinnen des reformatorischen Geistes gewesen waren; das kommt zum Ausdrucke in der Eigenart der symbolischen Namen, die sich die Kirchen in den einzelnen Orten beilegten, und deren sie sich im wechselseitigen Verkehr bedienten: Weinberg, Palme, Lilie, Baum, Ölbaum, Goldlack, Veilchen.[1]) Und diese Gemeinden schlossen sich wieder zu grofsen Synodalverbänden zusammen, die zuerst, wie es scheint, auf provinzieller Grundlage beruhten, später aber wohl die Gesamtheit der reformierten Kirche des Südens umfafsten. Schon die Annahme der Konfession des Guy de Brès im Jahre 1561 setzt eine provinzielle Organisation und Versammlung voraus.[2]) Im Jahre 1563 fanden mehrere solcher Beratungen statt, die mitunter direkt als „Provinzialsynoden“ bezeichnet werden, — die erste am 26. April 1563, vielleicht für die Länder jenseits der Maafs,

wo dereinst Ägidius Synegorius zuerst die Genfer Reformation gepredigt hatte, in Theux,[1]) in Armentières (gleichfalls am 26. April) für Flandern, eine dritte in Tournai (wohl für den Hennegau), sowie zwei (Ende Juni und Mitte Oktober) in Antwerpen für Brabant. Als Ort für die Synoden der nächstfolgenden Jahre (bis 1566) wird nur Antwerpen genannt; man fühlt sich versucht, daraus zu schliefsen, dafs nunmehr eine noch stärkere Konzentration im Sinne der Vereinigung aller Kirchen zu einem gemeinsamen Bunde, zu einer Generalsynode, hergestellt ward. Es gab einen ständigen Sekretär, der die Geschäfte der niederländischen Synode führte, der M[e] Gilles Le Clerq aus Tournai, der in der Folgezeit gewissermafsen als das leitende Haupt der gesamten Reformierten auftrat. Die Beschlüsse der Synoden bezogen sich auf die Einzelheiten des kirchlichen Lebens, auf die Disziplin, auf das gegenseitige Verhalten der Mitglieder. So werden über die Taufe und Ehe eingehende Bestimmungen getroffen; aufs strengste wird verboten, aus Furcht die Kinder „durch die Taufe der Papisten besudeln zu lassen“. Vorschriften gegen Trunksucht und über Kleidung werden erlassen, der Verkehr mit den Baptisten untersagt; die Behandlung Abgefallener, die sich wieder der Gemeinde nähern, wird geregelt. Säumige Schuldner, welche die gerechten Forderungen ihrer Brüder nicht befriedigen, sollen suspendiert werden; die Beschäftigung mit der Alchymie wird als gottlos erklärt. Als Pflicht wird es Ende 1565 den Gläubigern eingeschärft, die Autorität der Befehle des Königs und der Obrigkeiten unverbrüchlich zu wahren, „sowohl betreffend den Transport von Waren nach fremden Ländern, als auch in allen andern Stücken“. Man geht wohl nicht fehl, wenn man darin eine Hindeutung auf die eben damals erlassenen Edikte gegen die Getreideausfuhr wegen der grofsen Hungersnot erblickt. Vor allem aber beziehen sich die Synodaldekrete auf die Organisation der Gemeinden selbst, auf die Wahl der Gemeindeorgane und die Abgrenzung ihrer Kompetenzen; gerade durch sie ist die französisch-kalvinische Kirchenverfassung auf die Niederlande förmlich und rechtlich bindend übertragen, in einzelnen Punkten auch weitergebildet worden. Es war die Pflicht eines jeden Gläubigen, sich der Gemeinde seines Wohnortes anzuschliefsen; diese war regiert von einem Ausschusse, dem Konsistorium, das sich aus Prädikanten, Ältesten und Diakonen zusammensetzte. Dem Prediger lag die Verkündigung des Evangeliums, die Verwaltung der Sakramente,

sowie in Gemeinschaft mit dem Konsistorium die Handhabung der Kirchenzucht und die Beschlufsfassung über dieAngelegenheiten der Gemeinde ob. Die Altesten beriefen die Gemeindeversammlungen, um den Mitgliedern die Beschlüsse des Konsistoriums zu verkündigen; sie setzten diese in Kenntnis, falls etwaige Exzesse und Skandale sich ereignet hatten; mindestens alle Monate mufsten sie die Stadtviertel revidieren, die ihnen unterstellt waren. Die Pflicht der Diakonen war es, die Armen, Gefangenen und Kranken zu besuchen, sie zu trösten und ihnen Almosen auszuteilen; sie begaben sich zu den Gläubigen in deren Wohnungen, um hier den Katechismus zu lehren, und falls sie vom Konsistorium für geeignet befunden wurden, so hielten sie auch öffentliche Katechesen ab; sie erhoben die Umlagen, die zumal für den Unterhalt der Prädikanten ausgeschrieben waren. Vier bis sechs Mal im Jahre sollte die Gemeinde das Abendmahl feiern. Alle Monate sollte das Konsistorium eine Sitzung zur Handhabung der Kirchenzucht abhalten, die Konsistorialen selbst mit Einschlufs der Prädikanten unterstanden dem Urteile des Konsistoriums. Für junge Leute, die sich zum Studium eigneten und von den Prädikanten auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft und anerkannt waren, wurden Kollekten veranstaltet, auf Grund deren sie, insbesondere nach Genf, zum Studium entsandt wurden.

Was die Wahl der Konsistorialen anbelangte, so läfst sich eine Entwicklung feststellen, welche darauf hinauslief, die Rechte der Gemeinden zu Gunsten des Konsistoriums zu verkürzen. Auf der ältesten Synode von Theux im Jahre 1563 wurde festgesetzt, dafs bei Vakanzen das Konsistorium der Gemeinde zwei Kandidaten präsentieren solle, von denen dann einer durch sie bezeichnet werden sollte. Auf der Versammlung, die zur gleichen Zeit zu Armentières stattfand, wurde bestimmt, dafs bei der förmlichen Neugründung von Gemeinden, diese, im Einverständnis mit ihren Pastoren, die Ältesten und Diakone zu wählen hätten; wenn die Gemeinde und die Verfassung schon bestünde, sollten, so wurde weiterhin angeordnet, bei Vakanzen die neuen Beamten durch das Konsistorium gewählt und auf das Glaubensbekenntnis verpflichtet werden, um dann der Gemeindeversammlung „vorgestellt“ zu werden; falls sich daselbst Widerspruch erhebe, solle er im Konsistorium und in oberster Instanz auf der Synode geprüft und erledigt werden. Schon im folgenden Jahre zu Antwerpen aber heifst es einfach: „Wenn es sich um die Wahl

eines Diakons oder Ältesten handelt, so wird es, da sie dem Konsistorium zusteht, gebühren, der Gemeinde davon Mitteilung zu machen, indem ihr die Fähigkeit und Tauglichkeit der Ernannten dargetan wird".

Eine eigentümliche Sonderstellung nahmen die Kaufleute ein. Schon in den Synodalbeschlüssen von Tournai von 1563 wurde es den einzelnen Kirchen freigestellt, den Kaufleuten, die zu ihnen gehörten, besondere Versammlungen zu gewähren; sie durften auch für sich besonders einen Ältesten und einen Diakon wählen, die an der Spitze ihrer besonderen Gruppe stünden, aber über alles, was darin vorkäme, dem Konsistorium Bericht zu erstatten hätten. Welches der Grund für diese Trennung war, läfst sich leicht vermuten. Die reichen Kaufleute trugen offenbar Bedenken, sich den gröfseren, meist aus kleineren Handwerkern und Arbeitern bestehenden Gemeinden offen anzuschliefsen. Oft genug waren sie ja wohl die Arbeitgeber und Verleger ihrer ärmeren Glaubensgenossen und scheuten daher die nähere persönliche Berührung mit ihnen in verhältnismäfsig kleinem Kreise; auch mufsten sie verhindern, dafs ihr Anschlufs ans neue Bekenntnis allzu ruchbar wurde, da sie der Gefahr der Entdeckung in viel höherem Grade ausgesetzt waren, als die Leute des niederen Volkes. Hie und da klagte die Statthalterin: es sei zu besorgen, dafs nicht nur der Pöbel, sondern auch die Reichen den Sekten angehörten; sie verhielten sich aber so, dafs es nicht möglich sei, sie zu überführen. Es ist auch in den Jahren vor dem Ausbruche der Unruhen höchst selten vorgekommen, dafs Personen aus den besseren Ständen, zumal aus dem höheren Bürgertume, als der Ketzerei verdächtig in Untersuchung genommen wurden, wenn sie sich nicht durch unbesonnene Redensarten, oder durch allzu vorwitzige Propaganda selber bloſstellten. Aber auch da wufsten sie sich durch geschickte Ausreden, durch Kunstgriffe und selbst mitunter durch Ableugnung der drohenden Strafe zu entziehen, zumal da die aus ihren Standesgenossen zusammengesetzten städtischen Schöffengerichte wohl froh waren, wenn sie einen Grund fanden, die Beschuldigten wieder laufen zu lassen. Als der Kalvinismus im Laufe des Jahres 1566 Religionsfreiheit errungen zu haben wähnte, wurde von katholischer Seite darüber geklagt, dafs die Kaufleute in Tournai und anderen Handelsstädten die ärmeren Klassen durch wirtschaftlichen Druck zu ihrer Lehre herüberzuziehen suchten,

indem sie Arbeit und Almosen nur solchen gewährten, welche die häretischen Predigten besuchten. Ob das allgemein der Fall war, bleibe dahingestellt; vor dem Sommer 1566 dürften sie sich wohl vor einem so gefährlichen Spiele weidlich gehütet haben. Wenn der Kalvinismus anfänglich bei den niederen Volksklassen sehr viele Anhänger fand, dann jedenfalls nicht infolge kapitalistischer Einflüsse. Mit Recht ist neuerdings darauf hingewiesen worden, dafs die grofse Verbreitung der Hausindustrie in den flandrischen Gegenden nicht ohne Einflufs darauf war, dafs die neue Religion hier so schnell festen Fufs fafste. Eine gewerbetreibende und relativ fluktuierende Bevölkerung ist beweglicheren Geistes, als fest ansässige, an den patriarchalischen Überlieferungen mit traditioneller Zähigkeit festhaltende Landbauern; die neuen Lehren dringen zu jenen schneller, als zu diesen, und finden hier eine willigere Aufnahme; stark proletarisiert, ist sie auch Neuerungen und gewaltsamen Bewegungen eher zugänglich. Dafs freilich gerade diese Provinzen am ehesten in das Netz der kalvinistischen Propaganda und Organisation hineingezogen wurden, das lag auch an der Nachbarschaft von Frankreich, und man kann keinenfalls behaupten, dafs der Kalvinismus in den Niederlanden von Anfang an ein stark demokratisches Gepräge getragen hätte. Zeugnis dafür bietet die Trennung der Kaufleute von den übrigen Gemeinden, nicht minder der geringe Spielraum, der der Gemeindeversammlung durch die bestehende Kirchenverfassung gewährt wurde. Turbulente Elemente schlossen sich, wie das immer bei Neuerungen der Fall ist, allerdings der Bewegung an; sie vermochten, sobald es soweit kam, dafs die Spannung der Situation eine Lösung nur durch eine gewaltsame Explosion finden konnte, vorübergehend den Sturm zu entfachen, zumal wenn es im Interesse der eigentlich leitenden Elemente war, den Schrecken zu entfesseln; im Rahmen der dauernden Ordnung hatten sie keine wesentliche Bedeutung. Die kalvinistischen Ideen beschränkten sich in ihrer Wirkung keineswegs auf die unteren Klassen. Wenn wir die Listen derjenigen durchsehen, die einige Jahre später wegen ihrer Teilnahme an den Unruhen, die nunmehr ausbrechen sollten, zur Verantwortung gezogen wurden, so fanden wir überall in den Städten, neben den Handwerkern, die als proletarische Existenzen durchaus nicht immer zu betrachten sind, Kaufleute, Gelehrte, zumal Advokaten und

Schulmeister, und vor allem zahlreiche Magistratspersonen; die Konsistorialen setzen sich in der Regel aus den Angehörigen der besseren Stände zusammen. Den Charakter einer bestimmten Klassenbewegung trägt die kalvinistische Erhebung keineswegs; sie umfafst die Angehörigen der verschiedensten gesellschaftlichen Schichten und Berufe in gleicher Weise.

Durch die Konsistorial- und Synodalverfassung hatten die Reformierten in den Niederlanden eine gemeinsame Organisation erhalten. Und ihr Zusammenhalt war nicht nur äufserlicher Natur; das neue Glaubensbekenntnis schmiedete sie auch zusammen zu einer inneren Einheit. Es hatte nicht an Gegensätzen sowohl in Sachen der Disziplin als auch des Bekenntnisses bisher gefehlt; war doch der Antwerpener Pastor Haemstede eben erst 1561 auf Betreiben gewisser Elemente unter den englischen Exulanten vom Londoner Bischofe wegen Irrtümern über die Fleischwerdung Christi exkommuniziert worden;[1]) verständige Leute brandmarkten freilich solche „frivole“ Ketzerschnüffelei mit den stärksten Ausdrücken.[2]) Dadurch, dafs nunmehr alle Prädikanten und Gemeindebeamten auf die „Konfession“ verpflichtet wurden, wurde Einheitlichkeit in Lehre und Dogma erzielt. In derselben Richtung wirkte die grofse Verbreitung, die der Heidelberger Katechismus von 1563 in den Niederlanden gewann. Auch er trug bei zur einheitlichen Gestaltung der Lehre im Schofse der reformierten Gemeinden. Petrus Dathenus hatte das Buch gleich nach seinem Erscheinen ins Vlämische übersetzt; er war ein ehemaliger Karmeliter, der aus Kassel in Flandern stammte, frühzeitig seinem Kloster entsprungen war, seitdem ein unstätes Wanderleben geführt und eine frühere Nonne geheiratet hatte; nunmehr weilte er in der Pfalz unter dem Schutze Friedrichs III.[3]) Während der Heidelberger Katechismus freilich über die kalvinische Grundlehre der Prädestination ein vorsichtiges Stillschweigen bewahrte,[4]) gelangte diese im 16. Artikel der Konfession des Guy de Brès zu entschiedenem Ausdrucke. Das Verhältnis zur weltlichen Obrigkeit wurde in ihr übrigens in einem Sinne festgelegt, der eine weitgehende Unterwerfung der Gläubigen unter die staatliche Gewalt bedeutete, und dieser grundsätzlich das Kirchenregiment zuwies: „Amt und Pflicht der Obrigkeit ist es nicht allein, über die bürgerliche Regierung und Polizei zu wachen, sondern auch über die kirchlichen Angelegenheiten:[5]) um zu wehren und abzuschaffen alle

Abgötterei und falschen Gottesdienst, um zu vernichten das Reich des Antichrists und zu fördern das Reich Jesu Christi, das Wort des Evangeliums überall predigen zu lassen, damit jedermann Gott ehre und diene, wie er durch sein Wort heischt und fordert. Auch mufs ein jeder, wes Standes, Ranges oder Berufes er sei, der Obrigkeit untertänig sein und ihr Zölle, sowie Steuern bezahlen; er mufs sie in Ehren und Würden halten und ihr gehorsam in allen Stücken sein, die nicht dem Worte Gottes zuwiderlaufen; er mufs für sie bitten in seinen Gebeten, auf dafs der Herr sie leiten wolle auf allen ihren Wegen, und auf dafs wir in gutem Frieden und Ruhe unter ihr leben dürfen. Und darum verwerfen und verbannen wir alle diejenigen, welche die Obrigkeiten und Magistrate verwerfen, die Gerechtigkeit umzustürzen, sowie die Güter zu teilen, die Ehrbarkeit zu verwirren trachten, welche Gott den Menschen anbefohlen hat". Auch vom lutherischen Standpunkt aus konnte das Verhältnis zur Obrigkeit nicht anders gezeichnet werden; es lief hinaus auf Unterwerfung der Gläubigen, aufser wo Gottes Gebot auf dem Spiele stand, und dem ganzen Zusammenhange nach konnte auch dann nur ein passiver Widerstand als erlaubt gelten. Es mufste sich freilich zeigen, ob der Kalvinismus, wenn er sich erst stark genug fühlte, solche Selbstbescheidung üben würde.

Mit der wachsenden Festigkeit der äufseren Organisation verband sich somit eine Stärkung des inneren Fermentes, durch welches die reformierten Gemeinden des Landes zusammengehalten wurden. Die Kalvinisten waren dadurch zu einem Machtfaktor geworden, der bei dem Geiste, der sie belebte, bei ihrer Entschlossenheit, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, um ihre Duldung durchzusetzen, der Regierung ernstliche Verlegenheiten bereiten konnte. Aber man darf doch selbst jetzt, für die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruche der Unruhen, ihre numerische Stärke nicht überschätzen. Einer Denunziation von 1563 zufolge umfafste die Gemeinde zu Brügge 260 Mitglieder, und diese Zahl dürfte der Wirklichkeit entsprechen; in der Folgezeit löste sie sich allerdings fast gänzlich auf; viele Mitglieder wurden gefangen, Älteste und Diakone mufsten fliehen, desgleichen der Pfarrer Gabriëls; eine Zeitlang pastorierte er noch von Antwerpen aus alle vierzehn Tage seine Pflegebefohlenen; mit der steigenden Gefahr hörte auch das auf.[1]) Im Jahre 1566 traten die kalvinistischen Gemeinden in Flandern allenthalben

an das Tageslicht, und wir haben noch die Unterwerfungsakten, die von allen Gemeindemitgliedern unterzeichnet werden sollten; diese versprachen darin, Ruhe und Frieden zu halten, wogegen ihnen gewisse Freiheiten in der Ausübung der Religion zugestanden wurden. In Brügge wurde diese „Submissionsakte" von 125 Personen unterzeichnet; daher kann es nicht Wunder nehmen, dafs später die Regierung dem Magistrate dieser Stadt unziemliche Nachgiebigkeit vorwarf.[1]) In Oudenaarde finden wir etwas mehr als 80, in Renaix etwa 300 Unterschriften. Wir kennen auch die Listen der später durch den Rat der Unruhen verurteilten oder verbannten Ketzer: in Diest wurden 100 Personen verbannt und hingerichtet; in Amsterdam betrug die Anzahl der Verurteilten (sowohl der Hingerichteten als auch der Verbannten) 177, in Roermond 18, in Maastricht 40. Bis zum 4. August 1569 waren in Tournai, dem Hauptsitze des Kalvinismus, an die 150 Personen exekutiert, etwa 920 verbannt worden, während noch 58 gefangen gehalten wurden. In Valenciennes wurden bis Weihnachten 1570 ungefähr 140 Personen dem Tode überliefert und 230 zum Exil verdammt; aufserdem schwebten noch an die 150 Prozesse. Aus ganz Seeland wird uns von etwa 160 Verurteilungen berichtet. Nach genauen Informationen waren es in Enghien etwa 100 Personen, die sich am Bildersturme des Jahres 1566 oder an einer der Petitionen an den Magistrat um Gewährung von Religionsfreiheit beteiligt, oder die sonst der Ketzerei und den Prädikanten offenen Vorschub geleistet hatten; das waren anscheinend die wirklichen Mitglieder der Gemeinde, während sich aufserdem noch zu den Predigten an die 300 Personen — zum Teile wohl Neugierige — einzustellen pflegten. Wie in Enghien, dürfte es auch anderwärts gewesen sein: um einen ziemlich kleinen Kern fest organisierter Gemeindegenossen scharte sich noch eine Anzahl von Neugierigen, Mitläufern und nur halb Entschlossenen; aber auch deren gab es im Verhältnisse zur gesamten Bevölkerung doch nur wenige. Nach der Niederwerfung der Kalvinisten setzte Alba alles daran, alle diejenigen zu ermitteln, die sich irgendwie kompromittiert hatten. Alle Künste der Spionage und Denunziation wurden aufgeboten. Überall mufsten sich die Pfarrer erkundigen, wer sich in ihrer Gemeinde irgendwie vergangen hatte, und sie legten darauf die Ergebnisse ihrer Informationen den von der Regierung zur lokalen Untersuchung bestimmten

Kommissaren vor. Der Apparat der geistlichen und weltlichen Behörden fungierte also gewifs so trefflich, wie es nur irgend möglich war, um die Schuldigen an das Licht zu ziehen, zumal da die bei jeder Verurteilung zugleich verhängte Güterkonfiskation als ein verlockender Anreiz zur Anzeige und als ein Mittel zur Aufbesserung der allzeit hilfsbedürftigen Finanzen lockte, und wer sich ernstlich als andersgläubig gefährdet fühlte, der suchte gewifs, wenn er nur irgend konnte, sein Heil in der Flucht. Was die kleinen Städte anbelangte, so dürften die Ermittlungen des Blutrats ziemlich lückenlos sein; etwas anderes ist es natürlich in den grofsen Städten, wie in Amsterdam, wo die Nachforschung viel schwieriger war, zumal da hier die fluktuierende Bevölkerung viel beträchtlicher war, und wo die Zahl der Verurteilten sicherlich nur einen geringen Bruchteil der Schuldigen darstellte. Auf der andern Seite ist freilich zu beachten, dafs diejenigen, die später dem Arme der Gerechtigkeit verfielen oder landesflüchtig wurden, nicht immer kalvinistisch waren, dafs sich darunter auch Lutheraner und solche Katholiken befanden, welchen nur Begünstigung der Ketzerei vorgeworfen wurde, und dazu gehörten alle diejenigen Beamten, welche nicht die nötige Energie gegen die Predigten entwickelt hatten. Nur in wenigen Städten und Gegenden dürften die Reformierten mehr als 10 % der Einwohnerschaft betragen haben, in den weitaus meisten Ortschaften viel weniger. In Antwerpen schätzte man die Zahl der Ketzer an die 4000; gerade hier existierten allerdings sehr viele Lutheraner. Nach einer Denunziation Fray Lorenzos gab es in Brüssel Anfang 1566 mehr als 6000 Ketzer; aber für Brüssel gilt die gleiche Erwägung wie für Antwerpen, und unbedingte Sicherheit kann man den Angaben solcher Herkunft nicht zugestehen. Was freilich der kalvinistischen Bewegung an Umfang fehlte, das ersetzte sie, wie sich bald zeigen sollte, durch Kühnheit, Stärke und Heftigkeit.

Wenn der Protestantismus jetzt eine erhöhte Aktionskraft zu entwickeln begann, so hing das damit zusammen, dafs er um diese Zeit Zuzug und Führer aus den Reihen des Adels gewann. Nur wenige Edelleute waren es, die in das Lager der neuen Religion übertraten; aber sie waren entschlossen und einflufsreich, und sie verstanden es, für ihre Zwecke ihre Standesgenossen dienstbar zu machen. Noch Ende 1565 fällte der spanische Gesandte in London, Don Guzman de Silva, der eben damals

in Brüssel weilte, über den niederländischen Adel das Urteil:[1]) er sei im allgemeinen katholisch; nur bei den jungen Leuten ermangle es infolge der lockeren Erziehung, die sie genossen hätten, und infolge ihres Verkehrs mit den benachbarten Ländern ein wenig an der Schärfe der Grundsätze. Allzu optimistisch war diese Ansicht; es gab bereits im Adel erklärte Ketzer, und den geschärften Augen Granvellas blieben die Anzeichen der Wandlung so Mancher zum Bösen nicht verborgen. „Es gibt Edelleute", so berichtet um dieselbe Zeit der Probst Morillon seinem Gönner Granvella mit Entsetzen, „welche zu sagen wagen, sie würden lieber alles aufgeben, als die neue Religion".[2])

Bei den meisten Edelleuten, die wir später im Gefolge des Protestantismus finden, dürfte es schwer sein, den Zeitpunkt genau festzustellen, da sie ihren Übertritt vollzogen haben. Bei manchen mag die Neigung längst bestanden haben, nur dafs sie eben nicht daran denken durften, ihr laut und ungescheut Ausdruck zu geben; ein förmlicher Glaubenswechsel, etwa in Gestalt des Eintritts in eine bestimmte Gemeinde, fand auch garnicht erst statt; sowie die Aktion begann, schlossen sie sich ihr an, indem sie nunmehr aus ihrem veränderten Bekenntnisse keinen Hehl mehr machten. In sehr vielen Fällen lag zunächst wohl nichts anderes vor, als eine steigende Lauheit und Entfremdung gegenüber der katholischen Kirche; ohne von bestimmten konfessionellen Überzeugungen getrieben zu werden, vollzogen diese Männer die Wendung zum Protestantismus, weil sie nicht länger beim Katholizismus verharren wollten und konnten; sie war also lediglich eine Konsequenz ihres Abfalles vom alten Glauben. So war es ja bei Wilhelm von Oranien selber, — sowohl bei seinen Intimen, dem Grafen Wilhelm van dem Berghe, seinem Schwager, sowie bei Heinrich von Brederode, und bei Floris von Pallant, Grafen von Kuilenborg.[3]) Einen grofsen Einflufs auf sie hatte ohne Zweifel Graf Ludwig von Nassau, der ihre Herzen mit Hafs und Verachtung gegen römisches Pfaffentum und römische Abgötterei erfüllte. Dieses negative Moment ward auch für sie zunächst das Wichtigste; das positive Bekenntnis war für sie noch Nebensache; dem Vorbilde Ludwigs gemäfs hielten sie sich wohl mehr an das Luthertum, ohne doch deshalb den Reformierten gegenüber eine feindselige Stellung einzunehmen; am liebsten wäre ihnen eine Verwischung der Unterscheidungslehren beider Kirchen gewesen, um durch ihre Vereinigung um so kräftiger

und wirkungsvoller den Kampf gegen das übermächtige Papsttum führen zu können. Kaum von religiösen, geschweige denn von konfessionellen, Antrieben durchdrungen, ergaben sie sich, so vor allem Brederode, einem wüsten und ausschweifenden Lebenswandel. Seinem ungezügelten Freiheitsdurste widerstand jede Art staatlichen Zwanges und staatlicher Unterordnung. Auf Grund seiner angeblichen Abstammung vom alten Grafenhause behauptete er von seiner Herrschaft Vianen, dafs sie nicht zur Grafschaft Holland gehöre, dafs sie also nicht dem Gebiete König Philipps unterworfen sei; es schwebte über diese Frage am Grofsen Rate zu Mecheln ein Prozefs, der aber für seine Ansprüche nicht günstig stand.[1]) Der Liga der Grofsen hatte er sich nicht sogleich angeschlossen; denn da seine Schwester mit Thomas Perrenot, Herrn von Chantonnay, verheiratet war, stand er zu den Granvellas in verwandtschaftlichem Verhältnisse.[2]) Sowie er sich aber erst gegen den Kardinal erklärt hatte, gehörte er zu den rührigsten und ergebensten Anhängern der Opposition. Er lebte toll darauf los; einmal betrank er sich so, dafs man einen Tag lang für sein Leben fürchtete. Die protestantischen Prädikanten waren vor seinem Hohne ebensowenig sicher, als der römische Klerus; er beehrte die Pfaffen aller Konfessionen mit der gleichen Verachtung.

Ähnlichen Schlages, wie diese Magnaten, waren verschiedene Edelleute niederen Ranges; unter ihnen ist vor allen anderen Nikolaus de Hames zu nennen.[3]) Er war ein Bastard, in Frankreich um 1525 geboren, aber schon früh mit seiner Mutter, einer adligen Flamländerin, nach den Niederlanden gelangt. Er studierte in Löwen und wandte sich dann dem Waffenhandwerke zu. Wegen seiner trefflichen Dienste verlieh ihm Karl V. 1551 das Heimatsrecht in den Niederlanden; auch erkannte er ihn als adlig an. Hames wurde zu ansehnlichen Ämtern und Würden befördert; er wurde Leutnant der Artillerie (unter Glajon) und Wappenherold, sowie Rat des Vliefsordens. Er war ein Mann nicht ohne Witz und Geist; als Viglius bei einer Versammlung des Ordens die anwesenden Ritter bei den Wundern des Patrons, des heiligen Andreas, beschwor, ihrer Pflicht zur Verteidigung des katholischen Glaubens eingedenk zu sein, machte er über die Wunder, die der Heilige angeblich nach seinem Tode gewirkt hatte, so ironische Bemerkungen, dafs niemand den Ernst bewahren konnte, und dafs Viglius, aufser sich vor Wut und Entrüstung, ihm zurief: „Bos-

hafter Ungläubiger! Man wird dir noch den Mund stopfen!“ Er stand in nahen Beziehungen zum Dr. jur. Jan Casenbroodt aus Brügge, dem intimsten Rate und Sekretär Egmonts. Diese Verbindung war für Hames und später für die protestantische Aktionspartei um so wichtiger, als Casenbroodt den Grafen Egmont durchaus beherrschte; selbst bei der Statthalterin genofs er eine Zeitlang ein solches Ansehen, dafs er zu ihr jeder Zeit Zutritt hatte und lange Unterredungen mit ihr pflog. Casenbroodt war mit einer reichen Witwe vermählt und hatte 1561 die Herrschaft Beckerzeel erworben, nach der er sich seitdem nannte. Er gab seinem Herrn und den übrigen Grofsen glänzende Bankette; sein Ehrgeiz war darauf gerichtet, Amt und Titel eines „Leutnants des Statthalters in Flandern“ zu erlangen. Armenteros, der Menschen dieser Art wohl richtig beurteilen konnte, da er selbst dazu gehörte, schilderte ihn als den arglistigsten und verschlagensten Mann, den er in Brüssel kenne, der überall die Hände im Spiele haben wolle.[1]) Geflissentlich suchte sich Hames der Gunst eines so einflufsreichen Mannes zu versichern, wie es der Vertraute Egmonts war; es fehlt uns nicht an Einblicken in das nichts weniger als zahme und gottselige Treiben des Kreises, in dem sie sich bewegten.[2]) Wie bei Brederode, so stand bei Hames und bei seinen Standes- und Gesinnungsgenossen aus dem Gefolge der Grofsen das negative Moment der Abkehr von der Kirche, ihren Geboten und Bräuchen im Vordergrunde; das positiv konfessionelle Element spielte zunächst bei ihnen schwerlich eine grofse Rolle. Grade bei Hames ist allerdings anzunehmen, dafs ihn die engen Beziehungen, in die er seit der Mitte des Jahres 1565 zu den Kalvinisten und ihren Führern trat, auch mit dem Geiste des Protestantismus erfüllten. Noch ein Jahr später freilich empfahl er den Kalvinisten, wenngleich nicht ohne Vorbehalt, die Anbequemung an das lutherische Bekenntnis, und ausdrücklich hob er hervor: „Ich möchte bei der Augsburgischen Konfession verharren. Der Herr Graf (Ludwig von Nassau) nimmt, was das Dogma betrifft, eine neutrale Haltung ein“.[3]) Wenngleich ein entschiedener Protestant, so ist er also doch auch später kein Eiferer für das Bekenntnis als solches geworden; höher als dieses standen ihm die allgemeinen Gesichtspunkte, und ein Kalvinist im wahren Sinne des Wortes wurde er niemals. Liebeshändel, Trinkgelage und Glücksspiel[4]) waren im Kreise dieser Herren auf der Tagesordnung; Zunge und Feder

ergingen sich in leichtfertigen und frivolen Aufserungen. Von puritanischer Sittenstrenge war man hier jedenfalls weit entfernt, und die Konsistorien hätten hier Anlafs genug zum Einschreiten und zu ernster Rüge gehabt. Wenn man sich auch aus dem Lager des Katholizismus in das des Protestantismus schlug, so dachte man doch noch nicht so bald daran, deshalb einen neuen Menschen anzuziehen; erst der Kampf mufste hier läuternd wirken.

Keineswegs fehlte es dem niederländischen Kalvinismus aber damals bereits gänzlich an Mitgliedern aus dem Adel, die aus voller dogmatischer Überzeugung zu ihm standen; es waren dies die beiden Brüder Marnix, Jean, Herr von Thoulouse, und Philipp, Herr von St. Aldegondesberg.[1]) Sie entstammten einem savoyardischen Geschlecht; ihr Grofsvater Jean war im Gefolge Margaretens der Älteren, Herzogin Wittwe von Savoyen, nach den Niederlanden gekommen; er bekleidete hier das Amt eines Generalschatzmeisters. Sein Sohn Jacques war vermählt in erster Ehe mit Marie Hamericourt, einer Dame aus angesehener und begüterter Familie, deren einziger Bruder später der erste Bischof von St. Omer wurde; aus dieser Verbindung entsprangen die beiden Brüder Jean und Philipp, von denen der zweite, 1538 geboren, in der Folgezeit unsterblichen Ruhm erwerben sollte. Nach dem Tode Mariens verheiratete sich der Vater (1546) zum zweiten Male; auch aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor, Jean und Gérard, die aber im Gegensatze zu ihren älteren Stiefbrüdern der katholischen Religion und Philipp treu ergeben blieben. Der Älteste erbte das Stammgut Marnix in Savoyen, Thoulouse in der Franche Comté und die Herrschaft Baudrenghien im Hennegau; Philipp empfing aus dem Nachlafs seiner Mutter die gleichfalls im Hennegau gelegene Herrschaft Mont-Sainte-Aldegonde. Er studierte anfangs in Löwen, darauf begaben sich die Brüder nach Genf, wo sie unter Kalvins und Bezas eigener Leitung sich den humanistischen, juristischen und zumal theologischen Disziplinen mit Eifer und Erfolg widmeten; sie traten den beiden Reformatoren auch persönlich nahe.[2]) Wie Philipp später selbst vor Alexander von Parma bekannte, hatte er sich schon in früher Jugend der Religion zugewandt, die damals in seiner Heimat „mit Feuer und Blut heimgesucht wurde“; eben deshalb hatte er wohl auch zusammen mit dem Bruder die Schritte nach Genf gelenkt, und hier befestigten sie sich in ihrer

unbedingten Ergebenheit für den „Propheten Gottes“ und seine Lehre. Sie gelangten zum Protestantismus nicht erst, wie ihre Standesgenossen, auf dem Umwege der Opposition gegen Philipps Politik und Religionspolitik; sondern sie waren ihm zugehörig von Anfang an; daher stand bei ihnen das Bekenntnis im Vordergrunde, und diesem mufsten sich die politischen Erwägungen unterordnen. 1559 kehrten sie nach dem Vaterlande zurück, kalvinistische Eiferer im Herzen; doch mufsten sie ihre wahre Gesinnung sorgfältig verbergen; so lebten sie sechs Jahre, „wie verborgen unter dem Kreuze der Verfolgungen, die damals sehr hart waren“, treu ihrem Glauben, aber „ohne irgend jemandem Anlafs zu Ärgernis oder übler Nachrede zu geben, und alles das vermeidend, was ihnen das Gewissen verbot“. Die briefliche Verbindung mit Beza ward aufrechterhalten; so blieb ihnen die heilige Flamme des Glaubens im Busen bewahrt. Gleich geschickt mit dem Schwerte wie mit der Feder zu kämpfen, waren sie die gebornen Führer ihrer Glaubensgenossen; sie warteten nur auf die Gelegenheit, um sie zum Streite aufzurufen, und diese sollte sich jetzt bieten, indem sie aus dem frohen Traume einer Milderung der Plakate, welchen ihnen die Kunde vom Erfolge Egmonts in Spanien gewährte, durch die Oktoberdepeschen Philipps rauh und unsanft zur Erkenntnis der harten und grausamen Wirklichkeit aufgerüttelt wurden.

Ein Anzeichen des heimlichen Bewufstseins, dafs Gewalt notwendig Gewalt erzeugen müsse, war es, wenn bei den Verfechtern des spanischen Systems die Besorgnis und die Gerüchte von einer grofsen Erhebung der Ketzer nicht verstummen wollten. Und selbst dafs alles scheinbar ruhig war, konnte ihr Mifstrauen nicht einschläfern; sie hielten das für die Stille vor dem Sturm. Philipps Agenten in Brüssel, Alonso del Canto, fiel es auf, dafs die Ketzer jetzt nicht mehr, wie früher, Versammlungen hielten und von ihren Sekten und Irrtümern nicht mehr so laut, wie früher, sprächen; er glaubte sogar, sie gingen jetzt in die Kirchen und zu den Prozessionen, sie nähmen auch an der öffentlichen Kommunion teil, ohne freilich vorher zu beichten, und war der Ansicht, dafs sich alle Sekten nunmehr ohne Ausnahme einem gemeinsamen Oberhaupt untergeordnet hätten, auf dessen Befehl sie sich eine Zeitlang zurückhielten, um dann mit um so gröfserer Macht loszubrechen. Im Frühjahr 1565 traf Granvellas Freund Bollweiler mit dem Reformierten Toxites zusammen, der früher

dem Kardinal als Spion gedient hatte; Toxites versicherte dem Landvogte, dafs es bald in den Niederlanden zu grofsen Unruhen wegen der Religion kommen würde; er wiederholte ihm das mehrere Male, indem er hinzufügte: „Erinnern sie sich an das, was ich ihnen heute gesagt habe; es ist ganz sicher". Bei den Beziehungen des Toxites zu den französischen Hugenotten glaubte Bollweiler diese Warnung nicht übersehen zu dürfen; er machte sofort dem Kardinal davon Mitteilung.[1]) Sie erschien als eine gewichtige Bestätigung der seit langen Jahren gehegten Befürchtung geheimer Verbindungen der niederländischen Protestanten mit den Hugenotten behufs gemeinsamer Erhebung. Weit verbreitet war diese Besorgnis. Im Winter 1565/66 berichtete Castellanos an Philipp II.: ein grofser Teil des Adels stehe in vertrautem Einverständnisse mit den Franzosen; Condé selbst sei verkleidet mehrere Male im Lande gewesen und habe sich sogar in Antwerpen aufgehalten; er und Coligny ordneten regelmäfsig Personen nach den Niederlanden ab, um mit diesen in Konnex zu bleiben und das Volk für sich zu gewinnen; der Punkt, wo alle diese Fäden auf französischem Boden zusammenliefen, sei ein Schlofs Condé's, genannt Conti, bei Beauvoir; hier fänden häufig Versammlungen statt, und hier lägen auch Listen, worin die flandrischen Ketzer namentlich verzeichnet ständen, die auch als Matrikeln dienten, um sie zur gegebenen Zeit zum bewaffneten Aufstande aufzurufen; Condé lasse sogar minderwertige Gold- und Silbermünzen mit Bildnis und Wappen Philipps schlagen.

Gewifs waren das unkontrollierbare Gerüchte, die weit über das Ziel hinausschossen. Aber sie dürften eines wahren Kernes keineswegs entbehren. In den späteren Apologien von protestantischer Seite[2]) wird versichert, dafs von Frankreich aus alle Mittel in Bewegung gesetzt wurden, um die niederländischen Reformierten zu Abfall und Empörung aufzureizen; aber die Treue und Loyalität der Untertanen des Königs hatte, so wird versichert, solche Kraft, dafs sie den Lockrufen nicht ihr Ohr leihen wollten, und dafs sie sogar drohten: wenn man noch länger ihnen gegenüber eine solche Sprache führen wollte, so würden sie offen zeigen, dafs ihnen das mifsfalle; nicht an sie dürfe man sich mit dem Begehren wenden eines so schmachvollen Abfalles von ihrem guten Könige und gebornen Herrscher, bei dem sie „eines Tages noch Gnade und Erbarmen zu finden

hofften, wiewohl ihre Feinde jetzt seine Ohren mit falschen Verleumdungen erfüllten und verstopften". Wenn auch die Farben hier sehr stark aufgetragen sind, um die Loyalität der Protestanten in ein helles Licht zu setzen, so mögen doch wahre Vorgänge der Schilderung zu Grunde liegen. Keineswegs war die französische Nachbarschaft ohne Einflufs auf die niederländischen Verhältnisse. Die kalvinistische Propaganda wurde stärker, in Lehre und Verfassung ahmte man das französische Vorbild nach. Aber von einer politischen Solidarität zwischen den Protestanten beider Länder war noch nicht die Rede; noch standen die Erinnerungen an die Kämpfe fast eines Jahrhunderts ihr hemmend im Wege. Eben deshalb hatte Guy de Brès schon früher, anstatt die Konfession der französischen Kirchen von 1559 einfach zu übernehmen, wozu auch die Genfer Reformatoren rieten, zwar in Anlehnung an diese, dennoch ein besonderes Bekenntnis für die niederländischen Kirchen ausgearbeitet,[1]) und auch jetzt hatte die kirchliche Gemeinsamkeit den nationalen Gegensatz noch nicht völlig zu überbrücken vermocht. Ein Beweis dafür ist der Empfang, der dem berühmten Junius in Antwerpen bereitet wurde. Im April 1565 kam nach Genf ein Bevollmächtigter der Antwerpener Gemeinde, um hier die Abordnung eines Predigers französischer Zunge zu erbitten, da sie einen solchen im Lande selbst nicht finden konnte. Man empfahl ihnen einen jungen Franzosen, François de Jon (Junius).[2]) Geboren 1545 zu Bourges als der Sohn eines Kriegskommissars, entstammte Junius einem Hause, das der Reformation geneigt war; während er in Genf studierte, war soeben sein Vater von papistischen Eiferern ermordet worden. Da wollte er Frankreich nicht mehr wiedersehen; er entschlofs sich, „einem so undankbaren Vaterlande, welches seine besten Bürger ausrottete und seine schlechtesten beschützte, gänzlich zu entsagen". In dieser Stimmung traf ihn der Ruf nach Antwerpen, er liefs sich von der „ehrwürdigen Kompagnie der Pastoren" in Genf prüfen und wurde, wenngleich er kaum älter als zwanzig Jahre war, für tauglich zum Predigtamte befunden. Mit einem fünf Jahre älteren Amtsbruder, Péregrin de la Grange, dessen Bestimmungsort Valenciennes war, machte er sich auf den Weg. Im Mai des Jahres langte er in der neuen Heimat an, der er von nun an treu blieb. Aber zuerst hatte er mit dem Mifstrauen seiner Gemeinde zu kämpfen, nicht wegen seiner grofsen Jugend,

sondern wegen seiner Herkunft. „Denn bei den meisten", so erzählt er selber, „haftete noch die Erinnerung an die früheren Kriege mit Frankreich in der Seele, und diese tat es den einfältigen Menschen so stark an, obschon ich zu ihrem Besten, zum Gottesdienste, gesandt war und gute Empfehlungsbriefe bei mir hatte, dafs sie sich vor mir in Acht nähmen, nicht anders als ob ich als Spion gekommen wäre, oder als ob ich gar keine sogenannte ‚Syllaben' oder Ausweisschreiben, wie sie durch eine vertraute Kirche schriftlich gegeben zu werden pflegen, bei mir gehabt hätte. Darum war ich oft, indem ich von jeder Verteidigung meiner Nation Abstand nahm, die ich zuweilen ohne meine Schuld sehr heftig beschuldigen hörte, gedrungen, beweglich in diese Worte auszubrechen: ‚Fürwahr ein wunderlich Ding! Hat denn Satan so grofse Macht über die Gemüter der Menschen, dafs er ihnen infolge der Torheit von Königen und Fürsten also das Herz verhärten kann? Selbst jetzt, da wir alle in Einigkeit zur Predigt vom Heile des Evangeliums berufen sind, vermag das Blut Christi, das uns von allen Sünden reinigt, bei uns nicht soviel, dafs es diesen Hafs tilgt und uns in heiliger Einigkeit des Geistes verschmilzt!' So brachte ich allen den Frieden, mit denen ich sprach, und der Herr bewirkte, dafs ich die Abgunst, die ich aus den Worten und Andeutungen vieler deutlich merkte, durch Geduld und Glauben überwand!"

Inniger wie die Beziehungen der niederländischen Kalvinisten zu den Franzosen, waren in jener Zeit die zu den Engländern.[1]) Das natürliche Band bildeten hier die Exilsgemeinden in London, in Sandwich, in Norwick. In Brüssel schätzte man, dafs die Zahl der flüchtigen Niederländer in England von 1563 bis 1566 von 18 oder 20000 bis an die 30000 gestiegen sei. Wie sich die Kompagnie der merchant adventurers sowohl der Exilskirche als auch ihrer einzelnen Mitglieder tatkräftig annahm, so waren in dem wirtschaftlichen Konflikte, der eben damals zwischen England und den Niederlanden bestand, die fremden Gäste ihren Wirten und Beschützern in mancher Hinsicht nützlich.[2]) Ihre Oberhäupter unterhielten Beziehungen mit den leitenden englischen Staatsmännern, zumal mit dem Minister Cecil. Eine wichtige Rolle spielte Jan van Utenhove, Synodale der Londoner Kirche. Er war aus einem angesehenen Genter Geschlechte, welches viel dazu beigetragen hat, in den Niederlanden dem Humanismus und

dem Protestantismus eine Heimstätte zu bereiten; sein Vater Nicolaus, Ritter und Präsident des Rates von Flandern, war bereits ein Freund des Erasmus und der kirchlichen Reform. Utenhove unterhandelte, als der Handelskrieg zwischen England und seinem Vaterlande ausgebrochen war, im Auftrage der Londoner Regierung mit dem Grafen von Ostfriesland über die Verlegung des englischen Handels von Antwerpen nach Emden. Mehr den Flüchtlingen zu gewähren, als Schutz und wohlwollende Aufnahme, bis ihnen dereinst die Rückkehr frei stünde, dazu war England nicht Willens und auch nicht in der Lage, und mehr wünschten jene auch schwerlich. Gespannt schauten sie auf die Entwicklung der Verhältnisse in der Heimat; der Sturz Granvellas flößte ihnen Trost und guten Mut ein; schon erscholl in ihren Kreisen die Kunde: bald werde die Freiheit der Religion im Vaterlande erklärt werden, Egmont habe das beim Könige erwirkt.[1])

Freiheit der Religion und der Religionsübung: das war damals noch das Losungswort des niederländischen Kalvinismus; sie wollten sie damals sogar, des eigenen traurigen Loses eingedenk, auf die übrigen Sekten, selbst auf die verhafsten Täufer, ausgedehnt wissen. Bezeichnend dafür ist ein Anschlag, den man am 1. Mai 1565 in Gent fand; er lautete:

„Wisset, Gebieter der Stadt Gent, dafs die Christen dieser Stadt Euch bitten, Ihr möget ihnen erlauben, hier in Frieden leben zu dürfen; wir werden für Euch beten und Euch gehorsam sein in allen Stücken, wie es uns der hl. Paulus lehrt. Fürwahr, wir werden den Herrn bitten, er möge Euch die Gnade schenken, dafs Ihr seine Kirche und seine Gemeinde schützet; denn Ihr seid sehr starke Glieder des Körpers Christi, welcher ist seine Kirche. Wir, Bürger dieser Stadt Gent, bitten Euch, Ihr möget für gut ansehen, uns zu gestatten und zu überlassen eine Kirche oder ein Haus, worin wir öffentlich das hl. Evangelium predigen und zwei Sakramente nach der Verordnung Christi verwalten dürfen. Und wenn Ihr uns die öffentliche Predigt nicht gewähren wollt, so bitten wir Euch, dafs die Christen es den Papisten verweisen dürfen, wenn diese Lehren vortragen, die dem hl. Evangelium widersprechen, und dafs sie öffentlich vor allem Volke in einer Kirche gegen die genannten Papisten disputieren dürfen, damit jeder Handwerker und jeder Bürger des Laienstandes höre und urteilen könne, welche Partei die gerechtere Sache habe und

befolge; denn der hl. Augustin disputierte oft vor dem Volke gegen die donatistischen Ketzer und gegen die Arianer.

„Die wahren Christen sind bereit, zu disputieren nicht allein gegen die Papisten sondern auch gegen die nichtswürdigen Anabaptisten, welche in vier bis fünf Punkten irren. Sie werden ebenso gegen alle übrigen Sekten disputieren, wenn ihnen der Magistrat die erbetene Freiheit einräumt.

„Wenn Ihr uns aber die Freiheit nicht gestatten wollt, um die wir nachsuchen, so beschwören wir Euch, dafs ihr die genannten Anabaptisten ebensowenig bestrafet, wie uns Christen selber. Denn wiewohl die Anabaptisten in einigen Punkten irren, so sind sie gute und friedfertige Menschen und führen ein heiligmäfsiges und treffliches Leben. Die Türken erlauben den Christen, welche doch Feinde ihres Gesetzes sind, in ihren Städten zu leben, wenn sie ihnen nur die gebührenden Abgaben zahlen. Ebendarum bitten wir Euch, dafs Ihr uns, die wir Christen sind, in Euren Städten leben lasset, indem wir Euch die Steuern entrichten, die Ihr von uns fordert. Dafür gibt es noch andere Gründe, die hier nicht angeführt werden können.

„Gebet.

„Himmlischer Vater, wir bitten Dich für unsern König Philipp und für alle seine Edlen, für alle seine Räte: Du mögest für gut ansehen, sie zu erleuchten und sie zu belehren in ihrem verdunkelten Geiste, damit sie erkennen, dafs sie in der Sünde des Unglaubens verharren. Wir bitten Dich, himmlischer Vater, wir bitten Dich für alle Diener der Rechtspflege, welche durch die Autorität Philipps zu hohen Würden bestellt sind.“ [1])

Eben jetzt war es, dafs Philipp, den Beamten und Obrigkeiten des Landes die strengste Vollziehung der Plakate und unweigerliche Unterstützung der Inquisition anbefehlend, alle Kräfte im Staatswesen zur endlichen Unterdrückung des Protestantismus aufrief.

Zweites Kapitel.

Die Wirkung der Oktoberdepeschen. Der adlige Bund und die erste Petition.

(November 1565 bis April 1566.)

Der Uneingeweihte, dessen Fuſs im November des Jahres 1565 die Hauptstadt des Landes betrat, hätte nicht gerade den Eindruck gehabt, als ob man hier am Vorabende groſser und schwerer Ereignisse, blutiger Katastrophen stünde. Soeben wurden die Vorbereitungen zu glänzenden und rauschenden Festlichkeiten getroffen, die an die prunkvollen Zeiten der alten burgundischen Herzöge erinnerten. Die Hochzeit von Margaretens vielgeliebtem Sohne mit der portugiesischen Prinzessin Maria sollte gefeiert werden; zugleich sollte ein Kapitel des Ordens vom goldenen Vliefse stattfinden. Von allen Seiten strömte der Adel nach Brüssel; schon war der Herzog Ottavio von Parma angelangt; eine Flotille von vier Kriegsschiffen mit 600 Mann Besatzung und einem Ehrengeleite von 15 Edelleuten und 12 Edeldamen, einem Gefolge von mehr als 100 Bediensteten führte die Braut aus Portugal dem Verlobten zu; an der Spitze standen der Graf und die Gräfin von Mansfeld. Es war das letzte Mal auf lange Zeit, daſs die Stadt von Jubel und fröhlichem Lärm wiederhallte; bald sollten sie die dumpfen Schreie des Aufruhrs durchzittern. Dem ritterlichen Spiele der Turniere sollte der blutige Ernst der Waffen, auf die Maskeraden das Wimmern der Gefolterten in den Marterkammern, den schimmernden Aufzügen zur Einholung der Braut Trauerzüge Verurteilter zum Schaffote folgen. Noch ahnte selbst Oranien nicht, wie nahe die Entscheidung bevorstand. Am 2. November traf die Post ein, daſs die Portugiesische Flotte sich Seeland nähere; der Prinz teilte die Kunde seinem in Deutschland

weilenden Bruder Ludwig mit der Aufforderung zu schleuniger Reise mit, falls er an der Hochzeit teilnehmen wolle; zugleich liefs er ihn wissen, er habe Nachricht aus Spanien empfangen, dafs der König noch keine Resolution in den schwebenden Fragen getroffen habe.

Am 3. November wurde die Flotte der Infantin in Seeland gesichtet; am Martinstage hielt sie ihren feierlichen Einzug in Brüssel, und noch an demselben Abend fand die Trauung durch den Erzbischof von Cambrai statt.[1]) Bis in die ersten Tage des Dezembers hinein reihte sich Fest an Fest. Der spanische Gesandte in London Don Diego Guzman de Silva erschien als Stellvertreter des Königs mit kostbaren Geschenken. Dem äufseren Glanze entsprach die Stimmung der Festgeberin keineswegs. Weder sie noch auch ihr Gemahl und ihr Sohn waren von der Verbindung, die das Werk des Königs war, übermäfsig entzückt. Der Prinz sprach gelegentlich den liebenswürdigen Wunsch aus, das Reisegeleite möge mit der Braut in den Grund des Meeres versinken; trotzdem wurde die Hochzeit mit der Entfaltung eines geradezu unsinnigen Prunkes begangen. Margareta äufserte, noch nie habe ein Statthalter oder eine Statthalterin der Niederlande hier einen Sohn verheiratet, und daher müsse das Ereignis ganz besonders gefeiert werden. Allein die Kosten der Reise übers Meer beliefen sich auf 100 000 Gulden; sie verschlangen die ganze Mitgift der Infantin, die Viglius daher nicht mit Unrecht eine „teure Braut“ nannte. In der Stadt und im ganzen Lande hielt man sich über solche Verschwendung auf; man erging sich in Spottreden, und man war bei der herrschenden Teuerung nicht ohne Sorge darüber, welchen Eindruck sie beim niedern Volk machen würde. Der eigene Gemahl war damit nicht einverstanden; es kam darob zwischen den von jeher zwieträchtigen Gatten zu heftigen Auseinandersetzungen, von denen Armenteros an seinen Vetter Perez schrieb, sie seien so schlimm, dafs er sie nicht wieder erzählen dürfe, da er ja Margaretens Brot esse. Ottavio verlangte, dafs seine Gemahlin ihre Güter und ihre Juwelen, die von beträchtlichem Werte waren, auch für den Fall dem Hause Farnese vermache, dafs die Ehe Alexanders kinderlos bliebe; dafs sie sich dazu nicht verstehen wollte, trug nicht zur Verbesserung des Verhältnisses bei, das zwischen ihnen obwaltete. Anfang Januar 1566 reiste der Herzog auf die Kunde vom Tode Pius V. nach Italien zurück. Zum häuslichen Ungemach kam für die

Regentin ihr politisches Fiasko: zur selben Zeit, wie ihre Schwiegertochter, kamen die Oktoberdepeschen Philipps aus Segovia an. Hatte sie schon vorher ihrer Stimmung durch bittere Tränen Ausdruck gegeben, sodafs man in Brüssel von nichts anderem als von ihrer „Weinerei“ sprach, so gingen ihr jetzt erst recht „die Augen über“.

Eine ganze Woche hielt die Herzogin die französischen Briefe geheim, die für den Staatsrat bestimmt waren; erst Mitte November gelangte die Hauptdepesche zur Verlesung im Konseil. Die Herren machten bei dem Passus über die Religion „lange Nasen“; ihr Ingrimm kannte keine Grenzen. Der Graf von Hoorne äufserte unverhohlen, der König sei toll; Nikolaus von Hames, der sich damals viel in seiner Gesellschaft befand, stellte die Frage, was denn der König hier eigentlich zu suchen habe, worauf Hoorne erklärte, man werde im Lande auch ohne Philipp fertig werden; er drohte, die Inquisitoren aus dem Fenster hinauszuwerfen.[1]) Der Marquis von Bergen warf dem Monarchen vor, dafs er mit ihm ein unredliches Spiel treibe: „Der König hält mich, ich weifs es, für doppelzüngig und falsch; ich bin es nicht; er selbst ist es; denn er handelt anders, wie er versprochen hat.“[2]) Man führte die Oktoberdepeschen auf den Rat Granvellas zurück und besorgte sich vom Einflusse des Kardinals noch schlimmerer Dinge; nicht wenig trugen dazu einige unvorsichtige Worte bei, die des Prälaten Vertrauter, der Propst Morillon, fallen liefs, dafs nämlich der König noch dereinst Granvellas Feinde strafen würde. Sie drohten, falls mit der Durchführung der neuen Befehle Ernst gemacht würde, sich von den Geschäften zurückzuziehen; sie wollten nicht, so liefsen sie sich hören, dabei helfen, 50 bis 60000 Personen zu verbrennen. Eine Politik passiven Widerstandes den Befehlen des Königs entgegenzusetzen, das war wohl auch das Ergebnis der Beratungen, welche die Liga zum Anfange des Dezembers unter Teilnahme des Prinzen von Oranien und Ludwigs von Nassau, Bergens, Montignys und Noircarmes abhielt; Egmont war dabei nicht anwesend; wie man im kardinalistischen Lager wissen wollte, war er aus Mifstrauen nicht hinzugezogen.

Niemand mufste sich jedenfalls durch die Oktoberdepeschen des Königs so unmittelbar getroffen fühlen, wie Egmont. In der Antwort[3]) auf das Handschreiben, das Philipp zugleich mit jenen an ihn geschickt hatte, verbarg er nicht seine Entrüstung über die Täuschung, die er erlitten hatte; er sprach die Befürchtung

aus, dafs die letzten Mafsregeln des Monarchen das Gegenteil von dem bewirken würden, was zu erreichen sie bestimmt seien; er lehnte jede Verantwortung dafür entschieden ab und beklagte sich, dafs man ihn beschuldige, die Depeschen seien ein zwischen ihm und Philipp in Spanien abgekartetes Spiel. Dafs ihm seine alten Freunde nicht mehr trauten, das war es, was sein stolzes Herz vor allem mit Kummer erfüllte. Er kam darauf noch einmal in einem Briefe zurück, den er einige Wochen später an Philipp richtete: „Ich sehe sehr wohl, dafs seit einiger Zeit Manche mir ein anderes Gesicht zeigen, als sie sonst pflegten, und es scheint mir, dafs sie mich weniger achten; auch behandeln sie mich weniger vertrauensvoll, wie vor meiner Reise nach Spanien. Eure Majestät kann sich wohl denken, warum. An und für sich bekümmere ich mich darum recht wenig; denn ich war niemals ehrgeizig; aber es würde mich betrüben, wenn ich deshalb Eurer Majestät nicht mehr so nützen könnte, wie ich wohl wünsche.“ [1])

Um das Mifstrauen zu verscheuchen, das die Genossen ihm offensichtlich bezeugten, erhob er die Stimme am lautesten; er liefs sich jetzt von ihnen da vorschicken, wenn sie selber nicht zu reden wagten. Er zeigte seine Absicht an, sich zurückzuziehen. Don Guzman de Silva, der ja gerade zur Hochzeit des Alexander Farnese in Brüssel weilte, suchte ihn nach Möglichkeit zu beschwichtigen: kein verständiger Mann werde meinen, dafs er seine Ehre verloren habe, weil er etwas anderes berichtet, als der Herrscher später befohlen habe; nicht nur in drei bis vier Monaten, sondern sogar in wenigen Tagen pflegten oft mächtige Fürsten ihre Entschlüsse zu ändern, mitunter selbst in einem Tage oder in einer Stunde. Er erinnerte ihn an das grofse Vertrauen, das der König in ihn setze, da auf ihn das ganze Land seine Augen gerichtet habe. So wohlfeiler Trost machte auf den Grafen geringen Eindruck; bitter beschwerte er sich bei der Statthalterin, dafs der König nicht auf ihn und die anderen Herren höre, die ihm doch so treu ergeben seien, sondern auf ihre Widersacher; sei das die Belohnung für ihre langjährigen Dienste? Er behauptete, die Plakate seien durch Karl V. nur erlassen, um abzuschrecken; wenn Philipp jetzt ihre strikte Ausführung fordere, so sei das eine unerhörte Neuerung. Armenteros hielt ihm vor: er habe gar kein Recht zu klagen, dafs er getäuscht worden sei; denn in der Instruktion, die er aus Spanien

mitgebracht hätte, sei von den Versprechungen nicht das geringste enthalten, die seinen Angaben zufolge der König gemacht habe; dieser habe sich darin zu nichts verpflichtet, sich vielmehr vorbehalten, nach Verständigung mit der Statthalterin die Entscheidung zu fällen. Der Graf erwiderte, dafs ihm der König mündlich anderes in Aussicht gestellt hätte, u. a. dafs er niemals die Inquisition hier einführen wolle. Indem Armenteros darauf bemerkte, dafs es sich ja auch garnicht um die Einführung der Inquisition, sondern lediglich um ihre Aufrechterhaltung in der Form handele, wie schon Karl V. sie geschaffen habe, gofs er Öl in das brennende Feuer. Denn Egmont rief jetzt aus: „Ihre Worte leisten dem Verdachte Vorschub, den viele hegen, dafs die Depesche des Königs, die den Hoffnungen so widerspricht, welche man hier hegte, im Einverständnisse mit der Herzogin beraten und beschlossen worden ist". Armenteros gewahrte, welchen Mifsgriff er begangen hatte; hoch und teuer schwur er: Philipp habe sie ganz aus eigenem Antriebe erlassen; alles, was in ihren Kräften stand, habe seine Herrin getan, um die Wünsche der Magnaten ihrem Bruder zu empfehlen. Der Graf schenkte seinen Beteuerungen Glauben, schob aber nun die Schuld auf Granvella: durch das Mittel der Inquisition wolle sich der Kardinal an seinen Feinden rächen; seine Anhänger würden bewirken, dafs alles verloren gehe, und wenn es erst einmal so weit gekommen sei, so würden sie dem Könige nicht helfen, es zurückzugewinnen. Armenteros machte Egmont darauf aufmerksam, dafs, wenn er und seine Freunde den Verlust der Niederlande herbeiführten, sie selbst zuerst verloren sein würden: niemals würden sie Ehre und Gut wieder erlangen; der König aber habe die Macht, das Land zurückzuerobern. Abermals geriet der Graf in zornige Aufwallung: niemals würde er die Waffen gegen seinen König ergreifen, und wenn dieser ihm auch noch mehr Unbilden zufügen sollte; er würde sich dann vielmehr nach einem Erdenwinkel zurückziehen, wo ihn niemand sähe.[1]) Er fühlte den Boden unter sich wanken; sein Instinkt sagte ihm, dafs über sein Schicksal schon das Los gefallen sei; äufserte er doch eben damals zum Präsidenten von Flandern seine Besorgnis, dem Herrscher bereits im Punkte des Glaubens verdächtig zu sein. Und als ob er diesen Verdacht entkräften wollte, liefs er noch Mitte Februar 1566 in seiner Stadt Armentierès zur grofsen Bestürzung der Kalvinisten eine Ketzerhinrichtung vollziehen.[2])

In der Tat war Egmont auf falscher Fährte, wenn er die Statthalterin zieh, dafs sie die Opposition beim Könige übel bediene. Aufs peinlichste empfand sie die Lage, wie sie durch die Oktoberdepeschen Philipps geschaffen worden war. Auch auf sie suchte Guzman beruhigend einzuwirken. Sie fafste die vier Punkte zusammen, worin die Dissonanz zwischen Philipp und den Grofsen gipfelte: die „Moderation" der Plakate Karls V., die Ernennung Arschots zum Mitgliede des Staatsrates, die Frage der Superiorität des Staatsrates über Geheimrat und Finanzrat, sowie die Berufung der Generalstände. Sie sprach ihr Bedauern darüber aus, dafs Philipp in allen diesen Stücken sich ablehnend gegen die Wünsche der Magnaten verhalte; am meisten aber schmerze es sie, so fügte sie hinzu, zu merken, dafs ihr der König ein gewisses Mifstrauen zeige, während sie doch ihr einziges Heil darin suche, ihm zu dienen, wie es ihre Pflicht sei. Der Gesandte erwiderte ihr, sie möge sich darüber keine Sorge machen, da es allgemein bekannt sei, dafs der Herrscher sie liebe. Sie blieb dabei, dafs die strenge Durchführung der Plakate den Verlust des Landes heraufbeschwören müsse; Guzman hielt ihr entgegen, lieber werde der Herrscher alle seine Staaten verlieren, als ein Pünktchen von seiner Ehre durch Preisgebung der Religion; darüber könne und dürfe man, so betonte er, nicht einmal sprechen. Zwar blieb es nicht auf sie ohne Eindruck, als ihr der Botschafter vorstellte, die von den Herren für den Staatsrat geforderte Suprematie sei eigentlich eine Beeinträchtigung ihrer eigenen Autorität, da nur der Statthalter eine allen Zentralbehörden übergeordnete Stellung einnehmen dürfe; auch wies er mit Nachdruck darauf hin, welche Verantwortung sie treffe, wenn unter ihr die vom Könige und seinen Vorgängern mit Mühe geschaffene und sorgsam gehütete Autorität der Krone zu Grunde gehe; da wechselte sie die Farbe und wurde weifs, wie Leinewand.

Aber auf wen sollte sie sich stützen, wenn sie wirklich hätte umkehren und zu den Traditionen ihrer ersten Regierungsjahre zurückgreifen wollen? Mit den „Kardinalisten" hatte sie es gründlich verdorben; sie hatte sie verfolgt und aufs schwerste beleidigt. Das Band, durch welches sie und Armenteros an die Seigneurs gefesselt wurden, war so leicht nicht zu lösen; der gemeinsame Hafs gegen Granvella hielt alle noch zusammen.[1]) Indem Armenteros sein Verhältnis zu Perez und dessen Einflufs

hinwiederum auf Philipp stark übertreibend schilderte, erweckte er bei der Herzogin und den Seigneurs die Vorstellung, als ob sein Einfluſs der denkbar gröſste sei.[1]) Noch fiel es ihr nicht ein, ihre Haltung zu ändern. Sie teilte Arschot seine Ernennung in einer Form mit, gleich als wünsche sie, daſs er ablehne, und behandelte ihn so, daſs er, nachdem er einmal im Staatsrate erschienen war, wieder abreiste, ohne daſs sie einen Versuch machte, ihn zum Bleiben zu bewegen. Als die Ketzer in Brüssel groſse Exzesse begingen und die Heiligenbilder schändeten, sagte sie Alonso del Canto, die Priester selbst steckten hinter diesen Freveln, um Unruhen zu stiften. Mit den beiden spanischen Agenten geriet sie jetzt überhaupt öfters zusammen. Sie behandelten die Herzogin nicht eben mehr schonend und höflich; Fray Lorenzo fragte sie einmal, um ihr die Gefährlichkeit der Liga und der Beziehungen der Herren zu den deutschen Fürsten zu Gemüte zu führen: was sie und ihr Gemahl wohl denken würden, wenn der Adel von Parma und Piacenza in ihrer beiden Abwesenheit einen Bund schlösse, und wenn darin einer ihrer Nachbarn, wie hier der Herzog von Kleve, so dort Ferdinand von Gonzaga, eintrete. Sie „ward darüber sehr ungehalten und wünschte ihn wohl an die fünfzig Meilen weg von sich". Durch briefliche Mitteilungen Tisnaqs wurde es ruchbar, daſs Philipp den spanischen Mönch während seines Aufenthaltes in der Heimat seines besonderen Vertrauens gewürdigt habe; nichts lag daher näher, als der Verdacht, daſs dieser auf die letzten Entschlüsse des Monarchen bestimmend eingewirkt habe: um so gröſser war der Haſs, den das Volk, die Groſsen und die Regentin einmütig auf den Priester warfen, der ihnen als eine Verkörperung der verabscheuten spanischen Nation und Inquisition erschien.[2]) Schon war sie nahe daran abzudanken; Egmont lieſs sie an: warum sie denn nicht zurücktrete, da sie doch beim Könige nicht das gehörige Ansehen besitze? was sie denn hier noch wolle? Nur für ihre Person, so versicherte er sie, nicht für ihr Amt hege man noch Achtung.[3]) Es bedurfte dringender Vorstellungen des Armenteros, um sie vor einem solchen Schritt zu bewahren, der ihr und ihrem Hause, wie er ihr entschieden vorhielt, die Gnade des Herrschers kosten würde.

Noch stand die Herzogin durchaus im Bannkreise der Opposition, und in dieser übernahm jetzt Oranien von neuem die Führung, die Genossen im Staatsrate mit sich fortreiſsend. Worauf

seine Pläne zunächst gerichtet waren, das wurde im Verlaufe der Verhandlungen offenbar, die jetzt im Schofse der Brüsseler Regierung über die Oktoberdepeschen des Königs gepflogen wurden: nämlich einen Sturm im Lande zu entfachen, der einer zweiten Aktion, die sich noch ganz im geheimen vorbereitete, die Wege ebnen sollte. Als am 14. November der Erlafs des Königs im Konseil verlesen wurde, stellte die Herzogin an den Präsidenten Viglius die Frage, ob die neuen Anordnungen des Herrschers im Punkte der Religion ausführbar wären. Viglius bejahte sofort und erklärte, man dürfe nicht gegen den Willen des Monarchen handeln; er gab damit die Ansichten der Kardinalisten unzweifelhaft wieder.[1]) Schnell genug aber änderte er seine Meinung. Die Angelegenheit wurde zunächst dem Geheimrate zur Erwägung überwiesen, und dieser wollte unter dem Einflusse von Viglius einen Mittelweg einschlagen. Er empfahl, den geistlichen und weltlichen Behörden die Befehle Philipps hinsichtlich der Unterweisung des Volkes im Glauben und des Unterrichtes der Jugend, nicht minder hinsichtlich der Reformation des Klerus, sowie den Provinzialhöfen und Städten seinen Willen betreffend die Aufrechterhaltung der Plakate in ihrem bisherigen Umfange zu eröffnen. Bedenklicher aber zeigte man sich, was den Punkt der Inquisition anbelangte; Viglius gab einen Abrifs der Geschichte der Inquisition vor und seit der lutherischen Ketzerei und wies darauf hin, dafs unter Karl V. den Inquisitoren, um ihr Vorgehen zu mäfsigen, Instruktionen erteilt worden wären; daraufhin wurde der Beschlufs gefafst: es würde, um die Absichten des Königs richtig auszuführen, gut sein, dafs die Bestallungen und Instruktionen der Inquisitoren revidiert und diesen befohlen würde, sich streng an ihre neue Instruktion zu halten, sowie dafs man die Beamten und Magistrate anweise, den Ketzermeistern insoweit Gehorsam zu leisten. Es sollte diese Prüfung der Instruktionen also bis zu einem gewissen Grade eine „Moderation“ der Inquisition bedeuten; der Geheimrat sprach die Hoffnung aus, dafs dadurch die Autorität der Inquisitoren erhöht, zugleich aber auch den Magistraten und Behörden „eine grofse Genugtuung“ gewährt werden würde.

Für die Protestanten war eine solche „Milderung“ der Inquisition ein Geschenk von zweifelhaftem Werte; denn diese hätte dadurch allerdings an Autorität gewonnen, d. h. die Ketzer um so sicherer fassen können. In Wahrheit war der Vorschlag des Geheimrats nichts anderes, als ein Mittel, um die Erregung

des Volkes einzuschläfern, und gerade deshalb war er für Oranien unannehmbar; denn diesem lag ja eben daran, dafs die Wogen der populären Erregung so hoch wie irgend möglich gingen. Die Verhandlungen im Geheimrate hatten ziemlich lange Zeit in Anspruch genommen; inzwischen hatte sich Oranien mit seinen politischen Freunden über ihr weiteres Vorgehen verständigt: das eben war wohl der Zweck der geheimen Beratungen, welche die Liga im Anfange des Dezembers 1565 abhielt. Um die Mitte eben desselben Monats kam die Sache an den Staatsrat zurück, und geschlossen traten hier Oranien, Egmont und Hoorne gegen den Antrag des Geheimrats auf. Sie gaben zu, dafs die letzten Erlasse des Königs schwere Gefahren heraufbeschwören würden: schon sage man überall, dafs der König die spanische Inquisition einführen wolle; auch die neuen Bistümer würden trotz des Protestes des Königs so aufgefafst, als seien sie zur Aufrichtung der Inquisition bestimmt; den tridentinischen Dekreten widerspreche selbst die Geistlichkeit, und wolle man die Plakate streng ausführen, so sei ein grofses Blutvergiefsen unvermeidlich; dann erst werde sich zeigen, wer der Stärkere sei. Aber sie fügten hinzu, die Befehle des Königs seien so bestimmt, dafs man sich ihnen nicht widersetzen dürfe: so oft habe man den König gewarnt, und auch jetzt verlange er keine Ratschläge; sondern er habe so unbedingte Weisungen erteilt, dafs man einfach gehorchen müsse, ohne sich auf irgend welche Weiterungen einlassen zu dürfen. Umsonst trat Viglius in langer Rede für seinen Vorschlag ein. Er führte aus, dafs die einfache Mitteilung der Befehle Philipps im Punkte der Inquisition an die Obrigkeiten und Städte durchaus nicht in dessen Sinne und Interesse sei, dafs sie in diesem Momente das Signal zu Unruhen geben müsse; er erbot sich, alle Verantwortung auf sich zu nehmen. Seine Vorstellungen blieben erfolglos; es wurde beschlossen, die Gouverneure, Provinzialhöfe und Stadtmagistrate vom Inhalte der Oktoberdepeschen offiziell und rückhaltslos zu unterrichten. Das war es, was Oranien wollte; jetzt war die Fackel geschleudert, welche die Flamme der Empörung hoch emporlodern lassen mufste. „Bald werden wir", so raunte er triumphierend seinem Nebenmanne zu, „den Beginn eines erschütternden Trauerspiels erleben".

Unverzüglich ging die Statthalterin an die Ausführung. Durch ein Rundschreiben setzte sie noch vor Weihnachten[1]) die Gouverneure und die Provinzialhöfe von den Verfügungen des

Königs über die strenge Handhabung der Plakate und die der Inquisition schuldige Hilfe in Kenntnis, indem sie ihnen zugleich die genaueste Vollziehung der Tridentinischen Dekrete zur Pflicht machte. Ein Rat des Hofes sollte sich ausschliefslich damit beschäftigen, sie zu überwachen; er sollte der Herzogin von allem Anzeige machen, was sich dabei Bemerkenswertes ereigne; alle Vierteljahre sollte der Konseil selbst laufenden Bericht darüber nach Brüssel erstatten. Auszüge aus den Oktoberdepeschen wurden dem Rundschreiben beigelegt; die Provinzialbehörden wurden angewiesen, die Befehle und Mitteilungen, welche sie soeben erhalten hatten, den ihnen unterstellten Behörden und Städten zu übermitteln und für eine neue Publikation der Ketzeredikte zu sorgen. Die Regentin ordnete die Hinrichtung der gefangenen Wiedertäufer an, trat im Streite der Stadt Brügge mit dem Bischofe und dem Inquisitor Titelman für die beiden letzteren ein und beauftragte die Inquisitoren, ihre Pflicht genau nach Laut ihrer Bestallungen und Instruktionen ohne jegliche Rücksicht auszuführen, da sie sich dabei der Hilfe des Königs versichert halten dürften. Aber sie ging selber dabei von der Annahme aus, dafs sie Unmögliches ins Werk setze, und sie machte vor Philipp keinen Hehl aus dieser ihrer Ansicht.[1]) Sie erhob den kräftigsten Protest gegen die Oktoberdepeschen;[2]) nochmals verwandte sie sich aufs stärkste für die Seigneurs, indem sie sich für deren Treue verbürgte, sowie für ihr politisches und religionspolitisches Programm; sie befürwortete die Reorganisation des Staatsrates nach den Wünschen der Opposition und sowohl öffentlich[3]) als auch vertraulich die Berufung der Generalstände. Schon hatte sie, um die Gemüter einigermafsen zu besänftigen, vorgespiegelt: Philipp habe ihr eigentlich erlaubt, die Generalstände zu versammeln; doch wolle sie ihn der gröfseren Sicherheit halber noch einmal ausdrücklich befragen. Sie machte den König darauf aufmerksam, dafs die generalständischen Deputierten es ohnehin in ihrer Gewalt hätten, auch ohne seine Erlaubnis zusammenzutreten und zu verhandeln, nämlich unter dem Vorwande der Rechnungsprüfung hinsichtlich der neunjährigen Steuer. Die Vermutung dürfte gerechtfertigt sein, dafs es sich bei dieser Bemerkung nicht um die blofse Erörterung und Ausmalung einer Möglichkeit handelte, sondern dafs ihr die Grofsen tatsächlich damit, sei es im Staatsrate oder im privaten Gespräche, gedroht hatten. Flehend beschwor sie den Bruder, nicht auf die

falschen Ratgeber zu hören, die ihm den Wahn einflößten, daſs die Berufung der Generalstände Übel und Gefahren bringen würde. Sie lehnte, falls der König auf seinen letzten Befehlen verharrte, jegliche Verantwortung für die Folgen ab. Den Vorwurf, daſs sie etwa in der Erfüllung ihrer Pflichten lässig gewesen sei, bezeichnete sie als ungerecht: denn die Verfassung und der Volksgeist hätten ihr unübersteigbare Schranken geboten; jetzt wünsche sie nichts sehnlicher, als sich zurückziehen zu dürfen.

Noch weniger als der Herzogin war es den Herren mit der Durchführung der drakonischen Maſsregeln Philipps Ernst. Der Form nach handelten sie korrekt, wenn sie die Publikation der Oktoberdepeschen im Konseil verlangten und durchsetzten; aber der äuſseren Unterwerfung entsprach keineswegs eine innere Beugung unter den Willen des Herrschers, und so lief ihr Buchstabengehorsam auf eine Outrierung der Befehle Philipps hinaus, deren wahrer Zweck darin bestand, die Intentionen des Herrschers um so sicherer zu Fall zu bringen. Hatten sie im Staatsrate auf unverzügliche Vollziehung der Oktoberdepeschen bestanden, da jeder weitere Widerspruch unzulässig sei, so erklärten sie jetzt, daſs sie nicht selbst mit Hand an ein so blutiges Werk anlegen wollten, und daſs sie es daher vorzögen, von ihren Statthalterschaften zurückzutreten. Den Reigen eröffnete der Markgraf von Bergen op Zoom. Am 8. Januar 1566 antwortete er der Herzogin auf ihr Zirkularschreiben: schon seit einigen Jahren sei er amtsmüde; durch die letzten Entschlüsse des Königs sei dies Gefühl in ihm nur noch gesteigert worden: entweder würden sie den Anlaſs zu Empörung und Bürgerkrieg geben oder eine Million Einwohner aus dem Lande vertreiben und Handel und Wohlfahrt vernichten; wohl wolle er den heiligen alten Glauben erhalten wissen, und davon habe er schon genug Beweise abgelegt; aber die vom Könige vorgeschriebene Bahn der Gewalt vermöchte er nicht einzuschlagen. Er richtete an die Herzogin das Ersuchen, den König zu benachrichtigen, daſs er um seine Entlassung als Gouverneur des Hennegaus bitte. Selbst in Brüssel schien er nicht mehr verweilen zu wollen; wenigstens lieſs er bereits seine Mobilien von hier nach Bergen op Zoom überführen. Die Herzogin weigerte sich, seine Demission dem Könige zu übermitteln; sie forderte ihn auf, bis zu dessen Ankunft im Amte zu bleiben, da sein Rücktritt allzu gefährliche

Folgen haben und insbesondere die Ketzer und Franzosen zu Erhebung und Angriff reizen würde.[1]) Kaum war ihr Schreiben nach Mons an Bergen abgegangen, da traf ein neues Entlassungsgesuch ein, nämlich von des Prinzen von Oranien eigener Hand. Zwar sah Wilhelm hinsichtlich der Durchführung der Tridentiner Dekrete keine grofsen Schwierigkeiten; auch meinte er, die Reform der Priester und des Klerus überhaupt sei eine Sache, die ihn nichts angehe; aber er beteuerte, dafs er, wenn der König bei seinen Verfügungen hinsichtlich der Plakate und der Inquisition beharre, um seinen Abschied einkommen müsse; lieber wolle er sich, indem er jetzt offen spreche, Ungnade zuziehen, als durch Nachgiebigkeit und Schweigen sich dem Vorwurfe aussetzen, dafs er ungetreu, nachlässig und leichtfertig sein Amt verwaltet habe. Auch ihn suchte die Herzogin zum Bleiben zu bestimmen; sie versprach ihm, dafs sie dem Monarchen neue Vorstellungen machen und schleunige Rückkehr aus Spanien anraten wolle.[2]) Im selben Sinne, wie Bergen und Oranien, schrieb Meghem an die Statthalterin; Montigny kündigte gleichfalls seinen Rücktritt als Statthalter von Tournai an; wie Bergen, so wollte er nicht einmal mehr nach Brüssel kommen, sondern er reiste an der Hauptstadt vorbei, ohne sie zu betreten. Egmont gab im Staatsrate die gleiche Absicht zu erkennen; er bemerkte, dafs er schon in Spanien, wenn er die Mafsnahmen des Königs hätte ahnen können, in dessen Hände die Statthalterschaft über Flandern zurückgegeben hätte. Und Hoorne sandte eben damals (Anfang Januar 1566) einen Bevollmächtigten an den König, um sich bei diesem darüber zu beschweren, dafs er noch immer auf eine seinen Diensten angemessene Belohnung warte; falls er nicht in den Stand gesetzt würde, in der Öffentlichkeit auf gebührendem Fufse auftreten zu können, so drohte auch er, sich in das Privatleben zurückziehen zu müssen.[3])

Inwieweit es den einzelnen Herren mit ihrem Demissionsgesuche wirklich Ernst war, mufs dahingestellt bleiben; die Vermutung läfst sich nicht abweisen, dafs es auch als Pressionsmittel für den König und ganz gewifslich für die Statthalterin bestimmt war. Denn wenn sich die Gouverneure weigerten, der Religionspolitik der Krone Vorschub zu leisten, wenn sie lieber auf ihre Ämter verzichteten, wenn es der Regierung an den leitenden Organen der Ausführung in den Provinzen fehlte, auf wen sollte sich die Statthalterin im Lande dann noch stützen? Bei dem Ansehen, das die Grofsen genossen, bei ihrem Einflusse

auf den Adel war es höchst zweifelhaft, ob man geeignete Männer finden könnte, welche die Last auf sich zu nehmen wagen würden, welche jene von sich abgeworfen hatten. Und welchen Eindruck mufste nicht das Vorgehen Oraniens und seiner Genossen im Lande machen, das schon durch die Publikation der Oktoberdepeschen in den Zustand höchster Erregung versetzt worden war? Nimmermehr, so konnte es scheinen, durfte es der König so weit kommen lassen; wenn er nicht das Land verlieren wollte, mufste er sich jetzt endlich zur Nachgiebigkeit verstehen.

Alsbald nach dem Eintreffen des Kuriers, der die Oktoberdepeschen aus Spanien überbracht hatte, drangen beunruhigende Gerüchte in die Öffentlichkeit. Aus der Umgebung der Seigneurs wurden Andeutungen darüber laut, dafs die Hoffnungen, die man auf Egmonts Mission gesetzt hatte, trügerisch seien.[1]) Die ersten Nachrichten sickerten in den Hauptstädten durch. In Brüssel erzählte man sich, durch den Einflufs des Papstes und Granvellas sei Philipp zur Entlassung Oraniens und Egmonts bewogen, und an ihre Stelle seien Arschot und andere Kardinalisten gesetzt worden; noch wollten sie aber nicht von ihren Stellen weichen.[2]) Nachdem der Staatsrat die Veröffentlichung der Befehle Philipps beschlossen hatte, entstand eine ungeheuere Aufregung im Lande; vollständig erreichten die Seigneurs den Zweck, den sie mit dieser Mafsregel verfolgten. In Antwerpen stürmten die Kaufleute, fremde und einheimische, das Rathaus, um näheres zu erfahren; der Magistrat sandte alsbald den Pensionär Wesenbeke zur Herzogin, um sie von der in der Stadt herrschenden Bewegung zu unterrichten. In Herzogenbusch protestierten verschiedene Zunftvorsteher gegen die erneute Publikation der Plakate; in Mecheln erhob zwar nur ein einziger Schöffe dagegen Einspruch; aber auch hier hütete sich der Magistrat wenigstens den Namen der Inquisition zu erwähnen. In Gent wurde das Patent, welches die Auszüge aus den Oktoberdepeschen enthielt, gedruckt, um es möglichst zu verbreiten und dadurch die Erbitterung im Volke zu schüren. Wieder erscholl der Ruf, der König beabsichtige, die spanische Inquisition einzuführen, und wenn man darauf entgegnete, dafs ihm das fern liege, dafs er nur die im Lande bereits bestehende Inquisition in ihrem bisherigen Umfange aufrechterhalten wolle, so wurde erwidert, dafs ein Unterschied dem Wesen nach zwischen der spanischen und der niederländischen

Inquisition nicht vorhanden sei. Wilde Gerüchte durchhallten das Land: mit bewaffneter Macht nahe der König, um die spanische Inquisition mit Gewalt dem Lande aufzuerlegen; schon nehme Herzog Erich von Braunschweig zu diesem Behufe grofse Massen Reiterei und Fufsvolk in Deutschland an; unter Abschaffung ihrer Privilegien solle auf Granvellas Rat die Provinz in ein „Königreich", d. h. in eine absolute Monarchie, verwandelt werden. Pasquille und Pamphlete, Karrikaturen, Anschläge und Aufrufe, Lieder und Balladen spöttischen und aufreizenden Tones wurden zumal in Antwerpen und Brüssel verbreitet. Sie enthielten Invektiven gegen den König und Granvella; sie überschütteten die Inquisitoren und die Bischöfe mit bitterem Hohne und Schmähungen; sie forderten zur Verteidigung der Freiheiten und der Privilegien des Landes auf. Sie schürten den Hafs gegen den Klerus, ihre Sprache war Blut und Feuer; in Brüssel wurde ein Schriftstück angeheftet, welches mit den Worten schlofs: „Ins Feuer! Ins Feuer!". Sie erklärten den König für meineidig und behaupteten, dafs daher die Untertanenpflicht gegen ihn aufhöre. An die Häuser Oraniens und Egmonts wurden Zettel angeheftet, durch die sie zum Kampfe gegen die Inquisition angespornt wurden; in das Palais Egmonts wurden Billets geworfen: er solle zum Kalvinismus übertreten, dann wolle man ihn zum Herrscher über die Niederlande erheben. Es wurden hohe Belohnungen auf die Anzeige der Verfasser ausgesetzt; aber alle Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, blieben fruchtlos. Soweit verstieg sich die Frechheit, dafs man der Statthalterin, als sie zur Messe ging, eine Proklamation aufreizenden Inhalts in die Hand steckte. Bemerkenswert waren insbesondere mehrere Flugschriften, deren Ursprungsort Antwerpen war. Die eine trug die Form einer Anrufung des Rates durch die Bürger: er möge die Einführung der Inquisition nicht dulden, da sie den Privilegien der Stadt und den Versprechungen zuwiderlaufe, die ihr der König so oft erteilt habe, dafs sie damit verschont bleiben solle; Antwerpen sei eine Stadt Brabants und daher gehörig zum fünften Kreise des Reiches; müsse es zu dessen Kosten beitragen, so müsse es auch an seinen Freiheiten teilnehmen; daher solle der Rat den König vor das Reichskammergericht zitieren und, gestützt auf die Joyeuse Entrée, auf den Augsburger Vertrag von 1548 und auf die Religionsfrieden von 1552 und 1555, die Kassierung solch gewalttätiger und wider-

rechtlicher Verfügungen nachsuchen. Verrät schon hier der Gedankengang die Entstehung aus dem oranischen Kreise, so ward direkt mit Wissen und Willen Graf Ludwigs ein Libell publiziert, das, der Feder des Antwerpener Pastors Junius entstammend, von allen Flugschriften jener Tage die weitaus gröfste Wirkung ausübte;[1] „ein kleines, ganz pestilenzialisches Büchlein" nannte es der Bischof von Namur in einem Schreiben an Granvella. Nichts vermag, so ward darin gelehrt, in Glaubenssachen der Zwang, sondern nur die Überredung; diese aber wird verhindert durch das Verbot der Predigt; das Hinschlachten von Märtyrern ist nichts anderes, als das Ausstreuen von neuer Saat; die Zulassung der verschiedenen Bekenntnisse ist das einzige Mittel, um Frieden und Ruhe im Lande zu bewahren, und mit gutem Gewissen kann und darf sich der König dazu verstehen. Das war das Grundthema, das in jenen Tagen immer wieder variiert wurde: die staatliche Gemeinschaft kann sehr wohl bestehen, auch wenn zwei Religionen in einem und demselben Lande geduldet werden.[2])

Indem man den verhafsten Namen der Inquisition in die Öffentlichkeit hinauswarf, hatte man jedenfalls soviel bewirkt, dafs das ganze Land in einmütigem Widerstande gegen das System Philipps entflammte. Von einem einwandsfreien Zeugen, Fray Lorenzo von Villavicencio, hören wir, dafs in diesem Punkte alle eines Sinnes waren, auch die Katholiken.[3]) Eine allgemeine Erbitterung erhob sich wider den König selbst unter den „Gutgesinnten"; sie schoben öffentlich und laut alle Schuld auf Philipp, der sich seit acht Jahren nicht um sein angestammtes Volk gekümmert habe.[4]) Die Geistlichkeit wurde die Zielscheibe der grimmigsten Angriffe. Als Fray Lorenzo ein Buch zum Schutze der Kirche und des Klerus herausgab, worin er sich gegen einen der Pensionäre von Brügge wandte, suchte der Magistrat bei der Herzogin um die Erlaubnis nach, es öffentlich verbrennen zu dürfen. Zwischen dem Bischofe und dem Domkapitel auf der einen und dem Rate von Brügge auf der andern Seite kam es zu neuen ärgerlichen Zusammenstöfsen. Als die Statthalterin die Feier des Sieges bei Malta über die Osmanen festlich zu begehen befahl, setzte der Rat in Brügge einen Tag für die Dankesprozession an. Bischof und Kapitel erklärten, die Bestimmung über die gottesdienstlichen Veranstaltungen sei nicht die Sache des Rates, und legten die Prozession auf einen

anderen Termin. Da stellten sich mehrere Pensionäre und Schöffen beim Bischofe und beim Kapitel ein; sie behandelten die geistlichen Würdenträger von oben herab, wie wenn diese Knaben wären, und sagten unter vielen verächtlichen Reden gegen den geistlichen Stand und den Monarchen, nicht lange würde Philipp mehr leben, und auch sein Sohn würde sterben: dann würden sie an das deutsche Reich fallen und so behandelt werden, wie es sich gebühre.[1]) Die vier Glieder von Flandern ahmten das Beispiel der Stände von Brabant nach. Sie verlangten dringend, dafs gewisse Stifter, welche zu den Bistümern von Brügge und St. Omer geschlagen werden sollten, davon befreit blieben, da ihre Inkorporation den Intentionen der Gründer widerspräche.[2]) Als die Regierung die Propstei von Deventer, welche mit dem für diese Stadt geplanten Bistume vereinigt werden sollte, in Sequester nahm, legten die Stände des Landes dagegen Protest ein. Die Stände von Friesland, Groningen, Overyssel und Geldern traten mit einander in Verbindung und Verhandlungen, um sich gemeinsam der Einrichtung der neuen Bistümer in diesen Gegenden zu widersetzen.[3])

Schon deshalb mufsten die Oktoberdepeschen ein Schlag ins Wasser bleiben, da es an geeigneten Organen für ihre Ausführung fehlte. Nach den Berichten des Fray Lorenzo gab es überhaupt kaum noch zuverlässige Beamte und Richter. „Die Diener der Gerechtigkeit, wie Baillis, Bürgermeister, Schultheifsen, Schöffen, Greffiers, sind, obgleich sich darunter einige Katholiken und treue Diener Eurer Majestät befinden, in Holland, Seeland und Friesland überwiegend, in Flandern zum Teile eifrige Gönner der Ketzer". Den Präsidenten und den Rat von Friesland bezeichnete er als „Ketzer und Feinde der Kirche", die Mitglieder des Hofes von Holland als indifferent; selbst den Rat Philipps am Kammergerichte von Speyer erklärte er als Häretiker: „Welcher Skandal", so rief der Mönch aus, „da er unter den Räten der katholischen Fürsten daselbst die einzige Ausnahme darstellt". Gewifs ging Lorenzo mit diesen Denunziationen viel zu weit; rechnete er doch selbst Viglius und Hoppers zu den Gönnern der Ketzer. Aber wenn er die Magistrate von Brügge, Leeuwarden, Valenciennes, den Markgrafen von Antwerpen und den Ammann von Brüssel der Lauheit im Einschreiten gegen die Protestanten beschuldigte, so hatte er ohne Zweifel Recht. Insbesondere waren es die Magistrate von Brügge und Brüssel, über die er die Schale

seines Zornes ergofs. Nicht genug wufste er von den Schandtaten des Rates von Brügge zu erzählen: er sucht Gent, Ypern und Le Franc zu gemeinsamen Schritten gegen die Inquisition fortzureifsen; er verbietet den Häschern, die Haftbefehle des Bischofs und des Inquisitors zu vollziehen, sowie den Irrgläubigen, der Zitation des Bischofs Folge zu leisten; er läfst die gefangenen Ketzer nicht durch den geistlichen Richter verhören, sondern er tut das selbst und gibt sie dann frei; noch immer läfst er die englischen Ketzer nach Belieben leben und gewährt ihnen, wenn sie sterben, geweihte Erde. Auf Grund der Denunziationen seiner Agenten liefs Philipp dem Ammanne und dem Rate von Brüssel Vorstellungen über ihre Lauheit machen. Diese griffen darauf zu einem Mittel, welches sie bereits einige Jahre zuvor einmal angewandt hatten. Sie ersuchten nämlich die Pfarrer und Klöster der Stadt um die Unterschrift von Zeugnissen, dafs die Brüsseler noch so gute Katholiken wären, wie zehn bis zwölf Jahre vorher und jedenfalls zur Zeit der Abreise Philipps. Schon das erste Mal hatten die Pfarrer diese Bescheinigung verweigert; darauf war der Ammann unwillig in die Worte ausgebrochen: „Sind das Hirten, die nicht einmal soviel für ihre Pfarrkinder tun wollen, von denen sie doch leben? Sie müfsten sie nach Kräften schützen; statt dessen wollen sie sie anklagen und verdächtigen, und was die Mönche betrifft, denen die Gemeinde den Mund vollstopft, so geschähe es ihnen schon Recht, wenn man ihnen den Brotkorb höher hinge!“ Jetzt erneuerte der Magistrat dieses Ansinnen; wohl drei bis vier Mal wurden der Dekan und der Pfarrer von St. Gudula heimgesucht; aber sie sträubten sich beharrlich. Die Karmeliter und Franziskaner liefsen sich schliefslich einschüchtern, auch die Dominikaner, die allerdings hinzufügten, dafs es wohl sehr viele gute, aber auch sehr viele schlechte Katholiken und Ketzer gäbe. Von den Pfarrern liefs sich nur der von St. Nicolaus dazu bewegen; ihm hatte der Ammann, in dessen Hause übrigens Nicolaus de Hames vertraut verkehrte, gedroht: er werde zu den Nationen gehen, die gerade versammelt seien, und sie von seiner Weigerung benachrichtigen; denn durch seine ablehnende Haltung würde er, der Pfarrer, den Anlafs zur Einführung der Inquisition in Brüssel geben.[1]) Selbst bis in die Kreise hoher kirchlicher Würdenträger drangen die Toleranzbestrebungen. Unter dem Einflusse seines Vetters, des Marquis von Bergen, betrieb der Erzbischof von Cambrai das Projekt einer Synode, auf der sich alle Bischöfe, die Inquisitoren und Vertreter der

Fakultäten von Löwen und Douai versammeln sollten; sie sollten den König um „Moderation" der Plakate ersuchen. Den Bemühungen Fray Lorenzos bei den Inquisitoren Titelmann, Tiletanus und Bajus, sowie beim Bischofe von Ypern gelang es, den Plan zu hintertreiben; er hielt ihnen vor, dafs ohne die Erlaubnis des Papstes oder des Monarchen derartige Beratungen unstatthaft seien.[1]) Selbst die Publikation der Tridentinischen Dekrete stiefs beim Klerus auf Schwierigkeiten. Die Kapitel der fünf Kirchen von Utrecht widersetzten sich ihr unter Berufung auf ihre und des Bistums Privilegien, nicht minder die friesischen Prälaten. Als sie auf Anregung der Herzogin durch den Erzbischof von Utrecht zu einer Provinzialsynode entboten wurden, lehnten sie unter Hinweis auf die alten Privilegien ihres Landes das Erscheinen ab, und die friesischen Stände erklärten sich mit ihnen vor dem Grafen von Aremberg, dem Provinzialgouverneur, einverstanden.[2]) Überall zeigte sich der Widerstand der lokalen Gewalten, der Städte und Stände. Trotz der Parteinahme des Königs setzten Brügge und die vier Glieder von Flandern den Kampf gegen ihren Bischof und Titelmann fort. Die Stände von Namur, deren Pensionär eines der heftigsten Mitglieder der Opposition war, traten eigenmächtig zusammen und schickten Deputierte nach Brüssel mit der Erklärung, sie würden die spanische Inquisition nicht annehmen. Eine ähnliche Bewegung bereitete sich in Holland vor. In Brabant setzten sich die Antwerpener an die Spitze; sie rissen die drei anderen Hauptstädte und die Landstände mit sich fort. Geschlossen protestierten Antwerpen, Brüssel, Herzogenbusch und Löwen gegen die Oktoberdepeschen Philipps; sie bestürmten die brabantische Kanzlei und den Hof mit den Eingaben und Beschwerden: niemals, so behaupteten sie, allerdings zu Unrecht, habe in Brabant die Inquisition bestanden. Es nützte nichts, wenn man sie immer wieder versicherte, der König denke nicht an die Einführung irgend welcher Neuerungen, er wolle nur das Bestehende erhalten; der gesamte Landtag schlofs sich ihren Klagen und Bitten an.[3])

Eine starke und tiefe populäre Erregung, die ihren praktisch politischen Ausdruck in einer umfassenden ständischen Protestbewegung fand, das war die Wirkung der Stellung, welche die Herren der Liga zu den Oktoberdepeschen von 1565 genommen hatten, indem sie nämlich die Publikation durchsetzten und zugleich mit dem Rücktritte aus dem Staatsleben drohten. Immer-

hin blieb dieses Vorgehen innerhalb der Schranken passiver Resistenz; höchst zweifelhaft war es, ob sie wenigstens in ihrer Gesamtheit oder auch nur in ihrer Mehrheit sich weiter treiben lassen würden, nicht minder ob dieses System des passiven Widerstandes auf den König irgend welchen Eindruck machen würde. Schon riet Granvella seinem Herrn, die Demissionsgesuche der Grofsen ganz ruhig anzunehmen, da sich Nachfolger für sie finden lassen, und da sie so am besten unschädlich gemacht würden. Und dafs die Städte und Stände mit ihrem Petitionssturme mehr ausrichten würden, als die Herren vermochten, welche doch die Statthalterin ganz und gar auf ihrer Seite hatten, das war erst recht nicht anzunehmen. Es war zu besorgen, dafs, wenn der König fest blieb, die Bewegung doch schliefslich ergebnislos in sich zusammenfallen würde. Zwar die Anarchie hörte dann nicht auf; das Staatswesen verharrte in seiner äufsersten Zerrüttung und Ohnmacht, da die Stände für irgendwelche Bewilligungen gewifs nicht zu haben waren; das Land verödete und wurde seiner besten Kräfte beraubt; aber das System Philipps blieb in Kraft. Konnte sich doch selbst jetzt die Statthalterin der Ausführung der Blutbefehle Philipps nicht entziehen. Das nun war die Frage, von der alles Weitere abhing, ob die Herren die Unzulänglichkeit ihrer bisherigen wesentlich passiven Haltung einsehen und sich zu Mafsregeln aktiven Charakters aufraffen würden, um die Durchführung ihres politischen Programms zu erzwingen. Gerade zu der Zeit, als die Wogen der allgemeinen Aufregung besonders hoch gingen, im Februar 1566, schrieb einer der leitenden Männer der protestantischen Adelspartei, Nikolaus von Hames, an den Grafen Ludwig von Nassau, der eben damals in Deutschland weilte:

„Wir erwarten Alle Ihre Rückkehr mit unglaublicher Begierde und Sehnsucht; denn wir hoffen, dafs Sie dazu beitragen werden, das Feuer in den Herzen dieser Herren anzufachen, welches da nur allzu trübe und kraftlos brennt. Sie wollen, dafs wir der Verstocktheit und der Wut dieser hungrigen Wölfe nur Vorstellungen, Bitten und also schliefslich nur Worte entgegensetzen, während unsere Feinde nicht aufhören zu verbrennen, die Köpfe abzuhauen, zu verbannen und ihrer Wildheit in allen Stücken freien Lauf zu lassen. Sei es also: brauchen wir die Feder und sie den Degen, wir Worte und sie die Gewalt; wir werden weinen, und sie werden lachen; der Herr sei gelobt in

allem; aber ich kann Ihnen das nicht ohne Tränen schreiben; alle die armen Gläubigen sind verloren, da das Heilmittel so auf sich warten läfst. Wir haben sie eine Zeitlang getröstet, indem wir ihnen schnellen Beistand versprachen; aber ich sehe die Hilfe weiter entfernt, denn je, und zwar durch die Lässigkeit derjenigen, welche die eifrigsten sein müfsten. Die vier Städte von Brabant haben beim Kanzler und beim Hofe von Brabant eine Petition betreffend die letzten Befehle des Königs eingereicht; aber es scheint, als ob sie die bisherigen Plakate billigen und nur die Inquisition verwerfen; sie halten sich an die Namen und übersehen die Sache. Man sagt, dafs Flandern einen ähnlichen Schritt vorbereite, ebenso Holland. Aber ich sehe nicht, dafs sich aus allen ihren Schriften irgend welcher Nutzen ergeben wird; denn so wird man niemals fertig werden; die Krankheit und Verderbnis unserer öffentlichen Verhältnisse ist viel zu weit vorgeschritten, als dafs man sie durch so milde Tränklein und Zuckersäfte heilen könnte, sie erfordert eine stärkere Purganz oder das Brenneisen!"

Vollkommen hatte Hames recht, wenn man die Sachlage von seinem und des Protestantismus Standpunkte aus betrachtete. Eine stumpfe Waffe waren diese papiernen Proteste, die keinen Erfolg versprachen. Auch waren sie eine Halbheit; denn in der Tat wollte ja Philipp gar keine Neuerung eingeführt, sondern nur das Bestehende aufrecht erhalten und streng vollzogen wissen. Gerade die Protestanten und Anhänger der Toleranzbewegung strebten nach einer Änderung des geltenden Zustandes. Aber diese neue und schärfere Waffe, deren Anwendung Hames verlangte, sie war bereits geschmiedet: das waren das Kompromifs und der adlige Bund. Der Zweck der glühenden Worte des Ordensherolds, er bestand eben darin, durch die Vermittlung Ludwigs von Nassau die Liga der Herren zu einmütigerem Vorgehen mit dem Bunde der Edlen zu entflammen; davon wurde die Entwicklung jetzt abhängig, ob es gelingen würde, ein geschlossenes Zusammenwirken zwischen Liga und Bund zu erzielen.

* * *

Bis in die Mitte des Jahres 1565 reichen die Anfänge des Bundes zurück.[1]) Durch die Gerüchte über den Erfolg Egmonts in Spanien war, wie wir wissen, bei den Protestanten die Hoffnung geweckt worden, dafs der Anbruch besserer Tage für sie

bevorstünde. Im oranischen Kreise waren diese Erwartungen sehr schnell herabgestimmt; sehr schnell hatte man hier den übertriebenen Optimismus Egmonts erkannt. Die Depeschen Philipps vom Mai, der Ausgang der Verhandlungen, welche auf der geistlichen Konvokation im Juli geführt worden waren, warnten vor allzu frohen Erwartungen. Schwerlich entging das den führenden Elementen unter den Protestanten, um so weniger, als ja Graf Ludwig von Nassau, der über alle Vorgänge im Schofse der Regierung aufs beste unterrichtet war, mit ihnen in laufender Verbindung stand. Im Juli und August weilte Graf Ludwig im Bade Spa bei Lüttich; hier besuchten ihn Thoulouse, Hames und Gilles Le Clerq, wohl auch einige andere gleichgesinnte Männer. Es wurde hier unter ihnen vereinbart, einen Bund zu schliefsen, dessen Zweck die Erringung von Gewissensfreiheit sein solle, sodafs jedermann frei und ungefährdet in dem Bekenntnisse leben dürfe, welches er sich gewählt habe. Es läfst sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen, von wem die Anregung dazu ausgegangen sein mag. In gleichzeitigen Parteischriften von apologetischem Charakter[1]) wird sie den kalvinistischen Gemeinden zugeschrieben: die der neuen Lehre ergebenen Kaufleute und Bürger hätten ihren adligen Glaubensgenossen eröffnet, dafs sie von Frankreich her zu einer Erhebung aufgestachelt würden; sie hätten ihnen mitgeteilt, dafs sie entschlossen seien, entweder das Land zu verlassen oder das Allianzangebot aus dem Auslande anzunehmen, im schlimmsten Falle aber „den gemeinen Mann an sich zu henken und alle Inquisitoren und Geistlichen zu erwürgen und totzuschlagen". Der Kern dieser Berichte ist nichts weniger, als unwahrscheinlich. Je mehr die Aussicht auf Gewährung von Toleranz wieder schwand, um so mehr befestigte sich bei den protestantischen Gemeinden der Wille, der Gewalt Gewalt entgegenzustellen, mit ihren auswärtigen Glaubensgenossen sich zu verbinden und das ihnen zugehörige niedere Volk zunächst gegen ihre geistlichen Peiniger loszulassen. Auf sich selbst gestellt, hätten die kalvinistischen Gemeinden freilich mit solchen Aufstandsversuchen wenig ausgerichtet; daher trachteten sie zunächst danach, ihre adligen Glaubensbrüder für ein Zusammenwirken irgend welcher Art zu gewinnen. Gilles Le Clerq als der Vertreter der Konsistorien wandte sich in diesem Sinne an Thoulouse, dessen Anhänglichkeit an das gemeinsame Bekenntnis ihm wohl bekannt war. In den Beratungen zwischen

Thoulouse und Gilles Le Clerq ist dann auch zuerst der Plan aufgetaucht, unter dem Adel des Landes einen Bund zu stiften, dessen Ziel die Freistellung der Religion war. Schon damals wird der oder jener von den Standesgenossen ins Vertrauen gezogen worden sein, vor allem Hames. Mit diesem begaben sich Thoulouse und Gilles Le Clerq — vermutlich im August[1]) — nach Spa, wo sich Graf Ludwig zur Kur befand. Sie hatten wohl Grund zur Annahme, dafs gerade er für eine schärfere Aktion zu haben wäre, und sie bedurften seiner auch als Mittelglied für Oranien und die Liga; in der Tat billigte er ihr Vorhaben.[2]) Schwerlich ist man aber dabei über allgemeine Erwägungen und Erörterungen hinausgekommen, und es handelte sich zunächst nur eben um die Absicht. Dem Prinzen scheint Graf Ludwig in diesem Stadium der ersten Besprechungen noch nichts mitgeteilt zu haben; wenigstens findet sich in den ziemlich zahlreich erhaltenen Briefen, die Oranien an Ludwig nach Spa richtete, keinerlei Andeutung, aus der man solches schliefsen könnte.[3])

Im September 1565 begab sich Graf Ludwig auf Wunsch des Bruders, vermutlich in Familienangelegenheiten, nach Dillenburg. Während seiner Abwesenheit ruhten die Verhandlungen über die Errichtung des Bundes. Zwar hatte ihn der Bruder gebeten, seine Rückkehr aus Deutschland nach Möglichkeit zu beschleunigen; aber noch Anfang November verweilte er hier; erst eine Nachricht des Prinzen von der bevorstehenden Vermählung Alexander Farneses rief ihn nach Brüssel zurück.[4]) In den letzten Tagen des Novembers und den ersten des Dezembers erreichten die Festlichkeiten des Hofes ihren Höhepunkt und Abschlufs. Am 30. November, am Tage des Patrons, des heiligen Andreas, wurde ein Kapitel des Vliefsordens abgehalten. Dreizehn Ritter hatten sich dazu eingestellt; die Herzogin gab ihnen ein glänzendes Bankett. Zwei Tage später fand auf dem grofsen Markte zu Brüssel ein Turnier statt. Mitten im Lärme dieser Veranstaltungen wurde in aller Stille und Heimlichkeit der Plan verwirklicht, den man vor etwa vier Monaten in ländlicher Zurückgezogenheit bei den Quellen von Spa geschmiedet hatte. Vertrauliche Vorbesprechungen der protestantischen Edelleute mit Ludwig von Nassau und Brederode, sowie mit anderen jüngeren Ordensrittern und Mitgliedern der Herrenliga mögen vorausgegangen sein; am 1. oder 2. Dezember fand darauf eine förmliche konstituierende Versammlung im Hause des Grafen von Kuilenborg

statt.[1]) Etwa zwanzig Edelleute waren erschienen, die ohne Zweifel ausnahmslos bereits dem protestantischen Bekenntnisse zugetan waren. Die Versammlung trug einen ausgesprochen religiösen Charakter; sie wurde eingeleitet durch Predigt und Gebet; es war dazu der Prediger Junius aus Antwerpen nach Brüssel berufen worden. Nur Edelleute waren, wie es scheint, anwesend; die Herren, mit Einschluſs Ludwigs von Nassau und Brederodes, hielten sich fern; gleichsam die Leitung hatte der ältere Marnix. Es wurde vorgeschlagen und gestiftet ein förmlicher Bund gegen die Ausführung der Tridentiner Dekrete, gegen die Inquisition und gegen die Plakate; es wurde weiterhin beschlossen, einigen hervorragenden deutschen Fürsten durch eine Gesandtschaft ein Bündnis anzubieten. Zwei Tage später hielt man eine neue Sitzung ab; dabei kam man überein, nur mit den deutschen Fürsten in Beziehung zu treten. Es ist nicht zu ersehen, welches die Bedeutung dieser Festsetzung war, und wogegen sich ihre Spitze richtete. Vielleicht war es vorgeschlagen worden, auch mit anderen Ausländern, etwa mit den französischen Hugenotten, Verbindungen anzuknüpfen; vielleicht handelte es sich auch darum, ob der Bund auf die bisherigen Teilnehmer zu beschränken und im Lande selbst nicht zu erweitern sei. Wie dem auch immer sei, wenn sich die Konföderierten wirklich damals noch auf den Standpunkt stellten, im Inlande nicht weiter zu werben und sich mit den deutschen Fürsten zu weiterem Vorgehen zu einigen, so ging man jetzt davon ab. Denn abermals nach zwei Tagen befand man es für gut, den Bund durch einheimische Mitglieder zu verstärken, und es wurde den Anwesenden aufgetragen, zu diesem Zwecke unter ihren Standesgenossen Propaganda zu machen.

Damit hatte der Bund diejenige Form gewonnen, die für ihn nunmehr charakteristisch wurde: ein kleiner Kern, bestehend aus protestantischen Edelleuten, der um sich auf den Kampfesruf gegen die Inquisition zahlreiche Adlige katholischen Bekenntnisses scharte, von denen sich freilich dann im Verlaufe des Kampfes mancher der neuen Lehre genähert und angeschlossen haben mag. Innerhalb des weiteren Kreises bildete die engere Vereinigung fortan gleichsam ein ständiges Aktionskomitee. Die Publikation der Oktoberdepeschen, das Gerücht von der Verpflanzung der spanischen Inquisition nach den Niederlanden hatte den Boden für die Erweiterung des Bundes vorbereitet. Um

Weihnachten fand eine Versammlung im Hause von Hames statt; es waren dabei zugegen die beiden Marnix, Adrian von St. Winoxbergen, Herr von Olhain, Charles Boisot, der zum Gefolge der Statthalterin gehörte, Philipp von Marbais, Herr von Louverval, Thierry Bouton, Herr von Corbaron und Melin, und Martin Lopez, ein Antwerpener Kaufmann spanischer Herkunft und ritterlichen Standes,[1]) Charles de Montfaucon, Baron von Fleschy, ein Savoyarde, Jean le Sauvage, Herr von Escaubecq und Ligny, ein Enkel des Kanzlers Karls V., sowie Christoph von Leefdal und Maximilian von Blois, genannt Cocq-Neerijnen; die beiden Letzten waren Edelleute aus dem Gefolge Egmonts.[2]) Auch hier leitete Thoulouse die Verhandlungen; indem er den Vorschlag eines Bundes gegen die Inquisition wiederholte, legte er eine von ihm verfafste Urkunde vor, die jedes Mitglied zu unterschreiben hätte, das sogenannte „Kompromifs"; es wurde gemeinschaftlich gelesen und verbessert. Während der Verhandlungen erschienen Graf Ludwig von Nassau und Brederode einen Augenblick, gleichsam um sie durch ihre Gegenwart zu autorisieren und sanktionieren.[3]) Nachdem Graf Ludwig, wie es scheint, den Text gebilligt hatte, wurde das Kompromifs ins Reine geschrieben; sieben Exemplare wurden angefertigt und alsbald von den Anwesenden unterzeichnet; sie wurden darauf an Graf Ludwig und Brederode zum gleichen Zwecke geschickt. Der erstere verweigerte zuerst seine Unterschrift;[4]) er berief sich darauf, dafs er landesfremd sei, hier nicht begütert und auch der Inquisition nicht unterworfen; schliefslich liefs er sich bestimmen und unterzeichnete mit Brederode am Morgen des folgenden Tages sämtliche sieben Exemplare.[5]) Der Name des Grafen sollte ohne Zweifel als Werbemittel dienen; ausdrücklich wurde, um neue Mitglieder zu gewinnen, betont, dafs der Prinz seinen Bruder nicht im Stiche lassen würde. Vor der Hand sollte die Sache noch ganz im Geheimen bleiben; auch die Agitation sollte ebenso betrieben werden. Der ältere Marnix sollte in Geldern, der jüngere in Flandern oder im Hennegau, Leefdal in Brabant, die übrigen in anderen Provinzen Beitrittserklärungen sammeln.[6]) Die Unterzeichner schlossen, so ward in der Stiftungsurkunde gesagt, „eine heilige und gesetzmäfsige Konföderation und Allianz"; sie verpflichteten sich gegenseitig durch einen feierlichen Eid, nach Kräften zu hindern, „dafs die Inquisition in irgendwelcher Gestalt angenommen und eingeführt werde, sei es offen oder

verhüllt, unter welchem Vorwande und Deckmantel es auch immer sein möge, sei es unter Namen oder Gestalt der Inquisition, Visitation, Plakate oder sonst irgendwie, sondern sie ganz zu vertilgen und auszurotten als die Mutter und die Ursache jeder Unordnung und Ungerechtigkeit". Für ihr ganzes Leben sollte dieser Bund gelten, und um ihn für immer zu festigen, gelobten sie einander, „mit Gut und Blut als Brüder und treue Gefährten" beizustehen, falls einem von ihnen durch die Inquisition oder sonst wegen dieses ihres Bundes ein Leides geschehen sollte.[1])

Noch setzte sich der Bund der Adligen damals aus Protestanten zusammen;[2]) ihr Ziel war es eben, für sich Abschaffung der Inquisition und Plakate, also zum mindesten Freiheit, wenn nicht gar Ausübung ihres Glaubens, zu erringen. Um das zu erreichen, mufsten sie es versuchen, Anhänger an sich zu ziehen, vor allem aber ihre katholischen Standesgenossen in grofser Anzahl mit sich fortzureifsen; der Wortlaut des Kompromisses enthielt nichts, was nicht auch diese bei der tiefen Erregung unterschreiben konnten, die das ganze Land durchzuckte. Mit grofser Schnelligkeit verstärkte sich der Bund bereits um die Wende des Jahres; es sammelten sich in ihm in der Tat nicht nur die protestantisch gesinnten Elemente, sondern auch Edelleute in Massen, die nicht an Abfall vom alten Glauben dachten, die dadurch nur ihre Unzufriedenheit mit dem politischen und religiösen Systeme der Krone zum Ausdruck bringen wollten. Zu den Führern gehörten aufser Ludwig von Nassau und Brederode von den Magnaten die Grafen van den Bergh und Kuilenborg, sowie Graf Karl von Mansfeld; von den Adligen zweiten Ranges sind aufser den Teilnehmern an der Versammlung im Hause des Hames, nämlich Hames selber, den Brüdern Marnix, Olhain, Karl Boisot, Louverval, Bouton, Jean le Sauvage, Leefdal und Maximilian von Blois, genannt Cocq, noch unter den ersten Mitgliedern anzumerken: Ludwig von Boisot, ein Bruder Karls, Robert von Cocq, ein Bruder Maximilians,[3]) Wilhelm von Merode, Herr von Duffel und Waroux, Karl von Houchin, Herr von Longastre, Erard von Merode, Herr von Levaulx,[4]) Bernhard von Merode, Herr von Rumen, Karl van der Noot, Herr von Risoir,[5]) Philipp von Montigny, Herr van Villers, Kornelius von Ghistelles, Pierre d'Andelot, Herr von Florey und Montchaux, Egmonts Sekretär Beckerzeel, der Baron Peter von Brandenburg aus Namur, Wilhelm von Landas, Seigneur du

Chin aus Lille, Jakob von Bailleul, ein Schwager Philipps von Marnix, gleichfalls aus Lille, Anton von Vicht, Herr von Noorthove aus Flandern, Anton von Bosch, ein Kavalier Egmonts, Adrian von Montoye aus Flandern, Jean d'Estruval, Herr von Vendeville aus Flandern, Philipp van der Meere aus Brüssel, Anton von Mol, Sohn des Maires von Löwen, Johann von Hornes, Baron von Boxtel, Johann von Berchem aus Brüssel, Anton von Brecht, Leutnant in der Kompagnie Brederodes. Wie es mit der Werbung dieser Mitglieder zuging, zeigt das Beispiel des Pierre d'Andelot. Noch vor Weihnachten 1565 befand er, der nicht einmal erklärter Protestant war, sich auf dem unweit Brüssels gelegenen Landsitze Thoulouses Baudrenghien; da wurde er von seinem Wirte in Anwesenheit von Jakob Bailleul und Gilles Le Clerq zur Unterzeichnung des Kompromisses aufgefordert. Da er erst nur die Unterschrift Ludwigs von Nassau sah, nahm er Anstand; aber Marnix beschwichtigte seine Bedenken, indem er ihn versicherte, dafs der Graf nichts ohne das Vorwissen des Prinzen tue, dafs auch Brederode, van den Bergh und Kuilenborg beigetreten wären, und andere Herren der Angelegenheit ihre Sympathieen zuwandten. Ebenfalls auf Überredung Thoulouses trat Theodor von Battenburg aus Geldern bei; es wurden ihm die Unterschriften Ludwigs von Nassau und Karls von Mansfeld gezeigt; mit ihm zeichnete Philipp von Bailleul, der das wohl mehrfach tat, um denjenigen, die man gewinnen wollte, durch sein Beispiel Mut einzuflöfsen. Bis tief in den Sommer 1566 wurden neue Beitrittserklärungen gesammelt. So verpflichtete sich Theodors Bruder Giselbert von Battenburg erst im Anfange des Aprils 1566. In Friesland scheint das Kompromifs erst im Sommer 1566 allgemein angenommen worden zu sein.[1]) Allerdings nicht einmal diejenigen Edelleute, die sich alsbald nach der Versammlung bei Hames dem Bunde anschlossen, und die im Frühjahre 1566 als Agitatoren in den Provinzen reisten, waren entschieden protestantisch, geschweige denn gar kalvinistisch gesinnt. Ein Mann, wie Karl von Mansfeld, dachte nicht daran, sich von der Kirche zu trennen, so energisch er auch sonst damals noch für die Konföderation eintrat. Manche waren wohl im allgemeinen von protestantischen Ideen erfüllt, ohne deshalb einem bestimmten Bekenntnisse beizupflichten; manche waren von ziemlich verschwommenen irenischen Ansichten durchdrungen.[2]) Jedenfalls waren es nicht nur religiöse Motive,

selbst nicht nur die Abscheu vor der Inquisition, die der Ausbreitung des Bundes Vorschub leisteten; sondern es waren sogar bei manchen der ersten Führer Beweggründe allgemeiner Unzufriedenheit im Spiele. „Die grofse Lustseuche", so schrieb Hames, „wird, je schonender man sie behandelt, um so schlimmer, und sie greift immermehr um sich, bis sie den Menschen zum stinkenden Kadaver macht. Unsere Lustseuche ist die Verderbnis des Glaubens, der Justiz, des Geldes, unendliche Schulden, Erniedrigung, ja sogar fast Unterdrückung des Adels, Ämter und Würden in den Händen von lauter unwürdigen Personen: das heilt einmal mit Worten!" Wie tief die Gährung im Adel ging, das zeigt am besten die grofse Ausdehnung, welche der Bund gewann.[1]) Er zählte schliefslich wohl über 500 Mitglieder; davon fiel fast der fünfte Teil auf Friesland, wohin das Kompromifs am spätesten gelangte, wo es aber den gröfsten Anhang fand; dann kam Holland mit ungefähr 70 Teilnehmern; die nördlichsten Provinzen waren am stärksten vertreten. Von den Südprovinzen stand Brabant mit etwa einem halben Hundert an der Spitze; Flandern zählte nur die Hälfte, Namur an die 30 Mitglieder. Ungefähr anderthalb Hundert der Verschworenen traf später die Rache durch Gefängnis, Verbannung und gewaltsamen Tod. An die 25 büfsten ihr Unterfangen mit dem Leben: einer von ihnen, Johann von Longueval, ein in Artois ansässiger Flamländer, war zum Scheiterhaufen bestimmt.[2])

Sowohl was die Zusammensetzung, als auch was die Ziele anbelangte, welche ihre Mitglieder verfolgten, weisen die Liga der Herren und der Bund der Edlen grofse Ähnlichkeiten auf. Bei beiden stand im Mittelpunkte ein kleiner Kern von Männern, die mit dem katholischen Glauben innerlich gebrochen und sich sogar zum Teile schon öffentlich zum Protestantismus zu bekennen begannen, — dort Wilhelm von Oranien mit einigen jüngeren Vliefsrittern, hier die eigentlichen Stifter und diejenigen, die ihm schon im Dezember 1565 beigetreten waren. Einzelne gehörten beiden Gruppen zugleich an, so Brederode, Kuilenborg und van den Berg, sodafs also teilweise gleichsam eine Personalunion zwischen den führenden Elementen beider Vereinigungen bestand. Darauf nun kam alles an, dafs die Leitung eine einheitliche blieb, dafs beide zusammenwirkten und sich gehörig ergänzten. Gewifs suchte der Bund Anlehnung an die Liga; aber er war andererseits von einem starken Tatendrange erfüllt, schon

deshalb, weil es sich bei den Männern, die ihn dirigierten, und die bereits den Übergang in das Lager der neuen Religion vollzogen hatten, um die Behauptung der Existenz handelte. Es war nun für sie bei der fest geschlossenen Organisation, die der Konföderation zu eigen war, nicht schwer, die übrigen Genossen mit sich fortzureifsen; leicht liefsen sich diese auf die unbestimmte Kunde hin, dafs sich das Unternehmen des Schutzes der Grofsen erfreue, zu Schritten von unübersehbarer Tragweite bestimmen. Während also dem Bunde der Edeln von vornherein ein Zug nach vorwärts drängender Aktion innewohnte, war es vorauszusehen, dafs es grofse Mühe kosten würde, die Mehrheit der Liga, deren Opposition sich auf die ständisch-feudalen Tendenzen und auf das unbestimmte und unklare Verlangen nach einer gewissen religiösen Toleranz in keineswegs festgesteckten Grenzen beschränkte, zu mehr als passiver Resistenz zu bewegen. Es war also die Aufgabe desjenigen, der im Mittelpunkte beider Vereinigungen stand, auf die eine einen retardierenden, auf die andere einen treibenden Einfluſs auszuüben und so beide auf dasselbe Ziel hinzulenken; ihr unterzog sich jetzt Wilhelm von Oranien.

Wann Oranien von der Bildung des Bundes die erste Kunde erhielt, ist nicht mehr genau festzustellen; aber es ist nicht anzunehmen, dafs Graf Ludwig, sowie der Plan über die Stadien der ersten Erwägungen hinaus gediehen war, den Bruder ohne Nachricht gelassen haben sollte. Es ist möglich, dafs sie schon lange vor der Bildung der Konföderation im vertrauten Gespräche das Projekt berührt haben mögen; wir werden uns dabei bescheiden müssen, nichts darüber sagen zu können. Soviel ist sicher, dafs der Prinz von dem Unternehmen, sowie es festere Gestalt annahm, wufste, dafs er es billigte und dafs er von Anfang an, zwar persönlich sich zurückhaltend, indirekt — nämlich durch das Mittelglied Ludwigs — auf die Verbündeten einen entscheidenden Einfluſs ausübte. Schon in dem ersten Beschlusse, mit den protestantischen Fürsten Deutschlands in Beziehungen zu treten, möchte man das Werk seiner Eingebungen erblicken. Sorgsam waren die Verschworenen darauf bedacht, für ihre Absichten die Gutheifsung durch den Prinzen einzuholen. Die ersten Entwürfe, die sie schmiedeten, waren getragen vom Mute der Verzweiflung; waren sie doch tollkühn genug, sich Antwerpens durch einen Handstreich bemächtigen zu wollen.[1]) Durch Ludwig wurde das Vorhaben dem Prinzen hinterbracht; er riet ab und versprach,

durch friedlichere Mittel für eine Besserung der Zustände zu wirken. Wie er also hier hemmend wirkte, so suchte er auf der anderen Seite die Liga mit sich fortzuziehen; um Weihnachten 1565 schrieb er eine Zusammenkunft der Magnaten auf die ersten Tage des folgenden März aus, auf der darüber verhandelt werden sollte, wie die öffentliche Ruhe erhalten werden könnte, ohne durch die religiösen Wirren gestört zu werden. Es ist auffallend, dafs der Termin für die Versammlung der Liga soweit hinausgerückt wurde; die Vermutung liegt nahe, dafs der Prinz erst den Erfolg anderer Mafsnahmen abwarten wollte, welche er und der Bund um eben diese Zeit zur Ausführung brachten, und deren vornehmster Leiter sein Bruder Ludwig war. Es handelte sich dabei um die Vollziehung des Entschlusses, welchen die Konföderierten gleich in ihrer ersten Sitzung gefafst hatten, Beistand bei den protestantischen Fürsten Deutschlands zu suchen.

Im Oktober 1565 hatte der neue Kaiser, Maximilian II., das Ausschreiben zu dem ersten Reichstage erlassen, den er abhalten wollte.[1]) Es ward darin, in Hinblick auf die kalvinistische Haltung des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz, die Frage zur Beratung gestellt, wie den eindringenden Sekten zu steuern wäre; zugleich sollten die Bemühungen zur Herstellung der kirchlichen Einheit wieder aufgenommen werden; noch wollte der Kaiser auf den Versuch einer selbstständigen dogmatischen Einigung Deutschlands den Tridentiner Dekreten zum Trotze nicht verzichten. Solche Bestrebungen zum Ausgleiche aller Bekenntnisse waren so recht nach dem Herzen des Oraniers; jedenfalls setzte er auf diesen Reichstag auch für die Niederlande grofse Hoffnungen. Er gedachte selbst nach Augsburg zu reisen, um dort mit August von Sachsen zusammenzutreffen; doch schien ihm das nicht unbedenklich; er meinte, er könnte, wenn er jetzt das Land verlasse, bei der Rückkehr „einen anderen in der Wohnung finden".[2]) Zwar war die Aussicht auf ein wirksames Bündnis mit den deutschen Fürsten eine mehr als unbestimmte; der Prinz verhehlte sich auch nicht die Hauptschwierigkeit, die ihr entgegenstand, nämlich dafs die lutherischen Fürsten Deutschlands nicht gerade sehr geneigt sein würden, sich der kalvinistischen Niederländer anzunehmen. Daher war sein und seines Bruders nächstes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, auf den Bund und durch den Bund auf die niederländischen Gemeinden abermals im Sinne einer konfessionellen Konkordie einzuwirken.

Einige Tage vor Weihnachten reiste Graf Ludwig nach Antwerpen, in der Hauptsache vermutlich, um von neuem die Sysiphusarbeit einer allgemeinen Union aller Bekenntnisse zu betreiben. Im Drange der Not wagten selbst die Prediger und Konsistorien nicht eine ablehnende Haltung einzunehmen; Gilles Le Clerq wurde mit Aufträgen, die auf „eine Wiedervereinigung der Kirchen zur Austilgung des gemeinsamen Hasses" zielten, an die Reformierten in Süddeutschland abgeordnet.[1]) Mit Jean Taffin kam Graf Ludwig in Mecheln zusammen; sie trafen hier die Vereinbarung, dahin zu wirken, dafs der Kaiser ein allgemeines Konzil berufe.[2]) Einer der verbündeten Edelleute, d'Andelot, wurde auf Kosten der Antwerpener Kaufleute, offenbar zu ähnlichen Zwecken, wie Gilles Le Clerq, nach Burgund, der Schweiz und Westdeutschland geschickt.[3]) Noch andere Mittel wurden in Aussicht genommen: die Anrufung der Intervention der protestantischen Fürsten Deutschlands bei der Statthalterin und dem Staatsrate, des Reichstags und des Kaisers bei König Philipp selbst: über diese Punkte sollte sich Gilles Le Clerq mit dem glaubensverwandten Kurfürsten Friedrich III. ins Einvernehmen setzen. Und zur Ausführung des Projektes einer Konföderation mit den lutherischen Fürsten reiste Graf Ludwig nach Deutschland; er hatte für die letzten Tage des Januar eine Zusammenkunft mit seinem Schwager Günther von Schwarzburg und Georg von Holl, einem ergebenen Anhänger des Prinzen, in Deutschland zu Einbeck verabredet; dorthin begab er sich über Düsseldorf, um sich mit ihnen darüber zu besprechen, wie der Plan am besten ins Werk zu setzen sei. Sie rieten ihm, sich von dem Prinzen Beglaubigungsschreiben an Kurfürst August von Sachsen und Herzog Christoph von Württemberg erteilen zu lassen; sie wollten in Kürze selbst den Prinzen zu weiterer Verständigung besuchen. Sofort übersandte Oranien dem Bruder die Kredenzbriefe mit dringenden Ermahnungen zur Vorsicht; er betraute ihn zugleich mit einer heiklen Mission, nämlich in Sachsen und in Hessen gröfsere Darlehen für ihn zu erbitten, beim Kurfürsten nicht weniger als 50 000 Taler. Aus glaubwürdiger Quelle hatte der Prinz erfahren, dafs Herzog Erich 5 000 Reiter und fünf Regimenter Infanterie annehme, und zwar, wie die Angeworbenen offen sagten, „um sie nach den Niederlanden zu legen und dort einige Rebellen zu züchtigen". Er meinte, dagegen Vorkehrungen treffen zu müssen; dazu bedurfte er aber

Barmittel, die ihm nicht zur Verfügung standen. Da es ihm in Antwerpen nicht recht glückte, solche unter billigen Bedingungen flüssig zu machen, rief er die Hilfe seiner deutschen Verwandten an.[1]) Man sieht deutlich, welches der Richtweg war, den er sich vorgezeichnet hatte: wenn es irgend möglich war, eine friedliche Lösung das Konfliktes; aber er war doch auch fest entschlossen, wenn es galt, der Gewalt Gewalt entgegenzustellen. Und auch der Rechtsboden war bereits gefunden, auf dem der bewaffnete Widerstand organisiert werden konnte: Ludwig von Nassau versprach seinen Freunden vom adligen Bunde, aus Deutschland eine Schrift mitzubringen, worin bewiesen wurde, dafs die niedere Obrigkeit die Waffen ergreifen dürfe, wenn die höhere schlafe oder Tyrannei ausübe;[2]) d. h. falls der König bei seinem unchristlichen Vorhaben der Inquisition und der Plakate beharrte, so wären die Stände berechtigt, die Summe der Staatsgewalt an sich zu reifsen und dem Fürsten mit aktivem Widerstande entgegenzutreten.

Der Erfolg aller dieser Missionen war recht gering. Es scheint nicht, dafs Ludwig über Hessen oder Nassau hinauskam. Am 3. Februar verweilte er in Marburg; eben hier traf er mit Andelot zusammen; er trug diesem auf, dem Herrn von Thoulouse mitzuteilen: er habe alles getan, um die deutschen Fürsten zu einer Konföderation im Punkte des Kompromisses zu bewegen; diese wollten sich dazu aber nicht verstehen, wenn nicht in den Niederlanden allgemein die Konfession von Augsburg anerkannt würde. Darnach mufs man annehmen, zumal da er bald darauf wieder in den Niederlanden auftauchte, dafs er bereits in Hessen auf die Fortsetzung seiner Mission verzichtete; wahrscheinlich erhielt er von dem hessischen Landgrafen Aufklärungen, die ihn von der vorläufigen Nutzlosigkeit weiterer Bemühungen in Deutschland überzeugten und ihn zur erwähnten Mitteilung an Andelot veranlafsten. Jedenfalls erwies sich der Beschlufs der Verschworenen, in ein förmliches Bundesverhältnis mit den deutschen Fürsten einzutreten, als undurchführbar. Andelot eilte von Marburg nach Augsburg zu Gilles Le Clerq, um diesem die unangenehme Botschaft zu überbringen. Auch der tournaische Advokat hatte wohl nicht viel ausgerichtet. Im Januar hatte er in Heidelberg verweilt; da Kurfürst Friedrich III. sich gerade in Thüringen aufhielt, übergab er dessen jüngerem Bruder Johann Casimir eine Bittschrift der „Kirchen von Brabant, Holland,

Flandern, Seeland, Artois und Hennegau“ um Intervention bei der Brüsseler Regierung [1]) und zog weiter gen Augsburg. Hier erstattete ihm Andelot, Mitte Februar, Bericht über seine bisherige Tätigkeit und insbesondere wohl über das, was Graf Ludwig ihm in Marburg gesagt hatte; dann eilte der junge Edelmann unverzüglich zum Prinzen von Oranien, um auch diesen von allem in Kenntnis zu setzen, was geschehen war. Gilles Le Clerq wartete die Eröffnung des Reichstages ab, die Ende März erfolgte, um hier das Interesse seiner Kirche zu vertreten. Von ihm erhielt wohl auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz die vom 1. April 1566 datierte Bittschrift der niederländischen Regierung, die er dem Kaiser und dem Reichstage überreichte;[2]) sie gipfelte im Begehren einer Intervention des Kaisers bei König Philipp. Am 25. April empfahlen die evangelischen Reichsstände dem Kaiser die niederländischen Protestanten; aber das war von zweifelhaftem Werte. Einen wirklichen Nutzen hatte die Aktion der Konsistorien auf dem Reichstage nicht erzielt, ebensowenig wie die Reise Ludwigs von Nassau in Deutschland und die Bestrebungen zum Ausgleiche der Bekenntnisse. Sie waren die ersten Glieder in der langen Kette von Versuchen, das Reich, sowohl den Kaiser als auch die Fürsten, um Schutz und Beistand anzuflehen; dasselbe Spiel, wie jetzt, sollte sich immer wieder fruchtlos erneuern.

Während also lose und leicht zerreifsbare Fäden nach Deutschland gesponnen wurden, verzehrten sich die Verschworenen in der Heimat vor Ungeduld. Überall wurden die Ordonnanzen des Königs publiziert, und wie sehr sie auch die Bevölkerung innerlich aufreizten, so schüchterten sie doch hie und da die Obrigkeiten ein. Mit Vergnügen gewahrte Fray Lorenzo, wie unter ihrem Eindrucke in manchen Städten, so in Oudenaarde, Lille und Antwerpen, der Henker neue Arbeit bekam. Die Leiter des Verbandes hielten Versammlungen über Versammlungen; Projekte über Projekte wurden geschmiedet; aber nichts wurde beschlossen. Im Februar 1566 fand eine Sitzung statt, bei der Hames, Wilhelm von Merode, Olhain, Louverval, der ältere Marnix und Leefdal zugegen waren; endlich fand man hier einen Plan brauchbar; er lief darauf hinaus, eine Versammlung der Generalstände mit unbeschränkter Vollmacht zu erzwingen, vermutlich dadurch, dafs man die Generalstatthalterin in die Gewalt der Verschworenen brachte. Schon waren alle Einzelheiten aus-

gearbeitet; man teilte sie Brederode mit, der das Projekt für aufserordentlich nützlich hielt. Auch dem Prinzen gab man davon Kunde, wenn auch nur im allgemeinen; der aber verwarf es, da es die Anwendung von Waffen bedingte. Schier war man der Verzweiflung nahe; sehnsüchtig rief man Ludwig aus Deutschland zurück, in der Hoffnung, dafs dessen persönlicher Einflufs einen gröfseren Eifer in Oranien und den übrigen Herren entzünden würde. Aufs bitterste beklagte sich Hames bei Ludwig, die Herren verlangten vom Bunde, dafs er sich, während der neue Glaube mit Feuer und Schwert verfolgt würde, auf Vorstellungen, Bitten und Worte beschränke: schon daraus geht hervor, welches Mittel der Prinz damals bereits bei der Konföderation betrieb: die Überreichung einer schriftlichen Vorstellung gegen die Inquisition und die Plakate.[1]) Noch hatte er ja schwerlich die Hoffnung aufgegeben, die Vliefsritter zu gemeinsamen Vorgehen mit dem Bunde der Edelen bestimmen zu können; das aber war klar, dafs zunächst bei der Liga Mafsregeln nicht zu erreichen waren, die den Charakter offener Gewalt und bewaffneter Erhebung trügen; wenn sie überhaupt jemals, sei es in ihrer Gesamtheit, oder sei es zum Teile, soweit gebracht werden konnte, so war jetzt doch der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen. Jetzt galt es erst, die Grofsen behutsam Schritt für Schritt vorwärts zu schieben, bis ein friedlicher Rückzug nicht mehr möglich war, bis ihnen die Teilnahme am gewaltsamen Widerstande Gebot der Selbsterhaltung wurde, wenn sie sich nicht dem sicheren Untergange preisgegeben sehen wollten.

Für Anfang März hatte der Prinz um Weihnachten, wie wir wissen, einen Konvent der Liga in Breda in Aussicht genommen; im Drange der Umstände wurde es nötig, die Genossen schon früher zu versammeln. Den ganzen Februar bereits war im Kastelle zu Breda ein unablässiges Kommen und Gehen von Gästen aus dem Adel und vornehmsten Ranges; aber nicht nur Schmausereien und Trinkgelage, wenngleich es an solchen gewifslich nicht fehlte, waren der Zweck.[2]) Ende Januar in Breda verweilend, erhielt Oranien die alarmierenden Nachrichten über die Rüstungen Erichs von Braunschweig; sie dürften den Anlafs dazu gewährt haben, dafs sich bereits in der ersten Hälfte des nächsten Monats Egmont, Hoorne, Bergen, Montigny, Kuilenborg und Brederode bei ihm einstellten. Es ist anzunehmen, dafs Oranien unter Hinweis auf diese bedrohlichen Gerüchte seine

bisherigen Freunde daraufhin sondierte, wieweit sie sich zu entschiedenen Maſsnahmen anregen lassen würden; er dürfte sich überzeugt haben, daſs die äuſserste Zurückhaltung erforderlich sei, und daher wird der Entschluſs in ihm entstanden sein, zunächst lediglich das Vorgehen des Bundes auf die Überreichung der Petition zu beschränken. Eben damals muſs es gewesen sein, daſs Egmont zu Brederode sagte: er möge sich, weil er keine Kinder habe, der Inquisition widersetzen; sie, die übrigen, würden ihn dabei nicht im Stiche lassen.[1]) Immerhin war diese Äuſserung geeignet, wie die Anklageschrift gegen Egmont später mit Recht bemerkte, Brederode zum Kampfe gegen die Inquisition anzufeuern.

Ende Februar und Anfang März strömten abermals in Breda zahlreiche Herren und Adlige zusammen. In jenen Tagen schied des Prinzen Sohn Moritz im Alter von wenig mehr als einem Jahre aus dem Leben;[2]) der Schmerz hinderte den Vater nicht, seine Aufmerksamkeit den politischen Geschäften zu widmen. Nach einander fanden sich Oraniens Schwager van den Bergh, Hoorne, Bergen, Montigny und Hooghstraeten ein. Auch Ludwig von Nassau kehrte zurück;[3]) wohl mit ihm langten ihrem Versprechen gemäſs Günther von Schwarzburg und Georg von Holl an. Der Statthalter von Luxemburg, Graf Peter Ernst von Mansfeld, hielt sich fern, schon deshalb, weil er mit dem Grafen von Schwarzburg in Miſshelligkeiten lebte, die Hoorne bei dieser Gelegenheit durch Vorstellungen bei Schwarzburg beizulegen bemüht war, und zwar nicht ohne Erfolg;[4]) immerhin war sein Sohn Karl erschienen, der ja zu den Häuptern des Bundes zählte; von diesen waren auſserdem die beiden Brüder Marnix, Hames, Cocq, der Herr von Villers, Jean de Hornes, Baron von Boxtel und Beaucignies, Leutnant der Ordonnanzkompagnie Oraniens, d'Andelot, der eben von seiner Rundreise zurückgekehrt war, und viele andere anwesend. Hier wurde denn auch seitens der Konföderation der Vorschlag des Prinzen, der Herzogin eine Petition betreffend Abschaffung der Inquisition und der Plakate zu überreichen, zum förmlichen Beschlusse erhoben. Der ältere Marnix arbeitete einen Entwurf aus, der an sechs bis sieben Blätter lang war; da dem Grafen Ludwig das Konzept zu weitschweifig schien, hielt er es für nötig, die Supplik in eine verkürzte Form zu bringen, — eine Mühewaltung, der er sich selber unterzog.[5]) Es wurde festgesetzt, daſs die feierliche Übergabe an die Statthalterin Anfang April in Brüssel stattfinden, und

dafs die Unterzeichner des Kompromisses im ganzen Lande aufgefordert werden sollten, sich am 3. dieses Monats in Brüssel mit Waffen, aber ohne Harnisch mit möglichst grofsem berittenen Gefolge einzustellen. Für die einzelnen Provinzen wurden Vertrauensmänner aus der Zahl der Eingeweihten bezeichnet, welche die Konföderierten gleichsam nach Brüssel aufbieten sollten.[1]) Die in den Ordonnanzbanden dienenden Edelleute wurden durch geeignete Mittelsleute bearbeitet, damit auch sie sich zum bestimmten Termine in Brüssel einstellten. Der jüngere Marnix wurde damit betraut, die Antwerpener Prediger von dem nunmehr gefafsten Beschlusse zu benachrichtigen; diese sollten der Aktion des Bundes sekundieren, indem sie durch Ausgabe von Flugschriften und Pamphleten die populäre Erregung aufs höchste steigerten.

Inwieweit die in Breda weilenden Herren damals bereits sämtlich in diese Pläne eingeweiht wurden, kann zweifelhaft erscheinen. Immerhin war jetzt der Augenblick gekommen, das Geheimnis des Bundes der Liga zu eröffnen und sie zu gemeinsamen Vorgehen einzuladen.[2]) Die Anwesenheit Günthers von Schwarzburg und Georgs von Holl gab eine erwünschte Gelegenheit, um unter dem harmlosen Vorwande einer Abschiedsfeier die übrigen Herren nach Breda zu berufen. Egmont antwortete, er könne dahin nicht kommen, wahrscheinlich wegen der Entfernung; doch erklärte er sich bereit, wenn sich die in Breda befindliche Gesellschaft eines Abends in das näher gelegene Hooghstraeten begeben wolle, ebendahin zu reisen. Der Vorschlag wurde angenommen und auf den 12. März ein Rendez-vous zu Hooghstraeten verabredet, zu dem Oranien, Hoorne, Bergen, Montigny[3]) und Hooghstraeten mit den beiden deutschen Herren von Breda aus eilten, während Egmont und Meghem von Brüssel anlangten. Offenbar ahnte Egmont nicht im geringsten, welches das wahre Ziel der Versammlung war; er bat Ludwig von Nassau, der ihm die Einladung übermittelt hatte, er möge doch „ein halb Dutzend Flaschen besten Weines“ aus Breda mitbringen, damit man die deutschen Gäste nach Gebühr feiern könne. Erst spät am Abend erschien Egmont; ein glänzendes Bankett wurde gehalten. Als sie am nächsten Morgen (13. März) vor der Abreise wiederum versammelt waren, traten vor sie plötzlich zehn bis zwölf Mitglieder des Bundes. Sie machten ihnen Anzeige von ihrer Vereinigung; sie führten aus, wie sehr das Land durch die Oktoberdepeschen des Königs erregt

sei, und wie sie des Volkes Neigung zu Gewalt und Aufruhr nur durch das Versprechen noch dämpfen könnten, dafs sie sich bei den Ordensrittern und der Statthalterin für Abstellung der Inquisition und der Plakate verwenden würden: ungeduldig erwarte das Volk täglich, was sie ausrichten würden; daher bäten sie die anwesenden Herren, in ihrer Eigenschaft als Ordensritter dafür zu sorgen, dafs die Beschwerden des Volkes abgestellt und dadurch aller Unruhe gewehrt würde; sollten diese sich aber dessen weigern, so müfste man sich direkt an die Herzogin wenden.

Was der Bund verlangte, das gipfelte in der Forderung, dafs die Liga der Ordensritter sich mit ihm eins erkläre, indem sie seine Forderungen bei der Statthalterin vertrete; das lief darauf hinaus, dafs die Herren die Petition als ihr und des Bundes gemeinsames Anliegen der Herzogin überreichten. Tatsächlich setzte sich dann die Liga an die Spitze der Konföderierten, und Oranien leitete dann beide Vereinigungen nach seinem Willen und seinen Intentionen. Mit Eifer und Wärme befürwortete der Prinz das Ansinnen der Verbündeten. Er schilderte die gefährliche Lage des Landes, das vom Bürgerkriege bedroht sei: das wahre und einzige Mittel, um ihn abzuwehren, bestehe darin, dafs sie, die wegen ihrer Ämter und als Ordensritter mit Macht und Autorität bekleidet wären, die Sache in die Hand nähmen, um dem Treiben der Kreaturen Granvellas zu steuern, deren Sinn nach Blutvergiefsen, Verbannung und Vermögenseinziehung, kurz nach Wunden und Mord stünde. Wie eine Warnung und zugleich wie die Ankündigung eines festen und unbeugsamen Entschlusses klang es, wenn er hinzufügte, falls sie sich jetzt nicht ins Mittel schlügen, so würde es denen, die die bisherige Tyrannei nicht länger dulden wollten, nicht an einem Führer fehlen. Er beschwor die Genossen hoch und teuer bei der alten Freundschaft, die sie für einander hegten; Schwarzburg und Holl unterstützten seine Vorstellungen; aber es blieb alles umsonst. Es waren vor allen anderen Egmont und Meghem, die den Gedanken des Zusammenwirkens der Liga und des Bundes zu aktivem Vorgehen gegen das System Philipps zurückwiesen. Nach längerer Debatte fafsten die Herren den förmlichen Beschlufs, den Antrag der Ritterschaft abzulehnen, da ja einige unter ihnen Mitglieder des Staatsrates seien, und da es diesen nicht zieme, sich an Schritten dieser Art zu beteiligen, sowie

unverzüglich die Herzogin von der Existenz und dem Vorhaben des Bundes zu benachrichtigen. Den Konföderierten wurde der Bescheid erteilt: kraft ihres Amtes hätten die Herren schon mehrere Male beim Könige schriftlich und mündlich gegen die Inquisition und gegen die Plakate remonstriert, — jedoch ohne Erfolg; die letzten Befehle des Herrschers seien so bestimmt, dafs sie weitere Vorstellungen und Bemühungen in dieser Angelegenheit ablehnen müfsten; zumal da der Adel ohne ihren Rat und ohne ihr Wissen dieses Werk unternommen habe, müsse es ihm überlassen bleiben, selbiges allein nach Bestem zu vollenden; immerhin wollten sie, Egmont und Meghem mündlich, Oranien und Hoorne schriftlich, der Statthalterin das Anliegen der „Ritterschaft" übermitteln.

Der Wunsch einer förmlichen Kooperation zwischen Liga und Bund in der Weise, dafs die Vliefsritter ausdrücklich und offen dessen Führung übernähmen, war somit abgeschlagen. Im übrigen war der Beschlufs nicht gerade ganz unfreundlich und ungünstig für die Konföderation; stimmten die Herren doch mit ihr im Urteile über die Politik der Krone vollkommen überein, wünschten sie ihrem Unternehmen doch einen guten Fortgang, und wenn sie ihr in Aussicht stellten, ihr Vorhaben der Herzogin mitzuteilen, so lag darin doch das Versprechen einer wohlwollenden Stellungnahme und Empfehlung, nur dafs sie eben als Mitglieder des Staatsrates, d. h. der Regierung, die offizielle Teilnahme am Bunde und seinen Schritten zu vermeiden für ratsam hielten. Wenn man den Versicherungen Glauben schenken will, die Egmont später in seinem Prozesse abgab, so müfste er sich allerdings alsbald sehr scharf gegen den Bund ausgesprochen haben: als er am Morgen des 13. März erfuhr, Brederode wollte mit anderen Herren und Edelleuten in ungefähr zehn Tagen der Statthalterin eine Supplik überreichen, habe er erklärt, das würde vom Herrscher übel ausgelegt werden, und er rate keinem seiner Freunde, sich darauf einzulassen.[1]) Wie dem auch sein möge, lange hat seine erste Aufwallung nicht angehalten, und wenn er auch mit der Form ihres Vorgehens nicht einverstanden war, das Ziel, um das die Verschwornen stritten, fand durchaus seine Billigung.

Während Egmont und Meghem nach Brüssel abreisten und Hooghstraeten auf seinem Gute zurückblieb, kehrten Oranien, Hoorne, Bergen, Schwarzburg, Holl, Ludwig von Nassau, sowie

die Mitglieder des Bundes nach Breda zurück. Hier wurde der Beschluſs zur Überreichung der Petition ausdrücklich durch diejenigen von den Herren gebilligt, die noch beisammen waren; der Wortlaut der Supplik wurde unter ihrer Mitwirkung im einzelnen geprüft und festgestellt; unter ihrem Einflusse wurde die Fassung möglichst gemildert;[1]) die definitive Redaktion wurde wohl von Ludwig von Nassau besorgt. Mit Schwarzburg und Holl wurde die Eventualität bewaffneten Widerstandes erörtert, falls das bisherige System der Religionspolitik mit Gewalt gestützt werden sollte; schon damals erklärte sich Georg von Holl zur Werbung von Truppen für Oranien und die Konföderation bereit.[2]) Immerhin war das eine Sorge, die noch für spätere Zeit aufgespart werden konnte; für jetzt schien der Gedanke der Massenpetition noch ausreichend. Daſs die Herzogin ihren Inhalt nicht von vorn herein verwerfen konnte, wuſste Oranien; denn sie enthielt ja nichts, als was Margareta bereits zu wiederholten Malen beim Könige beantragt hatte. Die turbulente Form der Überreichung, wie sie geplant war, muſste ihr freilich einigen Schrecken einflöſsen; aber um so eher lieſs sie sich vielleicht vorläufige Zugeständnisse entreiſsen, und um so eifriger muſste sie dann auf einen günstigen Bescheid dringen. Was konnte Philipp schlieſslich anderes tun, als das gutheiſsen, was nun einmal geschehen war? Seine Geldnöte waren zur Genüge bekannt; man wuſste auch, daſs die Türken gerade von neuem gegen Malta rüsteten, und daſs der König gegen sie alle verfügbaren Streitkräfte und Mittel brauchte. Gonzalo Perez hatte seinem Vetter Armenteros ganz bestimmt versichert, es sei gar nicht daran zu denken, daſs Philipp fürs erste nach den Niederlanden kommen würde, und Armenteros hatte das den Herren, seinen Freunden, sofort erzählt. Erichs von Braunschweig konnte man sich im schlimmsten Falle mit Hilfe der Freunde in Deutschland erwehren. Hatte man da nicht so gut wie freies Spiel?

Die Verschwornen hatten es meisterhaft verstanden, den Schleier des Geheimnisses über die Anfänge ihres Bundes zu decken. Wenngleich man in den Kreisen der Anhänger und Verteidiger der alten Kirche bisher noch nicht die geringste Ahnung von der Tiefe und dem Umfange der Bewegung innerhalb des Adels hatte, so konnte es ihnen doch nicht entgehen, daſs ketzerische Ansichten in die Reihen des Adels eingedrungen waren. Schon scheuten sich manche Edelleute nicht mehr, daraus

keinen Hehl zu machen und der Drohungen der geistlichen und weltlichen Behörden zu spotten. Offen sprach man davon, dafs sich, wie es auch in der Tat der Fall war, im Gefolge Egmonts zahlreiche häretische Kavaliere befänden; ebenso erzählte man sich allgemein, dafs die Herren von Longastre und Olhain erklärte Ketzer seien und mit den französischen Hugenotten in enger Beziehung stünden. Sie wurden vor den Bischof von Arras und den Rat von Artois zitiert; aber sie bedrohten die Beamten und erwiderten, sie kännten keinen Richter über sich als die Kapitäne ihrer Ordonnanzbanden. Zum Ende des Jahres 1565 brachte Alonso del Canto in Erfahrung, dafs die ketzerischen Bücher, mit denen das Land überschwemmt wurde, in Vianen, der Herrschaft Brederodes, gedruckt wurden, dafs sich daselbst ein häretischer Buchdrucker und zwei bis drei Prädikanten aufhielten, welch letztere sich mit der Abfassung jener Schriften beschäftigten. Es stellte sich heraus, dafs diese Gerüchte nicht ganz unbegründet waren; die Statthalterin machte dem Könige davon Mitteilung; aber sie wollte nicht glauben, dafs Brederode davon Kenntnis habe, sondern versicherte, dafs dieser einen gut katholischen Lebenswandel führe. Im Laufe der nächsten Monate wurde Vianen geradezu ein Herd für die Ausbreitung der Ketzerei in Holland; Prediger setzten sich hier fest und trieben Propaganda in der Umgegend. Der Präsident von Holland verlangte die Auslieferung des Hauptprädikanten, der im Haag aufrührerische Predigten gehalten hatte. Er begab sich in Person nach Vianen und frug Brederode bescheiden, ob sich nicht hier jener grofse und schädliche Häresiarch aufhalte. Brederode entgegnete ihm: der Gesuchte wäre hier; aber er sei ein braver und gelehrter Mann, den er schützen würde, wie wenn er zu seinem eigenen Hause gehöre; für Vianen sei er niemandem untertan; der Präsident habe ihm hier nichts zu befehlen. Brederode schlofs damit, dafs er den Präsidenten sich von Vianen entfernen hiefs; es blieb diesem nichts anderes übrig als zu gehorchen. Der Prädikant setzte seine Tätigkeit ungescheut fort; schliefslich liefs ihn Erich von Braunschweig vom benachbarten Woerden aus ergreifen und trotz aller Reklamation Brederodes hinrichten; darüber wäre es beinahe zwischen beiden Herren zu einem regelrechten Kampfe gekommen.[1]) An sich war Brederodes Ehrerbietung vor den Dienern am Worte nicht gröfser, als vor denen der Kirche. Der Umgang mit Ludwig von Nassau und

zumal mit Kuilenborg aber scheint auf ihn grofsen Einfluſs ausgeübt zu haben; nach einem Besuche Kuilenborgs liefs er später (im Herbst des Jahres) in Vianen die Bilder aus den Kirchen entfernen.[1]) Kuilenborg machte schon zum Anfange des Jahres aus seiner Überzeugung keinen Hehl mehr; er schaffte die Messe ab und verwandelte die Kapelle seines Schlosses in eine Garderobe. Auch die Abweichung der beiden Marnix vom alten Glauben wurde eben damals notorisch. Der Pfarrer von Hal, zu dessen Parochie wohl das Gut Baudrenghien gehörte, ermahnte Thoulouse, sich gut christlich zu betragen und zur Kirche zu kommen; aber weder er noch seine Familie leisteten dem Gebote Folge, sondern zum grofsen Ärgernisse des Volkes spotteten sie über diejenigen, welche die Messe hörten. Der Konseil von Mons zitierte ihn bereits vor sich; Morillon machte Mitte Februar 1566 davon seinem Gönner Granvella Mitteilung; er sah schon beide Brüder nicht ohne Bedauern wegen ihres braven Vaters und ihrer ehrbaren Anverwandten im Geiste dem Henker verfallen: so wenig erkannte er die Vorzeichen des nahenden Sturmes.

Die ersten Nachrichten, die von der Wahrheit keineswegs allzustark abwichen, erhielten die spanischen Vertrauensmänner Philipps. Schon am 15. Februar wufste Alonso del Canto aus Brüssel an den König zu berichten: Bei der Hochzeit des Prinzen von Parma habe sich hier eine neue Liga gebildet, in welche die meisten Herren und Edelleute niederen Ranges eingetreten seien. Alle hätten ihre Unterschrift gewährt, nur nicht Egmont und Oranien, für die Noircarmes und Ludwig von Nassau gezeichnet hätten. Sie suchten auch die Städte von Brabant in diesen Bund hineinzuziehen und hätten die Absicht, sich auf dem Reichstage über den König zu beschweren, dafs er ihre Privilegien und Freiheiten verletze, da die Lande frei und Lehen des Reiches seien. Zur Statthalterin gelangten Ende Februar die ersten dunklen Gerüchte, dafs der Adel in den Ländern „Über der Maafs“ eine Liga gegen die Inquisition bilde. Bestimmte Kunde wurde ihr erst nach der Versammlung zu Hooghstraeten zuteil. Gemäfs dem daselbst gefafsten Beschlusse benachrichtigten Egmont und Meghem, sobald sie von dort nach Brüssel zurückgekehrt waren, die Herzogin von der Existenz der Liga; dasselbe taten schriftlich Oranien, Hoorne und Montigny. Der Prinz versagte es sich nicht, darauf hinzuweisen, dafs die-

jenigen Folgen der Politik Philipps, die so oft von ihm prophezeit worden seien, nunmehr wirklich einzutreten drohten, nämlich Aufruhr und Bürgerkrieg; er zweifle nicht, so fügte er sarkastisch hinzu, dafs die Personen, welche es durch ihre Ratschläge soweit gebracht hätten, auch dafür gesorgt haben würden, dafs es an passenden Mitteln zur Abwehr solcher Unruhen nicht fehle. Hooghstraeten, dem Ludwig von Nassau eine Abschrift dieses Briefes überschickt hatte, bemerkte, die Herzogin müsse gute Zähne haben, um das zu beifsen. Egmont hielt es für seine Pflicht, auch den Herrscher von der Bewegung innerhalb des Adels zu unterrichten und ihn vor allzu übertriebener Strenge zu warnen: Die Ketzer im Lande stünden in Verbindung mit ihren Glaubensgenossen in Frankreich, Deutschland und England; ihr Anhang wachse insbesondere unter dem Adel. Zwar strebten sie wohl nicht darnach, sich gegen den König zu erheben; dazu könnten sie höchstens durch die Furcht angetrieben werden, Leib und Habe durch die Inquisition und durch die Strenge der Plakate zu verlieren. Aber die Franzosen, verschmitzt und verschlagen, wie sie seien, würden sich diese Lage der Dinge zu Nutze machen; sie würden darnach trachten, unter dem Vorwand, den Ketzern zu helfen, Eroberungen in den Niederlanden zu machen. So schnell, wie möglich, müsse Philipp hierher kommen, aber nicht von vielen Truppen begleitet; denn dann würde die Furcht nur noch verstärkt, die viele schon hegten, dafs der König das Land hart behandeln wolle; durch Mittel der Milde und ohne gewaltsame Veränderungen müsse der König die alte Religion zu erhalten versuchen. „Aber da ich so wenig fähig bin, Dinge von solcher Art zu behandeln", so schlofs er nicht ohne eine deutliche Anspielung auf den Erfolg seiner Mission vom Vorjahre, „so will ich nichts weiter sagen, sondern nur E. M. zu glauben bitten, dafs meine Worte der grofsen Liebe und dem Eifer entspringen, die ich für E. M. Dienst hege".

Waren die brieflichen Anzeigen des Prinzen und Hoornes, sowie Montignys ganz kurz, so wufsten Egmont und Meghem umsomehr der Statthalterin vom Bunde zu erzählen. Allerdings gehörten sie nicht, da sie ja die Mitwirkung mit den Verschworenen abgelehnt hatten, zu den Eingeweihten, und sie fanden es zuerst wohl unwahrscheinlich, dafs ihr nächstes Ziel tatsächlich nur in der Übergabe einer Supplik an die Statthalterin bestände; sie schenkten daher selber den mafslosesten Gerüchten Glauben, die

ihnen zugetragen wurden, und gaben sie weiter an die Statthalterin: die Verschworenen gedächten zuerst Friesland, Geldern, Holland und Utrecht zu revoltieren; darauf wollten sie sich Antwerpens bemächtigen und von dort ihre Absichten auf Brüssel richten; schon hätten sie an die 25 bis 30000 Mann und noch mehr in Sold genommen. Auch davon war die Rede, dafs sie einen Anschlag auf die Statthalterin und den Hof im Schilde führten, dafs sie den Katholizismus ausrotten, die Geistlichkeit totschlagen und das ganze Volk zur neuen Religion zwingen wollten. Weitere Nachrichten, die, wenngleich noch immer übertrieben, doch sehr viel Wahres enthielten, empfing Margarete durch die Vermittlung des Rates Assonleville von einem Edelmanne, namens Andrelec, der das Amt eines Haushofmeisters bei Meghem inne hatte; ihn hatten die Verbündeten umsonst zum Anschlusse aufgefordert, und einer von ihnen hatte vor ihm in der Weinlaune geplaudert. Zwar gab er die Zahl der Verschworenen viel zu hoch an, nämlich auf 2000, doch war er über viele Einzelheiten gut unterrichtet; er wufste auch von der beabsichtigten Petition und fügte hinzu, dafs sie entschlossen seien, falls diese abgelehnt würde, zu den Waffen zu greifen. In einer zweiten Anzeige (am 24. März) nannte er die Namen der vornehmsten Führer; er benachrichtigte die Statthalterin davon, dafs sich die Verschworenen im April in grofser Anzahl in Antwerpen zur Überreichung der Supplik versammeln wollten. Meghem bestätigte ihr diese Mitteilungen, und hatte schon Andrelec seiner Überzeugung dahin Ausdruck gegeben, dafs es durchaus nicht die Absicht der Verschworenen sei, falls man sie an Gut und Blut unangetastet lasse, vom Könige abzufallen, so sprach Meghem die feste Hoffnung aus, dafs sich der Bund, falls man der Petition gemäfs die Inquisition abschaffe und die Plakate mildere, alsbald auflösen, und dafs sich damit die Erregung im Lande legen würde. Er versicherte, dafs die Mehrzahl der Teilnehmer für den König gegen alle eintreten würde, die mehr verlangten, und dafs auch er Leben und Habe im Kampfe gegen diejenigen opfern wolle, die sich nicht mit der Milderung der Plakate begnügen sollten.[1]) Immerhin erklärte er sich also zunächst noch der Sache nach mit den Zwecken der Konföderation einverstanden, insofern als deren Mitglieder sich in den Grenzen der alten Forderungen der Liga halten würden. Dieselbe Beteuerung gab Egmont ab. Beide rieten der Herzogin dringend:

man solle die Abschaffung der Inquisition und einige Milderungen hinsichtlich der Plakate zugestehen; darauf solle sie alle Ordensritter, Beamte und Richter, sowie die Mitglieder des Bundes feierlich schwören lassen, den katholischen Glauben zu bewahren, sowie den Verschworenen einen Generalpardon gewähren; dadurch allein könne, so erklärten sie hoffen, aber nicht versichern zu dürfen, die Konföderation gesprengt und die Ruhe wiederhergestellt werden.[1])

Der Schrecken, den diese Gerüchte und Nachrichten der Herzogin einflöfsten, war kein geringer. Ihre Lage war schlimm. Auf ihre letzten Berichte und Vorstellungen (vom 11. Januar) über die wachsende Erregung im Lande infolge der Oktoberdepeschen lief Mitte März eine magere Erwiderung ein. Der König wiederholte darin, dafs er an keine Neuerungen denke, sondern nur das Bestehende aufrechterhalten wolle.[2]) Wie wenig die stetige Wiederkehr dieser Redensart geeignet war, beschwichtigend zu wirken, das zeigte ja eben die Entstehung des Bundes. In ihrer ersten Bestürzung und Aufwallung schrieb die Regentin dem Könige, indem sie ihn von der Konföderation in Kenntnis setzte,[3]) die neue Liga sei die Frucht der Beratungen der Herren zu Breda und Hooghstraeten. Sie hatte sich nämlich entschlossen, jetzt einmal dem Könige die „Wahrheit“ mitzuteilen; die traf sie freilich in diesem Punkte gerade nicht. Sie brach in bittere Klagen aus über ihre Hilflosigkeit, über ihren Mangel an Geld und Truppen: tausend Leben würde sie mit Freuden für Gott und den König opfern; aber mit dem tiefsten Schmerze erfülle sie der Gedanke, welchen Makel es für sie und ihre Nachkommen bedeuten würde, falls die Niederlande dem Könige unter ihrer Regentschaft verloren gingen; auf der andern Seite dürfe sie sich freilich für entschuldigt halten; denn so oft habe sie ihm den Stand der Dinge vorgehalten, ohne doch Glauben zu finden, dafs es wirklich so schlimm sei. Zwei Wege gebe es, so setzte sie hinzu, die sie jetzt einschlagen könne, den der Gewalt oder der Nachgiebigkeit: jener sei freilich sehr bedenklich, nicht nur wegen der Unzulänglichkeit der Mittel, sondern auch deshalb, weil niemandem zu trauen wäre, und weil die Herren bei den besten und redlichsten Absichten niemanden finden würden, auf den sie sich verlassen könnten, und der ihnen würde dienen wollen; so würden das Land und die Religion um so sicherer ins Verderben geraten; wenn man den zweiten ein-

schlagen wolle, so müfste man die Inquisition abschaffen und die Plakate dahin abändern, dafs Irrgläubige bei Strafe der Güterkonfiskation im Falle der Rückkehr aus dem Lande verbannt würden, dafs aber zugleich alle Beamten und Richter zu unverbrüchlicher Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens eidlich verpflichtet würden. Sie gab zu, dafs vielleicht einigen der Verschworenen dieses Zugeständnis nicht genügen würde; aber sie berief sich auf das Zeugnis Egmonts und Meghems, dafs die Mehrheit des Bundes von weiteren Forderungen nichts wissen wolle, und dafs auch die Herren darüber nicht hinauszugehen gedächten. Es war ihre gewohnte Art, die Entscheidung zwar dem Könige anheimzustellen, aber zugleich daraus kein Geheimnis zu machen, nach welcher Richtung sie selber sie gefällt wissen wollte; — leider schien Philipp diese mehr als eindeutigen Anspielungen nie zu bemerken. Schon jetzt griff die Statthalterin unzweifelhaft den Intentionen Philipps vor, indem sie (am 24. März) auf die Vorstellungen der vier Hauptstädte und der Stände von Brabant dieser Provinz das förmliche Versprechen erteilte, sie solle von der Inquisition unbelästigt bleiben; den Inquisitoren Titelmann und Bajus wurde ausdrücklich die Vornahme von Amtshandlungen in Brabant untersagt.

In ihrer Not und Verwirrung berief die Statthalterin, wie es in solchen Fällen üblich war, den erweiterten Staatsrat, indem sie alle Provinzialgouverneure und Ordensritter nach Brüssel beschied. Es lief das Gerücht, dafs die Verschworenen einen Handstreich gegen die Herzogin im Schilde führten, dafs sie sie etwa gefangen nach Vilvorde fortzuführen gedächten; in der Tat war ja, wie wir wissen, ein ähnlicher Plan von den Häuptern des Bundes zuerst erwogen worden. Schon dachte Margareta daran, sich nach Mons oder einem anderen festen Orte zu flüchten; aber die Herren ihrer Umgebung, insbesondere Egmont, wufsten ihr diese Furcht auszureden. Sie hielten ihr vor, dafs es sich nur um eine Petition innerhalb der gesetzmäfsigen Schranken handele, dafs die Verbündeten Adlige seien, die ihre Pflicht und Ehre kännten und sich keiner Gewalttat erdreisten würden, dafs sich ja unter den Verschworenen viele Verwandte, Freunde und Diener der Herren befänden, dafs diese daher auf den Bund ihren Einflufs auszuüben vermöchten, dafs sie alle insgesamt ihr Beistand leisten würden, und dafs mit der Genehmigung

der Petition alles in das alte Geleise zurückkehren würde. Allmählich stellten sich alle Seigneurs am Hofe ein, Oranien und Hoorne nicht, ohne sich etwas bitten zu lassen. Den 26. März langten Hoorne und Montigny aus Weert an, am 27. Oranien mit Bergen und Hooghstraeten. Durch persönliche Besprechungen mit ihnen suchte die Statthalterin alsbald ihre Stimmung und Gesinnung zu erforschen. Was sie erfuhr, das war nicht eben sehr tröstlich. Schon beklagte sie sich gegen den Bischof von Namur, sie sehe sich von allen wie verkauft und verraten, nur auf Berlaymont könne sie sich noch verlassen. Oranien hielt sich demonstrativ von ihr fern, indem er es ablehnte, bei ihr zu essen: offenbar sollte sie eingeschüchtert und gefügig gemacht werden. Selbst ihre Freundschaft mit Egmont begann sich zu lockern; schon führte sie über ihn und die anderen manch bittere Beschwerde. Aus einem geheimen Gespräche mit Meghem erfuhr Margareta, dafs die Herren aufs höchste gegen den König verstimmt seien, dafs sie, zumal Oranien und Hoorne, von der Idee erfüllt seien, der Herrscher warte nur eine günstige Gelegenheit ab, um sie exemplarisch zu bestrafen. Meghem liefs durchblicken, dafs der Bund auf Inspiration durch die Herren zu ihrem eigenen Schutze entstanden sei: wenn die Herzogin beim Könige erwirken könne, dafs er ohne spanische Garde komme, so würde sich die Konföderation auflösen; falls er dagegen mit Waffenmacht zurückkehre, so würde man ihm den Eintritt ins Land verwehren. Die Statthalterin entgegnete: es gehe doch zu weit, dem Könige Vorschriften zu machen, mit welchen Truppen er sich umgeben solle; sie könne auch nicht glauben, dafs sich so treue Vasallen zu solch gewalttätigen Schritten versteigen würden. Wie gereizt die Stimmung Oraniens und Hoornes in jenen Tagen war, erhellt daraus, dafs sie die Statuten des Vliefsordens daraufhin durchsahen, bis zu welchem Grade der Treue sie als Ordensritter dem Könige verpflichtet seien, und dafs sie ernstlich mit der Absicht umgingen, ihr Vliefs dem Monarchen zurückzuschicken; auf Zureden Mansfelds nahmen sie jedoch davon Abstand.

Das aber trat in den persönlichen Unterredungen, die Margarete mit den Herren eben damals pflog, klar zu Tage, dafs durch die Aktion des adligen Bundes die alte Liga der Herren gesprengt war, und dafs sich am Hofe eine neue Parteibildung vorbereitete, derzufolge sich das Verhältnis der Statthalterin

zu Oranien und Egmont lockerte, während die Herzogin und ein Teil der Liga den Kardinalisten näher rückten. Berlaymont, Aremberg, Arschot und Viglius, welche sie noch einige Wochen zuvor aufs schlechteste behandelt hatte, kamen allmählich bei der Statthalterin wieder zu Ehren. Was die Liga anbelangte, so waren es noch nicht offen hervortretende sachliche Gegensätze, durch welche sie gespalten wurde; noch verteidigten Meghem und Mansfeld dieselbe Politik, wie früher, dieselben Ziele, zu denen sich auch Oranien wenigstens nach aufsen hin bekannte. Es war vielmehr die Stellung zum Bunde, die trennend auf die Herren wirkte; solange freilich noch die Aussicht bestand, dafs sich dieser mit der Petition begnügte, und dafs der König darauf einging, wurde der Rifs noch notdürftig verhüllt. Am wenigsten verbarg Graf Mansfeld seine Mifsbilligung über die Konföderation. Er schwur der Herzogin, erst vor wenigen Tagen habe er Kenntnis von ihrer Existenz erhalten, und zwar durch seinen Sohn, und sofort habe er diesem den Austritt anbefohlen. Auch Meghem schlofs sich eng an die Statthalterin an; er teilte ihr im geheimen mit, was er über die Verschwörung und über die Intentionen seiner bisherigen Genossen in Erfahrung brachte; indem er sich von ihnen zurückzog, trat er in ein engeres persönliches Verhältnis zu Arschot und namentlich zu Aremberg, sodafs ihm jene bereits eine Kugel androhten. Vermutlich durch seinen Bruder wurde Montigny gehindert, eine ähnliche Wendung zu machen. Er äufserte eines Tages, wenn er die fünf bis sechs Personen, die die ganze Geschichte eingerührt hätten, in seinem Schlosse fassen könnte, so würde er sie gehörig zurichten. Der Graf von Hoorne verwies ihm diese Rede, und Hames antwortete ihm mit solcher Schärfe, dafs er es vorzog, zu schweigen. Mehr neutral war die Haltung Egmonts. Wohl war er nicht damit einverstanden, dafs die Edelleute seines Gefolges dem Kompromisse beigetreten waren; aber er vermied es, irgendwie bestimmt einzugreifen, und empfand es sehr schmerzlich, dafs ihn die bisherigen Genossen nicht mehr so ehrten und besuchten, wie vorher; innerlich söhnte er sich jedenfalls zusehends mit dem Bunde und dem Plane der Petition aus.

Eine wirkliche Stütze fanden die Verschwörer somit nur noch an Oranien und seinen engeren Freunden, Hooghstraeten, Bergen und Hoorne; sie alle machten keinen Hehl daraus, dafs sie das Vorgehen des Bundes durchaus billigten. Als die Statt-

halterin erfuhr, Hooghstraeten habe die Petition der Adligen gesehen, wollte sie von ihm deren Inhalt erfahren; indem er sie versicherte, die Supplik sei sehr begründet und richtig, verweigerte er jede nähere Auskunft, da er Stillschweigen gelobt habe. Sie hielt ihm entgegen, dafs sein Versprechen bei dem dreifachen Eide kraftlos sei, durch den er dem Könige verpflichtet wäre, nämlich als Vasall, Ordensritter und Reiterkapitän. Aber er blieb dabei, dafs er sein Wort nicht brechen dürfe, dafs die Verschworenen treue Vasallen des Königs und ihre Handlungsweise in dessen wahrem Interesse sei. Offen erklärte Bergen, man müsse sich dem Könige auch Auge in Auge widersetzen; als der Pfarrer von St. Gudula gegen die Verschworenen predigte, sie seien Rebellen und verdienten Lebensstrafe, wie Verbrecher, liefs der Marquis ihn zu sich rufen und fuhr ihn hart an: es befänden sich darunter Leute, die mit ihm verwandt seien und mindestens ebenso trefflich, wie er, der Pfarrer. Hoorne führte von neuem Beschwerde darüber, dafs ihn der König nicht zur Genüge belohne, und dafs man ihn bei diesem als Ketzer verdächtige. Und dasselbe Lied stimmte Oranien an. Schon früher hatte er gegen die Verleumdung protestiert, die man beim Könige gegen ihn vorgebracht hätte, als sei er von allzu gegeringem Eifer für den katholischen Glauben erfüllt. Auch jetzt hielt er noch diese Maske vor. Noch Ostern 1566 ging er mit seiner Frau und seiner ganzen Familie in die Kirche, und zum Bankier Schetz bemerkte er, man brauche die Generalstände eben deshalb, um durch sie den katholischen Glauben garantieren zu lassen. Als die Herzogin zu ihm von den Beziehungen des Bundes mit Deutschland, Frankreich und England sprach, stellte er sie, was Deutschland anbelangte, entschieden in Abrede, da seine Verwandten ihn davon in Kenntnis gesetzt haben würden; er fügte hinzu, dafs er sich in Deutschland zahlreiche Feinde gemacht habe, eben weil er mit so grofsem Eifer die Verteidigung des Katholizismus übernommen habe, und dafs der König die Niederlande nicht so, wie sein Vater, der Kaiser, liebe, und wie es angemessen wäre. Er betonte, er habe verbürgte Nachricht, dafs ihn der König, sowie er in der Lage dazu sei, enthaupten lassen und sich seiner Güter bemächtigen wolle; wie die Herzogin erfuhr, stammte die Kunde aus Spanien selber. Sie sprach ihm ihre Verwunderung darüber aus, wie er als verständiger Mann so etwas glauben könne, und noch dazu von

einem Fürsten, der während der vielen Jahre seiner Regierung noch niemanden auf Erden habe töten lassen: wie sollte wohl der König also plötzlich seine Natur ändern [1]) und zum blutdürstigen Räuber werden? Im Gegenteile, so suchte sie ihn zu beruhigen, dürfe er vielmehr vom Könige eine Belohnung für seine Dienste verlangen: Leute, welche ihm solche Lügen hinterbrächten, seien nicht seine Freunde, sondern seine bösesten Feinde, deren Absicht es sei, ihn zu ruinieren und in ein Labyrinth zu führen, woraus er keinen Ausweg finden würde. Der Prinz wufste nur allzu genau, dafs er, wenn auch vielleicht den Worten Margaretens, so doch den Absichten Philipps nimmer trauen dürfe.

Den privaten Äufserungen der Seigneurs entsprach ihre Haltung bei den offiziellen Verhandlungen. Sie begannen am Vormittage des 28. März mit einer kombinierten Sitzung des um die Vliefsritter und Provinzialgouverneure verstärkten Staatsrates und des Geheimrats. Zuerst gaben die Mitglieder des letzteren ihr Votum ab. Niemand von ihnen wagte es, für die Inquisition zu sprechen. Es wurde darauf hingewiesen, dafs ja den Brabantern schon die Zusicherung erteilt worden sei, sie sollten davon verschont bleiben, und dafs zwar von Flandern noch kein Gesuch in dieser Hinsicht vorliege, dafs man jedoch, falls das geschehe, die eine Provinz nicht anders behandeln dürfe, wie die anderen. Selbst in den Reihen der sonst so zahmen Geheimräte wurden höchst bedenkliche Reden geführt: die einzige nützliche Inquisition sei die, wie sie die Apostel dereinst ausgeübt hätten, indem sie nämlich gingen, die Brüder zu ermahnen und zu stärken. Viglius unterschied zwischen bischöflicher und päpstlicher Inquisition: wenn nur die Bischöfe ihre Pflicht täten, könnte die letztere gut entbehrt werden; an die tausend Jahre habe die Kirche dabei sehr wohl bestanden; denjenigen Provinzen, wo sie nicht existiere, könne die Herzogin das Versprechen geben, dafs sie auch in Zukunft ihnen nicht aufgedrängt werden solle; was die anderen Länder betreffe, so sollten die Vollmachten der Inquisitoren geprüft und der König um seine Entscheidung angegangen werden; inzwischen aber sollten sich die Inquisitoren der Ausübung ihrer Funktionen enthalten. Betreffend die Plakate gingen die Ansichten der Geheimen Räte auseinander. Alle waren sie für Milderung; der eine empfahl, nur die verstockten Ketzer zu verurteilen, Reuige aber zu begnadigen; ein anderer regte den Gedanken an, so zu verfahren, wie die

katholischen Fürsten im Reiche, nämlich durch Verbannung der Andersgläubigen unter Gewährung einer Frist zum Verkaufe ihrer Güter, zum mindesten in der Weise, dafs nur Aufrührer, Hartnäckige, Rückfällige und Bannbrüchige, sowie Täufer zum Tode, Kalvinisten und Sakramentierer zu Verbannung mit Vermögenskonfiskation, Ketzer milderer Art zur Verbannung ohne Einziehung der Güter verurteilt würden. Dem gegenüber wurde freilich angeführt, dafs die häufige Anwendung der Verbannung das Land entvölkern und soviel bedeuten würde, wie ihm im Auslande Feinde zu erwecken, die stets nach Rückkehr trachten würden. Viglius ging vornehmlich vom staatskirchlichen Gesichtspunkte aus: ganz könnten die Plakate nicht abgeschafft werden; denn Kirche, Volk und Staat könnten nicht ohne Verordnung und Gesetz regiert werden. Im übrigen sprach er sich gegen die Verhängung der Todesstrafe wider Reuige und wider solche aus, denen nichts weiter, als die Unterlassung der Anzeige ketzerischer Personen vorzuwerfen sei, sowie für eine Abstufung der Strafen, je nach der Schwere des Vergehens.

Am Nachmittage desselben und an den folgenden Tagen wurden die Beratungen ohne Teilnahme der Geheimräte fortgesetzt. Es wurde darüber verhandelt, ob die Verschworenen in ihrer Gesamtheit oder nur deren Deputierte vor die Herzogin vorzulassen seien. Man sprach sich für das letztere aus; aber es wurde auch erwogen, dafs es der Herzogin selbst nicht zieme, den Verbündeten diesen Wunsch kundzugeben. Man kam dahin überein, dafs jeder, insoweit er es vermöge, dahin bei den Verbündeten wirke, dafs nur wenige die Supplik überbrächten; im übrigen verlangte die Herzogin, dafs alle ihre Namen angäben, da man doch dem Könige mitteilen müsse, von wem die Petition ausgehe. Auch darüber wurde gesprochen, ob man den Festungskommandanten, den Hauptleuten und Soldaten einen neuen Eid abnehmen solle, um sich ihrer zu versichern; man nahm davon Abstand, um nicht unnötige Aufregung zu verursachen; Bergen warf die bissige Bemerkung dazwischen, der beste Eid für die Soldaten sei, ihnen ihren Sold regelmäfsig auszuzahlen. Was die Inquisition anbelangte, so erhob sich für sie ebensowenig, wie im Geheimrate, auch im Staatsrate irgend eine Stimme. In der Frage der Plakate ging man hier freilich doch noch weiter, wie dort. Allerdings darin waren die meisten einig, so Hooghstraeten, Egmont, Meghem und Montigny, dafs

man die Plakate nicht gänzlich entbehren könne: Ketzerlehrer, Prädikanten, Personen, welche ketzerische Versammlungen zusammenriefen und leiteten, seien mit dem Tode zu bestrafen, und zwar, wie Egmont ausführte, als Störer des öffentlichen Friedens, ohne des Glaubenspunktes Erwähnung zu tun; im übrigen hielt man fast allgemein, mit Ausnahme Berlaymonts, die Bannstrafe für genügend, verschärft durch Gütereinziehung bei unerlaubter Rückkehr oder bei Rückfall, indem den Reuigen Gnade gewährt werden sollte. Nur Bergen und Oranien sprachen zwar nicht für unbedingte Straflosigkeit, aber doch auch nicht, wie die übrigen, von der Notwendigkeit, überhaupt zu strafen. Bergen forderte eine genügende Reformation des Klerus, indem er die Beschlüsse des Tridentiner Konzils in dieser Hinsicht für unvollständig erklärte. Unter den Laien, so fügte er hinzu, gäbe es gleichfalls grofse Unordnung und Sünden; dazu gehörten der „Wucher", der so allgemein geübt werde, und dem man so grofse Achtung entgegenbringe, die Mifsstände in der Justiz, die Schulden des Königs bei so vielen armen Leuten, die im Begriffe ständen, Hungers zu sterben; er schlug vor, das alles dem Könige mündlich und eindringlich vorzustellen. Oranien hatte ursprünglich die Beteiligung an der Debatte abgelehnt, im Hinweise darauf, dafs man ihn der Zugehörigkeit zum Bunde öffentlich bezichtigte, und dafs auch, was immer er sagen möchte, verläumderisch aufgefafst werden würde; er kündigte im Hinblicke auf das Mifstrauen, das man ihm bezeuge, seine Absicht an, beim Könige um seinen Abschied einzukommen. Erst auf die wiederholten Vorstellungen der Statthalterin griff er in die Diskussion ein. Höchst vorsichtig und gewunden waren seine Ausführungen über die Plakate: In allen Stücken mufs auf der Welt Ordnung bestehen; um so mehr auch in der Religion, um das Heil der Seele und die Ruhe des Landes zu schützen; aber sie mufs so beschaffen sein, dafs sie auch wirklich durchführbar ist. Die Geistlichen müssen in Lebenswandel und Lehre ihrer Pflicht genügen. Der Kaiser und der König haben zwar die Plakate in guter Absicht erlassen; aber jetzt geht die Religion zu Grunde, und zwar durch die Inquisition: denn es fällt schwer und bedrückt das Gewissen, einen Menschen deshalb verbrennen zu sehen, weil er meint, richtig gehandelt zu haben. Daher führen die Richter die Plakate nicht aus; daher läfst sich durch Strenge die Religion nicht aufrechterhalten; daher

mufs die Moderation der Edikte unter dem Gesichtspunkte erfolgen, dafs die Richter keine Schwierigkeiten machen, und dafs das Land nicht entvölkert wird. Soviel blickt aus diesen Worten jedenfalls hervor, dafs er, wenngleich er es vermied, offen zu reden, doch mit seinen Wünschen weiter ging, als seine Genossen: indem er sich gegen die Verbannung der Ketzer aussprach, verlangte er in Wahrheit Gewissensfreiheit, was den andern, selbst Egmont und Hooghstraeten, noch ganz ferne lag. Die Ansicht drang schliefslich allgemein durch, dafs im Geheimrate der Entwurf einer „Moderation" der Plakate ausgearbeitet und darauf der Statthalterin und den Vliefsrittern im Staatsrate zur Prüfung vorgelegt werde. Zum Schlusse machte die Herzogin die Versammelten darauf aufmerksam, dafs dem Gerüchte zufolge Ausländer, insbesondere der Herzog von Kleve, dem Bunde angehörten. Sie drückte die Hoffnung aus, dafs, wenn der Herzog etwa im Gefolge des Bundes ins Land eindringen wolle, die Herren das Versprechen erfüllen würden, das sie ihr so oft gegeben hätten, für den Dienst Gottes und des Königs, sowie für die Erhaltung des Landes sterben zu wollen. Es wurde ihr geantwortet, sie würden wohl dafür das Leben opfern, nicht aber für die Inquisition und die Plakate. Sie erwiderte, dafs ja bereits in dieser Hinsicht ein grundsätzlicher Wechsel des Systems beschlossen worden sei, dafs sie auch beim Könige nach Kräften dafür eintreten würde, und feierlich sicherten ihr die Seigneurs allen Beistand zu für den Fall, dafs der König den Verschworenen die drei Forderungen hinsichtlich der Inquisition, der Plakate und eines Generalpardons gewähre.[1])

Die Statthalterin hatte somit die Petition der Verbündeten, noch ehe sie ihr überreicht war, bereits genehmigt; sie hatte vor ihnen die Waffen gestreckt, noch ehe sie vor ihr erschienen waren. Allerdings war ja die „Moderation" der Plakate ein recht unbestimmter Begriff, und es mufste sich erst zeigen, ob es gelingen würde, den Bund in dieser Hinsicht wirklich zufrieden zu stellen. Während die Vliefsritter und der Geheimrat in den ersten Tagen des Aprils daran gingen, die „Moderation" im einzelnen zu beraten und festzustellen, waren die Verbündeten bereits im Begriffe, ihren Einzug in Brüssel zu halten. Der Aufruf in den Provinzen und bei den Ordonnanzkompagnieen hatte seine Wirkung getan; selbst wenn die Herren, die hinter dem Bunde standen, den Wunsch der Herzogin, dafs die Petition

nur durch wenige Edelleute überbracht würde, hätten erfüllen wollen, so wäre es ihnen doch schwerlich möglich gewesen, die Ausführung des Beschlusses zu verhindern, der schon vor Wochen in Breda gefafst war. Immerhin gab Oranien noch am 1. April seinem Bruder die Weisung, ohne Waffen und nicht in allzu grofser Anzahl, auch ohne lärmende Exzesse zu kommen; insbesondere legte er ihm ans Herz, nicht allzu viele Ausländer mitzubringen; allerdings setzte er hinzu, auf fünfzig bis sechzig würde es dabei nicht ankommen. In der Tat wird uns berichtet, dafs sich unter den Adligen mehrere fremde Vasallen, insbesondere aus Kleve und Lüttich, befanden. Graf Ludwig holte Brederode von Vianen ab; sie begaben sich von hier am 31. März nach Lierre bei Antwerpen. Hier hatten sich die Verschworenen in den letzten Tagen des März versammelt;[1]) auch die Grafen Kuilenborg und van den Bergh wurden hier erwartet. Jener hatte am 20. auf der Reise nach Gemen zur Taufe eines Sohnes seines Schwagers, des Grafen Jost von Schaumburg, Vianen passiert; dabei durch Brederode vom Vorhaben bezüglich der Petition unterrichtet, hatte er es lebhaft gebilligt und sich mit stattlichem Gefolge einzufinden versprochen; diesen hatte Ludwig von Nassau, der ja sein Schwager war, zu benachrichtigen übernommen. Jetzt aber zögerten beide Grafen, Kuilenborg durch einen seiner Schwäher, wohl eben Jost von Schaumburg, van den Bergh durch seine eigene Gattin gewarnt: warum er sich denn anschicke, Lärm zu machen, so frug sie ihn, da ihm doch niemand etwas sage, noch auch Anlafs zu Unzufriedenheit gebe, noch auch sie hindere, in der Religion zu leben, die ihnen gefalle? Es bedurfte dringender Mahnungen, ehe beide ihr Versprechen einlösten; erst am 3. April reisten sie von Kuilenborg nach Brüssel ab, sodafs ihre Ankunft nicht mehr in Lierre abgewartet werden konnte.

Schon befanden sich zahlreiche Konföderierte in Brüssel; am Abend des 3. April ritt Brederode mit etwa 200 Edelleuten ein. Sie trugen nur die Waffen, die Leute ihres Standes für gewöhnlich zu führen pflegten; wo immer sie sich zeigten, auf den Strafsen, oder wenn sie zu Hofe gingen, wurden sie von grofsen Volksmassen umdrängt. „Man glaubte", so prahlte Brederode, „ich würde es nicht wagen, nach Brüssel zu kommen; jetzt bin ich da, und noch ganz anders wird es vielleicht stehen, wenn ich erst die Stadt verlasse".[2]) In der Hoffnung, dafs van den Bergh

und Kuilenborg bald anlangen würden, liefs man noch einen Tag verstreichen. Als diese nicht eintrafen, suchten sie am 5. bei der Statthalterin eine Audienz nach. Diese wurde ihnen für Mittags 12½ Uhr bewilligt, und im Zuge von mehreren Hunderten schritten sie in Reihen von je fünf, gemessenen Schrittes, die Augen zu Boden gesenkt, nach dem Schlosse; den Beschluſs machten Ludwig von Nassau und Brederode, gleichsam als die Häupter. Im Saale, wo die Staatsratssitzungen stattfanden, wurden sie von der Herzogin empfangen, die von den Vliefsrittern umgeben war. Es waren meist junge Leute; nur wenige unter ihnen mochten besonders bekannt sein und hervorragendes Ansehen genieſsen, sodaſs es wohl möglich ist, daſs dem einen oder dem andern der Herren, etwa Berlaymont, der Ausruf entfuhr: „Sieh da, welche Geusen, welch bettelhaftes Gesindel!“, — ein Ausdruck, der, als Spitz- oder Spottname gemeint, bald als Ehrenname von ihnen selbst angenommen wurde.[1]) Zum Sprecher war Brederode als der vornehmste unter den anwesenden Landesrittern bestimmt, wiewohl ihm die Gabe der freien Rede durchaus mangelte. Zitternd und bleich, wie Viglius zu bemerken glaubte, überreichte er der Herzogin die Petition. In der ganzen Christenheit, so ward darin gesagt, sei die groſse Treue der Niederlande gegenüber ihren angestammten Herrschern und Fürsten bekannt, und zumal des Adels, der für deren Erhaltung und Gröfse niemals Gut noch Blut gespart habe. Eben deshalb müsse der Adel jetzt reden, wiewohl es ihm vielleicht übel ausgelegt werden möchte; aber die Zeit werde es offenbaren, daſs er jetzt einen gröfseren Dienst dem Könige nicht leisten könne. Durch die Oktoberdepeschen sei Erregung, Miſstrauen und Zwietracht im Lande gesäet worden; der Adel habe geglaubt, daſs die Herren oder die Stände dagegen Vorstellungen machen würden; da diese aber schwiegen, so bleibe ihm nichts übrig, als gemäſs seinem Treuschwure und Huldigungseide die Stimme zu erheben. Dazu seien sie, die Edelleute, um so mehr berechtigt, als sie die schlimmen Wirkungen der Oktoberdepeschen am ehesten am eigenen Leibe würden zu verspüren haben; denn sie wohnten zum groſsen Teile schutzlos auf dem freien Felde, für alle Angriffe Aufständischer eine willkommene Zielscheibe und Beute. Eine strenge Handhabung der Plakate gemäſs den jüngsten Befehlen des Königs würde weiterhin zur Folge haben, daſs es niemanden unter ihnen und in der gesamten Bevölkerung des

Landes gäbe, der seines Lebens und seiner Habe sicher wäre, der nicht fürchten müfste, den Verleumdungen habsüchtiger Denunzianten zum Opfer zu fallen, denen es ja um einen Anteil an den mit der Einziehung bedrohten Gütern des Beschuldigten zu tun sei. Daher bäten sie die Herzogin, dafs sie in Eile eine geeignete Persönlichkeit an den König mit dem Ersuchen sende, die strengen Plakate abzuschaffen und andere Edikte mit Rat und Zustimmung der Generalstände zu erlassen, und dafs sie weiterhin für die Zwischenzeit die Plakate und die Inquisition suspendiere, — das war die alte Forderung Oraniens und Bergens: konstituierende Generalstände auch in Sachen der Religion. Die Supplik schlofs mit den Worten: „Wir haben uns unserer Pflicht durch diese unsere Erklärung entledigt; wir sind von nun an vor Gott und den Menschen entlastet. Wenn in der Folgezeit Gefahren, Unordnung, Aufstand, Aufruhr oder Blutvergiefsen deshalb über das Land kommen, weil nicht zur rechten Zeit Abhilfe geschaffen worden ist, so kann uns nicht der Makel angeheftet werden, dafs wir ein so offen sichtbares Unheil verhehlt haben; dafür rufen wir Gott, den König und unser Gewissen zu Zeugen an, dafs wir gehandelt haben, wie es guten und loyalen Dienern und treuen Vasallen des Königs geziemt, ohne die Grenzen unserer Pflicht verletzt zu haben; mit um so gröfserem Rechte bitten wir daher, dafs Eure Hoheit es hören wolle, ehe es zu spät ist. Und das wird gut sein!“ Indem er die Supplik der Herzogin übergab, verlas Brederode, der freien Rede nicht mächtig, ein Schriftstück, worin er gegen die Beschuldigung protestierte, sie gedächten Unruhen im Lande zu erregen, unterhielten unter Mitwissen einiger Herren Verbindungen mit dem Auslande und dächten sogar an Abfall vom Könige. Er versicherte, dafs sie daran nie gedacht hätten, dafs das eine schändliche Verleumdung ihres „edlen und ehrenwerten Bundes“ sei; sie stellten an die Herzogin das Ansinnen, die Urheber solcher Reden ermitteln und exemplarisch bestrafen zu lassen, indem sie ihre Überzeugung aussprachen, die Statthalterin würde nie dulden, dafs „eine solche und so ehrenwerte Gesellschaft so infamer und schändlicher Handlungen bezichtigt werde“.

Stehendes Fufses hatte die Herzogin die Ausführungen Brederodes angehört; indem sie nunmehr die Petition entgegennahm, antwortete sie, sie werde sie prüfen und den Verbündeten darauf baldigen Bescheid erteilen. Auf Grund eingehender Beratungen

mit den Vliefsrittern und dem Geheimrate wurde die Apostille auf die Bittschrift der Edlen festgestellt; der Rat Bruxelles wurde mit der Ausarbeitung betraut. Es wurde beschlossen, dafs die Herzogin den Verbündeten sowohl mündlich wie schriftlich diesen Bescheid mitteilen sollte. Was das Schriftstück anbelangte, welches Brederode verlesen hatte, so hielt man es am besten, dafs die Statthalterin eine Erwiderung darauf nur dann gebe, falls eine solche ausdrücklich nochmals verlangt würde, und zwar mündlich auf der Stelle ganz allgemein hin, etwa dafs man die Urheber der Gerüchte nicht kenne, über die sich der Bund beschwere. Die Herzogin regte den Wunsch an, von den Supplikanten die Unterzeichnung der Petition zu fordern; aber man nahm davon in der Erwägung Abstand, dafs man dadurch den Verschworenen nur Anlafs zu neuen Versammlungen und Agitationen biete. Darauf liefs die Statthalterin die Verbündeten abermals, am Nachmittage des folgenden Tages, des 6. Aprils, vor sich erscheinen, damit sie die Entscheidung entgegennähmen.[1]) Inzwischen waren die Grafen van den Bergh und Kuilenborg mit grofsem Gefolge eingetroffen; noch stattlicher war daher der Aufzug, in dem sie sich jetzt zum Schlosse begaben. Sie versprach ihnen, sie würde beim Könige alles tun, um ihn zur Genehmigung der Petition zu bestimmen: sie dürften sich von des Königs angeborner und gewohnter Milde den besten Erfolg versprechen. Sie erklärte sich bereit, die gewünschte Gesandtschaft an den König abzufertigen, und teilte ihnen mit, dafs sie bereits mit dem Beistande des Staatsrates und des Geheimrates, der Vliefsritter und Provinzialgouverneure eine „Moderation" der Plakate zu entwerfen im Begriffe sei, die sie dem König zur Genehmigung vorlegen, und die allen gerechtfertigten Wünschen entsprechen würde. Sie betonte, dafs ihre Autorität nicht so weit reiche, um in der Zwischenzeit, bis die Willensäufserung des Königs einträfe, die Inquisition und die Plakate einfach aufzuheben, dafs es auch nicht angehe, dafs das Land im Punkte der Religion ganz ohne Gesetze bleibe; aber sie versicherte, sie werde den Inquisitoren und weltlichen Behörden solche Zurückhaltung und Bescheidenheit auferlegen, dafs sich niemand mehr über sie zu beklagen Anlafs haben sollte. Sie sprach zum Schlusse ihre Überzeugung aus, dafs es ihrer Vermittlung gelingen werde, den König zur Abschaffung der Inquisition in denjenigen Provinzen zu bewegen,

wo sie noch bestünde, — wie sie ja schon von sich aus den Brabantern bewilligt hätte, dafs sie nicht fürderhin durch die Inquisition beschwert werden sollten, — sowie, dafs die Verbündeten fest entschlossen seien, „hinsichtlich der alten Religion, welche in den Niederlanden bewahrt würde, nichts zu ändern, sondern sie mit allen ihren Kräften zu hegen und zu pflegen".

Keineswegs fühlten sich die Verbündeten durch den Bescheid der Statthalterin vollkommen zufrieden gestellt. Noch am Abende und am nächsten Tage, Palmsonntag, hielten sie eingehende Beratungen ab; eine Versammlung aller Konföderierten fand statt, durch die sich die Führer zu weiteren Schritten ermächtigen liefsen.[1]) Das Ergebnis dieser Verhandlungen bestand in einer neuen Supplik; sie wurde am Morgen des 8. der Herzogin abermals von Brederode an der Spitze der Verschworenen ausgehändigt. Es wurde darin bemängelt, dafs die Apostille vom vorherigen Tage nicht ausführlicher und klarer sei; der Bund drückte sein Bedauern darüber aus, dafs die Vollmacht der Herzogin nicht zur unbedingten Suspension der Inquisition und der Plakate ausreiche, zugleich aber auch seine Zuversicht, dafs sie für die Behörden und Inquisitoren Verfügungen erlasse, durch welche diese verpflichtet würden, sich aller Verfolgungen auf Grund von Inquisition, Edikten und Plakaten zu enthalten. Sie seien, so erklärten sie, allein vom Wunsche beseelt, das zu befolgen, was durch den König auf den Rat und mit der Zustimmung der Generalstände für die Aufrechterhaltung der alten Religion verordnet würde; wenn jemand von ihnen sich zu verabscheuenswürdigen und aufrührerischen Taten hinreifsen lasse, so solle er nach der Schwere seiner Schuld auf Befehl der Statthalterin und des Staatsrates bestraft werden; sie seien bereit, zu den Füfsen der Herzogin zu sterben, wann immer sie es wolle. Ein ziemlich starkes Ansinnen war es freilich, wenn sie zum Schlusse eine förmliche Billigung ihrer Aktion forderten, indem die Herzogin sie als im Interesse des Königs unternommen anerkenne. Nach kurzer Verständigung mit den Seigneurs erwiderte Margareta: sie werde den Behörden und Inquisitoren derartige Weisungen geben, dafs, wenn Skandale ausbrächen oder die Ordnung gestört würde, das nicht von diesen, vielmehr von der Seite der Konföderierten herrühren würde: daher sollten sie in der Folgezeit gemäfs ihren Erbietungen Ruhe und Frieden wahren, von allen geheimen Umtrieben Abstand nehmen und keine neuen Mitglieder

werben. Die Verschworenen vermifsten die Meinungsäufserung über die Loyalität ihres Vorgehens, die sie begehrt hatten; nachdem sie sich eine kurze Weile besprochen hatten, ergriff, da ja Brederode der freien Rede nicht mächtig war, Eustache de Fiennes, Herr von Esquerdes, das Wort.[1]) Er drückte der Statthalterin im Namen des „edlen Bundes“ den Dank für die „gute Antwort“ auf die letzte Remonstranz aus; „aber viel zufriedener wären wir gewesen,“ so fügte er hinzu, „wenn es Eurer Hoheit beliebt hätte, in Gegenwart aller dieser Herren zu erklären, dafs Eure Hoheit diese unsere Versammlung billige und als im Nutzen des Königs geschehen betrachte; wir versichern Eurer Hoheit, dafs niemand von diesem Bunde Eurer Hoheit Anlafs zu Beschwerden geben wird.“ Die Herzogin erwiderte darauf kurz, sie glaube das wohl, ohne die gewünschte Erklärung über die Loyalität des Bundes abzugeben, und nochmals drang Fiennes in sie mit den Worten: „Madame, möge doch Eure Hoheit sich darüber äufsern, wie Sie über unser Verhalten denken!“ Margarete machte der peinlichen Diskussion ein Ende, indem sie sich dahin ausliefs: nicht sie habe darüber zu urteilen; die Zeit und die Taten des Bundes würden Zeugnis dafür ablegen, welchen Intentionen er entsprungen sei; mehr zu sagen wäre sie nicht in der Lage. Einigermafsen verstimmt über solche Zurückhaltung der Sprache zogen die Verbündeten ab; nachdem sie sich entfernt hatten, wurde im Staatsrate geltend gemacht, dafs man sie doch nicht so unzufrieden scheiden lassen dürfe. Um sie insbesondere über die Inquisition zu beruhigen, wurden Hooghstraeten und der Staatssekretär Berti ermächtigt, sich zu den Konföderierten zu begeben und ihnen den Entwurf des Briefes zu zeigen, der an die Provinzialhöfe und Inquisitoren in diesem Punkte gerichtet werden sollte; es sollte ihnen freilich verschwiegen werden, dafs das auf Befehl und mit Genehmigung der Herzogin geschehe. In gleicher Weise liefs sie die Edelleute auf den Rat der Grofsen durch den Grafen Hooghstraeten nochmals anfragen, ob sie gewillt seien, die alte Religion aufrechtzuerhalten und zu verteidigen. Allerdings sollte es auch dabei Geheimnis bleiben, dafs die Herzogin darum wisse; aber das war kaum durchzuführen. Der Graf traf die Adligen bei einem Bankette, welches ihnen Brederode im Palais Kuilenborg gleichsam zum Abschiede am Mittag desselben Tages gab, und bei dem an die dreihundert Gäste zugegen waren; einstimmig

beteuerten sie ihm: sie wollten unverbrüchlich halten, was immer der König und die Generalstände für die Erhaltung der alten Religion beschliefsen würden und sich allen den Strafen unterwerfen, welche der König und die Generalstände für die Übertretung dieser neuen Edikte festsetzen würden. Das entsprach einem Beschlusse, den sie soeben am Vormittage einstimmig gefafst, und durch den sie es offiziell als das Ziel ihres Bundes bezeichnet hatten, die Edikte und die Inquisition, desgleichen alle Plakate, sowohl neue als auch alte, hinsichtlich der Inquisition des Glaubens abzuschaffen, dagegen das zu beobachten, was der König mit Rat und Zustimmung der Generalstände zur Bewahrung des katholischen Glaubens anordnen sollte, und alle Strafen zu dulden, womit jeglicher Frevel dagegen bedroht werden würde.[1])

Soweit als sie irgendwie vermochte, war die Statthalterin den Forderungen des Bundes entgegengekommen. Konnte und wollte sie sich auch nicht formell mit dem Vorgehen des Bundes einverstanden erklären, so hatte sie doch in der Sache alles getan, was er wollte. Tatsächlich waren die Inquisition und die Plakate suspendiert; denn darauf liefen die Erlasse an die Behörden und die Inquisitoren hinaus, welche die Herzogin dem Bunde bewilligt hatte. Es war somit geglückt, die Durchführung der Oktoberdepeschen zu verhindern; die Befehle des Königs verhallten kraftlos im Winde. Das war ein Erfolg, dessen sich der Bund mit Stolz rühmen konnte, und heller Siegesjubel brach aus im Lager der „Geusen", wie sie sich seit diesem Tage öffentlich nannten. Ihren Führer Brederode ehrten sie durch den Titel eines „Wiederherstellers der verlorenen Freiheit." Bei dem Gastmahle im Hause Kuilenborgs erschienen sie alle mit Bettelsäcken um den Hals; Brederode hielt an sie eine Ansprache; er dankte ihnen für die gute Gesellschaft, die sie ihm geleistet hätten. Er zweifle nicht, so liefs er sich hören, dafs sie sich für alles, was da immer komme, falls es not täte, bereit hielten; er sei gewillt, für jeden einzelnen von ihnen zu sterben. Dabei trank er ihnen aus einem Napfe zu; sie taten ihm Bescheid unter jubelndem Beifalle, und laut ertönte der Ruf: „Es leben die Geusen".[2]) Hooghstraeten war bei dem Gelage zugegen; als er, wie wir wissen, im Auftrage der Herzogin unter ihnen erschien, wurde er zum Bleiben genötigt. Aber den Höhepunkt bildete es doch, als Oranien, Egmont und Hoorne im Bankettsaale sichtbar wurden. Schon als sie, vom Hofe kommend, die

Straſse vor dem Palais Kuilenborg passierten, wurden sie von den Verbündeten umdrängt und zur Teilnahme am Feste ersucht. Sie schlugen das Ersuchen ab. Als sie aber vom Mittagsmahle, das sie zusammen mit Mansfeld einnahmen, zur Nachmittagssitzung des Konseils nach dem Hofe zurückkehrten und abermals beim Kuilenborgschen Hause vorüberritten, da trat Brederode zu ihnen hinaus; auf seine Bitten stiegen sie vom Pferde herab und traten in den Saal. Nicht länger blieben sie hier als „ein bis zwei Miserere"; stehenden Fuſses tranken sie auf das Wohl des edlen Bundes, während aus dessen Mitte der Ruf erscholl: „Es lebe der König! Es leben die Geusen!"[1]) Von wie kurzer Dauer auch immer der Akt war, so war er doch eine Kundgebung von der höchsten Bedeutung; er hatte den Charakter einer öffentlichen Billigung des Bundes, sowohl seiner Existenz, als auch seines Vorgehens, durch die drei angesehensten Groſsen des Landes und im Schoſse der Regierung. Unmöglich konnten diese selber im Augenblicke die Tragweite ihres Handelns verkennen. Daſs sich Oranien und Hoorne dazu herbeiliefsen, ist auch keineswegs verwunderlich, — hatten sie doch den Plan der Supplik, der eine gefaſst, der andere von Anfang an gekannt und für gut befunden. Seltsamer ist es, daſs sich Egmont so weit verstieg; er hatte gerade seiner schwankenden Neutralität durch eine entschiedene Wendung zu Gunsten des Bundes ein Ende gemacht. Es spielten eben damals direkte Verhandlungen zwischen Egmont und dem Bunde durch die Vermittelung Brederodes. In seinem Prozesse wurde später gegen Egmont die Beschuldigung erhoben, daſs er geheime Konferenzen in jenen Tagen mit Brederode gehabt habe, und sie gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir hören, daſs wichtige Kundgebungen des Bundes eben damals durch Brederode dem Grafen von Egmont übermittelt wurden, — nämlich der Beschluſs vom 8. über den Zweck des Bundes, daſs dieser in der Abschaffung der Plakate und der Inquisition, sowie im Erlasse eines neuen Religionsgesetzes zur Erhaltung der alten Religion seitens des Königs mit Rat und Zustimmung der Generalstände bestehen solle.[2])

Gelöst war die Aufgabe, welche sich die Verbündeten gestellt hatten, als sie sich in Brüssel zu versammeln beschlossen. Auf das Mehr oder Minder der förmlichen Zusage kam es nicht mehr an; das war gewiſs, daſs jetzt tatsächlich die Inquisition und die Plakate suspendiert waren, daſs die Richter sich wohl

hüten und die Inquisitoren es nicht wagen würden, in Sachen der Religion jetzt noch einzuschreiten. Nach glücklich vollbrachtem Werke durften sich die Verschworenen wieder in alle Winde zerstreuen. Erst wählten sie noch eine Art von permanentem Ausschusse, bestehend aus vier Personen, Brederode, Ludwig von Nassau, Kuilenborg und van den Bergh, zur Wahrnehmung der Interessen des Bundes; in jeder Provinz wurden drei bis vier Mitglieder bestimmt, welche gleichsam für diese Landschaft die Geschäfte führen und mit dem Zentralkomitee Fühlung unterhalten sollten. Sie liefsen sich Medaillen aus Gold anfertigen, welche fünf Dukaten kosteten; die Münze hatte vier Dukaten Goldwert; der fünfte war für den Arbeitslohn. Auf der einen Seite befand sich ein Brustbild des Königs, auf der andern zwei Hände, ineinander verschlungen, und darüber ein Bettelsack mit der Inschrift: „Treu bis zum Bettelsack." Jeder Unterzeichner des Kompromisses erhielt diese Denkmünze; sie war am Halse zu tragen. Einen hölzernen Napf an der Seite, oder Klappern von Aussätzigen und andere Symbole der Armut öffentlich zur Schau führend, so ritten sie aus Brüssel hinweg; sie wollten damit symbolisch zum Ausdrucke bringen, dafs sie bis zum Bettelstabe und Hungerstode beim Kompromisse ausharren und für einander einstehen würden. Am 10. April verliefs Brederode mit 150 Genossen Brüssel; als sie die Tore passierten, gaben sie eine Salve von Pistolenschüssen ab. Am ersten Tage nächtigten sie in Mecheln; am folgenden Tage kamen sie in Antwerpen an. Viele Personen umdrängten sie hier; Brederode trank mit ihnen aus seinem hölzernen Napfe. Am Ostersonnabend langte er wieder in Vianen an.[1])

Das also war das Ergebnis des Hervortretens des adligen Bundes: die Liga ward gesprengt; Oranien und Hoorne und nach einigem Schwanken auch Egmont hatten sich entschlossen, gemeinsame Sache mit den Konföderierten zu machen, während sich Meghem und Mansfeld ostentativ von ihnen fernhielten. Die erste Aktion des Bundes hatte scheinbar mit einem grofsen Erfolge geendigt; es mufste sich noch zeigen, ob er von Dauer sein würde. Aber soviel liefs sich jetzt auch schon gewahren, dafs sie einen höchst unklaren und verschwommenen Charakter trug. Wenn die Verbündeten versicherten, sie wollten zwar die Abschaffung der Inquisition und Plakate, wollten aber andererseits alles befolgen, was König und Generalstände zur Aufrecht-

erhaltung des alten Glaubens festsetzen würden, ja sie wollten sogar dafür sterben, so lagen in solchen Erklärungen unlösbare Widersprüche, und jedenfalls waren sie von Seiten der führenden Elemente, die dem protestantischen Bekenntnisse schon zugetan oder doch wenigstens bereits zugeneigt waren, nichts weniger als ernst gemeint, sondern eben nur dazu bestimmt, ihre eigenen Ziele der katholischen Mehrheit zu verschleiern und diese mit sich fortzureifsen. Denn Erhaltung des alten Glaubens und Gewissensfreiheit oder gar Freiheit der Religionsübung waren nun einmal unvereinbare Gegensätze. Wie lange konnte der Kampfesruf gegen die Inquisition wohl noch zwei so disperate Elemente, wie die protestantischen Führer und die katholische Mehrheit es waren, zusammenhalten? Und ob die Generalstände, auf deren Einberufung der Bund jetzt hinarbeitete, wirklich sich so sehr beeilen würden, die Geschäfte der Protestanten zu besorgen, wie diese hofften, das konnte doch noch recht zweifelhaft erscheinen.

Gewifs, die Herzogin, der Staatsrat und selbst der Geheimrat hatten sich von der neuen Bewegung überrumpeln lassen und waren sogar, so der Staatsrat, vor ihr sehr gerne zurückgewichen; hatten doch die mafsgebenden Herren zum Teil geholfen, sie zu entfesseln, und ihr die Richtung vorgezeichnet, die sie nunmehr einschlugen. Aber war der Druck, den der Bund ausübte, auch stark genug, um den mafsgebenden politischen Faktoren genügende Zugeständnisse abzupressen? Wie sehr auch alles durch das Erscheinen der Verschworenen in Brüssel unter dem Banne des Schreckens stand, so verdiente doch die „Moderation", wie sie gerade im Geheimrate ausgearbeitet und im Staatsrate verhandelt wurde, kaum diesen Namen. Und selbst das war die Frage, ob dieser Entwurf die Billigung des Königs finden, ob dieser nun endlich den Ruf nach konstituirenden Generalständen erhören würde. Wenn er sich dazu nicht bestimmen liefs, so galt es, die Statthalterin so weit zu bringen, dafs sie aus eigener Machtvollkommenheit, also unter Überschreitung ihrer Befugnisse, ja sogar gegen des Königs ausgesprochenes Verbot die Generalstände versammelte. Wie gerne hätte sie es getan, wenn sie gedurft hätte! An Mangel an gutem Willen bei ihrer Person lag es wahrlich nicht, wenn sie ihren geliebten Seigneurs diesen Wunsch versagte. Das Auftreten des Bundes hatte die Freundschaft, die zwischen ihr und den Herren bestand, einen Moment getrübt; im ersten Schrecken hatte sie die Grofsen der Urheberschaft der

Verschwörung geziehen und Anlehnung bei Viglius und Berlaymont gesucht, die sie bisher verschmäht und verfolgt hatte. Jetzt war die alte Eintracht wieder hergestellt; sie tat im wesentlichen, was Oranien und Egmont wollten. Aber ein leichter Schatten fiel doch nunmehr trübend auf die alte Harmonie. Armenteros war von schwacher Gesundheit; er war zwei Drittel des Jahres krank und bettlägerig, unfähig zur Führung der Geschäfte. Um keinen Fremden hinter seine Schliche kommen zu lassen, zog er seinen Bruder Alonso zur Aushilfe und zum Ersatze heran. Aber Alonso Armenteros war, wie Fray Lorenzo mit Befriedigung wahrnahm, ein rechtschaffener und uneigennütziger Mann, der das Treiben und die Ränke seines Bruders verabscheute; er übte nicht wie dieser auf Margareta einen Einflufs zu Gunsten der niederländischen Opposition aus. So war es denn mehr als fraglich, ob es den Herren bei all ihrem Ansehen, welches sie immer noch bei der Herzogin genossen, gelingen würde, sie zu einem entscheidenden Schritte zu bewegen, durch den sie sich in offenen und direkten Widerspruch mit dem erklärten Willen des Königs setzen mufste, auch wenn man wieder den Schrecken gegen sie spielen liefs, um sie einzuschüchtern. Wie sehr sie auch den Herren der Opposition für ihre Person zu folgen geneigt war, es gab eine Grenze, die sie nicht zu überschreiten wagte; sie war ihr bestimmt genug durch das eigene Interesse vorgezeichnet. Dazu hätte auch Thomas Armenteros ihr niemals geraten. Die Motive, die für ihre Haltung den Ausschlag geben mufsten, wenn einmal die Stunde der Entscheidung schlug, hat er zum Anfang der Unruhen, die nunmehr ausgebrochen waren, in einem Brief an Perez richtig angedeutet: „Sie wünscht nichts, als dafs sie in des Königs Gnade bleibt.[1]) Sie erkennt es selbst, dafs sich das so geziemt, und dafs sie keinen Fufs breit Erde ohne des Königs Gnade und Schutz ungestört besitzen würde. Das, wiewohl es nicht nötig ist, lege ich ihr bei allen Gelegenheiten, die sich mir bieten, an das Herz.“ Perez unterbreitete dem Könige das Schreiben; als Philipp aber diese Zeilen las, setzte er an den Rand ein einfaches „No“! Deutlicher als es durch seitenlange Depeschen möglich gewesen wäre, gab er durch dieses einzige Wörtchen seiner innersten Meinung über seine Schwester und ihren Berater Ausdruck.

Drittes Kapitel.

Die Moderation.
Philipps Zauderpolitik und die Kurie.
(Frühjahr 1566.)

Schon ehe die Geusen in Brüssel ihren Einzug gehalten hatten, hatte der Staatsrat die Ausarbeitung einer „Moderation" der Plakate beschlossen und dem Geheimrate Assonleville übertragen. Die Statthalterin hatte die Verbündeten darauf aufmerksam gemacht, um ihnen zu beweisen, dafs man schon mit Ernst an die Abstellung ihrer Beschwerden ginge.

Fast den ganzen April hindurch währten die Verhandlungen im Staatsrate unter Zuziehung der Ordensritter über den Entwurf Assonlevilles. Zwar wurde betont, dafs jede Änderung bedenklich sei, zumal da sie als eine Nachgiebigkeit gegenüber den Ketzern erscheinen könnte; aber dagegen wurde geltend gemacht, dafs staatliche Gesetze zur Erhaltung von Religion, öffentlicher Ruhe und Wohl des Volkes so beschaffen sein müfsten, dafs sie ausgeführt und gehandhabt werden könnten, da sie sonst Verwirrung anstatt Nutzen zu stiften geeignet wären. Mehrere Punkte gebe es, so fand man, in den Plakaten, die billigerweise nicht durchführbar wären, so das Verbot, schlechte Bücher zu besitzen, Äufserungen über kontroverse Lehren zu tun, die Weisung, alle zu denunzieren, die man als Ketzer kenne, u. a. m. Eben solcher Übertreibungen halber nähmen die Richter Anstofs an den Plakaten überhaupt, auch wo es sich um schwere Delikte handele, unter dem Vorwande, die Edikte seien allzu grausam und blutdürstig. Eine allgemeine Zerrüttung des Rechtes sei dadurch eingerissen: viele weigerten sich, öffentliche Ämter anzunehmen; die Gefangenen würden ein bis zwei, ja sogar drei

Jahre im Kerker behalten, ohne daſs man die Strafe an ihnen vollziehe, und schlieſslich lasse man sie gar entschlüpfen. Die Richter vermieden es nach Möglichkeit selbst Urteile zu fällen; es sei ihnen nämlich erlaubt worden, falls ihnen eine Milderung angezeigt erscheine, beim Provinzialhofe darum unter Einreichung ihres Gutachtens einzukommen, und das täten sie nun seit einigen Jahren allgemein, um sich selbst der Bluturteile zu überheben. Daher müſsten die Plakate so geändert werden, daſs nur die Irrlehrer, Aufwiegler und Verführer mit der vollen Strenge des Gesetzes getroffen würden, und zwar durch Verurteilung zum Galgen: denn diese Todesart werde als die schimpflichste mehr als der Scheiterhaufen gefürchtet, den viele sogar erstrebten, um in den Märtyrerbüchern ihrer Sekten gefeiert zu werden. Für die Verführten indes sollte die Strafe gemildert und je nach dem Grade oder der Häufigkeit des Vergehens in das Ermessen des Richters gestellt werden. Reuige sollten zu Verbannung unter Androhung des Galgens im Falle der Rückkehr begnadigt werden. Alle Gouverneure, Provinzialhöfe, Beamte, Richter, Magistrate, Städte und Vasallen sollten sich endlich zu genauer Beobachtung des neuen Plakates verpflichten.

Das waren denn auch die vornehmsten Gesichtspunkte, die bei der Feststellung der „Moderation“ wirksam wurden. Ausdrücklich wurde erklärt: es sei nicht etwa ihr Zweck, die „Religion zu verlassen und Freiheit des Gewissens zu gestatten“; daran denke niemand von den Herren im Staatsrate auch nur im geringsten; sie seien vielmehr alle entschlossen, Gut und Blut für die Wiederherstellung und Erhaltung des alten Glaubens zu opfern und dem Könige in der Ausrottung der Häresie beizustehen. Es wurde statuiert, daſs keine Religion im Lande beobachtet, gelehrt und geübt werden dürfe, als allein die katholische, daſs Predigten und Kulthandlungen aller Art nur nach dem Ritus der katholischen Kirche und durch deren rechtmäſsig dafür bestellte Organe vorgenommen werden dürften. Alle ketzerischen Bücher, zumal die Schriften der Reformatoren, wurden verboten, ebenso alle Gespräche über die heilige Schrift; Überwachung der Buchläden und der Schulmeister ward vorgeschrieben. Alle Irrlehrer und Verführer wurden mit der Strafe des Galgens und Vermögenseinziehung bedroht als „schlechte, abscheuliche Feinde aller, als Meuterer, Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe“; dazu wurden gerechnet alle Prediger, Ältesten

und Diakonen, sowie die Verfasser häretischer oder anstöfsiger Bücher, Lieder und Pasquille, ferner alle gewerbsmäfsigen Drucker solcher Schriften, weiterhin alle diejenigen, welche ihren Grund und Boden und ihre Baulichkeiten für häretische Predigten und Religionsübung zur Verfügung stellten, oder welche irgend einen „enormen oder bemerkenswerten Skandal, oder Aufruhr begehen würden, sei es betreffend die Religion oder das gemeine Wohl, wodurch die Guten und Katholiken sich verletzt fühlen könnten, oder die öffentliche Ruhe gestört würde". Im Falle der Reue sollte allerdings bei ihnen Begnadigung zum Tode durch Enthauptung und Freigebung des Vermögens an die nächsten Erben eintreten. Schon der Besitz ketzerischer Bücher und dem katholischen Glauben widersprechende Äufserungen gegenüber anderen genügten, um jemanden in den Verdacht zu verstricken, dafs er ein „Verführer" sei. Nur solche, die aus reiner Einfalt, Unwissenheit oder durch Überlistung, sowie mehr aus Schwachheit des Geschlechtes oder des Alters, als etwa aus bösem Willen (worüber die geistlichen Behörden zu erkennen hätten), in Irrtümer verfallen waren, sollten straflos ausgehen, wenn sie ihre falschen Meinungen in die Hände des Bischofs und seiner Offizialen öffentlich abschwüren; andernfalls sollten sie sofort verbannt werden unter Androhung des Galgens bei unerlaubter Rückkehr; zwar sollten sie ihre Güter behalten, aber nur für Lebenszeit, ohne durch Schenkung unter Lebenden oder von Todeswegen darüber verfügen zu dürfen, und unter der Bedingung, dafs über sie, falls sie von der Verbannung aus Untertanen des Königs zu ihrer Sekte heranzuziehen trachten würden, die Vermögenskonfiskation nachträglich auszusprechen sei.

In der Tat war diese „Moderation", indem sie die Verbreitung der Ketzerei vornehmlich zu verhindern suchte, viel eher dazu angetan, das Übel an seiner Wurzel zu fassen, als die alten überspannten Plakate. Sie bedeutete wohl eine Abschwächung der Edikte; aber sie bot immer noch eine wirksame Waffe zur Ausrottung der Sekten, wenn sie ernstlich ausgeführt wurde. Am 10. April wurde darüber beraten, ob man sie nicht sofort vorbehaltlich der Genehmigung des Königs publizieren solle. Egmont trat sehr entschieden dafür ein; aber Viglius machte dagegen geltend, dafs die Herzogin ein selbstständiges Verordnungsrecht nur in Sachen von geringer Tragweite habe, nicht aber in Sachen von solcher Bedeutung, wie die Plakate es seien, die

vom Kaiser erlassen und mehrfach erneut, sowie vom Könige bestätigt wären, und deren Beobachtung der Statthalterin von ihm so oft eingeschärft worden sei. So beschlofs man denn, den Entwurf inzwischen den Höfen und Ständen der einzelnen Provinzen zur Begutachtung vorzulegen. Oranien hatte die Gelegenheit benutzt, um im Staatsrate abermals mit Nachdruck auf die Notwendigkeit der Einberufung der Generalstände hinzuweisen; zu sofortiger Publikation, so hatte er ausgeführt, fehle der Herzogin allerdings die Vollmacht, und wenn die Moderation, nachdem sie einmal veröffentlicht sei, dem Könige mifsfiele, so würde die Sache noch schlimmer werden, als zuvor; daher schlage er vor, das neue Plakat erst den Provinzialhöfen, dann aber den Generalständen vorzulegen, sodafs diese aber nicht nur über diesen Punkt, sondern über die allgemeine Lage, insbesondere über den schlimmen Stand der Finanzen zu beraten hätten: das war ja die alte Forderung der ständischen Opposition, deren Genehmigung freilich gleichfalls nicht in Margaretens Vermögen stand.[1])

Die Konseils und Stände der südlichen Provinzen wurden alsbald konsultiert. Die Höfe von Mecheln, Flandern, Brabant und Artois erklärten sich im allgemeinen mit dem Entwurfe einverstanden; die zwei ersten fanden allerdings die Bestimmungen über die Verwaltung der Güter verbannter Ketzer unzweckmäfsig, da dadurch die Besitzungen in schlechten Zustand geraten würden; der grofse Rat wies auch darauf hin, dafs dadurch viel Geld aufser Landes geschleppt und verzehrt werden würde. Noch Ende April begab sich Egmont nach den Provinzen des Südwestens, zuerst nach Artois, sowohl um die hier befindlichen Festungen zu inspizieren, als auch um die Moderation den Ständen vorzulegen. Die in seinem Gefolge befindlichen Edelleute trugen zum gröfsten Teile die Geusenmedaille an der Brust; daran nahmen die guten Katholiken nicht geringen Anstofs. Er versammelte zahlreiche Edelleute, die Festungskommandanten und Truppenführer um sich und liefs sie schwören, dafs sie alle den Glauben bis zum Tode verteidigen und stets treue Vasallen des Königs bleiben würden. Von Arras aus richtete er am 3. Mai ein Schreiben an den König. Er empfahl ihm darin die Moderation als höchst zweckmäfsig zur Unterdrückung der Ketzerei, — schon deshalb, weil dadurch die Häretiker, zumal die zwanzig bis dreifsig Irrgläubigen, die sich im Bunde der Adligen befänden, zur Auswanderung

gezwungen würden, und weil sie gerade deshalb wünschten, dafs der König den Entwurf nicht bestätige, damit sie die Gutgesinnten um so mehr aufhetzen könnten.[1])

In Artois zeigten sich die Stände sehr eifrig für die Erhaltung des alten Glaubens. Sie erboten sich, alle Plakate zu befolgen, die der König in Sachen der Religion erlassen würde, und selbst die Inquisition hinzunehmen, wenn es ihm also gefiele. Jean de St. Omer, Herr von Morberque, ergriff im Namen des Adels das Wort: er fürchte die Inquisition keineswegs, und wen es jucke, der möge sich kratzen. Alle stimmten ihm bei, mit Ausnahme einiger Geusen, so Longastres, Olhains und eines der drei Brüder Fiennes; diese bezeichneten es als das Ziel ihres Bundes, dafs die Frage der Religion nirgendswo anders als vor den Generalständen verhandelt würde. Aber sie wurden von den übrigen sehr energisch zur Ruhe verwiesen; man fragte sie, ob sie andere Stände von Artois kännten, als diejenigen, die hier versammelt seien, und es ward ihnen gesagt, man wolle weder mit ihrem Anliegen noch auch mit ihrem Bunde etwas zu tun haben. In demselben Sinne, wie Morberque, äufserten sich Philipp von St. Aldegonde, Herr von Noircarmes, der einst zur Liga gehört hatte, sowie Maximilian von Melun, Vicomte von Gent, Gouverneur der Hauptstadt Arras, und Jean de Croy, Graf von Roeulx; der letztgenannte sprach so aufgeregt, die Hand am Degen, dafs Egmont alle Mühe hatte, ihn zu beruhigen. Einige der verbündeten Edelleute, die sich auf dem Landtage eingefunden hatten, wurden hinausgewiesen, da sie nicht Grundbesitzer und nicht schriftlich eingeladen waren; Melun schüchterte die übrigen durch die Drohung, er werde sie durch die Bürger von Arras in Stücke hauen lassen, dermafsen ein, dafs sie die Versammlung verliefsen. So schlecht wurden die Mitglieder des Bundes in Arras behandelt, dafs sie sich kaum auf der Strafse sehen zu lassen wagten. Egmont spielte bei diesen Szenen keine sehr glückliche Rolle: „er sprach nicht ein Wort; den Blick beständig zum Boden gesenkt, bot er den Eindruck eines Menschen, der, verwirrt, nicht weifs, wofür er sich entscheiden soll.“ Schliefslich ward die Moderation angenommen, allerdings mit der Bedingung, dafs falsche Anklagen nach den Grundsätzen des Rechtes der Wiedervergeltung zu bestrafen seien.

Nicht ganz so glatt, wie in Artois, spielten sich die ständischen Verhandlungen über die Moderation in Flandern ab.

Am 11. Mai versammelte Egmont um sich in Gent die Vertreter des Klerus, des Adels, der vier Glieder, sowie der übrigen Städte und Kastellaneien in Flandern; er hoffte, dafs der Entwurf ohne weiteres durch sie angenommen werden würde. Aber die Deputierten der vier Glieder, der Städte und Kastellaneien erklärten, sie könnten nicht darin willigen, ohne zuvor ihren Mandanten die Angelegenheit vorgetragen zu haben: die Sache sei allzu gewichtig, als dafs man sie so leichtfertig behandeln dürfe; denn wenn man jetzt zustimme, so verpflichte man sich für immer und ewig auf den Inhalt dieses Gesetzes, und daraus könnte den Privilegien des Landes irgend welcher Eintrag geschehen. Daher baten sie um drei Wochen Bedenkzeit, und alle Einwendungen Egmonts dagegen fruchteten nichts; sie bestanden auf dieser Verzögerung, indem sie sich vernehmen liefsen, dafs ihnen an diesem Beschlusse mehr gelegen sei, als an der Bewilligung von zwei Millionen in Gold. Schon nach etwa vierzehn Tagen (am 23. Mai) kehrten sie zurück; auch bei ihnen ging es freilich nicht ohne stürmische Szenen ab. Egmont warf sechs Geusen hinaus, die, wie er meinte, nicht zu erscheinen berechtigt waren. Präsident und Konseil von Flandern, die zur Sitzung hinzugezogen waren, erklärten sich für die Ausführung der alten Plakate Karls V. Der Klerus war derselben Ansicht; zumal der Bischof von Ypern trat dafür sehr lebhaft ein; da wurde nun aber aus den Reihen des Adels dem neuen Bischofe die Landtagsfähigkeit abgesprochen, und auch er mufste sich entfernen. In seiner Abwesenheit liefsen sich die Äbte bestimmen, einer Resolution des Adels beizupflichten, und so wurde am 25. Mai ein einhelliger Beschlufs gefafst, der eine Annahme der Moderation unter starken Restriktionen aussprach: dafs nämlich die Inquisition in Flandern für immer abzuschaffen sei und nicht mehr, sei es direkt oder indirekt, eingeführt werden dürfe, dafs die Bischöfe und ihre Offizialen zwar sich darüber zu äufsern hätten, ob eine bestimmte Meinung, deren jemand angeklagt sei, ketzerisch sei oder nicht, dafs sie aber auf das Verfahren und Urteil keine Einwirkungen ausüben dürften, dafs das neue Plakat nur dann in Flandern gelten dürfte, wenn auch in den übrigen Niederlanden, und dafs für Flandern keine strengeren Bestimmungen getroffen würden, als für alle übrigen Provinzen, dafs zu jeder Strafverfolgung, Verhaftung und Haussuchung die Einwilligung der Ortsobrigkeit erforderlich sei, dafs auch

durch das neue Edikt die Privilegien des Landes und seiner Einwohner nicht angetastet werden dürften, und dafs es ihnen, wenn dieses sich etwa als allzu streng erwiese, nicht verwehrt sein sollte, beim Könige dagegen vorstellig zu werden. Das hiefs allerdings soviel, wie die „Moderation“ als eine Etappe zur Erreichung weiterer Freiheit von vornherein zu erklären.

Eine festere Haltung, als Egmont in Flandern und Artois, nahmen die Gouverneure der Nachbarprovinzen ein. In Namur sorgte Berlaymont dafür, dafs die Stände, indem sie dem Entwurfe zustimmten, zugleich ihre Anhänglichkeit an den alten Glauben energisch bekundeten. Den Standpunkt der Geusen verfocht hier insbesondere Philipp von Marbais, Herr von Louverval. Er forderte die Freigabe der verbotenen Bücher; darauf erwiderte ihm Berlaymont, es sei nur gut, wenn er und seine Gesinnungsgenossen keine schlechten Bücher lesen dürften. Auch Aremberg, der als Besitzer der Herrschaft Biemme bei Melin zu den Ständen von Namur gehörte, verwies Louverval zur Ruhe: er solle andere sprechen lassen; denn es gäbe unter den Versammelten Männer, die älter und erfahrener wären, als er. Als Berlaymont Louverval fragte, zu welcher Religion er sich bekenne, da wagte dieser doch nicht, frei mit der Sprache herauszurücken; sondern er erwiderte, er wolle in der katholischen Religion leben. Jedenfalls konnte Berlaymont hochbefriedigt der Statthalterin über seine Provinz melden: „In Wahrheit, weder der Adel im allgemeinen, noch auch das Volk der Stadt wünschen irgendwelche Änderung hinsichtlich der Religion; sondern sie verharren ganz und gar im Dienste Gottes und Seiner Majestät“. Im Hennegau trat der Herzog von Arschot, den die Statthalterin an Stelle des erkrankten Gouverneurs Bergen mit der Leitung der Verhandlungen betraut hatte, gleichfalls den Geusen Karl von Revel, Herrn von Audregnies, Johann von Montigny, Herrn von Villers, und Karl von Liévin, Herrn von Famars, sehr scharf entgegen; auch hier wurde die Moderation gebilligt, unter der gleichen Bedingung, wie in Artois,[1]) dafs nämlich falsche Ankläger zu strafen seien. Zustimmende Erklärungen liefen endlich ein aus Luxemburg und aus Tournaisis; die Städte Tournai und Valenciennes äufserten sich dahin, dafs sie sich dem anschliefsen wollten, was die Allgemeinheit der Stände des gesamten Landes für gut erachten würde. In Welschflandern stellte der Gouverneur den Konföderierten das Zeugnis aus, dafs sie gute Dienste bei der

Beratung über die Moderation geleistet hätten; darüber war der König nicht gerade erbaut.[1]) Am schwierigsten zeigten sich die Stände in Brabant. Sie wandten ein, dafs sie keinen Beschlufs fassen dürften, ohne sich erst mit allen Gliedern der vier Hauptstädte ins Einvernehmen gesetzt zu haben. Der Statthalterin war das höchst unangenehm; denn sie fürchtete, dafs das heilige Werk dadurch ins Stocken geraten könnte. Sie stellte den Deputierten vor: unmöglich könne man sich in Sachen von solcher Bedeutung dem gemeinen Volke unterwerfen, und es handele sich hier um etwas ganz anderes, als um Steuern, sodafs hier die Zustimmung aller Glieder nicht eingeholt zu werden brauche. Schliefslich erliefs die Regierung einen förmlichen Befehl, die Angelegenheit nur im Schofse des Rates unter Ausschlufs des dritten Gliedes zu beraten, diesem gegenüber sogar unverbrüchliches Schweigen über den Inhalt der Vorlage zu bewahren. Dadurch wurde freilich das Gegenteil von dem erreicht, was man beabsichtigte. Die öffentliche Meinung wurde dadurch nicht sowohl beschwichtigt, als vielmehr erst recht aufgeregt.

Einen greifbaren Erfolg und praktischen Wert hatten die provinzialständischen Beratungen über die Moderation für die Sache selber kaum. Oranien und die Protestanten waren von Anfang an mit ihm zufrieden; denn sie betrachteten sie als einen ungenügenden Ersatz für die Einberufung der Generalstände, auf die sie alle ihre weit übertriebenen Hoffnungen setzten. Am wenigsten war der König selber damit einverstanden. Durch einen ihrer Edelleute, Mendivil, der eben damals, im Mai 1566, aus Spanien nach Brüssel zurückreiste, liefs er der Statthalterin das mündlich sagen; sie war darüber sehr bestürzt und antwortete am 21. Juni dem Bruder, nun sei die Sache schon zu weit gediehen, als dafs sie noch sistiert werden könne. Trotzdem zog sie es vor, von weiteren Schritten Abstand zu nehmen. Die noch ausstehenden Provinzen — es waren die des Nordens, wie Holland, Friesland, Seeland und Geldern — wurden über ihre Meinung erst gar nichtmehr befragt; sofort wurde nun freilich der Verdacht geäufsert, man habe eben nur das Votum derjenigen Landschaften einfordern wollen, welche die geringsten Freiheiten genössen, und die das Joch der Inquisition und der Verfolgung von jeher am geduldigsten zu ertragen gewöhnt seien. Und das ist ja wohl sicher, dafs in den Nordprovinzen der Widerspruch gegen eine so zahme „Moderation", wie die Regierung sie plante,

viel stärkeren Widerhall gefunden haben würde. Das zeigte ja schon das Beispiel Brabants, wo man die Opposition nur durch eine Umgehung der Verfassung mundtot zu machen vermocht hatte; unter dem Einflusse Oraniens und Bergens hatte sie hier selbst in der Prälatenkurie Eingang gefunden, und es bedurfte aller Anstrengungen Berlaymonts und des Greffiers Weellemanns um die Äbte auf den Entwurf der Regierung zu vereinigen. Unter diesen Umständen war es nicht ohne Bedeutung, wenn eben damals die eine von den neun Nationen, aus denen sich das dritte Glied von Brüssel zusammensetzte, den Beschluſs faſste: indem der König das nicht halte, was er beschworen habe, seien auch sie ihm keinen Gehorsam schuldig. Der Magistrat wollte den anstöſsigen Passus mit Stillschweigen übergehen; aber die halsstarrige Korporation verlangte, daſs er vor den übrigen Nationen verlesen und protokolliert würde; es muſste ihrem Begehren Folge gegeben werden, da sie jegliche weitere Verhandlungen ablehnten, solange nicht ihr Ansinnen erfüllt sei. Soviel wurde ja aus dem Gange der Verhandlungen über die Moderation klar, daſs die Südprovinzen (mit Ausnahme einiger Städte) fest zum Katholizismus zu stehen entschlossen waren, zumal Namur, Hennegau und Artois. Was dagegen die Territorien des Nordens anbelangte, so hatten Meghem in Geldern, Aremberg in Friesland und Overyssel alle Mühe, ihre Amtsbefohlenen im Zaume zu halten, und was das wichtigste war, Oraniens Gouvernement Holland sprach sich jetzt unter Führung des Landes-Advokaten M^e^ Jacob van den Eynde offen für die Berufung der Generalstände aus.[1])

Nicht darauf kam es an, wie sich die Stände in den Provinzen, sondern wie sich der König zu dem Moderationsprojekte der Brüsseler Regierung stellen würde. Ihm die Notwendigkeit einer Änderung im Systeme seiner Religionspolitik und zugleich seiner gesamten inneren Politik zu Gemüte zu führen, das war ja der Zweck der erneuten Mission nach Spanien, welche die Verbündeten gefordert hatten, und welche ihnen durch die Statthalterin bewilligt worden war. Gleichzeitig mit dem Entwurfe des neuen Plakates wurde im Staatsrate während des Aprils darüber verhandelt, wer für diese Gesandschaft auszuwählen, und welche Instruktion dafür zu erteilen sei. Es ging dabei nicht ohne groſse Debatten ab, in denen die persönliche Verstimmung der Herren zu heftigem Ausbruche gelangte.

Zuerst wurde Egmont angefragt; er lehnte ab mit dem Bemerken, er habe noch am Mifserfolge seiner letzten Reise nach Spanien genug, und schlug den Marquis von Bergen vor. Auch dieser zeigte nicht eben grofse Lust; er versprach sich keinen Nutzen, da der König den Herren nun einmal wegen ihres gesamten Verhaltens seit seiner Abreise, wegen ihres Widerstandes gegen das Verbleiben der spanischen Truppen im Lande, gegen die neuen Bistümer und Granvella zürne, und weil er ihnen auch die gegenwärtigen Unruhen zur Last legen würde. Er erklärte, es gebe nur ein Mittel für den König, eine wirkliche Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, nämlich die Grofsen des Landes zufrieden zu stellen und ihnen zu beweisen, dafs er ihnen wirklich traue; er wies insbesondere auf das gespannte Verhältnis zwischen Philipp und Oranien hin. Daraufhin ergriff der Prinz selber das Wort: er sei wohl unterrichtet, dafs der König ihn mit Argwohn verfolge; der Monarch halte ihn selber und alle die Seinigen für Ketzer und hochverräterischer Beziehungen mit den deutschen Fürsten für schuldig; nie habe ihm der König eine einzige Zeile geschrieben, um seinen Rat einzuholen, wohl aber dem Kardinale Granvella, sogar wenn es sich um Angelegenheiten seiner eigenen Gouvernements, wie etwa um den Stand des Deichwesens in Seeland, handelte; am spanischen Hofe führe man über ihn befremdliche Reden; daher sei er entschlossen, aufser Landes zu gehen und niemals mehr wieder zurückzukehren, bis er ganz sicher sei, dafs der Herrscher ihm traue. Der Ton seiner Sprache war gestimmt auf die Weisen der Geusen; das klang deutlich hindurch, wenn er fortfuhr: schon habe er an seine Verwandten und Freunde in Deutschland geschrieben, damit sie ihn mit ihrem Rate in diesen seinen Nöten unterstützten, auf dafs er seine Ehre wahre; denn diese liege ihm so sehr am Herzen, dafs er lieber, als sie verlieren, sein Brot erbetteln wolle; wo aber auch immer er weile, nie werde er aufhören, der Diener des Königs zu bleiben und so zu handeln, wie es einem getreuen Vasallen zieme. Was nützte es, wenn die Statthalterin den Prinzen bat, sich um Himmelswillen solche Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen und sie seiner trefflichen Dienste nicht jetzt gerade zu berauben, und wenn sie ihn versicherte, nicht das geringste habe sie gemerkt, dafs der König so über ihn denke! In ihre Vorstellungen stimmte Egmont ein; er sagte, wenn Oranien auf seinem Entschlusse beharre, so wolle er auch gehen

und gleichfalls aufser Landes, nämlich nach Aachen, um die Bäder daselbst zu gebrauchen. Zum Schlusse kündigte Hoorne, dessen Sekretär Alonso de Laloo schon seit ungefähr einem Vierteljahre ohne Bescheid in Spanien wartete, polternd die gleiche Absicht an. Eine peinliche Lage war es, in die sich die Herzogin also versetzt sah: da niemand bei ihr bleiben wolle, so liefs sie sich hören, und sie das Land nicht allein regieren könne, so müsse sie feierlich erklären, dafs, was immer für Ungemach nunmehr über das Land kommen würde, die Schuld daran nicht ihr, sondern den Herren zuzuschreiben sei.

Nicht dafs die Befürchtungen und Beschwerden Oraniens und seiner Genossen nicht ehrlich gemeint gewesen wären; aber die Heftigkeit, mit der sie geäufsert wurden, sowie die Drohung sofortigen Rücktrittes waren doch wohl mehr darauf berechnet, die Statthalterin einzuschüchtern, damit sie hinwiederum beim Könige gröfsere Energie entfalte. Allmählich zogen sie gelindere Seiten auf. Oranien und Hoorne machten das Zugeständnis, noch solange im Amte bleiben zu wollen, bis Bergen aus Spanien zurückgekehrt wäre, und nach anfänglicher Weigerung zeigte sich dieser schliefslich zur Mission unter der Bedingung bereit, dafs er bei der Wichtigkeit der Angelegenheit nicht allein zu reisen brauche, sondern dafs ihn Montigny begleite. Auf das Drängen der übrigen Herren nahm auch Montigny an, obwohl er wenig Neigung dazu verspürte. Beide meinten, gerade ihre Personen würden dem König wenig genehm sein: sage man ihnen doch nach, dafs gerade sie die Geschäfte der Opposition besorgten, indem sie, der eine deren „Sekretär", der andere deren „Greffier", seien. Sie begehrten von der Herzogin, dafs sie erst einen Kurier nach Spanien schicke, um beim Könige anzufragen, ob er ihr Kommen wirklich wünsche.

Am 10. April wurde die Sendung Bergens und Montignys im Staatsrate förmlich beschlossen; aber es währte noch lange, ehe sie sich auf den Weg machten. Erst zum Ende des Monats wurde über ihre Instruktion beraten, es kam dabei zu einer Debatte von staatsrechtlich eminenter Tragweite. Anknüpfend an die Petition des Bundes hielt Bergen es für notwendig, die Einberufung von Generalständen zu beantragen, die mit Vollmachten seitens ihrer Mandanten ausgestattet wären. Es wäre dieses ein grofses Moment im Ausbau der ständischen Verfassung gewesen; durch den Wegfall des Rückganges auf die Mandanten

wäre der Generallandtag aus einem Kongresse von Deputierten, deren Funktion lediglich aus Hören, Berichterstattung und Übermittlung der Voten ihrer Auftraggeber bestand, eine wahre Landesvertretung geworden, wäre nunmehr der Schwerpunkt der ständischen Verfassung wirklich in die Zentralinstanz verlegt worden. Indem er weiterhin begehrte, dafs für die Reformgesetzgebung, zu der man jetzt schreiten müsse, der König von der Zustimmung des Generallandtages abhängig gemacht würde, wäre eine Form der Verfassung geschaffen worden, welche bereits in gewissem Sinne als konstitutionell bezeichnet werden müfste: beruhend zwar auf genossenschaftlich-ständischer Grundlage, aber unter Beseitigung des fürstlich-ständischen Dualismus, zunächst, und was gerade das prinzipiell Bedeutsame war, auf dem Felde der Gesetzgebung, indem diese einheitlich als eine Folge des Zusammenwirkens von Landesherrn und Landständen gestaltet wurde. Aber die Idee fand geringen Beifall; allzuweit eilte sie der Zeit voraus. Assonleville machte darauf aufmerksam, dafs man sich bezüglich der Moderation, d. h. auf religionspolitischem Gebiete, bereits an die Provinzialstände zu wenden entschlossen habe, und dafs diese ja in ihrer Gesamtheit die Generalstände ausmachten. Für den Fall, dafs man die Stände freilich doch im ganzen versammeln wollte, empfahl auch er die Abschaffung des „Rückganges“ an die Mandanten, also die Erteilung unbedingter Vollmachten für die Deputierten, sodafs dem generalständischen Kongresse selbst die Beschlufsfassung zustünde; aber nichts wollte er davon wissen, dafs der König an die Zustimmung der Generalstände gebunden würde, da er vielmehr lediglich deren Rat und Gutachten zu hören brauche. Ihm pflichtete Viglius bei: in dem Besitze der richterlichen Gewalt, sowie der unbeschränkten Gesetzgebungsgewalt gipfele die Autorität der Krone; beim Erlasse von Gesetzen könne der Fürst wohl Rat und Gutachten der Stände einholen, aber nimmermehr gebühre diesen ein Recht der Genehmigung; der bestehende Rechtszustand schliefse fernerhin die Erteilung unbedingter Vollmachten an die ständischen Abgeordneten aus. Hachicourt, Aremberg und Berlaymont sprachen sich gegen die Einberufung von Generalständen aus, der letzte auch speziell noch dagegen, dafs man ihnen, wenn man sie doch versammele, das Zugeständnis gemeinsamer Verhandlungen gewähre. Mansfeld und Meghem nahmen eine mittlere Haltung ein; beide rieten, dafs erst die Negoziation mit den

Provinzialständen über die Moderation zu Ende gebracht, dafs aber dann die Generalstände über den allgemeinen Zustand des Staatswesens gehört würden, — allerdings, wie Meghem ausdrücklich hervorhob, nur mit beratender, keineswegs mit beschliefsender Kompetenz. In demselben Sinne äufserte sich Egmont. Ziemlich zuletzt gab Oranien sein Votum ab. Er sah ein, dafs die Verfassungsveränderung, wie Bergen sie anregte, vorderhand unausführbar wäre. Daher verzichtete er auf die Forderung eines ständischen Konsensrechtes; aber er betonte, dafs die Generalstände unvermeidlich seien, dafs sie ganz ebenso gut, wie die Einzellandtage, befragt werden könnten, und meinte, dafs, wenn nur das Vertrauen zwischen dem Könige und dem Lande hergestellt wäre, auch eine Einigung zwischen Krone und Generalständen zu erzielen sei; dabei liefs er freilich durchblicken, dafs ihm die Moderation nicht weit genug ging, indem er seiner Hoffnung Ausdruck gab, dafs sehr leicht, wenn der König eine Milderung der Plakate gestatte und der Herzogin dafür die erforderliche Vollmacht erteile, die Schwierigkeiten zu beseitigen wären, die sich über einige Punkte des Entwurfes noch erheben könnten. Auch die Fragen der Vermehrung des Staatsrates und der Erweiterung seiner Kompetenzen wurden von Neuem erörtert, und zwar gerade im Zusammenhange mit dem Begehren, dafs der König sein Mifstrauen gegen das Land und die Grofsen schwinden lasse: wenn er in diesen beiden Stücken den Wünschen der Opposition entgegenkomme, so würde man darin einen Beweis dafür erblicken, dafs sein Vertrauen wiederkehre. Auch hierzu ergriff Oranien das Wort: Anders sei die Regierung des Königs, wie die seiner Vorgänger; Eigennutz auf der einen und Furcht auf der anderen Seite seien charakteristisch für den herrschenden Zustand; der Monarch leihe allzu sehr den Schmeichlern sein Ohr; er solle nicht mehr auf die Zuträger hören, die ihren Vorteil suchten, sondern auf diejenigen, die im Interesse des Königs und des Landes eine freie Sprache führten und offen das heraussagten, was sich gezieme. Er erläuterte das Verlangen der Opposition in Gemeinschaft mit Bergen dahin, dafs sie den Staatsrat nicht etwa nur aus dem Kreise der Grofsen, sondern durch taugliche Personen überhaupt verstärkt, dafs sie nicht etwa den Geheimrat und Finanzrat beseitigt, sondern nur die wichtigsten Angelegenheiten der inneren Verwaltung und des Finanzwesens der Kenntnis des Staatsrates vorgelegt wissen wollten: in

dieser Form lief ihr Programm jetzt allerdings nicht mehr auf die Statuierung einer förmlichen Superiorität des Staatsrates gegenüber Geheimrat und Finanzrat, sondern nur auf eine Erneuerung des wahren Sinnes seiner alten Instruktion und auf eine Restauration der Stellung hinaus, die ihm ursprünglich zugedacht worden war. Es wurde allerdings schliefslich für gut erachtet, dafs diese Punkte nicht in die Instruktion Bergens aufgenommen, sondern durch die Herzogin unmittelbar dem Könige vorgetragen würden.[1])

So ward die Instruktion Bergens und Montignys durch eingehende Beratungen festgestellt. Noch hatten beide freilich mannigfache Bedenken. Sie reichten beide an die Herzogin Denkschriften ein, worin sie um Auskunft darüber baten, wie sie gewisse Fragen beantworten sollten, von denen es vorauszusehen war, dafs der König sie ihnen vorlegen würde, etwa warum man gegen sein bestimmtes Verbot über die Plakate verhandelt, warum man das Erscheinen der Verbündeten in Brüssel nicht verhindert habe, in welchem Lichte sie das Auftreten Brederodes, Ludwigs von Nassau, van den Berghs und Kuilenborgs darzustellen hätten. Die Herzogin gab darauf Bescheid, so gut, wie sie es konnte: man habe dem stürmischen und allgemeinen Drängen nach Milderung der Edikte nicht ausweichen können, die Zeit wäre allzu kurz gewesen, um den Einzug der Edelen in Brüssel abzuwehren; auch habe man es nicht zu den Waffen kommen lassen wollen. Das Gerücht von den Rüstungen Erichs von Braunschweig habe die Situation verschärft; was die genannten vier Häupter des Bundes anbetreffe, so wisse nur Gott allein, was ihre Absicht sei; im Übrigen sollten die Gesandten eine möglichst zurückhaltende und milde Schilderung der Vorgänge dem Monarchen liefern. Und als Montigny zu wissen begehrte, was die Statthalterin im Falle ernsthaften Aufruhrs zu tun gedenke, da wufste sie nichts anderes zu erwidern, als dafs sie dann auf die Gunst, die gute und schnelle Hilfe und Unterstützung der Grofsen hoffen müsse.[2]) Immerhin schien es nun, als ob die Beiden ihre Reise antreten könnten, schon war der 30. April dafür festgesetzt; da wurde Bergen, zwei Tage zuvor, als er mit Hoorne und anderen sich lustwandelnd erging, von George de Ligne, Herrn von Estambruges, der mit einigen Genossen sich am Mailspiele ergötzte, mit einer Kugel so unglücklich getroffen, dafs er eine Wunde

am Beine bis auf den Knochen erhielt. Man glaubte allgemein, dafs die Verletzung für Bergen nur ein Vorwand sei, um sich der ihm unangenehmen Mission zu entziehen; aber der Arzt der Statthalterin stellte fest, dafs er in der Tat reiseunfähig sei. Montigny weigerte sich nun angesichts der Bedeutung der Sache allein zu reisen. Unter den Herren der Opposition und den Verbündeten erregte der Unfall des Marquis und der dadurch bewirkte Verzug der Mission aufrichtiges Bedauern. „Ich bin betrübt über die Verwundung des Herrn Marquis von Bergen", so schrieb Brederode an Ludwig von Nassau; „gerade jetzt kommt sie höchst ungelegen; denn ich wüfste nicht, wer für diese Sendung geeigneter wäre, als er. Egmont ist ein trefflicher Herr; aber der Marquis versteht es viel besser, in die Tiefe der Dinge einzudringen; ich hoffe zu Gott, dafs er ihm schnelle Heilung gewährt. Ich wünschte, dafs er einmal höre, wie ich täglich vernehme, wie sehr das gemeine Volk ihn deshalb lobt und preist, weil er ein so edles und hochherziges Werk auf sich genommen hat".[1])

Der Statthalterin blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als dem Könige durch einen Kurier vom Aufschube der Reise Bergens und Montignys Anzeige zu erstatten, sowie ihm den Inhalt ihrer Instruktion und des Moderationsentwurfes zur vorläufigen Kenntnisnahme zu unterbreiten. Philipp selbst kam die Verzögerung nicht gelegen; schon hatte er an die Herzogin geschrieben, dafs er mit der Mission der Beiden durchaus einverstanden sei. Sie wufsten freilich nicht, welchen Zweck er damit verfolgte, dafs es ihm nur darum zu tun war, zwei der vornehmsten Häupter der Opposition aus den Niederlanden zu entfernen und zunächst dadurch, dafs er sie in Spanien zurückhielt, unschädlich zu machen, den Augenblick erwartend, da er an ihnen und allen Übrigen die lang und heifs ersehnte Rache nehmen konnte. Immerhin mochte sie eine Ahnung des Schicksals beschleichen, das ihrer im fremden Lande harrte. Als seine Beinwunde einigermafsen geheilt war, bat die Herzogin den Marquis, sich nun auf den Weg zu machen; er erwiderte: noch fühle er sich, zumal da er auch im Vorjahre krank gewesen sei, allzu schwach und den Strapazen der Reise nicht gewachsen; im übrigen genüge es, wenn nur Montigny nach Spanien gehe. Dieser war dazu nicht zu bewegen; endlich nach vielem Drängen brachten Egmont und Montigny selbst den Marquis dazu, dafs

er bestimmt zu folgen versprach, und nun zeigte sich Montigny bereit, alsbald allein aufzubrechen. Ehe es dazu kam, stellte Bergen noch einmal der Statthalterin vor, wie nötig es für den König sei, Oranien zufrieden zu stellen; er riet ihr, dem Herrscher vorzuschlagen, er solle den Prinzen zu diesem Zwecke mit hohem Gehalte an den Hof berufen und ihm einen Platz im Staatsrate gewähren. Er fügte hinzu, dafs dadurch der Prinz von seinem Bruder Ludwig getrennt werden würde, und dafs kaum vier Jahre vergehen würden, bis der König, um sich die Niederlande zu erhalten, die Hilfe von Ketzern würde anrufen müssen, wenn er es nicht vermöchte, die Väter und Ahnen der jetzt lebenden Generation vom Himmel herabsteigen zu lassen. Die Herzogin sprach ihre Zweifel aus, ob sich Oranien dazu verstehen würde; der Marquis erwiderte ihr, er würde es sicherlich tun, und falls er sich weigern sollte, würden seine Freunde, die anderen Herren, ihn dazu bestimmen. In der Tat sondierte die Herzogin im Beisein Egmonts den Prinzen; dieser aber zeigte sich gänzlich abgeneigt, indem er die Worte Bergens als nicht ernst gemeint erklärte; er war zu klug, als dafs er sich freiwillig in die Höhle des Löwen begab.[1])

Ende Mai verliefs Montigny Brüssel; er war der Träger der Instruktion, die er mit Bergen zusammen am Hofe vertreten sollte.[2]) Von ungewöhnlicher Länge, gab sie eine ausführliche Darstellung der Vorgänge vom März und April; es ward in ihr um die Abschaffung der päpstlichen Inquisition und um die Genehmigung der Moderation nachgesucht: denn das sei der sehnsüchtige Wunsch der Stände und des gesamten Volkes, der Guten wie auch der Bösen; darin seien die Statthalterin, die Grofsen und alle Behörden einig. Die beiden Gesandten sollten aufserdem den König bewegen, den Mitgliedern des adligen Bundes volle Verzeihung zu gewähren: so würde das Einvernehmen zwischen König und Land wieder hergestellt werden; hätten doch alle Herren ohne Ausnahme erklärt, sie würden alle weitergehenden Wünsche, wie etwa nach Religionsfreiheit, unterdrücken. In einem Begleitschreiben beschwor die Statthalterin den Bruder, um den Herren ein Zeichen ihres Vertrauens zu geben, deren Bitten hinsichtlich der Reorganisation des Staatsrates zu erfüllen. Als Montigny Paris passierte, traf er hier mit seinen französischen Verwandten, den Châtillons, zusammen; mit Mifstrauen betrachteten Philipp und Granvella diese Konferenzen, und tatsächlich

wurde Montigny später vorgeworfen, er habe hier Verabredungen mit den Châtillons getroffen, denenzufolge sich der niederländische und französische Zweig seiner Familie zu gegenseitiger Hilfeleistung im Notfalle verpflichtet hätten.[1]) Am 17. Juni kam Montigny in Madrid an. Der König empfing ihn aufs huldvollste und gewährte ihm mehrere längere Audienzen unter vier Augen; er versicherte ihm, dafs er frei von allem Mifstrauen gegen die niederländischen Herren sei, dafs er ihnen vielmehr für die grofsen und trefflichen Dienste, die sie ihm geleistet hätten, allen Dank wisse. Eine bestimmte Entscheidung vermochte Montigny dem Herrscher allerdings noch nicht zu entlocken; er müsse dafür, so sagte Philipp, noch erst die Ankunft Bergens abwarten. Und schon nahte sich dieser in kurzen Tagereisen der spanischen Grenze. Ungefähr vier Wochen später, als der Freund, hatte er sich auf den Weg gemacht. Unterwegs wurde er krank und blieb in Bordeaux liegen; er wollte nicht weiter und bat den König um die Erlaubnis zur Umkehr. Da schrieb ihm Philipp einen eigenhändigen Brief, wie sehr es ihn freuen würde, den Marquis bald bei sich zu sehen, um sich seines Rates bedienen zu können; er bewog Montigny, an den Genossen einen Uriasbrief des gleichen Inhalts zu schreiben. Der Unglückliche liefs sich durch die gleifsenden Worte täuschen; Mitte August langte er am Hofe an. Nicht gerade freundlich waren die Mienen, denen er hier begegnete, und er selbst liefs den Kopf hängen, als ob ihm Böses ahnte.[2])

Grofse Hoffnungen setzte die Statthalterin selber auf die Mission Bergens und Montignys. Politisch stand sie ja noch ganz auf dem Standpunkte der katholischen Opposition: Reorganisation des Staatsrates, Berufung der Generalstände, Milderung der Plakate und Abschaffung der Inquisition. Nichts wünschte sie auch jetzt noch sehnlicher, als beim Könige diese Zugeständnisse zu erwirken, und sie liefs nicht ab, immer wieder darum zu bitten, weil nur dadurch die Grofsen zufrieden zu stellen seien. Ihr persönliches Verhältnis zu ihnen hatte wohl nicht mehr den alten Charakter intimer Sympathie; es war etwas gelockert, aber nicht erschüttert worden; und es mischte sich jetzt auf der Seite der Herzogin ein gutes Teil von Furcht hinein. Immerhin erwartete sie von ihnen noch alles Heil; sie meinte, wenn sie von ihnen verlassen würde, so könnte sie sich nicht mehr behaupten. Lehnte sie sich früher mehr an Egmont, so klammerte

sie sich jetzt geradezu ängstlich an Oranien, und seiner suchte sie sich vor Allem zu versichern. In ihren geheimen Depeschen trat sie aufs wärmste für die Herren, zumal für Oranien, ein, indem sie zugleich der Mission Bergens und Montignys beim Könige den Boden zu ebnen und vorzubereiten trachtete. Sie wisse nicht, so schrieb sie ihm schon am 13. April, kurz nachdem die Gesandtschaft beschlossen worden war, was sie tun solle, wenn Bergen und Montigny ohne genügende Bewilligungen heimkehrten, da dann Oranien und Hoorne unzweifelhaft abdanken und Egmont ihrem Beispiele folgen würde.[1]) Sie wollte es noch jetzt nicht glauben, dafs Oranien Wissen von den Umtrieben seines Bruders und des adligen Bundes trüge, geschweige denn Egmont.[2]) Mitte Mai sandte sie einen alten Diener, den Neapolitaner Fabio Lemba, zu Philipp, um ihn zu Nachgiebigkeit zu bestimmen. Im Laufe des Mai erfuhr Oranien aus Deutschland, dafs Chantonnay auf dem Reichstage von Augsburg die Gerüchte bestätigt habe, der König wolle ihn an Leib und Gut strafen. Sofort ersuchte die Herzogin den König, durch ein wohlwollendes Schreiben die Besorgnisse des Prinzen zu zerstreuen; sie warnte ihn aufs dringendste, sich eines so treuen Dieners zu berauben,[3]) und beauftragte Montigny, der sich eben damals zur Abreise anschickte, in demselben Sinne bei Philipp vorstellig zu werden; der Prinz selber gab Montigny einen Brief mit, der sein Abschiedsgesuch enthielt. Bald sollten ihr die Weisungen, die sie aus Spanien empfing, keinen Zweifel darüber lassen, dafs ihre Bitten und Warnungen auf den Gang der Politik einflufslos seien, dafs sich der König durch sie in seinem Urteile über die Grofsen nicht beirren lasse. —

Schon lange hatte Philipp in Spanien dem Treiben der oppositionell gesinnten Herren in seinen Niederlanden mit verhaltenem Grolle zugesehen. Er hatte ihnen Granvella geopfert, in der schwachen Hoffnung, sie dadurch einigermafsen zufrieden zu stellen; aber diese Erwartung hatte sich nicht erfüllt. Indessen glaubte er schwerlich an den Ausbruch wirklicher Unruhen; er meinte, wenn er die Forderungen der Grofsen, zumal der gemeinsamen Verhandlung der Generalstände, beharrlich ablehne, und es sonst an freundlichen Worten nicht fehlen lasse, so würde er sie so lange hinzuhalten vermögen, bis er die günstige Gelegenheit fände, mit Nachdruck gegen sie einzuschreiten und sie zur Ruhe zu bringen. Auf die Klagen der Schwester

über den Eindruck seiner Depeschen vom Oktober 1565 hatte er, wie wir sahen, nach monatelangem Schweigen erst im März 1566 die kurze und trockene Antwort gefunden, dafs er nicht begreife, wie sich jemand durch diese Verordnungen beschwert fühlen könne. Zugleich hatte er der Herzogin in einem eigenhändigen und vertraulichen Briefe mitgeteilt, dafs der Seekrieg gegen die Türken im laufenden Jahre, aller Voraussicht nach, seine verfügbaren Mittel durchaus in Anspruch nehmen würde.[1])

Bei der Untätigkeit, der sich der König hingab, herrschte innerhalb der katholischen Partei eine äufserst gedrückte Stimmung. Schon im Herbste 1565 glaubte Granvellas Bruder Chantonnay in der Tat, dafs der Herrscher, wenn er auch das Treiben der Herren mifsbillige, doch nicht so leicht den Mut und die Kraft finden würde, ihnen mit Energie entgegenzutreten. Zwar war seitdem manches geschehen, was Granvella einige Genugtuung zu geben vermochte. Die Anklagen, die gegen seine Verwandten unter Gutheifsung Oraniens erhoben wurden, dafs sie sich bei der Verwaltung des burgundischen Domaniums grofser Unterschliche schuldig gemacht hätten, war zurückgewiesen worden; derjenige, der sie vornehmlich vertrat, und zu diesem Zwecke nach Spanien gereist war, der Savoyarde Morone, war von der Inquisition gefangen gesetzt worden und harrte der Verurteilung zum Scheiterhaufen. Dagegen war gegen Granvellas ärgsten Feind am Hofe, gegen Erasso, eine Untersuchung wegen ähnlicher Verfehlungen eröffnet worden, die immerhin gravierendes Material genug ergab, um die Verhängung einer hohen Geldstrafe über ihn zu rechtfertigen. Aber höchst unangenehm war für Granvella der Befehl, fortan seinen Wohnsitz in Rom zu nehmen; er empfand ihn als eine Verlängerung und Verschärfung seiner Verbannung aus den Niederlanden. Nur eines hätte ihn damit auszusöhnen vermocht, seine Berufung an den Hof, und dazu wollte sich Philipp aus Rücksicht auf die Spanier nicht verstehen; geflissentlich überhörte er alle die zarten Winke und Andeutungen, die ihm der Kardinal über seine Wünsche in dieser Richtung zugehen liefs. Ende Januar 1566 langte Granvella in Rom an. Er fühlte sich hier nicht besonders wohl. Er habe, so klagte er nach Spanien, für Rom zu geringe Geschäftskenntnis und Mittel; er könne nicht vornehm genug auftreten und werde hier daher über die Achsel angesehen werden; auch könnten der Kardinal Pacheco, der gleichsam als Patron und Vertreter der

spanischen Kirche in Rom weilte, und dessen einflufsreiche Familie, zu der auch der Herzog von Alba gehörte, an seinem längeren Verweilen in Rom Anstofs nehmen. Nicht länger als bis zum Frühjahre wollte er sich in Rom aufhalten; er hoffte, dafs dann der König Italien auf der Reise nach den Niederlanden passieren würde, und ihm wollte er sich dann anschliefsen; oder wenn es dazu nicht kommen sollte, so wollte er selber nach Spanien gehen, dort mit dem König über seine und der Mechelner Kirche Interessen verhandeln, um dann, wie er bescheiden hinzufügte, sich nach Burgund zurückzuziehen, da er sich doch nach den Niederlanden nicht begeben dürfte. Schleunige Rückkehr des Königs nach den Niederlanden, das war es, worauf der Prälat alle seine Hoffnungen setzte; das war der Refrain, der aus allen seinen Briefen an Philipp und Gonzalo Perez immer wieder heraustönte. Und darin stimmte Pius IV. ganz mit ihm überein. Den niederländischen Verhältnissen wandte der neue Papst sein besonderes Augenmerk zu. Durch seinen Nuntius am Hofe von Madrid, den Erzbischof von Rossano, liefs er dem Könige immer wieder die Notwendigkeit persönlichen Eingreifens in dem gefährdeten Lande vorhalten; zu seiner eigenen Information entschlofs er sich, im Frühjahr 1566 einen besonderen Nuntius, den Bischof von Sorrent, nach den Niederlanden zu entsenden.

Unermüdlich arbeiteten auf dasselbe Ziel Philipps spanische Agenten und Vertrauensmänner in Brüssel und in Brügge, Alonso del Canto und Fray Lorenzo von Villavicencio. Ihre Lage war eine höchst unangenehme. In Brügge gerieten Anfang 1566 der Magistrat, der Bischof und der Inquisitor Titelmann abermals aufs heftigste aneinander, man argwöhnte, dafs Fray Lorenzo dahinter stünde, und die populäre Erbitterung entflammte gegen ihn derart, dafs er sich seines Lebens nicht mehr sicher glaubte und dringend um seine Abberufung bat. Ganz ebenso erging es del Canto in Brüssel; dazu kam, dafs sie der König ohne alle Mittel liefs, so dafs sie nicht wufsten, wie sie ihr Leben fristen sollten. Noch schlimmer erging es ihnen, als durch das Auftreten des Adelsbundes die öffentlichen Leidenschaften noch stärker erregt wurden. Den Fray Lorenzo wollte man am dritten Ostertage steinigen; man drohte ihn ins Wasser zu werfen; „wie ein Proteus“ nahm er immer neue Verkleidungen an, ohne es doch verhüten zu können, dafs man ihn erkannte. Seinem Genossen wurden die

Kleider zerrissen, und als er sich in Antwerpen auf der Strafse zeigte, wurde er von einem wütenden Volkshaufen umringt, der ihm „Grofs-Inquisitor!“ zurief, so dafs der Magistrat ihn bat, sich zur Vermeidung von Lebensgefahr zu Hause zu halten. Trotzdem erlahmten sie nicht in ihrer Tätigkeit. Lorenzo verfafste wider die ketzerischen Pasquille Gegenschriften, die an Egmont, den katholischen Adel und das katholische Volk gerichtet waren. Über alle Erscheinungen und Vorgänge hielten sie den König auf dem Laufenden. Sie berichteten ihm über neue Sekten, die der Polygamie ergeben und deren Handwerk Morden und Rauben wäre, um ihm zu beweisen, bis zu welchem Grade des Frevelmutes die ketzerischen Verirrungen sich erstreckten;[1]) sie denunzierten ihm Beamte, welche schlechte Katholiken waren, und empfahlen ihm dafür solche, deren Glaubenseifer aufser allem Zweifel stand, so den Dr. Louis Delrio, der später in der Tat Mitglied des Blutrates wurde. Entschieden protestierten sie gegen jede Moderation: es stecke dahinter nur das Trachten nach Gewissensfreiheit, und ohne Zweifel fafsten sie diese so auf, wie sie in einem Urteile der Folgezeit gelegentlich definiert wird, nämlich als „die Pforte zur Rückkehr zum alten Heidentume, da noch jedermann frei glauben und seiner Laune folgen durfte, ohne dafs er irgend welche Strafe zu fürchten brauchte“.[2]) Nicht mit Unrecht von ihrem Standpunkte betonten sie, wie unbillig es sei, wenn man vom Könige Religionsfreiheit verlange, da doch selbst die benachbarten deutschen Fürsten in ihren Gebieten eine solche nicht gewährten, und dafs die Ketzer, so gering auch jetzt ihre Zahl sei, wenn man ihnen erst entgegenkomme, bald wie in England und Frankreich dazu gelangen würden, die Katholiken zu dominieren. Auf Brügge ergofs der Mönch die ganze Schale seines Zornes: Einst rebellierte es gegen den König Maximilian und nahm ihn gefangen; es empörte sich dann abermals wider König Philipp I. und wurde dafür so gezüchtigt, dafs es seitdem keinen Widerstand mehr gegen die Krone gewagt hatte. Nun aber fängt es wieder an, die Güte des Königs zu mifsbrauchen; es beschützt die Ketzer und verachtet die Gebote des Herrschers. „Eurer Majestät ziemt es, ihnen zu zeigen, dafs sie Sklaven sind und ihrem natürlichen Herren und rechtmäfsigen Fürsten Gehorsam schulden, zumal in einer so bedeutsamen Sache, wie die Religion es ist!“ In den leidenschaftlichsten Ausdrücken beschwor er den Monarchen, seiner Pflicht eingedenk zu sein, das Blut der Ketzer zu vergiefsen:

„Der Prinz von Oranien und seine Gesinnungsgenossen behaupten, dafs, wenn die Plakate des Kaisers gemäfs dem Willen Eurer Majestät vollstreckt würden, zahllose Menschen den Tod erleiden müfsten. Darauf antworten die Katholiken: nicht mehr als 2000 im ganzen Niederlande braucht man hinzurichten, um eine Radikalkur vorzunehmen ... Im übrigen wenn Eure Majestät und die Richter die Zahl der Ketzer so wachsen lassen, dafs sie sich bewaffnen, und wenn Eure Majestät dann Truppen sammelt, um sie zu unterwerfen, werden dann der Prinz von Oranien und der Graf von Egmont den Rat geben, ihnen keine Schlacht zu liefern, weil dadurch viele von ihnen ihren Untergang finden könnten? Gewifs nein! Sie werden vielmehr dafür sein, dafs alle Feinde Eurer Majestät ausgerottet werden, wenn es nötig ist, auf dafs der Sieg errungen würde. Wenn es also nach der Ansicht dieser Herren, die Soldaten sind, und aller verständigen und staatskundigen Männer erlaubt sein mufs, die Ketzer zu töten, — warum soll das nicht zur rechten Zeit geschehen, ehe sie so stark geworden sind, dafs die Macht Eurer Majestät nicht mehr ausreicht, um sie zu züchtigen? Theologen und Juristen, Kanonisten und Philosophen stimmen überein in der Meinung, dafs die Waffen Werkzeuge der Gerechtigkeit sind, dazu bestimmt, die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche die Rebellen ihren Fürsten bereiten, wenn diese die Bösewichte strafen wollen. Und da Eure Majestät das Schwert hält, welches Ihr Gott mit der Macht über unser Leben verliehen hat, so entblöfse Sie es und bedecke es mit dem Blute der Ketzer, wenn Sie nicht will, dafs das Blut Jesu Christi, welches diese Barbaren vergossen haben, sowie das der unschuldigen Katholiken, die wir von ihnen so unterdrückt werden, zum Himmel schreie, Rache fordernd wider die heilige Person Eurer Majestät! Die Milderung, welche man fordert, hinsichtlich der Bestrafung der Ketzer, ist nicht die Sache Eurer Majestät; diese vielmehr müfsten streben nach Milderung ihrer Irrlehren und nach Mitteln, um ihr Leben vor der Ungnade und den Gesetzen Eurer Majestät zu bewahren, und um zu besänftigen Ihren königlichen Zorn gegen diese Raubtiere, welche zerstören den geliebten Weinberg des Herrn, nämlich seine Kirche. Das Amt Eurer Majestät ist es, die Unbilden zu rächen, welche Gott zugefügt werden, sowie die Schmähungen, die man ausstöfst wider seine Braut. Nach Kräften bitte ich daher Eure Majestät, kein Mitleid zu hegen mit den

Ketzern, welche die grausamen Feinde Jesu Christi sind. Der heiligste König David hatte kein Mitleid mit den Feinden Gottes; er tötete sie alle, ohne jemanden zu schonen, ob Mann oder Weib. Moses opferte mit seinen Gefährten an einem und demselben Tage dreitausend vom auserwählten Volke; ein Engel schlachtete in einer einzigen Nacht mehr als 60000 Feinde Gottes. Das war keine Grausamkeit; sie hatten eben nur kein Mitleid mit solchen, die sich der Ehre Gottes widersetzten. Eure Majestät ist König wie David, Führer des Volkes Gottes wie Moses, ein Engel Gottes; denn so nennt die Schrift die Könige und die Führer des Volkes Gottes. Feinde des lebendigen Gottes aber sind jene Ketzer, Gotteslästerer, Schänder des Heiligtums, Götzenanbeter und reifsende Bestien; ohne Zweifel werden sie das Heiligtum Gottes in den Niederlanden zerstören, wenn nicht zur rechten Zeit einem Unheile gesteuert wird, welches so verderblich und schrecklich ist, wie das, welches uns bedroht".

Eine wertvolle und willkommene Ergänzung boten diese Berichte dem Könige zur offiziellen und geheimen Staatskorrespondenz der Statthalterin; denn in ihnen sah er die Herren so geschildert, ungeschminkt und wahrheitsgetreu, wie er sie sich selber vorstellte. Die ungeheuerlichen Übertreibungen, in welche del Canto und Fray Lorenzo verfielen, störten den Monarchen nicht; je schauderhaftere Mären sie ihm erzählten, eine um so wildere und grimmigere Freude erfüllte seine rachgierige Seele, und immerhin sahen sie ja mit ihrem von Hafs und Fanatismus geschärften Auge im Tun und Lassen der Herren alles das, was dem Buchstaben und dem Geiste des Systems Philipps widersprach. Sie wufsten dem Könige zu hinterbringen, Brederode halte sich, durch zahlreiche Holländer in dieser Prätention unterstützt, wegen seiner Abkunft von den alten Grafen von Holland für den legitimen Erben dieses Landes; das gleiche behaupteten sie vom Grafen van den Bergh betreffend die Grafschaft Zütphen, von den Landgrafen von Hessen betreffend Brabant, von dem Herzoge von Cleve für Geldern, von den Herzögen von Sachsen für Friesland. Auf seiner Reise in Deutschland habe ihm, so versicherte Fray Lorenzo, der Kanzler von Sachsen gesagt, dafs, als Kurfürst Moritz gegen den Markgrafen Albert fiel, der Krieg gegen den Kaiser wegen Frieslands bereits gerüstet war. Die letzte Absicht der Seigneurs sei es, so führte er dem Könige weiterhin zu Gemüte, den Kaiser Maximilian zu nötigen, die Niederlande zu usurpieren; erst vor kurzem sei der Graf von

Neuenahr in Deutschland umhergereist, um für dieses Projekt Stimmung zu machen. Er suchte Philipps Argwohn zu erregen, indem er sein Augenmerk auf die Tatsache lenkte, dafs viele von den vornehmsten Grofsen mit deutschen und protestantischen Häusern verwandt und verschwägert seien, so Egmont durch seine Frau mit den Pfalzgrafen bei Rhein, Brederode mit den Neuenahrs, van den Bergh mit den Nassauern: die ganze Sippe Mansfelds sei protestantisch; Kuilenborg sei vermählt mit einer Gräfin Manderscheid aus evangelischem Hause, und seine Schwester mit dem protestantischen Grafen Jost von Schaumburg. Nicht einmal Aremberg fand vor den Augen des Mönches Gnade; er wies darauf hin, dafs dessen Frau aus dem Geschlechte der La Mark stamme, dessen Mitglieder gleichfalls der neuen Religion angehörten. Alle anderen Herren, so führte er aus, seien auf irgend eine Weise mit ihren bereits genannten Genossen und dadurch wieder mit den erwähnten protestantischen Familien verwandt: das aber sei von der gröfsten Wichtigkeit, „zumal in einem Lande, wie dieses es ist, wo Vettern, Verwandte und Freunde sich in jedem Jahre zu wiederholten Malen sehen und besuchen, mit einander trinken, essen, schlafen, Kurzweil treiben, lachen und weinen, freimütig und ohne Umstände, ohne Rücksicht und ohne Ängstlichkeit". Deutlicher konnte der Unterschied zwischen dem spanischen und niederländischen Volkscharakter kaum zum Ausdrucke gebracht werden.

Zwei Personen aber waren es vornehmlich, die Fray Lorenzo aufs Korn nahm: Oranien und die Statthalterin selbst. Auf seiner Reise in Deutschland hatte Fray Lorenzo über die Heirat des Prinzen verschiedenes erkundschaftet, was ihm nicht gerade sehr erbaulich dünkte, nämlich dafs die Trauung nach lutherischem Ritus vor sich gegangen wäre, und dafs sein Bruder Johann von Nassau, sowie seine Schwäger, die Grafen von Neuenahr und Schwarzburg, dem Kurfürsten August für Oranien und in dessen Namen gelobt hätten, dafs die Prinzessin Anna in ihrer alten Religion leben dürfe. War auch nicht alles gerade so geschehen, wie der Mönch es gehört hatte, so wich es doch so sehr weit von der Wahrheit nicht ab, und richtig war es jedenfalls, wenn er beteuerte, dafs die Prinzessin auch jetzt noch nicht Katholikin sei, und dafs der Prinz vornehmlich eben deshalb, weil seine Gemahlin und sein Bruder Ludwig Ketzer wären, nach Religionsfreiheit trachte. Zuerst in geheimnisvollen Andeutungen, bald

immer schroffer und unumwundener sprachen sich del Canto und Fray Lorenzo über die Statthalterin aus. „Vor Allem", so schrieb der Mönch Anfang 1566 an Gonzalo Perez, „gewahre ich bei einer bestimmten Person einen befremdlichen Mangel an Festigkeit, und diese Schwäche hat sich bereits in Hartnäckigkeit verwandelt, weil sie denjenigen hartnäckig ihre Gunst zuwendet, welche unsere Mutter, die Kirche, schmähen. Ich kann mich nicht näher erklären; denn es könnte mich das Leben kosten ... Schicke mir Eure Gnaden eine Chiffre, und wir werden uns verständigen können". Immer lauter ertönten seine Anklagen über das schlechte Spiel, das Armenteros treibe, über sein geheimes Einvernehmen mit den Herren, über seine Habsucht und seine Bestechlichkeit, über seinen bösen Einfluſs auf die Statthalterin. Es war ihm nicht unbekannt, daſs ihn die Herzogin nicht ausstehen konnte, daſs sie ihm die Schuld daran zuschrieb, wenn der König gegen alle ihre Vorstellungen taub blieb. Es erfüllte ihn mit Zorn, daſs ihr selbst das Auftreten des Bundes, den er für einen Schöſsling der alten Liga hielt, noch nicht „die Spinngewebe von den Augen streifte", die ihr den Blick trübten. Und als Alonso del Canto im Laufe des Jahres 1566 nach Spanien zurückkehrte, da reichte er ein langes Memorial beim Könige ein, welches im wesentlichen eine Anklageschrift gegen die Statthalterin war, worin er sie bezichtigte, aus Unverstand und Leichtfertigkeit, durch ihre Begünstigung der Herren, die heiligsten Interessen der Religion und des Königs aufs Spiel gesetzt und verraten zu haben.[1])

Die Vorhersagungen und Warnungen del Cantos und Fray Lorenzos trafen schneller ein, als der König wohl gedacht hatte. Die Nachrichten über die Bildung und das Vorgehen des Geusenbundes kamen ihm überraschend. Er stand keinen Augenblick an, die neue Bewegung als ein fluchwürdiges und hochverräterisches Beginnen, als einen unerhörten Frevel gegen die Gebote der göttlichen und irdischen Majestät zu betrachten. Das einzige Gefühl, das ihn beherrschte, war der Durst nach Rache. Aber vorsichtig und bedächtig muſsten alle Maſsregeln getroffen werden, nämlich Vorkehrungen für eine imposante Machtentfaltung, welche ausreichte, um alle Rebellion in den Niederlanden für immer zu zertreten und das Land für ewige Zeiten seinen absoluten Machtgeboten zu unterwerfen. Die Vorberatungen erforderten freilich längere Zeit; dazu kam, daſs ihn der Krieg mit den Osmanen beschäftigte. Zunächst muſste er daher noch das bisherige Verfahren

des Temporisierens und der abwehrenden Haltung gegen die Wünsche der Opposition fortsetzen. Wenn er mit den am Hofe befindlichen Niederländern, mit Tisnacq, Hoppers, Courteville und später mit Montigny, sprach, so stellte er sich milde und freundlich; aber wenn er mit seinem Vertrauten Alba allein war, dann tobte er und raufte sich den Bart. Dem päpstlichen Nuntius teilte er sofort mit, er sei fest entschlossen, den bisherigen Zustand betreffend Inquisition und Plakate aufrecht zu erhalten, und selbst daran zweifelte man, ob er sich dazu herbeilassen würde, eine Art von Interim zu gewähren. Soviel stand allerdings von vornherein fest, dafs Philipp zur Anwendung von Gewalt gewillt war; schon sprach man damals davon, dafs 5 bis 6000 Spanier unter dem Herzoge von Alba nach den Niederlanden gehen würden; nur darüber war nichts sicheres zu hören, ob Philipp selber dahin reisen würde. Er liefs sich wohl hören, es würde dort nicht besser werden, ehe er nicht in Person komme, und weder Gesundheit noch Leben wolle er schonen, um seine Untertanen beim Katholizismus zu erhalten. Schon hiefs es, der Entschlufs sei gefafst, es handele sich nur noch um die Einzelheiten der Ausführung. Bestimmt und sicher glaubte der ganze Hof an die Reise; aber immer wufste Philipp neue Ausflüchte zu ersinnen. Zur See wollte er, in Erinnerung an den Sturm, dem er vor sieben Jahren mit geraumer Not entronnen war, nicht mehr fahren, und auch der Landweg flöfste ihm Besorgnisse ein; er fürchtete, wenn er Frankreich passiere, einem hugenottischen Attentate zum Opfer zu fallen, und alles Zureden seitens des französischen Gesandten fruchtete nichts. Sein eigener Sohn, Don Carlos, spottete der Unentschiedenheit des Vaters. In Anspielung auf das Buch des Spaniers Calvete d'Estrella, der die Reise Philipps bei der Entgegennahme der Huldigung in Spanien geschildert hatte, schrieb der Infant, so wird erzählt, auf das Titelblatt eines leeren Heftes die Worte: „Die grofsen und bewunderungswürdigen Reisen des Königs Don Philipe“; im Innern war dann zu lesen: „Die Reise von Madrid nach Pardo, von Pardo nach dem Eskurial, vom Eskurial nach Aranjuez usw.“

Vorderhand wollte Philipp Zeit gewinnen, und von diesem Motive waren die Depeschen diktiert, die er in der ersten Hälfte des Mai (6. und 12.) nach Brüssel schickte. Einem Eiertanze gleichen seine Erklärungen in den französischen Briefen über die Inquisition und die Plakate: niemals habe er an die Ein-

führung der ersteren gedacht, und was die letzteren anbelange, so wolle er in der katholischen Religion leben und sterben, und so wolle er es auch bei seinen Untertanen gehalten haben; daher könne er auf die Bestrafung der Übertreter der Plakate nicht verzichten; was freilich die Form solcher Züchtigung betreffe, so wolle er sich durchaus nicht an die althergebrachte Form klammern, sondern sich gern allen Vorschlägen fügen, wenn sie nur die Garantie böten, dafs die Religion nicht darunter leide: „Denn Gott weifs, dafs ich nichts lieber vermeide, als Menschenblut und erst gar das meiner niederländischen Untertanen zu vergiefsen, und ich würde es für das glücklichste Ereignis meiner Regierung halten, wenn das nicht mehr nötig wäre". Die Vliefsritter wurden für die Unterstützung, die sie der Herzogin bei den Beratungen über den Adelsbund gewährt hatten, mit reichlichen Lobsprüchen überschüttet. Selbst die Bitte um Erteilung eines Generalpardons wurde nicht abgelehnt. Philipp bemerkte, er bedürfe dafür noch näherer Informationen; aber er fuhr fort: „Ich bin nicht so unmenschlich und auch nicht so streng, dafs ich nicht, gemäfs den Umständen von Ort, Zeit und Tat, verzeihen wollte, wenn einige meiner Untertanen, die mir sonst gute Dienste leisteten, gefehlt haben, sei es aus menschlicher Gebrechlichkeit oder auf Grund mangelnder Kenntnis der Verhältnisse; ... wenn sie sich in Zukunft geziemend führen, werde ich ihnen vergeben, nicht nur wie ein Fürst seinen Untertanen, sondern wie ein Vater seinen Söhnen." In einem besonderen Briefe an die Herzogin, den diese Oranien und Hoorne zeigen sollte, stellte er es aufs Entschiedenste in Abrede, von ungnädiger Gesinnung gegen die Beiden erfüllt zu sein; er versicherte, niemals werde er die Dienste vergessen, welche die Beiden seinem Vorgänger und ihm selbst geleistet hätten; er bat den Prinzen, den Zwischenträgern sein Ohr zu verschliefsen, die ihn mit ungerechtfertigtem Mifstrauen erfüllten. Für Egmont legte er ein äufserst huldvolles Handschreiben bei. Er zeigte seine baldige Ankunft in den Niederlanden an und überschickte ein Rundschreiben an die niederländischen Städte, worin diesen die gleiche Mitteilung gemacht wurde; offenbar versprach er sich davon die Wirkung einer Beschwichtigung der allzu hoch gehenden Wogen der populären Erregung. In Rücksicht auf seine demnächstige Rückkehr untersagte er endlich jede Einberufung und Versammlung der Generalstände. In einem eigenhändigen

spanischen Briefe wiederholte er dieses Verbot auf das Bestimmteste; er schärfte der Regentin weiterhin ein, dafs sie keine provisorische Moderation bewilligen dürfe; doch fügte er hinzu, sie solle nichts merken lassen, dafs sie von ihm hierin bereits so unbedingte Weisungen empfangen habe. Was aber das wichtigste war, er sandte an die Statthalterin zur gleichen Zeit den Contador Miguel de Mendivil mit mündlichen Aufträgen. Leider wissen wir nichts davon, wie sie lauteten; aber sie müssen höchst bedeutsam gewesen sein; denn mit dem Momente der Ankunft Mendivils in Brüssel setzte ein vollkommener Umschwung in der Haltung der Herzogin ein, indem sie nunmehr, aber erst jetzt, von Oranien und Egmont abrückte. Die Eröffnungen, die Mendivil ihr zu machen betraut war, mögen sich auf den ganzen Umfang der laufenden Geschäfte bezogen haben; jedenfalls überbrachte er ihr ein Verbot der provinzialständischen Beratungen über die Moderation; zugleich drückte ihr der König durch Mendivil seine Unzufriedenheit mit Armenteros und den Wunsch aus, dafs sie diesen aus ihrem Dienste entlasse.[1])

Die Verzögerung der Reise Montignys und Bergens nach Spanien gab dem Könige einen erwünschten Vorwand, die Entscheidung noch länger hinauszuzögern. Am 21. Mai langte der Erzbischof von Sorrent als aufserordentlicher Nuntius in Brüssel an. Umsonst hatte der König seine Mission zu verhindern versucht; als das nicht möglich war, hatte er wenigstens die denkbar gröfste Vorsicht anempfohlen, dafs der Legat insbesondere der Inquisition und der Ketzerei keinerlei Erwähnung tue, sondern als Zweck seiner Reise die Durchführung der Reformation des Klerus vorschütze. Der Erzbischof hatte vom Papste den Auftrag, der Statthalterin alle mögliche Hilfe für die Erhaltung der Religion anzubieten, auch in finanzieller Hinsicht: wenn es nötig wäre, so sagte der Nuntius, würde der Papst zu diesem Zwecke sogar seine Mitra verkaufen;[2]) er sollte die Bischöfe und vornehmsten Prälaten in der Erfüllung ihrer Pflicht bestärken. Er brachte je ein Breve an den Prinzen von Oranien und den Grafen von Kuilenborg mit; das eine bezog sich auf den Zustand der Religion im Fürstentume Oranien; im zweiten mahnte der Papst den Grafen, die Neuerungen abzustellen, die er auf seinen Besitzungen eingeführt hatte, und in den Schofs der Kirche zurückzukehren. Die Herzogin warnte den Nuntius, sich in Verhandlungen mit Kuilenborg einzulassen, da es bei dessen

Sinnesart nicht ausgeschlossen sei, dafs es zu einem Auftritte käme, der für die Würde des heiligen Stuhles kompromittierend wäre; daher verzichtete der Erzbischof darauf, Kuilenborg das für ihn bestimmte Schreiben zu übergeben. Die Statthalterin hätte es lieber gesehen, wenn der Nuntius auch das Breve für Oranien zurückgehalten hätte; aber Viglius bestand darauf, dafs es überreicht wurde, und der Prinz nahm es mit aller Ehrerbietung entgegen, „ut simulandi et dissimulandi magnus artifex", wie Morillon bemerkte. Die Herzogin berichtete dem Nuntius über die Mafsnahmen, die hinsichtlich des Fürstentums Oranien schon früher ergriffen worden waren, und der Nuntius sprach sich über den Verlauf der Unterredung mit dem Prinzen vollauf befriedigt aus. Im Auftrage Philipps teilte die Statthalterin dem Nuntius mit, dafs der König in der Frage der Inquisition und der Plakate fest zu bleiben gedenke; aber sie legte ihm darüber das strengste Stillschweigen auf. Sie gab ihm ausführliche Rechenschaft über den Zustand der Religion im Lande; sie verhehlte ihm nicht, dafs darauf die Art und Weise, wie man in Rom die Angelegenheit der Bistumsvermehrung behandelt hatte, höchst ungünstig eingewirkt habe. Was sie ihm über die Erfahrungen mitteilte, die man mit den neuen Bischöfen gemacht hatte, klang nicht gerade sehr tröstlich: einige täten ihre Pflicht und verdienten alle Aufmunterung und Anerkennung; andere verdienten Tadel wegen ihrer Trägheit, Nachlässigkeit und ihres schlechten Lebenswandels; noch andere bedürften des Trostes wegen der Widerwärtigkeiten, denen sie ausgesetzt seien, so besonders Sonnius in Herzogenbusch, dem der Bischof von Lüttich arge Schwierigkeiten in den Weg lege; das beste sei noch, so hob sie hervor, dafs die vornehmsten Herren mit Eifer für den alten Glauben einträten. Dem Nuntius schienen die Erklärungen der Statthalterin zu genügen; er sehe ein, so entgegnete er ihr, dafs bei dem augenblicklichen Stande der Dinge für die Religion mehr geschehen sei, als eigentlich möglich wäre. Ob das seine wahre Ansicht war, steht dahin. Er hatte mit Viglius, Morillon, Alonso del Canto, den Löwener Theologen und anderen hervorragenden Klerikern gleicher Gesinnung eingehende Besprechungen, die ihm wohl die Verhältnisse in anderer Beleuchtung zeigten. Unter anderem befragte er sie über die religiöse Haltung der Herren; was Oranien anbelangte, so antwortete Morrillon ausweichend, während er Egmont sehr lobte. Am 16. Juni reiste

der Nuntius ab, und zwar, wie Morillon an Granvella schrieb, „sehr gut unterrichtet“; das läfst nicht gerade darauf schliefsen, dafs er den Versicherungen der Herzogin allzu grofses Vertrauen geschenkt haben mag.[1])

Noch immer erkannte die Herzogin die Gefahr, von der sie bedroht war, nicht in ihrem ganzen Umfange. Noch immer glaubte sie, dafs die „vornehmsten Grofsen“ in Sachen der Religion zuverlässig seien. Als der Nuntius in Brüssel war, hielt sich die protestantische Bewegung, wenngleich es an einzelnen gewaltsamen Ausbrüchen nicht fehlte, im grofsen und ganzen noch unter der Oberfläche; jetzt aber, eben im Juni, liefs sie sich nicht mehr länger zurückdämmen; sie sprengte die dünne Decke der Scheu vor der staatlichen Autorität und überflutete, wie ein glühender Lavastrom, in feurigen Wogen das ganze Land.

Viertes Kapitel.

Die Buschpredigten, der Bruch der Statthalterin mit der Opposition und die Versammlung von St. Trond.

(Juni und Juli 1566.)

Feierlich hatten die verbündeten Edelleute der Statthalterin gelobt, sich mit der Moderation begnügen und in der katholischen Religion leben und sterben zu wollen. Aber die zum Protestantismus hinneigenden Mitglieder der Konföderation fühlten sich durch dieses Versprechen keineswegs gebunden, zumal seit dem der Entwurf des neuen Plakates bekannt wurde. In den Kreisen, die der neuen Lehre ergeben waren, wurde er durchaus verworfen; man fand, dafs er keine wahre Milderung der alten Religionsgesetze bedeute; man merkte auch, dafs er gerade deshalb, weil er sich vornehmlich und so gut wie ausschliefslich gegen die Prediger und sonstigen führenden Organe der neuen Kirche wandte, dieser den tiefsten Schaden zuzufügen geneigt war. Um seinen blutdürstigen Inhalt zu kennzeichnen, sagte man, nicht um eine Moderation handele es sich hier, sondern um eine „Morderation". Brederode, Kuilenborg und van den Bergh äufserten sich öffentlich, die vorgebliche Moderation sei in Wahrheit eine Inquisition. Die populäre Erregung wurde dadurch geschürt, dafs die Regierung die unteren Glieder in den brabantischen Städten von der Beratung über das neue Edikt ausschlofs. Dieses Vorgehen widersprach, so wurde erklärt, den Privilegien und dem Herkommen Brabants; es sei eine „schlimme und doppelte Praktik" der Kardinalisten, dazu bestimmt, Zwietracht in den Städten zwischen Magistrat und Gemeinde zu

stiften; der Entwurf streite weiterhin gegen die Petition des Adels und den Bescheid, den die Herzogin darauf erteilt habe. Pasquille und Pamphlete wurden gegen die Moderation geschmiedet; die vornehmsten Federn setzten sich auf kalvinistischer Seite dagegen in Bewegung: Philipp Marnix schrieb eine Broschüre, die den Beifall des Junius fand, aber deren Druck unterblieb, desgleichen Gilles Le Clerq eine Schrift, die zum Ende des Mai erschien und wirkungsvoll den Standpunkt der Kalvinisten zur Moderation vertrat.[1])

Zu dem Streite über die Tragweite und Bedeutung der Moderation gesellte sich ein zweiter über die des Versprechens, welches die Herzogin den Verbündeten gegeben hatte, dafs die Inquisition und die weltlichen Obrigkeiten „bescheidentlich“ in Sachen der Religion vorgehen würden. Auf ihre wiederholten Remonstranzen gegen den Inquisitor Titelman hatte die Herzogin die vier Glieder von Flandern auf eben diese Zusage verwiesen; sie wollten sich aber damit nicht begnügen, sondern verlangten vollständige Abschaffung der Inquisition in ihrem Lande. Im übrigen erblickte man auf protestantischer Seite in der Erklärung der Statthalterin einfach eine vorläufige Suspension der Inquisition und der Plakate, und es ward eine Fälschung in Umlauf gesetzt, durch welche diese Ansicht gestützt und bestätigt wurde, nämlich ein vom 8. April datiertes Schriftstück, durch welches die Vliefsritter dem adligen Bunde die Zusicherung gaben, die Magistrate und die Inquisition würden in Sachen der Religion keine Verhaftung, Vermögenseinziehung oder Verbannung verhängen, bis der König im Einvernehmen mit den Generalständen eine endgültige Regelung der ganzen Frage beschlossen hätte, — ausgenommen solche Fälle, wo es sich um „enorme Skandale“ handele, bei denen es auf Störung der öffentlichen Ruhe und auf Umsturz abgesehen sei; dann solle der Bund selbst über solchen Frevel erkennen.[2]) Massenhaft wurde diese angebliche Erklärung der Vliefsritter im ganzen Lande im Drucke verbreitet. Als sie der Herzogin vor Augen kam, liefs sie Egmont und Mansfeld, die allein von den Vliefsrittern in den Ostertagen in Brüssel verblieben waren, zu sich rufen; diese stellten es ganz entschieden in Abrede, dafs ein derartiger Beschlufs von den Ordensrittern gefafst worden sei. Wer der Urheber des Falsifikats war, läfst sich schwer feststellen. Es scheint, dafs es sich dabei um eine Mitteilung der Bundesleitung an die Verbündeten handelte, um ihnen Mut

durch den Hinweis auf eine so hohe Gönnerschaft, wie die des Vliefsordens, einzuflöfsen und sie auf der Bahn der Opposition weiterzutreiben; durch eine Indiskretion gelangte sie zum Drucke und in die Öffentlichkeit. Wenngleich nicht mehr in demselben Umfange, wie früher, so ereigneten sich doch noch Verhaftungen, mitunter ja allerdings wegen grober Skandale. So rifs in Oudenaarde ein junger Taufgesinnter dem Priester, als er die Messe feierte, die Hostie aus der Hand; er zerpflückte sie in Stücke und warf sie auf den Boden mit den Worten: „Wäre sie Fleisch, so würde sie bluten"; mit langsamem Feuertode büfste er den Frevel. Aber auch gegen solche, die sich vor der Öffentlichkeit zu verbergen suchten, hörten die Verfolgungen nicht auf, so gegen Personen, welche nicht zur Beichte gingen, welche ihre Kinder nicht zur katholischen Taufe brachten; in Geldern wurden Edelleute, die sich des Kirchenbesuches enthielten, vor Gericht zitiert. Dieser Bruch des angeblichen Versprechens der Suspension der Plakate, die Verzögerung der Entscheidung seitens des Königs riefen helle Verzweiflung hervor; mit Beschwerden und Hilfegesuchen wandten sich die Kalvinisten an die zu ihnen gehörigen Mitglieder des Bundes.[1])

Im Glauben, einen grofsen Erfolg errungen zu haben, hatten sich die Verbündeten im April in Brüssel von einander getrennt; das Gerücht, das ganze Land durcheilend, erzählte Ungeheuerliches von der Wendung der Dinge, die jetzt eintreten würde. Schon glaubte man allgemein, jetzt habe die Stunde der Erlösung geschlagen. Allein die Nachricht von der Überreichung der Petition hatte in vielen Exulanten die Meinung erweckt, nunmehr seien die Zustände in der Heimat so beschaffen, dafs sie die Rückkehr wagen dürften; die angebliche Suspension der Inquisition und der Plakate bestärkte sie in dieser Ansicht. Von allen Seiten sah man die Exulanten einzeln und in gröfseren Scharen, auf Wagen und Böten, singend und betend, nach dem Vaterlande zurückkehren, das sie so lange schmerzlich vermifst hatten. Schon am 27. April mufste die Statthalterin dagegen neue Plakate erlassen, wodurch es den Obrigkeiten eingeschärft wurde, gegen solche, die ohne Erlaubnis heimkämen, unverzüglich mit Vollziehung derjenigen Strafen einzuschreiten, die ihnen für diesen Fall dereinst bei der Verbannung angedroht waren. Aber an eine Ausführung des Ediktes war nicht zu denken. Kaum, dafs jemand von den Zurückgekehrten aufgegriffen wurde, und wenn es doch geschah,

so hatte es mit der Bestrafung noch gute Wege. So wurde in Tournai ein junger Bäcker, Jacques de Wastines, der in contumaciam zum Tode verurteilt worden war, verhaftet; beim Verhöre ergab sich, dafs er von den Satzungen und Zeremonieen der katholischen Kirche nichts hielt; auf eine Anfrage des Magistrates erteilte jedoch die Generalstatthalterin den Befehl, die Hinrichtung vorderhand auszusetzen und inzwischen Geistliche an der Bekehrung des Mannes arbeiten zu lassen.[1])

Unerschöpflich war die Agitationskraft der Kalvinisten. Nachdem es ihnen gelungen war, einen grofsen Teil des Adels in der Konföderation zu sammeln und für ihre Zwecke dienstbar zu machen, strebten sie nun auch darnach, ihre Position in den Städten zu stärken. Am liebsten hätten sie es dahin gebracht, dafs sich die Städte dem Petitionssturme der Geusen angeschlossen hätten. Die Führer des Bundes verhandelten darüber direkt mit den Magistraten; zugleich wurde der Versuch gemacht, auf eben diese einen Druck von unten her auszuüben, um sie zu gemeinsamem Vorgehen mit den Verbündeten anzuspornen. Ende März wurde ein von Gilles Le Clerq und Philipp von Marnix verfafster Aufruf an die niederländische Bürgerschaft in Tausenden von Exemplaren verbreitet; sie wurde darin von der bevorstehenden Überreichung der Petition an die Statthalterin benachrichtigt und zugleich aufgefordert, den Edelleuten in so gerechter Sache zu sekundieren, indem sie entweder die Magistrate ersuche, sich daran durch Bevollmächtigte zu beteiligen, oder selbst dazu Deputierte entsende; dazu ist es denn freilich nicht gekommen. Nach Möglichkeit suchten die Kalvinisten die ihrigen in die städtischen Behörden und Ämter zu bringen. In Tournai erhielt Anfang 1566 den wichtigen Posten eines städtischen Generalprokurators Pasquier de la Barre, der als Ketzer galt. Trotz der Proteste der Katholiken wurde er vom Gouverneur Montigny bestätigt; er mufste freilich schwören, die Plakate genau zu vollziehen. In Brügge standen mehrere Pensionäre im Verdacht der Häresie, und überall im Lande gab es Bürgermeister, Schöffen und andere kommunale Beamte, die ihre wahre Gesinnung nur geschickter zu verbergen wufsten. Auf einer Synode im Anfange der Unruhen wurde verlangt, dafs die einzelnen Konsistorien eine Liste derjenigen Personen in ihrer Stadt aufzustellen hätten, welche sich als Schöffen am besten eigneten; diese Verzeichnisse mufsten dann an die Führer geschickt werden, welche gleichsam

das Aktionskomitee des Bundes bildeten; diese liefsen dann ihre persönlichen Beziehungen spielen, damit die also genannten Persönlichkeiten bei den Erneuerungen der Magistrate durch die Kommissare berücksichtigt würden.[1]) Durch den Zusammenschlufs der Edelen wurden die Bürger zur Nachahmung gereizt; nach dem Vorbilde des adligen Bundes entstand im Frühjahre 1566 eine Liga von Bürgern mehrerer Städte, deren Angehörige besondere Abzeichen trugen. In der Stiftungsurkunde, dem sogenannten „Kompromisse der Kaufleute", ward festgesetzt, dafs sich die Teilnehmer keiner „Moderation" unterwerfen würden, welche den Pflichten zuwiderliefe, die ihnen gegenüber Gott und dem Vaterlande oblägen. Besonders eng waren die Beziehungen der reichen spanischen Kaufleute in Antwerpen von teilweise jüdischer Abstammung zum adligen Bunde; schon damals wurde gesagt: die Kaufleute würden das Geld hergeben, damit die Adligen für sie kämpfen könnten.[2])

Keineswegs wurden die Kalvinisten durch die Konzessionen beschwichtigt, welche die Statthalterin den Geusen gemacht hatte; es wurde vielmehr dadurch in ihnen lediglich das Streben nach noch gröfseren Erfolgen entzündet. Mehr und mehr wurde es offenbar, dafs nicht individuelle Gewissensfreiheit allein ihr Ziel war, sondern auch freie Religionsübung. Die heimkehrenden Exulanten wollten den regelmäfsigen Gottesdienst nicht entbehren, den sie in der Fremde genossen hatten; unter ihnen befanden sich zahlreiche Prädikanten. Auf die erste Kunde von der neuen Wendung der Dinge eilte Jean Taffin aus Metz herbei, wo er bisher geweilt hatte; seine Devise war eine Anspielung auf seinen Namen: en Dieu ta vie, en Dieu ta fin! Die Brüsseler Regierung wurde von seiner Ankunft benachrichtigt; man vermutete, dafs er sich nach seiner Heimat Tournai oder nach Antwerpen begeben würde, und noch vor Ablauf des Aprils befahl die Statthalterin den Antwerpener Behörden, auf ihn zu fahnden.[3]) Von allen Seiten strömten die Prediger herbei, aus England, Deutschland, Frankreich und aus der Schweiz. Guy de Brès nahm Abschied von Sedan; schweren Herzens und voll schlimmer Ahnungen entliefs ihn der Herzog von Bouillon; er begab sich nach Antwerpen und von da nach Valenciennes. Eben dort weilte bereits Pérégrin de la Grange, entsandt von der „vénérable compagnie des Pasteurs" zu Genf, ein Mann in der Mitte der Zwanziger, aus einem adligen Geschlechte des Dauphiné. Nach Tournai wurde von Genf Antonius

Wille geschickt; er war ursprünglich Flickschuster gewesen; dann hatte er in Rom dem Koche eines Kardinals als Küchenjunge gedient; auf dem Rückwege nach Flandern hielt er sich in Genf auf, wo er zum Kalvinismus übertrat, und von wo er jetzt nach seiner Vaterstadt als Diener am Worte abgeordnet wurde.[1]) In Flandern langte im Herbste Peter Dathenus aus Heidelberg an; ihn hatte der Kurfürst von der Pfalz mit einem Empfehlungsschreiben an seinen Schwager, den Grafen Egmont, beurlaubt; hier wirkte auch Hermann de Struyker, Modet genannt. Überall tauchten Prediger auf, meist frühere Mönche und Priester, aber auch sog. Laienprediger ohne theologische Bildung, frühere Handwerker und Bauern.[2]) Von Antwerpen aus ging Franziskus Junius im Sommer nach Lille und nach Flandern, um hier zu predigen; nur wie durch ein Wunder gerettet, entrann er zu mehreren Malen den Verfolgungen, welche die Regierung über ihn verhängte. Er entfaltete einen so grofsen Eifer und solche Umsicht, dafs man nicht wufste, ob er mehr von den Reformierten verehrt, als von den Katholiken gehafst würde.[3])

So stark war die Bewegung, dafs sie jetzt die Fesseln des Geheimnisses sprengte. Ende Mai begannen die offenen Predigten, in Geldern, nämlich im Städtchen Battenburg unter dem Schutze des Besitzers der Herrschaft,[4]) und namentlich in Westflandern. Hier war die Gegend an der heutigen belgisch-französischen Grenze im Westen von der Maafs bis zur Ostsee bei Dünkirchen der Ausgangspunkt und Verbreitungsherd der kalvinischen Agitation; aus England zurückgekehrte Exulanten waren ihre Träger. Unter ihnen befand sich ein Hutmacher Sebastian Malte, der aus Ypern stammte; er predigte in der Nacht vom 25. zum 26. Mai beim Kloster Roesbrugge (Pont Rochard) auf der Strafse zwischen St. Winoxbergen und Ypern. Die Versammlung wurde gestört; ein Mensch, der auf einen Baum geklettert war, fiel hinunter; durch das Geräusch erschreckt, wurden die Anwesenden von einem panischen Schrecken ergriffen; im Glauben, dafs Häscher herannahten, wandten sie sich zur Flucht, ohne sich um den Prediger zu kümmern. Allmählich wuchs den Sektierern der Mut. Ein Exdominikaner, namens Daniel, predigte in den letzten Tagen des Mai und in den ersten des Juni in der Gegend zwischen Bailleul und der Schelde; täglich wuchs die Zahl seiner Hörer. Der Klerus war bestürzt, die weltliche Obrigkeit verwirrt; schon ging das Gerücht, der verwegene Apostat wolle nach Ypern

kommen und dort auf dem Rofsmarkte öffentlich auftreten.[1]) Bereits zogen sich die Ketzer nach dem benachbarten Welschflandern und nach Tournai. In der Stärke von mehreren tausend Mann fanden sich die Teilnehmer bei diesen Versammlungen ein, zum Teile bewaffnet. Es nutzte nichts, dafs der Besuch bei Todesstrafe verboten wurde; gelegentliche Streifzüge der Beamten hatten keinen Erfolg, da sie gegen so grofse Massen nichts auszurichten vermochten; die Pfarrer des Landes wurden von Angst erfüllt und dachten an die Flucht. Der Gouverneur von Welschflandern, Rassenghien, wandte sich an Egmont; er meinte, mit drei bis vier Kompagnieen Infanterie werde man die Unruhen ohne sonderliche Mühe unterdrücken und die Prediger verjagen können; dafs Egmont dieser Anregung keine Folge gab, hat ihm Philipp in der Folgezeit schwer verdacht.[2]) Ungehindert konnte sich die Bewegung im Südwesten der Niederlande ausbreiten; sie machte sich besonders bemerkbar in der Nähe von Lille und Menin, im Lande de l'Alleu und in La Gorgue (im heutigen Frankreich), in Egmonts Stadt Armentières; sie griff hinüber nach Artois und nach Cambrésis. Fray Lorenzo meldete die betrübsamen Vorgänge dem Könige mit dem Bemerken: Gott habe diese offenbaren Predigten bei Tag und Nacht wohl zugelassen, damit die Statthalterin und die Seigneurs erkännten, wie notwendig die Plakate seien. Noch im Anfange des Juni fing man auch in den Dörfern Nordbrabants zaghaft an zu predigen. Überall tauchten die Prädikanten auf, in Nordbrabant, in Geldern, in Maafstricht, in Antwerpen, in Ypern, Gent und Oudenaarde, selbst in Holland und Seeland. Brügge blieb noch von ihnen frei, oder sie wagten sich wenigstens hier noch nicht an das Licht. In Brüssel wurde an zwei Orten gepredigt; das war ein öffentliches Geheimnis, und niemand wagte dagegen einzuschreiten.[3])

Es sollte noch viel schlimmer kommen, und zwar ging der Anstofs dazu von Antwerpen aus. Seit dem ersten Auftreten der Geusen regten sich hier die Protestanten. Neben den Kalvinisten und Wiedertäufern gab es gerade hier viele Lutheraner, zu denen insbesondere die deutschen Kaufleute gehörten; hervorragende Mitglieder des Magistrates, wie der Bürgermeister Anton van Straelen und der Pensionär Jacob van Wesenbeke, hielten es heimlich mit ihnen; sie leisteten ihren Glaubensgenossen und dadurch der protestantischen Sache überhaupt heimlich so viel Vorschub, wie ihnen irgend möglich war. Im Juni erliefs

der Magistrat ein Edikt gegen die Täufer und Libertinisten; schweigend ward darin, wie man auf katholischer Seite meinte, die Zulassung der Lutheraner, Kalvinisten und Sakramentierer verfügt. Die Fremdenpolizei wurde sehr lässig gehandhabt; als man dem Markgrafen Jan van Immerseele deshalb Vorwürfe machte, erwiderte er: „Was soll ich dabei tun? Man trifft diese Leute auf der Strafse; aber man weifs nicht, wo sie wohnen.“ Im April ordnete Straelen eine bessere Bewachung der Stadt an; aber das Mifstrauen auf der einen und Exzesse auf der anderen Seite nahmen überhand. Einige der reicheren Kaufleute, zumal spanischer Nation, liquidierten ihre Geschäfte und verliefsen die Stadt; an der Börse war alles still und kein Geld aufzutreiben; die Geschäfte stockten, und schon deshalb waren Unruhen seitens des niederen Volkes zu fürchten. Zahlreiche kalvinistische Prediger hielten sich teils vorübergehend, teils dauernd in Antwerpen auf: aufser Junius, Taffin und Modet sind zu nennen Pierre Loyseleur, Kaspar van der Heyden aus Mecheln, Georg van der Bussche aus Thielt, Charles de Nielles aus Tournai, Adrian de Saravia aus Hesdin, Pierre Carpentier und andere mehr. Sie predigten, tauften und begruben nach kalvinischem Ritus; die Hauptstätten ihrer Wirksamkeit waren das Wäldchen von Berchem und die Lichtung des Borgerhout vor den Toren der Stadt; seit der Mitte des Juni hielten sie hier Zusammenkünfte, die von mehreren Tausenden besucht waren, darunter von vielen Bewaffneten. Der benachbarte Vorort Kiel war ein Anziehungspunkt für die lutherisch Gesinnten. Hier hatte bereits Ende 1565 ein Pfarrer, namens Heinrich Matthys, unter starkem Zulaufe gepredigt; der Häresie verdächtig, war er festgenommen worden; er war aber aus dem Kerker entkommen; ein Engel Gottes hatte ihn, wie einst den heiligen Petrus, befreit, wie seine Anhänger sagten. Sein Nachfolger an der Kirche in Kiel, Franz Alaert, machte es im folgenden Frühjahre nicht besser; auch er verkündigte das Wort Gottes in gleichem Sinne. Schärfer und schärfer mahnte die Statthalterin den Magistrat, solch frevlerischem Treiben zu steuern; aber immer ungescheuter traten die Protestanten, zumal die Kalvinisten, in das Licht der Öffentlichkeit. Am 26. Juni erliefs die Herzogin ein Edikt, durch welches alle Fremden in Antwerpen ausgewiesen wurden, die sich nicht Handelsgeschäfte halber oder aus anderen genügenden Gründen hier aufhielten.

Die Kalvinisten liefsen sich indes nicht einschüchtern. Am folgenden Tage (27. Juni) faſste das Antwerpener Konsistorium den Beschluſs, die Predigten nicht mehr versteckt, sondern offen zu halten. „Im Namen der Bürger und Einwohner Antwerpens, welche der wahren Religion ergeben sind“, wurde eine Petition an Bürgermeister und Schöffen entworfen, des folgenden Inhalts: seit einigen Jahren bereits hätten sie sich, folgend dem wahren Worte Gottes, wie es im Alten und Neuen Testamente enthalten sei, von dem Götzendienste und den Miſsbräuchen der Römischen Kirche ferngehalten; sie hätten sich allen Gehorsams gegen die bürgerliche Obrigkeit befleiſsigt, sowie im Geheimen und mit aller Zurückhaltung das wahre Wort Gottes gepredigt und die Sakramente nach der Einsetzung Christi verwaltet. Nun aber sei durch Gottes Gnade die Zahl der Gläubigen, sowohl der wallonischen als auch der vlämischen Zunge, derart gewachsen, daſs sie ihren Kultus nicht mehr im Verborgnen ausüben könnten; da sie nun nach Gottes Befehle zu gottesdienstlicher Wirksamkeit verpflichtet seien, bäten sie um die Zuweisung eines freien Platzes, auf dem sie sich eine Kirche erbauen könnten. Es wurde diese Bittschrift den Wykmeistern, den Vorstehern der Stadtquartiere, zugleich mit einem Glaubensbekenntnisse in die Hand gespielt; diese übergaben beide Schriftstücke am 3. Juli dem Magistrate.[1]) Aber gleichsam wie ein schon vorher getroffener Bescheid auf das neue und ungeheuerliche Ansinnen der Ketzer erging am selben Tage ein Mandat der Statthalterin; in Anlehnung an den Moderationsentwurf Assonlevilles war es gerade gegen die Prediger und ihr Auftreten gerichtet. Es war bestimmt fürs ganze Land; sofort wurde es in den Hauptstädten verkündigt, und in seiner Vollziehung verhaftete am 7. Juli der Ammann in Brüssel nicht weniger als drei Prädikanten zugleich, die von ihrer gewohnten Tätigkeit nicht Abstand nehmen wollten.[2])

Das Vorgehen der Kalvinisten in Antwerpen wirkte wie ein Signal zu öffentlichem Hervorbrechen im ganzen Lande; das neue Edikt der Statthalterin, anstatt zu schrecken, spornte sie erst recht zur Tat an: ihren Gottesdienst wollten sie nicht mehr missen, ihre Prediger schützen. Die letzte Scheu streiften sie ab; mehr und mehr fühlten sie sich als die Herren der Lage. Die gefafsten drei Prädikanten aus Brüssel, offenbar sogenannte „Laienprediger“, riefen die Intervention des adligen Bundes an, der sie wieder Ludwig von Nassau empfahl; schon betrachteten

sie es als ihr gutes Recht, einander das Wort Gottes zu lehren, wenn es „in aller Stille und Manierlichkeit“ geschehe, ohne dafs Aufruhr und Skandal erregt würden. Jede Nacht durchzogen grofse Haufen die Strafsen der Stadt, indem sie Psalmen sangen und: „vivent les Gueux!“ schrien. Und wenn das in der Residenz unter den Augen der Statthalterin geschah, so lösten sich erst recht alle Bande der Zurückhaltung im Lande. Mit Waffen aller Art, Hakenbüchsen, Pistolen, Degen und Stichwaffen ausgerüstet, hielten die Ketzer bei lichtem Tage ihre Versammlungen ab, zu verzweifeltem Widerstande und zu blutiger Rache bereit, falls ihrem Pastor ein Leides zugefügt würde, zunächst noch auf freiem Felde; aber schon drohten sie, ihre Zusammenkünfte innerhalb der städtischen Mauern zu verlegen; Beamte und städtische Magistrate waren mutlos und eingeschüchtert. Aus Nordbrabant, Geldern, Seeland und Holland trafen seit dem Anfange des Juli täglich Hiobsposten über Hiobsposten ein. In Amsterdam schlofs der Magistrat die Tore, um die Sektierer an der Teilnahme an den Zusammenrottungen aufserhalb der Stadt zu hindern; darauf predigten sie im städtischen Zollhause. Es kam wohl auch vor, dafs die erhitzte Menge zum Schlusse der Versammlungen vor die Gefängnisse zog, sie erbrach und die hier sitzenden Glaubensgenossen befreite. Allerdings gerade in den nördlichen Provinzen trug die Bewegung damals noch kein ausgesprochen kalvinistisches Gepräge; es ist uns eine Predigt aus jener Zeit erhalten, die in Waterland stattgefunden hat;[1]) sie verbreitet sich über die Abendmahlslehre in der landesüblichen rationalistischen Auffassung: Nur zwei Sakramente gibt es, Abendmahl und Taufe. Jenes bedeutet kein Wunder; der Herr hat gesagt: „Tut das zu meinem Angedenken!“ Christus ist der einzige, der Gottes Statt auf Erden hält, wahrer Gott und Mensch, unser wunderbarer und ewiger Prophet; er zeigt uns den Willen des Vaters und den Weg zu unserm Heile; er ist der Priester, der uns durch sein Blut mit Gott versöhnt und unsere Sünden von uns nimmt; er ist der König, welcher über unser Gewissen und unsere Seele herrscht. Wer immer erklärt, er stehe auf Erden an Gottes Statt und repräsentiere die Person Christi, der ist in Wahrheit der Antichrist. Hatte denn Christus als er zum Himmel emporstieg, das Amt des Propheten, das Priestertum und seine Herrschaft niedergelegt? Hat er die Apostel und ihre Nachfolger durch Handauflegung an seine

Stelle gesetzt? Vielmehr dauert seine Macht, wie die Propheten einstimmig versichern, für alle Ewigkeit, und Christus selbst sagt: „Ich bleibe bei Euch bis an das Ende der Tage!“ Welche Torheit ist es daher, ja sogar welche Gotteslästerung und Ruchlosigkeit, wenn der Papst und seine Bischöfe und seine Priester behaupten, sie seien Stellvertreter Christi und hätten dieselbe Gewalt, wie Christus selber!

Rein kalvinistisch und eben daher besonders heftig war die Bewegung in den Südprovinzen. Ganz Westflandern und Welschflandern hallten wieder vom Schalle der Buschpredigten und vom Geräusche der Waffen; auf dem platten Lande wurden insgeheim Listen angelegt, um die Mannschaften zu verzeichnen, welche in offenem Kampfe für ihren Glauben einzutreten gewillt waren. Schon wagten es die Sektierer, wenn sie, viele Hunderte stark und wohl gerüstet, von der Predigt zurückkehrten, die Stadt zu betreten, die Torwachen durch Pistolenschüsse zu schrecken und sich also den Eintritt in festgeschlossenem Haufen zu erzwingen. Wo es ging, wurden die Garnisonen verstärkt; aber wo man ganz oder vornehmlich auf Bürgerwachen angewiesen war, da konnte, weil sich in ihnen allzu viel zweifelhafte Elemente befanden, den Aufrührern kein Widerstand entgegengestellt werden. Für die Genter wurde gepredigt auf dem Gebiete des Stiftes von St. Peter; wie das Gerücht wohl übertreibend meldete, waren Leute aus allen, auch den besseren Ständen, in der Zahl von mehr als 20000 zugegen. So weit stieg eben hier die Keckheit der Aufrührer, dafs sie eines Morgens den Präsidenten von Flandern überfielen. Fünf bis sechs Mann drangen in sein Haus ein, als er just im Begriffe stand, zur Frühmesse zu gehen, darunter ein Prediger und ein Mitglied des adligen Bundes, Theodor von Battenburg; eine grofse Menge hielt vor dem Hause Wacht, um Überraschungen und Störungen zu verhindern. Sie begehrten von ihm Erlaubnis zur Predigt in der Stadt, damit das Volk nicht länger im Winter bei Schnee, Hagel und Regen Gottes Wort unter freiem Himmel zu hören brauche, desgleichen die Freigabe eines wegen Irrglaubens verhafteten Advokaten. Der Präsident erwiderte, er führe nur die Befehle des Königs aus und stelle sein Leben in Gottes Hand. Die Eindringlinge waren mit der Antwort nicht sehr zufrieden; aber sie taten ihm kein Leides an, sondern begnügten sich, ihm zu sagen, sie wollten ihn nur gewarnt haben, ihre Kirche noch länger zu verfolgen. Im Juli begann die öffent-

liche Predigt auch im Hennegau, nahe bei Mons, sowie in der Umgebung von Valenciennes. Hier hatte ein zum Bunde gehöriger Edelmann, Charles de Revel, Herr von Audregnies, im Anfange des Monats noch die Versammlungen zu unterdrücken vermocht; darauf erklärten zwei Bürger, sie hätten von Bernhard von Merode, Herrn von Warroux, gehört, der Gouverneur, Marquis von Bergen, habe bei seiner Abreise geäufsert, dafs er gar nichts dagegen habe, falls während seiner Abwesenheit gepredigt werde, da er dann um so eher das vollbringen könnte, wozu er nach Spanien entsandt sei. Warroux bezeichnete das als eine Verleumdung, und die beiden Bürger wurden verhaftet; die Predigten aber, nachdem sie einmal (am 7. Juli) begonnen hatten, liefsen sich trotz aller Bemühungen des provisorischen Gouverneurs, des Herrn von Noircarmes, nicht mehr unterdrücken, zumal seit am Abende des 9. August Guy de Brès hier angelangt war.[1])

Weitaus am stärksten traten jetzt in den Südprovinzen die Kalvinisten in Tournai hervor. Die Vertretung Montignys im Gouvernement hatte hier der Herr von Moulbaix. Im Juni war ein neuer Magistrat eingesetzt worden, der gröfstenteils aus Kreaturen des Bischofs bestand; allerdings war es für die Ketzer günstig, dafs es der Generalprokurator der Stadt, Pasquier de la Barre, mit ihnen hielt. Ende Juni setzten hier die Unruhen ein. Ambrosius Wille predigte am 28. Juni um Mitternacht nahe bei der Stadt vor etwa 6000 Personen, zwei Tage später sein Amtsbruder de la Grange vor einem noch gröfseren Kreise von Zuhörern, am 3. Juli hinwiederum am frühen Morgen Wille. Ein Edelmann, Mitglied des Geusenbundes, Wilhelm von Landas, Herr von Chin, geleitete den Prädikanten. Mit Ausnahme der Mitglieder des Rates waren die vornehmsten und reichsten Bürger der Stadt zugegen, mehrere Kaufleute hoch zu Rofs, sehr viele gut bewaffnet mit Büchsen und Pistolen. Der Magistrat war zu schwach zu ernsthaftem Einschreiten; er schickte einen Bericht an die Herzogin. Diese sandte den Befehl, die Prediger festzunehmen und die Versammlungen zu sprengen; es wurde ihr darauf erwidert, man habe dazu nicht die Macht. Auch das Plakat der Statthalterin vom 3. Juli gegen die Prediger wurde publiziert; in einer Predigt, die am 7. Juli stattfand, erklärte jedoch Wille: das Mandat stamme nicht vom Könige, er wirke unter der Autorität der Seigneurs und des Adels; er schrieb

sogar einen Brief an den Rat in diesem Sinne. An die 12 bis 14 000 Personen hatten sich dieses Mal eingefunden, mit Büchsen, Pistolen, Degen und Stöcken bewaffnet; an die 1500 Männer, Edelleute, Bürger und Bauern, waren beritten. Schon rühmten sie sich, sie würden ihre Predigt bald nach der Stadt verlegen. Boten und Gesandte gingen unablässig zwischen Brüssel und Tournai; immer neue Befehle liefs die Statthalterin unter heftigen Vorwürfen ergehen; immer wieder antwortete der zaghafte Magistrat, er habe keine Mittel zu gewaltsamem Vorgehen, und es nützte nicht das Geringste, wenn die Herzogin die Behauptungen Willes Lügen strafte. Der Rat berief die reichsten und angesehensten Bürger und bat sie um bewaffnete Hilfe; sie entgegneten, sie dächten nicht daran, die Predigten aufserhalb und selbst innerhalb der Stadt zu hindern, da ihre Freunde und Verwandten daran teilnähmen, und da sie diesen kein Leid zufügen wollten. Ganz dieselben Erklärungen gaben die Waffengilden ab; einige von ihnen fügten sogar hinzu, sie würden selbst zu den Predigten gehen und sie mit Waffen schützen.

Der wahre Herrscher in der Stadt war Wille. Ein katholischer Schlosser wollte auf ihn ein Attentat ausüben; die Pistole versagte und zerschmetterte ihm die Hand. In der nächsten Versammlung, die am 11. Juli stattfand, ermahnte Wille seine Zuhörer, den Verwundeten zu unterstützen, während er arbeitsunfähig sei, da er Vater von sieben Kindern sei. Zum Schlusse der Predigt ward gemeldet, es kämen Soldaten, um Wille gefangen zu nehmen; aber anstatt zu flüchten, setzte sich alles in Ordnung und marschierte dem vermeintlichen Feinde entgegen; das Gerücht erwies sich jedoch als unbegründet. Regelmäfsig fanden von jetzt ab auch andere gottesdienstliche Akte, wie Taufen und Trauungen, auf den Zusammenkünften statt. Aus Besorgnis, dafs die Sektierer ihre im Kerker sitzenden Genossen befreien könnten, befahl die Statthalterin, die Gefangenen aus dem Stadtgefängnisse nach der Zitadelle zu überführen; der Magistrat erwiderte, das sei nicht möglich, da sich dann das Volk erheben würde; als sie darauf den Bescheid erteilte, die Gefangenen sollten verbannt werden, wurde ihr vorgehalten, das würde nichts nützen, da sich die Verhafteten, falls man sie entlasse, doch nicht aus der Stadt entfernen würden. So wurden sie denn schliefslich bedingungslos freigegeben; doch richtete der Rat an die Herzogin die Bitte, Truppen in die Stadt zu

legen und einen Ordensritter zu entsenden, der das Volk durch seine Autorität im Zaume halte. Sobald das bekannt wurde, reichten die Kaufleute durch den M° Nicolas Taffin eine Supplik ein: die Annahme einer Garnison würde den Ruin der Stadt bedeuten; schon hätten die Antwerpener sich geäufsert, sie würden dann alle Handelsbeziehungen mit Tournai abbrechen. Sie erboten sich, selber die Bewachung der Stadt in die Hand zu nehmen, und die Zünfte waren bereit, das gleiche zu tun. Das hiefs, die Bewaffnung der Ketzer autorisieren, diese als die Herren der Stadt anerkennen.

Ungescheut zeigten die Reformierten, dafs sie jetzt das Heft in der Hand hatten. Am 25. Juli hielten sie eine Versammlung ab, die noch viel zahlreicher besucht war, als alle die früheren; nach ihrer Beendigung zogen sie, wie Soldaten, in Reih und Glied durch das Tor des Sept-Fontaines in die Stadt ein, mehrfach die Frontstärke wechselnd, in Gliedern von fünf, sieben, neun und endlich elf Mann, voran Landas, gleichsam als der Kapitän, die einzelnen Rotten von Sergeanten geführt; zuletzt kam, umringt von den Reitern, der Prediger. Auf dem grofsen Markte angelangt, machten sie den Limachon, eine Art von Parademarsch. Sie wollten dadurch dem Rate zeigen, wie gut sie bewaffnet und einexerziert seien, und dafs die Stadt keiner Soldaten bedürfe; der ward darüber nicht wenig bestürzt. Die Geistlichen verliefsen nunmehr Tournai, der Bischof begab sich nach Lille, wo er sich unter dem Schutze des energischen Rassenghien sicherer glaubte. Soweit ging schon der Übermut der Häretiker, dafs sie unter Drohungen die Katholiken zum Besuche der Predigten zu nötigen suchten: „Wenn Ihr jetzt nicht dahin kommen wollt," so riefen sie ihnen zu, „so wird man Euch nicht zulassen wollen, wenn Ihr einmal darnach Begehr tragt." Ein Jesuit, der in Nôtre Dame predigte, suchte seinen Hörern Mut einzuflöfsen, indem er sagte: von ganzem Herzen wünsche er, der Ehre gewürdigt zu werden, für sie sterben zu dürfen; weder Folter noch Marter dürfe man fürchten, wenn es für den römischen und katholischen Glauben einzustehen gelte. Während er also zum Heldentume ermahnte und seinen eigenen Mut ins hellste Licht stellte, liefs ein Knabe vor der Türe der Kirche zwei Schweinsblasen platzen; der kühne Redner duckte sich entsetzt hinter die Wand seiner Kanzel; dann stieg er schleunigst herab und verriegelte sich in einer Kapelle; die Gläubigen

verliefsen in eiliger Flucht das Gotteshaus, da sie einen Überfall durch die Hugenotten oder Geusen fürchteten. Die Gilden und Zünfte schafften ihre Messen ab und verweigerten die Teilnahme an den Prozessionen und anderen religiösen Zeremonieen. Als die Ketzer auf dem Markte den Limachon vollführten, war gerade die Messe beendigt, welche die St. Jakobsgilde am Tage ihres Patrons — es war der 25. Juli — singen liefs, und eben nahten die Gildebrüder in feierlichem Zuge von der Pfarrkirche her, das Bild des Heiligen in ihrer Mitte. Als sie nun den Markt passierten, da zeigten sich die Meisten von ihnen so wenig „beständig", dafs sie in die Reihen der Protestanten hinüberliefen und den Festschmaus fahren liefsen, den sie sonst an diesem Tage zu halten pflegten, um der Predigt beizuwohnen. Die Gilden und Zünfte, d. h. die Ketzer, beherrschten die Stadt; der Magistrat wagte nicht, sich ihrem Verlangen nach Selbstbewaffnung zu widersetzen; er vertrat es vor der Statthalterin. Diese schrieb am 30. Juli zurück, sie sei darüber erstaunt, dafs die Stadt trotz der offenbaren Unruhen und Tumulte die Aufnahme einer Garnison verschmähe; trotzdem war sie bereit, das Gesuch zu bewilligen, falls die Predigten verhindert würden. Daraufhin erklärten die Notablen, Kaufleute und Zunftdekane abermals durch den Mund des M^{e} Nikolaus Taffin: sie wollten in der Stadt den Gehorsam gegen den König aufrechterhalten, sie gegen Tumulte und Plünderung schützen, auch Predigten innerhalb der Mauern verhindern, falls ihnen ein Platz vor den Toren angewiesen würde, wo sie eine Notkirche für den Winter bauen könnten. Entrüstet lehnte die Herzogin das Ansinnen ab; trotzdem wurde die Bewaffnung der Bürger vollzogen. Es wurden Anfang August acht Bürgerkompagnieen unter Hauptleuten gebildet, die keineswegs als zuverlässig im Sinne der alten Religion gelten konnten. Es wurde den Hauptleuten und Kompagnieen ein Eid abgenommen, worin sie u. a. schwören mufsten, dafs sie keine Predigten innerhalb der Stadt dulden wollten. Einige weigerten sich entschieden, sich darauf zu verpflichten; man begnügte sich, ihre Namen festzustellen. Der Leutnant des Gouverneurs, Herr von Moulbaix, musterte die Kompagnieen; damit waren sie auch staatlicherseits anerkannt und autorisiert. In Wahrheit war Tournai also bereits offiziell den Ketzern ausgeliefert; die Stadt war in ihrer Macht.[1])

Eben dasselbe Ziel war es auch, wonach unzweifelhaft die Kalvinisten in Antwerpen strebten. Der Zulauf zu den Predigten, die sie veranstalteten, wuchs im Verlaufe des Juli stetig, bis zu 15 und 16000 Personen, wie der Statthalterin gemeldet wurde; ja sogar von 30000 wufste das Gerücht wohl übertreibend zu erzählen. Zum grofsen Teile waren sie bewaffnet und maskiert; eine Truppe von mehreren hundert Reitern umgab den Prediger stets als Leibgarde; es kam vor, dafs dieser zum Schlusse gleichsam im Triumphzuge nach der Stadt zurückgeleitet wurde. Der Magistrat behauptete, dagegen machtlos zu sein; die beiden Bürgermeister, die an seiner Spitze standen, Heinrich van Berchem und Jan van der Heyden, hatten wohl den besten Willen; sie waren als „Kardinalisten" verhafst. Anton van Straelen, der jetzt Schöffe war, übte im Geheimen einen weitreichenden Einflufs aus. Nach der Aussage der katholischen Stadtgeistlichkeit überwog die Zahl der Schlechten bei weitem die der Guten; viele, die man bisher für brave Katholiken gehalten hatte, zeigten sich jetzt von einer ganz anderen Seite. Die Bekenner der alten Religion waren auch hier aufs äufserste eingeschüchtert. Als in der Franziskanerkirche ein Betrunkener während der Predigt „Es leben die Geusen!" rief, brach eine förmliche Panik aus. Ähnliche Szenen fanden statt in anderen Kirchen.

Von allen Seiten wurden Anstrengungen gemacht, sich der Stadt zu versichern. In der benachbarten Kampine lagen zwei Ordonnanzbanden; sie waren zusammengezogen worden, um wieder einmal seit längerer Zeit einige Bezahlung zu empfangen; diese aber verzögerte sich, da das dafür nötige Geld noch nicht vorhanden war, und inzwischen verübten die Reiter mancherlei Unfug und Ausschreitungen. Das gab dem Gerüchte Nahrung, als ob ein Handstreich gegen die Stadt geplant sei. Anfang Juli weilte Meghem mehrere Tage in Antwerpen; auch Aremberg wurde erwartet. Um eben diese Zeit nahm der Rat einige Kompagnieen zur Bewachung der Tore an. Sofort verlautete, dafs die beiden Herren vom Hofe den Auftrag hätten, im Einverständnisse mit dem Rate Truppen in die Stadt zu ziehen. Schwerlich handelte es sich dabei um ein leeres Gerede. In einem Briefe (vom 4. Juli) an Gilles Le Clerq zeigte Hames dem Antwerpener Konsistorium die bevorstehende Ankunft Meghems an; er mahnte die Reformierten, auf ihrer Hut zu sein. Wir wissen, dafs es einer der ersten Pläne der Führer des adeligen

Bundes war, sich Antwerpens zu bemächtigen; jetzt fürchteten sie, der Hof könne ihnen zuvorkommen, und um dieses zu verhindern, erschien Brederode am Abende des 5. Juli mit anderen Konföderierten und grofsem Gefolge in der Stadt, alle in Grau, welches die Geusenfarbe war, gekleidet, an die 150 Mann stark. Mit grofser Freude wurde er von den Bürgern aufgenommen; er stieg im Gasthofe zum Roten Löwen ab. Die Strafsen füllten sich, während er beim Abendessen safs, mit seinen Anhängern und mit Neugierigen; er erhob sich vom Tische und trat, das Glas in der Hand, an das Fenster: „Bürger von Antwerpen", so redete er sie an, „ich bin gekommen, um Euch mit Einsetzung von Gut und Blut zu schützen und zu verteidigen gegen die Inquisition und die Plakate des Königs. Ich hoffe, dafs Ihr Euch mit mir in der Verfolgung eines so edlen Zieles verbinden werdet. Wenn dem so ist, so mögen diejenigen unter Euch, die unter meinem Banner marschieren wollen, um ihre Freiheit zu erobern, Zeugnis dafür ablegen, indem sie den Arm erheben, während ich auf ihre Gesundheit trinke!"

Ernst genug erschien Brederode selbst und den Seinigen ihre Lage. Sie kamen sich vor, wie in der Höhle des Wolfes; sie waren gefafst, dafs man es versuchen könnte, ihnen allen mit einem Male die Kehle abzuschneiden; sie schliefen des Nachts, wie die Landsknechte, auf der Lauer und mit ausgegebener Losung; aber sie waren entschlossen, ihr Leben teuer zu verkaufen. Ohne ihre Zwischenkunft, so rühmten sie sich, wäre die Stadt für die Sache des Bundes verloren gegangen. Jedenfalls erregte Meghems Anwesenheit grofse Besorgnisse; aber jetzt trat eine Wendung ein. Die Bürgerschaft wurde von Mifstrauen gegen den Magistrat erfüllt. Sie erhob Einspruch gegen die Bewachung der Tore durch Soldaten; die Gilden erklärten, dafs ihnen die Hut der Stadt gebühre, und die Schlüssel wurden dem Magistrat entzogen. Wo immer Brederode sich zeigte, da heftete sich ein Schwarm von Hunderten an seine Fersen, und mit Begeisterung wurde er begrüfst. Der Magistrat wurde genötigt, durch eine Gesandtschaft an den Hof den Befehl zu erwirken, dafs Meghem die Stadt verlasse, und dafs Aremberg sie nicht berühren dürfe; wenn er zugleich die Entfernung Brederodes verlangte, so hatte das wenig zu besagen, da es vorauszusehen war, dafs sich dieser kaum um irgend welche Weisungen der Statthalterin kümmern würde. Auch Ludwig von Nassau kam vorübergehend nach Antwerpen, um sich vom Stande der

Dinge daselbst zu überzeugen. Als er dem Grafen Meghem begegnete, fuhr dieser ihn an, was er denn suche, da er doch kein Besitztum hier sein Eigen nenne; trotzig gab ihm der Nassauer zurück: „Mehr, wie Ihr!“ Fast wie ein Gefangener wurde Meghem gehalten; mehr als dreihundert Bürger umlagerten das Haus des Bankier Schetz, wo er wohnte. Umsonst suchte er sie zu zerstreuen und ihre Besorgnisse zu beschwichtigen. Sie blieben die ganze Nacht auf dem Platze, indem sie ketzerische Lieder sangen, und als Meghem am folgenden Tage abreisen wollte, versperrten sie die Tore. Erst als er ihnen vorstellte, gerade wenn sie ihn für verdächtig erachteten, dürften sie ihn nicht halten, liefsen sie ihn passieren.

Es scheint in der Tat, dafs Meghem und Aremberg nicht ohne Vorwissen der Statthalterin Antwerpen in ihre Obhut zu bringen trachteten; darauf deuten mancherlei Anzeichen hin.[1]) Immerhin entfaltete die Herzogin bei dem Versuche, sich Antwerpens zu bemächtigen, geringe Vorsicht und Tatkraft. Bereits am 28. Juni wurde im Staatsrate darüber gesprochen, wie man in Antwerpen den Predigten steuern und sich der Stadt versichern könne. Man kam zum Schlusse: das persönliche Erscheinen Margaretens sei dafür das beste Mittel; die endgültige Entscheidung darüber sei jedoch noch zu verschieben, bis die Verhandlungen zwischen dem Magistrate und der Gemeinde zu einem gewissen Ergebnisse gelangt wären; man müsse auch erst eine Persönlichkeit von Rang nach Antwerpen entsenden, welche sich mit dem Magistrat über die Reise der Statthalterin und über die für ihre Sicherheit erforderlichen Mafsregeln ins Einvernehmen setze. Die Herzogin behielt sich die Entschliefsung darüber vor, wen sie für die Mission bestimmen wolle. Je mehr sich der Stand der Dinge verschlimmerte, um so öfter und dringender erging vom Magistrate an Margarete die Aufforderung, schleunigst mit den Herren des Staatsrates und ihrem ganzen Hofe ihre Residenz nach Antwerpen zu verlegen; zugleich wurde sie davor gewarnt, Truppen mitzubringen, da dadurch die fremden Kaufleute vertrieben und die Stadt dem Ruine preisgegeben würde. Sie erteilte darauf gemäfs dem Beschlusse des Staatsrates den Bescheid: wenn die Ruhe in Antwerpen wieder hergestellt würde, durch Ausführung der Plakate, durch Ausweisung aller verdächtigen Fremden, sowie durch Unterdrückung der Predigten, wenn man ihr endlich genügende Garantieen für

ihre persönliche Sicherheit bieten könne, so sei sie bereit, zu kommen. Die Deputierten der Stadt baten darauf, dafs die Herzogin, wenn sie nicht alsbald erscheinen könne, einen der vornehmsten Seigneurs dahin entsende, aber ohne bewaffnete Mannschaft.

Am liebsten hätte Margareta von Parma unzweifelhaft Meghem und Aremberg mit dieser Mission betraut, und wenn Meghem eben nunmehr in der Stadt anlangte, so war das gewifslich ein Versuch, ob er sich hier würde behaupten können. Aber es zeigte sich, dafs ein Unternehmen dieser Art nicht ganz glatt ablaufen würde. Der Magistrat drängte unablässig auf eine Entschliefsung; in eigener Person dahin zu gehen, erschien der Herzogin zu gefährlich; sie fürchtete, in die Gewalt der Ketzer zu geraten. Sie ersuchte Oranien und Egmont, ein, zwei oder drei Tage vor ihr nach Antwerpen zu reisen, um dem Magistrate die Mifsbilligung über die Predigten auszusprechen und ihn zu fragen, welche Sicherheit er für sie bieten, und wie er die Predigten abschaffen könnte. Es mufs dahingestellt bleiben, ob die Statthalterin es mit dieser Anfrage ernst meinte, oder ob sie nur Zeit gewinnen wollte, in der Hoffnung, dafs inzwischen der Anschlag Meghems glücken würde. Soviel erscheint sicher, dafs die Herzogin zunächst nicht Oranien allein hinschicken wollte. Aber das war es eben, was diesem mifsfiel; er meinte, dafs, wenn die Sache ein gutes Ende nehmen sollte, das Verdienst seinem Genossen, im anderen Falle aber ihm die Schuld zugeschoben werden würde. Den Absichten Meghems und Arembergs traute er schwerlich; er wollte nicht, dafs die Stadt in deren Gewalt gerate. Aber auch der Reise Brederodes nach Antwerpen hatte er widerraten; er fürchtete, dafs die kalvinistisch-radikale Partei dadurch allzu sehr ermutigt werden würde.

Selber und allein wollte Prinz Wilhelm nach Antwerpen gehen, „aber nicht nur für wenige Tage und als Courier, um Quartier für Madame zu besorgen“, sondern für längere Zeit und um den mafsgebenden Einflufs auf die Haltung der Stadt auszuüben. Er wollte sie weder unbedingt in die Gewalt der katholischen Partei noch auch der Kalvinisten geraten lassen. Er beauftragte seinen Bruder, der entweder bereits in Antwerpen weilte, oder sich zu diesem Zwecke dahin begeben sollte, heimlich beim „breiten Rate“ dahin zu wirken, dafs dieser den Wunsch ausspreche, es möge dem Prinzen allein die Hut der

Stadt anvertraut werden. Die Bemühungen Ludwigs waren von Erfolg. Der breite Rat stellte dem Magistrate vor: es sei die höchste Zeit, dafs in die Stadt eine Persönlichkeit gleichsam als Oberhaupt komme, welche allen Ausschreitungen entgegen zu treten vermöchte, nämlich der Prinz von Oranien; er sei benachbart, bei den Einwohnern sehr beliebt, wie ihnen genehm, aufserdem Vicomte der Stadt, ihr also verpflichtet, wie ihm hinwiederum die Bürger; seine Ankunft würde jedermann grofse Befriedigung gewähren. Noch machte der Magistrat Anstrengungen, die Herzogin selber zur Reise zu bewegen; als er sah, dafs das aussichtslos sei, übermittelte er ihr das Gesuch des breiten Rates; am 10. Juli wurde es ihr vorgetragen; natürlich hatte sie schon viel früher davon Kenntnis erhalten. Mehrere Tage schwankte die Herzogin. Der Staatsrat warnte sie vor der Übersiedlung, da sie sich nicht einer Gemeinde anvertrauen dürfe, die in solcher Gährung begriffen sei, und da der Magistrat selbst zugestände, dafs ihm die Zügel entglitten seien; wurden doch schon Reden in Antwerpen laut, dafs man auch sie nicht aufnehmen wolle, da sie doch nur in der Absicht kommen würde, Garnison in die Stadt zu legen, die Inquisition streng auszuüben und ein Kastell zu erbauen. Andererseits hatte sie Bedenken, gerade Oranien mit der Mission zu betrauen; sie fürchtete, dafs er seinen Bruder Ludwig dahin mitnehmen würde, und doch wollte sie ihm das nicht verbieten, weil sie das soviel wie ein offener Bruch dünkte.[1]) So willigte sie denn schliefslich „gezwungen", wie sie dem Bruder schrieb, am 12. Juli in das Begehren der Antwerpener. Oranien versprach vor dem Staatsrate, er wolle alle Unruhen in Antwerpen beilegen, damit jedermann Handel und Gewerbe friedlich nachgehen könne, sowie sein Bestes zu tun, dafs die Predigten in der Stadt, und wenn er es vermöchte, selbst aufserhalb aufhörten, desgleichen die Stadt im Gehorsam gegen die Regierung zu bewahren.

Wie ein König, so zog Wilhelm von Nassau am Abende des 13. Juli in Antwerpen ein. Brederode, der sich in Antwerpen behauptet hatte, während Meghem weichen mufste, kam ihm, von einer Schar verbündeter Edelleute begleitet, bis Berchem entgegen. Pistolenschüsse knatterten, und es erscholl der Ruf: „Es leben die Geusen!" Aber durch Worte und Mienen gab der Prinz zu verstehen, dafs er diese Ovationen nicht billige. In den Strafsen, die er passieren mufste, stand eine dichtgedrängte

Volksmenge, wohl an die 30000 Personen. Er stieg im „Hause von Aachen“ ab, welches dem Bankier Schetz gehörte; hier erwartete ihn der Magistrat, um ihn willkommen zu heifsen. Augenscheinlich war es die Intention des Prinzen, in Gemeinschaft mit seinen Anhängern in der Stadt dafür zu sorgen, dafs sie zwar nicht als Stützpunkt für die oppositionelle Bewegung verloren gehe, dafs sie aber auch nicht eine Domäne des Kalvinismus werde. Ob er nun diese mittlere Linie würde einhalten können, das mufste sehr zweifelhaft erscheinen; Morillon sagte mit Recht, als der Prinz nach Antwerpen übersiedelte, er werde durch diese Mission entweder beim Könige oder beim Volke anstofsen. Noch gerierte er sich in Antwerpen ganz als Katholik; er besuchte die Kirche, verkehrte mit den Geistlichen, und, durch seine Anwesenheit ermutigt, kehrte der Klerus, welcher sich zum Teile bereits geflüchtet hatte, wieder zurück. Auf die Kalvinisten machte sein Verhalten keinen guten Eindruck. Sie erklärten, möge der Prinz zur Messe gehen, sie würden ihre Predigten fortsetzen. Und das taten sie; wenn auch mit geringerer Beteiligung, so nahmen ihre Versammlungen doch den gewohnten täglichen Fortgang. Ein Gegenzug des Rates gegen die Kalvinisten war es augenscheinlich, wenn er um die Mitte des Juli dem lutherisch gesinnten Pastor in Kiel, Heinrich Mathis, die Erlaubnis gab, wieder in seiner Kirche zu predigen; bald hatte er den früheren und noch gröfseren Zulauf.

Von vornherein war es des Prinzen Intention, den Einfluſs, den ihm seine Stellung in Antwerpen gewährte, in der Richtung geltend zu machen, in welcher von jeher das eigentliche Ziel der Opposition lag. Er schlug dem Magistrate vor: das wahre Heilmittel zur Stillung der Unruhen bestehe darin, die Einberufung der Generalstände zu fordern und inzwischen die Predigten zu sistieren oder wenigstens ihren Besuch den Einwohnern unter schweren Strafen zu verbieten. Der Antwerpener Rat war damit einverstanden, und nachdem die Einwilligung der Herzogin und des Konseils eingeholt worden war, wurde den sämtlichen Gliedern der Stadt (am 17. Juli) eine Proposition in diesem Sinne vorgelegt. Sie wurde einstimmig angenommen; was die Unterdrückung der Predigten anbelangte, so wurde erklärt, man überlasse es dem Magistrate, die dafür notwendigen Mafsregeln zu treffen, wünsche aber davon in Kenntnis gesetzt zu werden. Das Auftreten des Prinzen bewirkte immerhin

soviel, dafs der Besuch der unerlaubten Versammlungen abnahm; da wurde der Eifer der Kalvinisten plötzlich wieder entflammt. Der Drossart von Brabant, Jean de Greve, hatte eine Anzahl von Reitern und Fufstruppen in Sold genommen; mit ihnen erschien er am Abende des 19. unmittelbar unter den Mauern Antwerpens. Man glaubte, dafs er die Predigten aufserhalb der Stadt mit Gewalt auseinandertreiben wolle; das hatte er auch sicherlich vor, und zwar nicht ohne Wissen und Willen der Statthalterin.[1]) Die Folge davon war, dafs am Tage darauf ein Tumult ausbrach; die Kalvinisten bewaffneten sich und verschanzten den Platz, auf dem ihr Gottesdienst stattzufinden pflegte. Auf den Einspruch des Prinzen und des Magistrats gab die Herzogin nach; sie verbot dem Drossart die Anwendung von Gewalt, und er zog sich mit seiner Schar nach Löwen zurück. Aber das Mifstrauen war nun einmal erwacht, und es wurden in den letzten Tagen des Monats seitens der Antwerpener schärfere Beschlüsse gefafst. Sie wiederholten ihr Gesuch betreffend die Berufung der Generalstände und begehrten, dafs die Hut der Stadt dem Prinzen jetzt dauernd unter dem Namen eines „Superintendenten" anvertraut würde; sie wünschten endlich den Erlafs eines Generalpardons für die Teilnahme an den Predigten. Am 30. Juli wurden im Staatsrate die Bevollmächtigten gehört, welche diese Forderungen überbrachten. Mehrere Tage zauderte Margareta mit der Entscheidung; schliefslich wich sie auch dieses Mal zurück. Am 3. August erteilte sie dem Prinzen die Vollmacht, alles das zu tun und anzuordnen, was er für den Dienst des Königs und für das Wohl und die Ruhe der Stadt für nötig erachten würde. Sie gewährte in ihrem Namen den Besuchern der Predigten Generalpardon unter der Bedingung, dafs sie sich von nun an davon fernhielten. Was die Generalstände anbelangte, so verwies sie auf den Entschlufs des Königs. Alsbald erliefs der Prinz eine Ordonnanz, worin die Einzelheiten betreffend die Bewachung der Stadt durch die Bürger selbst festgesetzt wurden.

Das Auftreten des Prinzen in Antwerpen machte selbst bei den Anhängern der katholischen Partei Eindruck. Assonleville brach darüber vor dem Grafen von Hoorne in die feurigsten Lobeserhebungen aus: „Der Prinz", so schrieb er, „ist sehr geschickt in der Behandlung grofser Geschäfte". Und wenn auch diese Zeilen auf den Empfänger berechnet gewesen

sein mögen, so verfehlte doch selbst Morillon nicht, vor seinem Gönner Granvella die Verdienste Oraniens zu rühmen: „Der Prinz ist noch in Antwerpen; er handelt dort, so gut es irgend möglich ist; er ist bei den schlechten nicht gern gesehen; wie man mir sagt, ist er sehr bleich und mager; denn er nimmt sich die Dinge sehr zu Herzen“. Schwerlich aber täuschte sich die Herzogin darüber, dafs die Einsetzung Oraniens in Antwerpen für sie so viel wie den Verlust eben dieser Stadt bedeutete. Gerade damals rieten ihr Aremberg und Meghem, Antwerpen zu belagern, und schon galt es als ein „zweites Orleans“. Oranien war der Herr der Stadt; das war freilich die Frage, ob er die mittlere Haltung würde durchführen können, die er jetzt noch einzunehmen gedachte, und ob er sich nicht doch noch den Kalvinisten unbedingt würde hingeben müssen, wenn er die Stadt auf die Dauer gegen die Regierung zu behaupten gewillt war.[1])

Das Hervordrängen der Kalvinisten stellte den adligen Bund vor eine ganz andere Situation, als diejenige es war, der er zwar nicht seine Entstehung, aber doch seine grofse Ausbreitung zu verdanken hatte. Es mufste sich nun offenbaren, ob die grofse Masse der Konföderierten beim Kompromisse auch jetzt noch verbleiben wollte, nachdem es sich gezeigt hatte, dafs es sich nicht mehr nur um einen unklaren Widerstand gegen Inquisition und Plakate, sondern um Gewissensfreiheit und sogar um Freiheit der Religionsübung für die Protestanten handele.

Dafs sie sich nicht der besonderen Freundschaft der Regentin erfreuten, das mufsten die Verbündeten recht bald erfahren. Noch im April entliefs die Statthalterin drei Edelleute ihres Hofstaates, die das Kompromifs unterzeichnet hatten. Brederode als Oberhaupt des Bundes sollte dagegen Einspruch erheben. Es war schon schwer, dafür eine angemessene Form zu finden; schliefslich wurde der Protest in einer höchst abgeschwächten Form vorgetragen. Es ward darin beteuert: man habe nicht die Absicht, sich in die privaten Verhältnisse der Regentin einzumischen; doch habe der Hofmeister bei der Entlassung der drei Adligen Äufserungen gebraucht, welche die Ehre des Bundes verletzten: die Herzogin wurde um eine Aufklärung darüber ersucht. Schroff wurde erwidert: es handle sich hier nicht um den Dienst des Königs, sondern um den der Herzogin, und diese

habe, wie der Geringste, das Recht, ihre Diener nach Belieben zu entlassen, ohne dafs sich jemand darum kümmern dürfe.[1]) Am verhafstesten von den Führern der Konföderation war ihr Nikolaus von Hames. Eben damals bot sich ihr eine passende Gelegenheit, ihn los zu werden. Der Kaiser bat sie im Kriege mit den Osmanen um die Überlassung eines tüchtigen Artillerieoffiziers. Die Regentin schwankte, ob sie Hames, der ja als solcher galt, unter ehrenvollem Vorwande aus dem Lande entfernen oder ihn vielmehr hier halten sollte, damit er exemplarischer Züchtigung nicht entgehe; da es sich aber je länger um so mehr herausstellte, dafs sie dazu nicht so schnell in die Lage kommen würde, und da er sich weiter lästig machte, wurde er, wenngleich erst im September, in das kaiserliche Kriegslager entsandt.

Auf die Führer des Bundes machte die Ungnade der Statthalterin geringen Eindruck. In Geldern wurde im Adel unter dem Einflusse der Grafen van den Bergh und Kuilenborg eine starke Bewegung bemerkbar. Die Deputierten des Bundes hielten im Mai einige Versammlungen ab. Es war davon die Rede, eine Petition an den König zu richten; jedenfalls wollte man sich nicht mehr länger den Glaubenszwang gefallen lassen, sondern eher untergehen bis auf den letzten Mann. Beide Grafen gingen mit bösem Beispiele voran. Kuilenborg führte auf seinen Herrschaften ketzerische Prädikanten ein, zum grofsen Mifsfallen seiner Untertanen; sie baten ihn, er möge sie bei der katholischen Religion verbleiben lassen, und wandten sich beschwerdeführend an den Gouverneur Meghem. Darauf sandte die Herzogin Anfang Juni an den Grafen seinen ehemaligen Erzieher, den Chevalier Wilhelm Hinckaert; sie ermahnte ihn, alle Neuerungen abzustellen, die Prediger zu entlassen und beim Glauben seiner Vorfahren zu verharren. Kuilenborg spielte den Unschuldigen: er sei sehr erstaunt und betrübt über die falschen Nachrichten, die man der Herzogin hinterbracht habe; er denke an keine Änderungen hinsichtlich der Religion; die verdächtigen Prediger habe er entfernt. Und ähnlich benahm sich van den Bergh, als Margareta ihn aufforderte, einen Prädikanten abzuschaffen, an dem bereits der Gouverneur Meghem Anstofs genommen hatte. Er antwortete: schon auf die Reklamation Meghems habe er ihn entlassen und einen anderen Geistlichen angenommen; da dieser aber durch Krankheit an der Ausübung seines Amtes verhindert worden sei, und da er seine Untertanen nicht ohne geistlichen

Trost lassen wollte, habe er sich genötigt gesehen, den ersten wieder anzunehmen, indem er ihm jedoch einschärfte, dafs er sich verhalte, wie es einem guten Christen gezieme; sonst würde er ihn fortjagen und selbst bestrafen. Diese Erklärung klang allerdings, wie eine offene Verhöhnung der Regentin.

Das unermüdliche Haupt des Bundes aber war Brederode. Er stand in ununterbrochener Korrespondenz mit den Deputierten der einzelnen Provinzen. Die Sache des Bundes war ihm Herzenssache; man konnte im Zweifel sein, welches Gefühl in ihm stärker brannte, der Hafs „gegen die rote Rasse", gegen die Kardinalisten, oder die Begeisterung für die Geusen. Mit Ehrfurcht und Respekt sah er zum Prinzen hinauf; der war wohl auch der einzige, dem zu Liebe er seinem überquellenden Temperamente, seiner überschäumenden Leidenschaft Einhalt gebot. Egmont war nicht so sein Mann, wie der Prinz und der Marquis von Bergen. „Egmont", so sagte er, „ist ein trefflicher Herr; aber der Marquis ist ein ganz anderer Mann, er durchdringt die Dinge bis auf den Grund". Seinem Herzen am nächsten stand der rührige Ludwig von Nassau; ihm ordnete er sich unter; ihm vertraute und folgte er blindlings. „Ich halte mich hier", so schrieb er dem Grafen Anfang Juni aus Bergen in Nordholland, „drei Tage lang bei meinem Deiche auf. Ich merke, dafs der gute Gott durch und durch Geuse ist. Er hat mir hier [nämlich durch diese Eindeichung] 300000 fl. [?] geschenkt; die sollen mir dazu dienen, Ihnen, mein Herr Bruder und allen Geusen zur Verfügung zu stehen bis zum letzten Blutstropfen". „Ihr Bruder und vollkommener Freund, bis zum Tode Ihnen zu dienen bereit, und es leben die Geusen auf der See und zu Lande!", so lautet wohl die Unterschrift in seinen Briefen an den Freund. Die grofse Ausbreitung des Bundes im Norden war vornehmlich Brederodes Werk; er wufste dafür die Unzufriedenheit zu verwerten, die in den Kreisen des Adels, insoweit er zu den Ordonnanzbanden gehörte, darüber bestand, dafs man immer noch nicht die alten Soldrückstände aus dem letzten Kriege empfangen hatte. „Die Geusen sind hier gesäet, wie der Sand längst des Meeres", so teilte er Ludwig mit, und im Hinblicke auf eine bedenkliche Wendung, welche die Dinge in der Zukunft nehmen könnten, fügte er hinzu, sie seien wohl im Stande, einen Reiterdienst zu leisten, und sie hätten sich ihm dazu bereits verpflichtet.[1])

Wenngleich die Führer des Bundes, wie man sieht, im

Ernstfalle zum Kampfe entschlossen waren, so konnten sie sich doch nicht verhehlen, dafs der Bund allein dafür zu schwach war, zumal da es mehr als unsicher war, ob sie sich dafür der Mehrzahl, geschweige denn der Gesamtheit der Konföderierten für sicher halten durften. Mit den persönlichen Reiterdiensten der Mitglieder war auch wenig getan; es galt, wenn man mit Aussicht auf Erfolg das Banner des offenen Widerstandes entrollen wollte, ein Heer aufzustellen. Woher aber sollte man die Mittel dafür bekommen, wenn nicht von den protestantischen Kaufleuten? Ein Zusammenwirken des Bundes mit den Konsistorien schien durch die Lage der Dinge in der Art geboten, dafs die Kaufleute das Geld gäben und die Edelleute dafür den Schutz des neuen Glaubens, die Oberleitung der etwa erforderlichen militärischen Mafsregeln, übernähmen. Dem stellte sich freilich ein Hindernis in den Weg. Wenngleich diejenigen Mitglieder der Konföderation, welche deren festen Kern bildeten, zum Protestantismus hinneigten, so doch nicht alle gerade zum Kalvinismus, und Oranien, auf dessen Protektion sie rechneten, war der Genfer Kirche erst recht abhold; denn er wufste, dafs auf die Hilfe der deutschen Fürsten, wenn überhaupt, so nur dann zu rechnen war, wenn die Bewegung einen ausgesprochen lutherischen Charakter trüge. So befanden sich die Führer des Bundes in einer peinlichen Lage: zwar hätten sie selber schwerlich Anstand genommen, mit den Kalvinisten gemeinsame Sache zu machen, oder sich gar ihrem Bekenntnisse anzuschliefsen; aber sie mufsten Rücksicht auf Oranien und diejenigen unter den Herren nehmen, die diesem zunächst standen, und die den Anschlufs an die lutherische Kirche suchten. Man sah sich daher wieder einmal, um der Regierung und dem Katholizismus einen gemeinsamen und ungebrochenen Widerstand leisten zu können, vor das Problem einer lutherisch-kalvinistischen Union gestellt, und in der Tat wurde diese Sisyphusarbeit von neuem in Angriff genommen. Die Einigung auf ein gemeinsames Glaubensbekenntnis war das letzte Ziel der Verhandlungen, die sich jetzt zwischen dem Bunde und den Konsistorien entspannen.

Ende Mai fand eine Zusammenkunft der Vertrauensmänner des Bundes statt im Schlosse des Seigneurs von Risoir bei Enghien.[1]) Ludwig von Nassau war zugegen; auch Brederode hatte sein Erscheinen in Aussicht gestellt, war aber wohl ausgeblieben. Drei Punkte wurden vornehmlich erörtert: das Vor-

gehen der Herzogin wider ihre drei Hofkavaliere, die dem Bunde angehörten; die Schmähungen und Verläumdungen, die gegen diesen, und zwar gerade durch vornehme Personen, so durch den Grafen Roeulx in Gegenwart Egmonts, ausgestofsen worden waren; endlich die Klagen des „gemeinen Volkes", dafs es trotz der Versprechungen der Herzogin verfolgt und gequält, dafs die Plakate durch den Klerus ebenso, wie früher, vollstreckt würden. Da damals die Entscheidung der Herzogin auf die Eingabe noch nicht gefällt war, welche Brederode bei ihr wegen der Entlassung jener drei Edelleute eingereicht hatte, so beschlofs man, die ausstehende Antwort erst abzuwarten, desgleichen bei der Statthalterin Beschwerde über die üblen Nachreden zu führen, denen die Konföderation ausgesetzt sei, und bei ihr dagegen ein öffentliches Verbot zu erwirken. Die dritte Frage wurde als die schwierigste erklärt; man fand es für ratsam, um Tumulte zu verhüten, bei der Regentin den Antrag zu stellen: Niemand solle fortan aus Gründen der Religion festgenommen werden, es sei denn zuvor gegen ihn durch das zuständige Gericht gebührende Untersuchung vorgenommen und das dabei ermittelte Resultat ihr und dem Staatsrate zur weiteren Verfügung unterbreitet worden: das wäre in Wahrheit auf eine Suspension der religiösen Prozesse hinausgelaufen.

Ob sich die Versammelten von diesen Beschlüssen irgend welchen praktischen Nutzen versprachen, mufs dahingestellt bleiben; vielleicht sollten sie auch nur dazu dienen, das Gros der Konföderierten immer weiter zu treiben. Schon die Aufnahme, welche die Petition Brederodes für die davon gejagten Diener der Herzogin fand, mufste dem Bunde die Erfolglosigkeit weiterer Bemühungen bei der Statthalterin zeigen. Und andererseits mufsten die Alliierten, insonderheit ihre geheimen Führer, gewahren, dafs sich die Reformierten nicht länger durch die ungewisse Aussicht auf solche Verwendung beim Hofe beschwichtigen liefsen, dafs sie von ihnen energischere Hilfe verlangten. Im Juni fanden mehrere Synoden in Antwerpen statt.[1]) Das stürmische Hervortreten der Kalvinisten, das die Folge dieser Beratungen war, fand nicht die Billigung Oraniens und auf seine Weisung hin warnte auch Hames vor allzu keckem Vorgehen.[2]) Zu dreien Malen wurde Hames durch Oranien seit dem Beginne der öffentlichen Versammlungen an die Antwerpener Gemeinde entsandt, um ihrem Treiben Einhalt zu gebieten. Als seine

Mahnungen das erste Mal nichts fruchteten, wurde er abermals nach Antwerpen mit der Drohung geschickt, dafs Oranien und Egmont ihre Zusammenkünfte mit Gewalt stören würden. Zum dritten Male erschien Hames vor dem Konsistorium und begehrte eine Einstellung der Predigten wenigstens auf kurze Zeit; da fragte ihn einer der Beisitzer um seinen Rat; verlegen antwortete er, er sei nicht gekommen, um ihnen nach Gefühl und Gewissen Rede zu stehen, sondern um ihnen auszurichten, was ihm anbefohlen sei.[1])

Die Energie, welche die Kalvinisten entfalteten, das Ausbleiben des Bescheides aus Spanien auf die Petition vom April stellte die Verbündeten vor die Notwendigkeit, weitere Entschliefsungen zu treffen. Bereits für das Ende des Monats Juni war eine Tagfahrt der Häupter der Konföderation nach dem Städtchen Lierre zwischen Antwerpen und Mecheln ausgeschrieben worden; am 4. Juli ward sie abgehalten; u. a. waren Ludwig von Nassau, Brederode, Kuilenborg und van den Bergh anwesend. Es wurde vereinbart, eine Versammlung des gesamten Bundes einzuberufen, und zwar wurde, wie es scheint, als Ort zunächst Antwerpen in Aussicht genommen. Sicherlich wurde auch die Frage der Predigten erörtert, und es sind wohl von kalvinistischer Seite beruhigende Erklärungen in dieser Hinsicht abgegeben worden.[2]) Graf Ludwig erstattete sofort dem Bruder darüber Bericht; man darf annehmen, dafs auf Oraniens Anregung hin der Bundestag nicht nach Antwerpen, sondern nach St. Trond im Lüttichschen gelegt wurde. Wir hören, dafs für die Mitte des Juli eine Synode in Antwerpen angesetzt war, und dafs auf ihr über eine Konfession verhandelt werden sollte, die den Konföderierten zur Annahme vorzulegen sei, sodafs sie fortan unter dem Schutze und der Garantie des Bundes stünde; wir hören weiterhin, dafs auf dem Bundestage über die Verfolgungen gegen die Protestanten, über den bewaffneten Widerstand und die Aufbringung der dafür erforderlichen Mittel beraten werden sollte. Welches das Ziel der Führer war, läfst sich daraus mit Sicherheit erkennen: Zusammenschlufs des Bundes mit den Konsistorien und weiterhin mit Oranien; zu diesem Zwecke drang Hames in Gilles Le Clerq und Philipp von Marnix, dafs sich die Synode dazu verstehe, die Augsburger Konfession, wenngleich etwa mit einigen Vorbehalten, dem Bunde einzureichen.[3]) Denn nur so war, wie er meinte, Oranien und die

Aussicht auf Hilfe von deutscher Seite sicher zu gewinnen. In der Tat wurde die Synode zur bestimmten Zeit abgehalten; auf ihr wurden auch einige Prediger für die Unionsverhandlungen zu St. Trond gewählt, darunter Junius. Er arbeitete ein kurzes Glaubensbekenntnis aus, bestehend aus einigen scharf formulierten Leitsätzen, bei deren jedem am Rande die Belegstellen aus der Schrift angemerkt waren;[1]) es wurde auf der Synode als Grundlage für die dogmatische Einigung angenommen. In der Abendmahlslehre brachte es den kalvinistischen Standpunkt zur Geltung; es schonte indes die Lutheraner einigermafsen, indem es nur die Lehre der Sakramentierer und des Katholizismus ausdrücklich verwarf.

Recht hoher Dinge vermafsen sich die protestantischen Führer des Bundes, wenn sie dessen Gesamtheit bewegen wollten, die reformierten Kirchen und ihr Glaubensbekenntnis, ob es sich nun dem Augsburgischen mehr oder minder näherte, in seinen förmlichen Schutz zu nehmen. Das war doch sehr zweifelhaft, ob die katholische Mehrheit der Konföderation gewillt war, sich soweit als Vorspann für die Zwecke der Protestanten gebrauchen zu lassen. Wenn sich gleich der Bund gerade erst in der Zeit nach der Überreichung der Petition beträchtlich erweiterte, so machten sich doch andererseits bedenkliche Anzeichen innerer Lockerung geltend. Die offenen Predigten, wie sie seit Anfang des Juni begannen, machten manch einen stutzig: hatte man sich nicht in Brüssel verpflichtet, alle Skandale und Störung der öffentlichen Ruhe zu vermeiden und zu unterdrücken? Schon fielen die Worte, man müsse sich von den Verbündeten als Gönnern und Helfershelfern der Ketzer zurückziehen. Es kam wohl auch vor, dafs die Konföderierten hie und da ihren Verpflichtungen gegen den Bund gerade gerecht zu werden meinten, wenn sie gegen die kalvinistischen Versammlungen einschritten und sie unterdrückten. Am schädlichsten aber war für die Sache der Geusen die Haltung, welche die Grafen von Mansfeld, Peter Ernst und sein Sohn Karl, einnahmen. Jener hatte, wie wir wissen, die Konföderation von vornherein gemifsbilligt und der Herzogin versprochen, dafs er seinem Sohne den Austritt anbefehlen wolle; noch nach der Überreichung der Petition hatte Karl freilich seinen Oheim Brederode nach Antwerpen begleitet und dort in der Passionswoche die Fastengebote verletzt. Der alte Graf Mansfeld aber bestand auf dem Austritte seines

Sohnes, und ein Familienskandal, der sich eben damals ereignete, war durchaus nicht geeignet, das Band zwischen den Häusern Mansfeld und Brederode enger zu knüpfen.

Aus Peter Ernst von Mansfelds erster Ehe stammte eine Tochter Polyxena, die sich durch ungewöhnliche Schönheit auszeichnete. Bei der Hochzeit des Prinzen von Parma verweilte sie in Brüssel; von da brachte sie Brederode, der Bruder ihrer Mutter, wider den Willen des Vaters nach Breda und von dort nach seiner Besitzung Vianen, vielleicht weil sie sich mit ihrer Stiefmutter nicht zum besten vertrug. Sie benutzte die Freiheit, die sie hier genofs, um ein Verhältnis mit dem Bastarde des verstorbenen Prinzen von Oranien, Palamedes von Chalon, anzuknüpfen. Die jungen Leute gaben sich ein Eheversprechen und betrachteten sich bereits als vermählt. Brederode merkte nichts von dem Handel; die junge Gräfin zog zuerst die Prinzessin von Oranien ins Vertrauen; auch Ludwig von Nassau erfuhr davon durch Briefe Polyxenens an Palamedes. Anfang Mai hörte Brederode von der Sache; um seinen Zorn zu beschwichtigen, gaben die beiden vor, sie hätten sich bereits in Brüssel im Hause des Prinzen miteinander verlobt. Es wurde erzählt: Brederode habe die Nichte im ersten Ingrimme töten wollen; aber seine Gattin habe ihn davon unter dem falschen Vorgeben zurückgehalten, dafs Polyxena bereits schwanger wäre. Er sperrte die Schuldige in eine abgelegene Kammer in einem Turme ein, wo er sie so gut bewachen liefs, dafs ihm ihr Entkommen unmöglich schien. Es ahnte ihm, dafs die Sache üble Folgen haben könnte; er „wufste kaum, ob er lebend oder tot sei." Indem er dafür sorgte, dafs vollkommenes Stillschweigen in seinem Hause über den ärgerlichen Skandal gewahrt wurde, holte er den Rat seines Freundes Ludwig von Nassau ein, wie man den Vater am besten von dem Vorgange benachrichtigen könne; denn er sah diesen und „den armen Karl bereits verzweifelt bis zum Tode".

Noch war das Mafs seines Unglückes aber nicht erschöpft. Nachdem sie einige Wochen gefangen gesessen hatte, entfloh Polyxena Mitte Juni nächtlicherweile aus ihrem Gewahrsam in Manneskleidern. Ein förmlicher Anschlag war im Spiele; Palamedes hatte sie mit einigen Pferden in der Nähe erwartet und sich mit ihr nach Utrecht begeben. Dort verlor sich ihre Spur; man meinte, sie seien nach Burgund oder England entwichen.

Es ging das Gerücht, Brederodes Frau, die den Liebeshandel begünstigte, habe der jungen Gräfin zur Flucht verholfen. Brederode schäumte vor Wut; er rief die Vermittlung Oraniens, Egmonts, Hoornes und Hooghstraetens bei dem Vater an. Peter Ernst von Mansfeld kehrte um eben diese Zeit aus Deutschland zurück, wo er als Bevollmächtigter Philipps beim Reichstage verweilt hatte. Er begab sich zuerst in sein Gouvernement Luxemburg; von hier aus schrieb eben jetzt sein Sohn Karl einen förmlichen Absagebrief an den Bund, und zwar deshalb, weil die Taten einiger seiner Mitglieder in Widerspruch mit den Intentionen stünden, mit welchen er dereinst gegründet wurde; der junge Graf machte der Statthalterin davon durch die Vermittlung des Grafen von Aremberg Anzeige, indem er ihr beteuerte, er wolle in der Erfüllung seiner Pflichten gegen den König leben und sterben. Es ist allerdings mehr als fraglich, ob das Motiv für diesen Schritt bereits im Streben nach Wiedervergeltung für den Schimpf zu suchen ist, welcher der Familie Mansfeld durch die Nachlässigkeit Brederodes angetan war;[1]) es dürfte zur Erklärung schon der Umstand genügen, dafs Peter Ernst von Mansfeld auf dem Augsburger Reichstage, zumal vom Botschafter Chantonnay, so manches gehört hatte, was ihn bestimmte, die schon vor der Reise angekündigte Absicht jetzt zu verwirklichen, nämlich seinen Sohn zum Austritte aus dem Bunde zu zwingen. In den letzten Tagen des Juni kam der alte Graf nach Brüssel, um der Regentin Bericht über den Reichstag abzustatten; jetzt liefs sich der Skandal nicht mehr vor ihm geheim halten. Oranien, Egmont und Hoorne übernahmen es auf Wunsch Brederodes, ihn zu benachrichtigen; in ungeheurem Zorne brauste Mansfeld auf. Er war nicht nur über Brederode, sondern auch über Oranien ungehalten, weil ihm dieser die Sache zu leicht beurteilte. In der Tat scheint es, als ob Oranien den Streich seines Bastardvetters nicht allzu ernst nahm; er soll gesagt haben, weshalb man nicht bei der Heirat sein Auge nach einer Dame aus höherem Stande erheben solle. Brederode schrieb von Antwerpen aus, wo er sich gerade befand, an Mansfeld einen Brief, worin er dem tiefgekränkten Vater „alle Satisfaktion anbot, die eine lebende Seele zu geben im Stande wäre," und in der Tat zeigte sich Mansfeld nicht unerbittlich: vor dem Klange des Goldes verrauchte sein Groll. Durch die Vermittlung Egmonts kam eine Aussöhnung zu Stande, indem

Brederode seinem Neffen Karl durch eine Schenkung unter Lebenden seine Güter zu übertragen in Aussicht stellte.[1]) Auf das politische Gebiet aber hatte dieser Ausgleich keinen Einfluſs. Alle Versuche Brederodes, seinen Neffen für die Konföderation zurückzugewinnen, blieben fruchtlos, ebenso ein Schreiben, welches der Bund als solcher an Karl Mansfeld richtete. Dieser hatte sich beschwert, daſs einige unter den Mitgliedern Neuerungen einzuführen trachteten, und erklärt, daſs das Kompromiſs hinfällig sei, da sein Zweck erreicht sei. Das Zweite wurde bestritten; was das Erste anbelangte, so wurde er aufgefordert, Namen zu nennen, damit sich die Beschuldigten rechtfertigen könnten. Man rief ihm die eidliche Verpflichtung ins Gedächtnis und hielt ihm vor, daſs es einen Austritt aus dem Bunde überhaupt nicht gebe.[2]) Alles das machte keinen Eindruck auf den jungen Grafen. Nicht lange nachher kam es im Hause Egmonts zu einem heftigen Auftritte zwischen ihm und Hames. Als dieser über das Altarsakrament spottete, nannte ihn Karl Mansfeld einen Verräter, boshaften Menschen und Volksverführer; er stürzte sich auf ihn und hätte ihn getötet, wenn sich nicht die Anwesenden zwischen beide geworfen hätten. Die protestantische Partei hatte jetzt an beiden Mansfelds die erbittertsten Gegner.[3])

Begann die öffentliche Predigt der Kalvinisten den adligen Bund zu lockern, so wirkte sie auf die alte Herrenliga noch viel schlimmer. Der Zersetzungsprozeſs, dem sie seit der Entstehung der Konföderation anheim gefallen war, schritt jetzt unaufhaltsam fort. Noch im Mai hatten Meghem und selbst Aremberg erklärt: in der Frage der Inquisition und der Moderation der Plakate hielten sie es mit den übrigen Magnaten; aber sie würden es nicht dulden, wenn man weitergehe und sich gegen die Autorität der Krone auflehne. Dieser Fall trat jetzt eben ein, indem die Kalvinisten offen die Forderung nach freier Religionsübung erhoben. Bedingungslos schlugen sie sich nun auf die Seite der Krone. Auf die Mansfelds durfte die Opposition längst nicht mehr zählen, und ihrem Beispiele folgten zahlreiche Herren zweiten Ranges, so Lambert von Warluzel, Leutnant des Marquis von Bergen im Befehle über die Zitadelle von Cambrai, der sich durch Ludwig von Nassau nur noch vorübergehend „auf den guten Weg“ zurückführen lieſs, sowie Noircarmes, der auch dereinst zu den Heiſsspornen der Liga gehört hatte.[4]) Seit dem Juli war der Bruch Mansfelds und Meghems mit den alten lang-

jährigen Genossen derart perfekt, dafs sie diesen mit den Waffen zu begegnen fest entschlossen waren; es hätte nur der Zustimmung der Statthalterin bedurft, um den offenen Kampf zu entflammen. Mansfeld bezeichnete der Herzogin Oranien und Hoorne geradezu als die Oberhäupter der Rebellen, und er erbot sich, zweitausend Reiter auf eigene Kosten für den Dienst des Königs anzunehmen.

So verblieb bei der Opposition und der Liga nur noch das Triumvirat Oranien, Egmont und Hoorne. Der Admiral war wütend darüber, dafs sein Sekretär am Hofe noch immer keinen Bescheid erwirkt hatte. Wenn er im Staatsrate das Wort ergriff, so „strömte nichts als Gift aus seiner Kehle". Viglius behauptete, mit eigenen Ohren gehört zu haben, wie der Graf sagte, bei der Verschiedenheit der religiösen Meinungen sei es am besten, Atheist zu sein. Aufs engste schlofs sich Hoorne an Oranien und Ludwig von Nassau an, und als bald darauf beide Rüstungen in Deutschland betrieben, versagte er ihrem Vorhaben nicht seine Billigung.[1]) Und auch die Tonart Egmonts wurde zusehends schärfer. Gerade um diese Zeit gab er sich ganz dem Einflusse des Hames und seines Predigers Portessain hin, die von protestantischer Gesinnung waren; ebenso arbeitete sein Sekretär Beckerzeel daran, ihn den Geusen geneigt zu stimmen. Die Verzögerung jeglichen Bescheides seitens des Königs stürzte ihn in Verzweiflung; er meinte mit Recht: Philipp werde nichts bewilligen; falls die Inquisition abgeschafft und die Moderation gewährt würde, wolle er entschieden auftreten, sonst aber nicht. In einen schmerzvollen Konflikt war er geraten: sollte er eine so unwürdige Behandlung seitens des Monarchen ertragen, oder sollte er sich dagegen zur Wehr setzen? Er liefs sich wohl hören, glücklich sei, wer jetzt nicht mehr unter den Lebenden zu weilen brauche. Als das Gerücht ging, 40 bis 50000 bewaffnete Ketzer zögen gegen Brüssel heran, und als ihn die Herzogin bat, gegen solchen Ansturm ihre Verteidigung zu übernehmen, schlug er ihr das Begehren rundweg ab, solange nicht der König die Wünsche der Opposition erhört habe. Schroffer als je trat er auf und selbstherrlicher; er verbot dem Kommandanten der in seinem Gouvernement gelegenen Festungen, mit der Generalstatthalterin anders als durch seine Vermittlung zu verkehren. Margareta von Parma wufste sich seine Parteinahme nicht anders zu erklären, als

durch das Projekt einer Familienverbindung zwischen ihm und Oranien. Es wurde erzählt, des Prinzen Tochter aus erster Ehe solle Egmonts ältesten Sohn, der Graf von Buren dagegen die Tochter und Erbin des Marquis von Bergen heiraten; wenn das nicht im Gange wäre, würden Uneinigkeit und Eifersucht, so glaubte die Herzogin, zwischen Oranien und Egmont bestehen. Wie wichtig seine Haltung war, das wurde auf allen Seiten erkannt, und alle Parteien bemühten sich eifrigst, ihn zu sich hinüberzuziehen. Aremberg, Berlaymont und ihre Gesinnungsgenossen stellten der Herzogin vor: wenig würde es nützen, wenn sie gegen die Ketzer die Waffen ergriffen, falls nicht auch Egmont das tue, und aus dem andern Lager schrieb Hames in den ersten Tagen des Juli: „Schwankend und zweifelhaft ist der Stand der Dinge; bis jetzt hält Egmont die Wage im Gleichgewichte; diejenige Schale sinkt, in die er den Degen wirft".[1])

Handelte es sich beim Widerstand gegen Philipps Religionspolitik für Egmont und Hoorne im letzten Grunde doch um eine fremde Sache, für die sie eintreten sollten, so wurde Oraniens Eifer dadurch angespornt, dafs sein und seiner Familie Wohl und Wehe dabei auf dem Spiele stand. Noch erwartete er alles Heil vom Beistande seiner deutschen Verwandten. In der zweiten Hälfte des März hatte er dem Landgrafen Mitteilung von der Entstehung des Kompromisses und der bevorstehenden Überreichung der Petition an die Statthalterin gemacht; er hatte ihn ersucht, sich für die Niederländer bei den auf dem Augsburger Reichstage versammelten Fürsten zu verwenden. Schon hatte Herzog Christoph von Württemberg bei den protestantischen Fürsten den Gedanken in Anregung gebracht, auf dem Reichstage die Ausdehnung des Religionsfriedens auf die Niederlande zu betreiben; Wilhelm von Hessen riet nun, dafs die niederländischen Stände Bevollmächtigte nach Augsburg schickten, die einen förmlichen Antrag in dieser Richtung an die Reichsstände stellten, und dafs der Prinz selber diese Gesandtschaft begleite.[2]) Soweit war man freilich in den Niederlanden noch nicht gekommen, dafs eine derartige Mafsregel auch nur denkbar war. Am 18. April schickte Oranien von Mecheln aus seinen Sekretär Johann Lorich zum Kurfürsten August, der damals gerade in Augsburg weilte; er bat, seinem Boten eine Audienz „auf etliche mündliche Sachen zu gewähren, an denen ihm hoch

und viel gelegen wäre“; [1]) leider ist uns über die Aufträge Lorichs nichts bekannt.

Zu irgend einer Aktion zu Gunsten der niederländischen Protestanten kam es nicht auf dem Reichstage; die vorlauten Äufserungen, die eben damals Chantonnay entschlüpften, und die Oranien hinterbracht wurden, steigerten die Unzufriedenheit und das Mifstrauen des Prinzen. Auch er war mit der Moderation nicht einverstanden. Ihr zufolge sollten sich ja die Gouverneure nicht nur eidlich auf den katholischen Glauben, sondern auch auf die Vollziehung der Plakate verpflichten; er äufserte darauf hin: wohl wolle und könne er jenes, nicht aber auch dieses tun, da er nicht gegen seine Frau und seine Verwandten wüten wolle; sein innerstes Motiv gab er damit der Öffentlichkeit preis. Zu Arschot sagte er: er wolle die Ankunft des Königs nicht abwarten; denn dieser habe ihm seit nunmehr drei Jahren nicht geschrieben; er wolle sich für einige Zeit zurückziehen, schon aus Rücksichten der Sparsamkeit. Er kündigte die Absicht an, nach Deutschland zu gehen; so wenig fühlte er sich im Herrschaftsbereiche Philipps mehr sicher. Noch immer war sein Verhalten nicht klar und durchsichtig. Die katholischen Elemente in seiner Umgebung wollten ihn noch keineswegs verloren geben; sie versicherten: es sei lediglich der verhängnisvolle Einflufs seines Bruders, der ihn auf der unrechten Bahn festhalte; schon bei seinem Lever sei Graf Ludwig anwesend; wenn er sich zur Ruhe begeben habe, so weile der Bruder noch oft eine Stunde an seinem Bette; ganz und gar nehme ihn dieser in Beschlag, indem er zugleich geflissentlich alle gutgesinnten Elemente von ihm zu entfernen trachte. Es waren zumal der Professor der Rechte Elbertus Leoninus aus Löwen, sowie der Rat am brabantischen Hofe Hovelmans, beide gut katholisch gesinnte Männer, welche ihn vor einem Bruche mit dem König warnten. Hovelmans stand im Dienste und Solde des Prinzen; er war gleichsam Syndikus für die bredaische Verwaltung. Niemand nahm so grofses Ärgernis am Treiben des Grafen Ludwig, wie er; Ludwig galt ihm als „pestis et fons omnium malorum“; er war es, der all das ketzerische Gesindel, Geusen und Predikanten, am prinzlichen Hofe heimisch machte. Beständig verweilte Philipp von Marnix in Breda, weil er sich hier wohl am sichersten fühlte. Hovelmans setzte es durch, dafs er von hier verwiesen wurde; aber Graf Ludwig rief den Freund sofort zurück.

Oranien, der es liebte, verschiedene Pfeile zugleich im Köcher zu haben, unterhielt auch jetzt noch geflissentlich die Beziehungen zu seinen Freunden im katholischen Lager. Gerade damals bediente er sich des Elbertus und Hovelmans, um zum letzten Male die Fühler auszustrecken, ob und inwieweit eine Versöhnung mit Granvella und dem Könige noch möglich sei. Keineswegs verkannte er die Schwierigkeit, ein einmütiges Zusammenwirken zwischen den lutherischen Fürsten Deutschlands, auf die er vornehmlich für den Fall eines Konfliktes rechnete, und den niederländischen Reformierten zu Stande zu bringen. Der Verlauf, den die Beratungen über die Moderation gerade im Laufe des Mai bei den Provinzialständen nahmen, bewies, dafs das Land, wenngleich der Intoleranz des spanischen Hofes abgeneigt, doch im wesentlichen bei der alten Religion zu verharren gedachte. Bei kühler Überlegung mufste er sich sagen, dafs auch von den Generalständen nicht viel mehr zu erwarten sei, als eine lahme Toleranzpolitik, dafs jedenfalls die Hoffnung des Landgrafen Wilhelm, sie könnten sich irgendwie zur Forderung der Augsburgischen Konfession herbeilassen, durchaus unbegründet sei. Besonders günstig standen die Aussichten eines Kampfes für ihn keineswegs; nicht gern hat er diesen in der Tat aufgenommen, sondern, solange es ging, zu vermeiden gestrebt. Erst die Einsicht, dafs ein ehrenvoller und sicherer Frieden durchaus unmöglich sei, hat ihm die Waffen in die Hand gedrückt.

Um die Mitte des Mai setzten die Bemühungen des Prinzen ein, zu einer Verständigung mit seinen Gegnern zu gelangen. In einer Unterredung mit Elbertus sprach er den Wunsch nach einem „Waffenstillstande“ mit Granvella aus, und wenn es auch nur für die Dauer eines Monats wäre, nicht minder die Hoffnung, dafs noch vor Ablauf dieser Frist er und Granvella gröfsere Freunde sein würden, wie je zuvor. Elbertus gewann den Eindruck, dafs eine Versöhnung beider, wenn der Kardinal dazu geneigt sein würde, nicht ausgeschlossen sei; er knüpfte sofort Verhandlungen mit Granvellas Vertrautem, dem Propste Morillon, an und dieser beteuerte seinerseits die Friedensliebe seines Gönners. Nicht minder wandte sich Hovelmans an Morillon, zweifellos im allgemeinen nicht ohne Wissen und Willen des Prinzen; doch ist es die Frage, wie weit dieser seine Vorschläge im einzelnen kannte und billigte. Er betrieb ein Abkommen

Oraniens mit dem Könige: jener sollte seinen Bruder aufser Landes schicken und überhaupt den Verkehr mit seinen ketzerischen Anverwandten in Deutschland aufgeben; dafür sollte Philipp auf sein königliches Wort geloben, dafs alles Geschehene, falls sich der Prinz in der Zukunft wohl verhielte, vergeben und vergessen wäre. Viglius sollte die Vermittlung übernehmen; er sollte an Hoppers schreiben, damit dieser dem Herrscher die Sache unterbreite. Dem vorsichtigen Präsidenten aber erschien es bedenklich, sich darauf einzulassen; auch war er wohl nicht frei von einiger Schadenfreude: mochten doch die vornehmen Herren, die ihn so lange mit kränkender Geringschätzung und Mifsachtung behandelt hatten, selber zusehen, wie sie sich aus der schlimmen Lage befreiten, in die sie sich selber begeben hatten. Er gab Morillon den Bescheid, wenn sich der Prinz mit dem Könige aussöhnen wolle, so liege es an ihm, sich zu demütigen; er lehnte es ab, eine Mediation zwischen beiden gleichsam als gleichberechtigten Mächten zu übernehmen.

In der Tat entschlofs sich Oranien, sich noch einmal an den König zu wenden. Durch Behauptungen seiner Ergebenheit, aber auch durch leise Drohung wollte er auf die Regierung wirken. Er versicherte, er wolle katholisch leben und sterben; er entdeckte der Statthalterin, dafs Condé und Coligny seinen Bruder Ludwig zu gewinnen trachteten: das sollte ein Beweis seiner Loyalität, zugleich aber auch eine versteckte Mahnung sein, welche Verbindungen er spielen lassen würde, wenn man ihn zum äufsersten nötigte. Und noch stand die Regentin ganz und gar auf seiner Seite; sie versprach ihm, sie wolle ihn mit dem Könige versöhnen und so gegen ihn handeln, wie wenn er aus ihrem Schofse hervorgegangen sei. Eben damals reiste Montigny nach Spanien. Durch ihn liefs sie dem Könige die unbedingte Notwendigkeit vorhalten, Oranien zufrieden zu stellen; er war auch der Träger eines Schreibens des Prinzen an den König. Leider ist es uns nicht erhalten; wir hören nur, dafs es eine Art von Rechtfertigungsschrift war, zu deren Abfassung mehrere Gelehrte hinzugezogen wurden, dafs es in sehr demütigem Tone gehalten war, und dafs Oranien darin um die Entlassung aus seinen Ämtern bat. Inzwischen kamen die Depeschen aus Spanien vom 6. Mai an; darunter befand sich ja auch ein Brief des Königs, zwar nicht direkt an Oranien, aber an die Statthalterin, worin Philipp die Gerüchte in Abrede

stellte, dafs er gegen Oranien und Hoorne irgend welche bösen Absichten im Schilde führe. Die Regentin machte dem Prinzen davon Mitteilung; er schien auch einigermafsen dadurch beruhigt; nichtsdestoweniger bestand er darauf, aus dem Dienste auszuscheiden: offenbar wollte er noch die Antwort des Königs auf sein letztes Schreiben abwarten, welches er Montigny anvertraut hatte. Dafs er seine politische Haltung vor der Hand nicht zu ändern gedachte, geht daraus hervor, dafs er zu jener Zeit (Anfang Juni) die holländischen Stände für die Einreichung einer Petition behufs Abschaffung der Inquisition und Milderung der Plakate bearbeitete, wie es scheint, ohne Erfolg.

Noch im Laufe des Monats Juni schlug freilich die Stimmung der Statthalterin gegen Oranien um, und schwerlich wird ihm das entgangen sein. Damit war allen Versöhnungsversuchen der Boden entzogen. Dazu kam der Umstand, dafs eine Erwiderung vom Könige nicht eintraf. Mit Recht machte Morillon geltend, dafs eine so schnelle Entgegnung garnicht möglich sei, da ja Montigny kaum in Spanien angelangt sei. Aber der Prinz befand sich nun einmal in einer so bedrängten und auf die Dauer unhaltbaren Lage, dafs er nicht länger warten konnte, sondern sich sofort entschliefsen mufste, ob er für oder gegen die Bewegung eintreten wollte. In der ersten Hälfte des Juli fielen die Würfel, eben damals, als er sich — zwar äufserlich noch unter der staatlichen Autorität — zum Herren von Antwerpen machte. Elbertus hinterbrachte damals Morillon, Oranien, Graf Ludwig und Hoorne seien jetzt verzweifelt und würden ihr Gift ausstreuen. Trotzdem hielt er es noch nicht ganz aussichtslos, Oranien vom Anschlusse an die Erhebung zurückzuhalten, die sich offenbar vorbereitete. Er betonte, dafs nur die Furcht Oranien und Egmont den Rebellen in die Arme treibe: man müsse sie davon befreien, um den Empörern ihre Hilfe zu entziehen, ohne welche sie nichts vermögen würden; er meinte, das einzige Mittel dafür würde eine direkte Verwendung Granvellas beim Könige für seine alten Hauptfeinde sein. Auf den Bericht Morillons verstand sich der Kardinal dazu; er schrieb am 11. August in diesem Sinne an den Monarchen, indem er auf die lobenswerte Wirksamkeit hinwies, die Oranien soeben in Antwerpen entfaltete: Philipp möge dem Prinzen die von ihm gewünschten Garantieen für seine Sicherheit geben; er möge das Vergangene vergessen und Oranien durch eine ostentative

Auszeichnung beschwichtigen. Eine wirkliche Verständigung zwischen dem Könige und seinem Vasallen war auch auf diesem Wege nicht zu erzielen: zu tief war die Kluft, die beide trennte, und alle Versicherungen, die der König gab und geben konnte, waren doch nicht ernst gemeint. Als Elbertus durch einen Vertrauensmann um jene Zeit den Prinzen noch einmal ermahnte, sich der Religion und der Autorität der Krone zu beugen, liefs ihm Oranien sagen: Beides liege ihm am Herzen; man werde ihn, was die Religion anbetreffe, immer gut gesinnt und fest finden, und alles werde er darin tun, was man ihm befehlen würde, insoweit seine Person dabei in Frage komme; aber andern wolle und könne er keine Gewalt antun, und darum bitte er um Entbindung von seinem Eide. Und fast mit denselben Worten hatte er sich bereits am 6. Juli in einer Konferenz geäufsert, die der Geheimrat Assonleville mit ihm und Hoorne über die Mittel zur Unterdrückung der offenen Predigt hielt: „Es ist ein grofses Ding um Herz und Sinn der Menschen; sie lassen sich nicht zwingen nur durch äufsere Gewalt". Auf dem Grunde der Toleranzidee beruhte all sein Denken und Meinen; sie ward seinem Wesen unauslöschlich eingeprägt; wie war da ein Ausgleich mit Philipp möglich? Vergeblich waren alle Versöhnungsversuche mit dem Könige und Granvella. Und das sah er, dafs nun die Stunde der Entscheidung nahte; ohne Kampf aber wollte er nicht weichen. An demselben Tage, als er die denkwürdige Unterredung mit Assonleville hatte, schrieb er an den Patriarchen des deutschen Protestantismus, an den alten Landgrafen Philipp, damit dieser die evangelischen Reichsfürsten zur Unterstützung der bedrängten Protestanten in den Niederlanden auffordere und ihnen freie Werbung und Rüstung in seinem Lande gewähre: noch habe er keine Antwort auf sein Entlassungsgesuch vom Könige erhalten; ihn als geborenen Deutschen, der eine lutherische Gemahlin habe, halte man für den Urheber der religiösen Unruhen im Lande; daher stehe er in Gefahr des Verlustes von Gut und Blut, und nur wenn er sich am Kampfe gegen die arme Gemeinde beteilige, werde er sich den Dank des Königs verdienen; mit den Niederlanden fange man an, um mit Deutschland zu endigen.[1])

Unter dem doppelten Eindrucke der Eröffnungen, die ihr der König durch Mendivil übermitteln liefs, und des offenen Vorstofses des Kalvinismus vollzog sich nunmehr der endgültige

Bruch Margaretens von Parma mit der Opposition. Am 27. Mai kam der Kurier an, der ihr die Depeschen Philipps vom 6. des Monats überbrachte; um die Mitte des Juni traf Mendivil ein, der langsamer nachreiste. Schmerzlich empfand sie das Verbot, Generalstände zu bewilligen; aufs tiefste fühlte sie sich getroffen durch das Mifstrauen, das ihr Philipp bezeugte, sowie durch seine Mifsbilligung und Verurteilung ihrer Politik. Sie tat, was in solchen Fällen ihre Gewohnheit war; sie weinte sich gründlich aus. Den Mahnungen des Bruders folgend, legte sie von jetzt ab Armenteros gegenüber eine gröfsere Zurückhaltung an den Tag. Er wurde, wenn Viglius Vortrag hielt, jetzt nicht mehr zugezogen; denn sie hatte jetzt wieder das Bedürfnis intimerer Aussprache mit dem Präsidenten, und sie wufste, dafs dieser ihrem Sekretär nicht traue. Armenteros merkte, dafs sich das Blättlein wandte; Indiskretionen Mendivils liefsen ihn nicht in Zweifel darüber, dafs er am spanischen Hofe in Ungnade gefallen sei. Zornentflammt schüttete der eitle Geck sein Herz vor dem Könige aus: sei das der Dank, der ihm so oft versprochen wäre? Nicht erst seit gestern sei er in den Staatsgeschäften tätig; schon drei Jahre, ehe Granvellas Vater nach Spanien kam, habe er am Hofe Karls V. unter dem Grofskanzler Gattinara gedient. Er schob alle Schuld auf Granvella: dieser habe sich in den Kopf gesetzt, dafs er, Armenteros, in Madrid seine Entfernung aus den Niederlanden bewirkt habe, und daher verfolge ihn der Prälat mit seinem Hasse und seinen Verleumdungen. Durch verdoppelten Eifer suchte Armenteros die verlorne Gunst Philipps wiederzugewinnen, indem er jetzt von den Herren, deren Eifer und Zuverlässigkeit er noch vor kurzem so warm gerühmt hatte, schlimmes berichtete. Wiewohl Oranien damals noch öffentlich seine Ergebenheit für die alte Religion beteuerte, bezichtigte ihn Armenteros bereits des Übertrittes zum Protestantismus, und gern glaubte ihm der König; eigenhändig bemerkte er dazu am Rande des Briefes: „Noch niemand hat das so offen geschrieben!“ Sein Religionswechsel, seine Hoffnung auf Hilfe von Deutschland, sein Vertrauen auf den einheimischen Anhang und endlich sein Mifstrauen gegen den König, von dem er fürchte, dafs er ihm nach dem Leben trachte, das seien — so liefs Armenteros den Herrscher wissen — die wahren Motive für die Haltung des Prinzen; er glaube sich zu bewaffnetem Widerstande genötigt und bereite sich dafür vor. Wie ihr Diener,

so machte es die Regentin. In der offiziellen französischen Korrespondenz hörten zwar die üblichen Empfehlungen und Lobpreisungen der Herren nicht auf; aber in ihren geheimen italienischen Berichten wechselte jetzt die Sprache. Schon beschuldigte sie Egmont und die übrigen Herren der geheimen Teilnahme am adligen Bunde: nur deshalb hätten sie die Petition vom April nicht mit unterschrieben, weil sie dann bei der Verhandlung darüber im Staatsrate hätten abtreten müssen; das hätten sie vermeiden wollen, um den Konföderierten mitzuteilen, was im Konseil vorgehe, und um ihnen daraufhin Ratschläge zu erteilen. Über Oranien gab sie jetzt solche Auskunft nach Spanien, dafs selbst Berlaymont damit „durchaus zufrieden" war.

Plötzlich und unvermittelt hatte die Regentin das Steuer nach der andern Seite geworfen, nicht weil sie von der Richtigkeit des neuen Kurses überzeugt war, sondern aus persönlichen Motiven, auf das bestimmte Machtgebot des Bruders, dessen Gnade sie nicht verscherzen durfte. Sie vertrat sogar noch weiterhin die alten Forderungen beim Könige, Generalstände und Toleranzpolitik in mafsvollen Grenzen; aber sie liefs es nur noch durchblicken, dafs sie diesen Weg für den bessern halte; sie wagte es nicht mehr, gegen den erklärten Willen Philipps darauf zu bestehen. Und vorderhand wufste sie, schwach und unselbstständig, wie sie war, noch nicht recht, auf wen sie sich stützen sollte. Von den alten Freunden, die sie bisher am Gängelbande geleitet hatten, mufste sie abrücken; die Kardinalisten hatten allzu schlimme Erfahrungen mit ihr gemacht, um ihr sofort wieder Glauben schenken zu können. Sie näherte sich jetzt Viglius; sie überschüttete ihn mit Liebenswürdigkeiten und bewies ihm mehr Vertrauen, als ihm angenehm war. Aber einen Halt vermochte er ihr nicht zu bieten; es waren Drohungen gegen ihn ausgestofsen worden, sodafs er um sein Leben bangte, und dafs sie ihn vielmehr trösten und ermutigen mufste. Im Anfange des Juli schien sich die Lage der Statthalterin sehr bedrohlich zu gestalten. Überall im Lande bewaffneten sich die Ketzer; das Gerücht verbreitete sich, dafs die Hugenotten mit ihnen im Einverständnisse wären und eine Streitmacht von 4000 Pferden und 25000 Mann Infanterie für sie in Bereitschaft hielten; ebenso wufste sie schon, dafs Oranien auf Zuzug aus Deutschland rechne. Schon hielt sie sich in Brüssel nicht mehr für sicher, und sie dachte abermals daran, sich nach Mons

oder einem anderen festen Platze zu werfen, um dort alle Getreuen um sich zu scharen. Sie veranstaltete eine Umfrage bei den Kapitänen der Ordonnanzbanden, ob ihre Kompagnieen zuverlässig seien; sie erhielt von allen bejahende Antworten; nur Oranien erwiderte ihr, ein Teil seiner Reiter wolle nicht gegen die Ketzer dienen und die Predigten hindern. Ein Land sans loy, foy ny roy, so nannte die Statthalterin das ihrer Hut anbefohlene Stammland des spanischen Hauses Habsburg.[1])

Wahrlich, auch eine stärkere Persönlichkeit, als Margareta von Parma es war, hätte, so wie die Dinge im Juli 1566 in den Niederlanden standen, verzweifeln können. Vom Könige war noch immer kein Bescheid eingetroffen; die Kalvinisten befanden sich in hellem Aufruhr; der Bund, wiewohl er bereits zu bröckeln anfing, leistete ihnen dank der Energie und Geschicklichkeit seiner Leiter noch Vorschub; er wieder stand unter dem Patronate der vornehmsten Grofsen, welche von einem nur allzu gerechtfertigten Mifstrauen gegen die Intentionen des Herrschers sowohl politischer Natur als auch wider ihre Personen erfüllt waren, und die selbst ketzerischer Neigungen dringend verdächtig erschienen. Wichtige Städte, wie Antwerpen und Tournai, waren gefährdet. Von unzuverlässigen Elementen rings umgeben, entbehrte die Regentin geeigneter Helfer und Stützen. Sah man freilich genauer zu, so konnte man mancherlei Punkte gewahren, an denen ein kräftiger Widerstand einsetzen konnte; das Band, welches die verschiedenen Richtungen der Opposition zusammenhielt, war so schwach, dafs es leicht gesprengt werden konnte, und vom kalvinistischen Terror brauchte man sich nicht so sehr einschüchtern zu lassen. Wenn das Begehren erfüllt wurde, das im Mittelpunkte der Forderungen stand, welche an die Krone gestellt wurden, nämlich die Einberufung der Generalstände, so konnte es sehr zweifelhaft sein, ob diejenigen, die darnach am lautesten geschrieen hatten, auf ihre Rechnung kommen würden; diese Konzession war der Statthalterin freilich durch den Monarchen auf das strengste untersagt. Aber an tatkräftigen Männern, an die sie sich anlehnen konnte, fehlte es nicht gänzlich; sie mufste sich nur zu festem Entschlusse aufraffen. Sie war freilich keine heroische Natur, und so beugte sie sich dem Sturme. Treffend kennzeichnete Morillon vor Granvella die augenblickliche Lage mit den Worten: „Auf allen Seiten sieht sich die Herzogin von Sorgen bedrängt; aber vielleicht sind auch diejenigen nicht

davon befreit, welche uns Furcht einflöfsen; denn sie fordern die Generalstände und werden dabei nicht das finden, was sie hoffen. Wenn Ihre Hoheit Herz hätte, wie die Königin von Ungarn, so würden die Anstifter dieser Wirren sehr wohl merken, dafs es ihnen nicht nach Wunsch geht". —

Ob es glücken würde, eine wirksame Kooperation der verschiedenen Richtungen der Opposition herzustellen, das hing ab von dem Verlaufe der Versammlung, zu welcher der adlige Bund auf die Mitte des Juli nach St. Trond berufen worden war. Diese zu verhindern, wäre die nächste Aufgabe der Herzogin gewesen; aber sie fand dazu nicht den Mut. Alsbald, nachdem die Tagfahrt ausgeschrieben worden war, wurde die Regentin davon benachrichtigt; sie wufste, dafs man daselbst beraten würde, welche Schritte der Bund weiterhin ergreifen, und ob er sich in den Zustand bewaffneter Verteidigung setzen solle. Nur ein Mittel noch gebe es, so versicherten Oranien, Egmont und Hoorne einstimmig, um die Verbündeten vom äufsersten zurückzuhalten und die Predigten zu unterdrücken: Berufung der Generalstände und Mitteilung dieses Entschlusses der Regierung durch die Gouverneure in den Provinzen. Es war die feste Überzeugung der Herren, dafs die Statthalterin beim Könige nur nicht energisch genug dafür eintrete; daher hielten sie es für ganz zweckmäfsig, sie einzuschüchtern. Bei den Verbündeten herrschte sogar der Glaube, sie habe vom Monarchen bereits die Vollmacht erhalten, alles zu bewilligen, und wolle davon nur keinen Gebrauch machen. Proklamierung der Gewissensfreiheit und Gewährung eines Generalpardons: das war es, was Oranien und Egmont mit Hilfe der Generalstände zu erreichen strebten; diese sollten gleichsam die Garantie dafür übernehmen, dafs der König diese Konzessionen, wenn er sie einmal gewährt habe, in der Folgezeit auch unverbrüchlich halte.

Am 9. Juli fand eine Sitzung des Staatsrates statt; es wurde darüber beratschlagt, auf welche Weise man am besten den Predigten steuern und die Verbündeten beschwichtigen könne, damit sie auf ihrer bevorstehenden Versammlung keine allzu gefährlichen Beschlüsse fafsten. Alle stimmten darin überein, es sei am besten, dafs einige von den Seigneurs, die das besondere Vertrauen der Konföderierten genössen, mit diesen in persönliche Verhandlung träten, um durch den Bund hinwiederum auf das Volk einzuwirken, damit es von selber auf

die unerlaubte Predigt verzichte. Niemandem fiel es ein zu sagen, dafs das gerade das rechte Mittel war, um die Ketzer zu weiteren Ansprüchen anzuspornen. Allgemein wurde zugestanden, dafs die Aufhebung der Inquisition, die Milderung der Plakate und vor allem die Einberufung der Generalstände der sicherste Weg zur Herstellung des inneren Friedens wäre; man bedauerte nur, dafs die Statthalterin all das nicht gewähren durfte. Man erwog, dafs die Generalstände zwar manche Gefahren nach sich ziehen könnten: es würde vielleicht der Versuch gemacht werden, Gewissensfreiheit oder gar die Zulassung der lutherischen und selbst der kalvinistischen Ketzerei zu begehren; vielleicht würde der adlige Bund Einflufs auf die Generalstände zu gewinnen trachten, damit sich diese der Rückkehr des Königs widersetzten oder schädliche Zugeständnisse von ihm zu erpressen und seine Macht zu mindern unternähmen. Man berief sich auf das Beispiel der deutschen Reichstage unter Karl V., auf denen aufser dem Interim nichts erzielt wurde. Aber auf der anderen Seite wurde darauf hingewiesen, dafs das Verhalten der Provinzialstände in der Moderationsfrage das Beste von einem Generallandtage erwarten lasse: Flandern, Artois, Hennegau, Namur, Luxemburg, Tournai und Welschflandern hätten sich bereits für die Erhaltung der alten Religion ausgesprochen; Brabant habe gezeigt, dafs es das Gleiche tun wolle; so blieben nur noch Holland, Seeland und Utrecht übrig, wo auch die Magistrate und Vornehmsten vom Adel unverdächtig seien; die übrigen Provinzen brauche man nicht zu befragen, da sie nicht zu den Generalständen gehörten; soviel sei gewifs, dafs gerade den gefährlichsten Sekten, wie den Wiedertäufern, niemand das Wort zu reden wagen werde.

Sichtlich gewann die generalständische Idee an Boden. Ganz unumwunden sprach sich in der Debatte vom 9. Juli sogar Viglius dafür aus. Wenn es die Herzogin, so führte er aus, nicht auf sich nehmen wolle, auf eigene Verantwortung die Generalstände zu versammeln, so müsse sie dem Könige neue Vorstellungen machen; sollte eine Änderung hinsichtlich der Religion zur Zeit nicht zu vermeiden sein, so wäre der König vor Gott und der Welt in höherem Grade entschuldigt, wenn die Neuerung von den Generalständen ausgehe; man solle den Verbündeten, um sie zu beruhigen, zu verstehen geben, dafs die Befragung der Einzelstände nur deshalb geschehen sei, damit

diese um so besser unterrichtet jetzt in die generalständischen Verhandlungen eintreten könnten. Mansfeld und Noircarmes, die früher Mitglieder der Liga gewesen waren, beharrten, was das Verlangen nach Generalständen anbelangte, auf ihrem alten Standpunkte; Noircarmes betonte mit Energie: grofse Gefahren verlangten aufserordentliche Mafsregeln; daher solle man die Generalstände versammeln und dadurch das Mifstrauen beseitigen, welches der Bund gegen den König und die Herzogin hege, aber unverzüglich; denn ein Verzug auch nur von drei Wochen könne alles verderben; wenn der König selbst hier weile, würde er sich zu manchem Entschlusse verstehen, an den er früher nie gedacht hätte. Sogar Berlaymont und Arschot stimmten in den allgemeinen Chor mit ein; dieser äufserte, man müsse eben aus der Not eine Tugend machen. Da war es kein Wunder, wenn Egmont und Oranien in hohen Tönen redeten. Binnen vierzehn Tagen, so liefs sich jener hören, müsse der Sache ein Ende gemacht werden; selbst auf die Gefahr hin, beim Könige in Ungnade zu fallen, müsse die Herzogin die Generalstände auf eigene Faust tagen lassen; während diese über ein neues Religionsgesetz berieten, sollten die Edelleute dann das Volk bestimmen, von der Predigt Abstand zu nehmen; die Geistlichkeit müfste beten, alle müfsten ihren Wandel bessern, damit Gott eine Wendung zum Bessern schicke; wenn die Regentin zögere, so würden das Land und die Religion zu Grunde gehen und die andern Staaten des Königs Gefahr laufen. Und der Prinz setzte auseinander: vielleicht sei es jetzt schon zu spät; gleichwohl müsse es noch versucht werden; sicherlich würden die Generalstände, treu ergeben, wie sie seien, das Richtige dem Könige raten. Nicht minder müsse man dem Bunde entgegenkommen; man müsse ihm und dem Volke Sicherheit leisten, dafs niemand einen Schaden an Leib und Gut erfahre, und dafs man nicht die Waffen ergreifen wolle. Ihr Bestes hätten die Edelleute getan, um die Predigten zu verhindern; sie hätten dem Volke sogar gedroht, sie würden sich von ihm zurückziehen; nur dadurch sei bisher der völlige Ruin verhindert worden.

Gemäfs der geheimen Weisung, die ihr Philipp erteilt hatte, hüllte sich die Herzogin in der Frage der Generalstände zwar in Schweigen; aber sie gestattete, dafs mit dem Bunde Verhandlungen angeknüpft würden, und betraute Assonleville

mit der Ausarbeitung einer Instruktion, die dazu dienen sollte. Am nächsten Tage wurde das Schriftstück verlesen und genehmigt. Gemäfs ihrem Bescheide vom April — so führte die Regentin darin den Verschworenen zu Gemüte — habe sie betreffend die Inquisition und die Plakate alles in ruhigem Stande gelassen; sie dürften dem Könige nicht mifstrauen, der niemals Tyrannei geübt und immer Gnade gegen seine Untertanen habe walten lassen; alles würde er vergeben und vergessen; schon oft habe sie zu ihren Gunsten an ihn geschrieben und ihm mitgeteilt, dafs sie sich zu seinen Füfsen zu sterben bereit erklärt hätten. Darum sollten sie auch, so fuhr sie fort, der Frechheit der Sektirer steuern, die nach Aufwiegelung des Volkes strebten und in Verbindung mit den Fremden, den alten Feinden der Niederlande, stünden, damit man so durch die Tat die Lauterkeit ihrer Absichten erkenne; denn sonst müsse man glauben, dafs ihre Petition, mit der sie doch das Wohl des Landes zu verfolgen vorgäben, vielmehr die einzige Ursache der Predigten sei, und wer immer von ihnen das Volk etwa dazu angereizt haben sollte, der habe dem Kompromisse und der Petition zuwidergehandelt. Die Herzogin ersuchte Oranien und Egmont, diese Botschaft der Versammlung von St. Trond zu überbringen; sie waren dazu geneigt, äufserten aber den Wunsch, dafs ihnen noch ein dritter Herr beigesellt würde. Was konnte ihnen angenehmer sein, als ein Auftrag dieser Art, der ihre Beziehungen zu den Geusen mit einem offiziellen Gewande umkleidete und ihnen den Stempel ausdrücklicher Billigung durch die höchste Regierungsautorität aufdrückte? Zur selben Zeit war Margareta so schwach, nicht selbst nach Antwerpen zu gehen, sondern Oranien dahin zu entsenden. Da kann es nicht wundernehmen, wenn die Herren nicht daran verzweifelten, dafs es ihnen doch noch glücken würde, die Regentin so weit zu treiben, dafs sie aus eigener Initiative die Generalstände versammele; eben das war es, wonach sie trachteten, dafs Margareta, ohne sich weiter noch um die Intentionen und Befehle des abwesenden Monarchen zu kümmern, unabhängig von Spanien regiere; dann hatten die Herren gewonnenes Spiel. Wohl an die zehn Male drang Egmont in die Statthalterin, sie solle die Generalstände berufen; als sie entgegnete, sie dürfe das nicht ohne Genehmigung des Königs, erschreckte er sie mit der Drohung, sie würden sich dann aus

eigener Initiative zur Rettung des Landes versammeln. Die geängstigte Herzogin bat ihn wenigstens um eine kurze Frist, um nochmals die Willensmeinung des Bruders einzuholen. Achtzehn Tage wollte er ihr gewähren, je sieben zur Hinreise und Rückreise des Kuriers, vier Tage dem Könige zur Bedenkzeit; auf vieles Bitten liefs er sich endlich herbei, ihr ganze fünfundzwanzig Tage zu bewilligen. Mitte Juli sandte sie dieses Ultimatum nach dem Parke von Segovia.[1])

Auf den 13. Juli war die Zusammenkunft in St. Trond festgesetzt; die Einladungsschreiben ergingen im Namen Ludwigs von Nassau; sie wurden ausgefertigt unter der Leitung Brederodes, der mit fünf bis sechs Schreibern eine förmliche Kanzlei hielt und in Gemeinschaft mit Hames, Olhain und dem Bürgermeister Straelen eine grofse Geschäftigkeit entwickelte. Durch den Herrn von Villers bat Ludwig von Nassau den Bischof von Lüttich, auf dessen Gebiete St. Trond lag, um die Erlaubnis, sich dort mit den übrigen Bundesgenossen beraten zu dürfen. Der geistliche Herr war wenig erbaut von der Ehre, die seinem Städtchen zugedacht war. Er sandte an Ludwig zwei seiner Edelleute, den Herrn von Heers und Oktavian von Palme, um ihn zu bewegen, mit seinen Genossen dem Fürstentume Lüttich fern zu bleiben. Durch sie liefs er ihn darauf aufmerksam machen, dafs nach den Reichskonstitutionen Zusammenrottungen dieser Art verboten seien, dafs die Länder des Königs grofs genug wären, um für dessen Untertanen einen Platz zu gemeinsamer Verhandlung zu bieten, und dafs er jeden Konflikt mit dem Könige zu vermeiden bestrebt sei. Der Graf erwiderte: die Versammlung sei durchaus unkriegerischer Natur und daher reichsgesetzlich keineswegs unerlaubt; sie sei auch nicht gegen die Krone gerichtet, sondern die Regentin trage darum Wissen; man hätte sie wohl in Brüssel oder anderswo abhalten wollen, habe aber davon Abstand genommen, um nicht das Volk aufzureizen. Offenbar wollte man, um sich gegen alle unangenehmen Zwischenfälle zu schützen, die Tagfahrt an einem sicheren Orte abhalten; im Lande selbst konnte als solcher nur Antwerpen gelten; da aber war eine terroristische Beeinflussung der Verhandlungen durch die Kalvinisten zu besorgen; daher war Oranien gegen Antwerpen und für St. Trond; vom Lütticher Bischofe brauchte man keine Gewalttat zu befürchten. Da Ludwig von Nassau also auf seinem Vorhaben bestand, begnügte sich Gerhard von Groesbeck damit, der Statthalterin davon Anzeige zu erstatten,

dafs die Zusammenkunft seinem ausdrücklichen Verbote zum Trotze erfolge, sowie den Herrn von Floyon, Grand-Mayeur von Lüttich, und einige andere Edelleute nach St. Trond zu entsenden, damit sie dort für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgten.

Als die ersten Konföderierten vor St. Trond eintrafen, fanden sie die Tore der Stadt geschlossen. Im nahe gelegenen Hasselt wartete inzwischen der Graf van den Bergh, der mit einer Anzahl von Genossen von Osten kam. Von der entgegengesetzten Seite langten Louverval und Risoir mit etwa vierzig Pferden an; als sie in St. Trond keinen Einlafs fanden, ritten sie nach dem etwa eine halbe Meile entfernten Städtchen Léau zurück.[1]) Da auch hier die Pforten gesperrt waren, verschafften sie sich unter der Vorspiegelung Eingang, dafs Egmont unter ihnen weile; als der Betrug bekannt wurde, mufsten sie wohl oder übel beim Anbruche des nächsten Tages die Stadt verlassen. Erst am 14. Juli wurden die Tore von St. Trond geöffnet. Den Tag darauf ritt Ludwig von Nassau ein, der sich in Tirlemont mit zwölf Hellebardieren umgeben hatte. Unter der Leitung Floyons hielten die Bürger gute Wacht, nicht minder die Geusen, bemüht alle Unfälle und Tumulte zu verhüten, damit ihnen kein Vorwurf erwachse; sie verhielten sich durchaus ruhig und vermieden alle Exzesse. An die zwei Tausend Pferde stark, so war ausgesprengt worden, sollten sich die Verbündeten in St. Trond einstellen. Die Beteiligung aber war eine sehr schwache. Nur etwa zweihundert Edelleute waren erschienen; mit dem ganzen Trosse zusammen weilten kaum vierhundert Köpfe in der Stadt. Schon machte sich der ungünstige Einflufs der Mansfelds bemerkbar; mehrere luxemburgische Konföderierte hatten für St. Trond abgeschrieben, weil durch die Bewilligung der Petition vom April ihre Verpflichtung auf das Kompromifs aufgehoben sei. Ungefähr ein halbes Dutzend Edelleute, darunter die Herren von Estambruges, Fresin und Marchenelles, sowie einer der früheren Hofkavaliere Margaretens, fanden sich nur in St. Trond ein, um sich aus den Listen streichen zu lassen; sie machten Ludwig von Nassau heftige Vorwürfe, indem sie erklärten: sie wollten über die beiden Punkte der Inquisition und Moderation nicht hinausgehen; der Weg, den Graf Ludwig einschlage, führe zum Umsturze der Religion.[1]) Viele Teilnehmer waren zu Wagen, manche sogar zu Fufs gekommen, offenbar aus Mangel an Mitteln; aus demselben Grunde waren einigen

Reisekosten und Gelder für den Unterhalt gewährt worden: wahrlich, sie verdienten den Namen der Geusen. Die Verbündeten liefsen sich den Bart nach deutscher Manier scheren. Aus Antwerpen und Tournai waren Prediger und Kaufleute als Vertreter der Konsistorien zugegen; sie führten drohende Reden; sie wollten den katholischen Gottesdienst hindern, die Priester töten und die Bilder zerstören; unter ihnen befanden sich Junius und der geschäftsführende Sekretär der Synode, M^e. Gilles Le Clerq, der bei einem Priester logierte. Graf Ludwig, Brederode und Kuilenborg wohnten in der altberühmten Abtei. Sie und van den Bergh hielten offene Tafel für die anwesenden Edelleute; täglich sahen sie wohl an die achtzig Personen bei sich, die Kosten dafür trugen die Konsistorien.[1]) Die hervorragendsten Führer des Bundes waren anwesend; aus ihnen setzte sich ein engerer Ausschufs zusammen, der hinter verschlossenen Türen in einem Zimmer neben dem grofsen Saale der Abtei tagte, von Bewaffneten bewacht;[2]) er bereitete die Entscheidungen vor und legte sie dem Plenum zur endgültigen Beschlufsfassung vor, insofern er es für gut erachtete, sie so weit gelangen zu lassen.[3])

Die oberste Leitung der Verhandlungen, sowohl im Ausschusse wie im Plenum, übernahm Graf Ludwig von Nassau; er hatte ja schon die Ausschreiben erlassen. Es ward gesagt, dafs Ludwig deshalb jetzt an die Stelle Brederodes trete, der bisher an der Spitze des Bundes gestanden hatte, weil er eigenen Besitzes im Lande entbehre und daher im Falle eines ungünstigen Ausganges nichts zu verlieren hätte. In Wahrheit steckte wohl hinter diesem Wechsel im Präsidium Prinz Wilhelm; er hoffte, so den Bund fester an der Hand zu haben. Offenbar fand er das Auftreten Brederodes und einiger Verbündeter in dessen Umgebung viel zu radikal; Brederode dünkte ihm bereits mit den Kalvinisten allzu eng liiert. Zwar war der Prinz für den Notfall zum Kampfe entschlossen; nahm doch Holl in Deutschland für ihn bereits Truppen in Bestallung. Aber er wollte den bewaffneten Zusammenstofs nicht in der Weise provozieren, wie Brederode und die Kalvinisten, nämlich durch Predigten und Exzesse; er rechnete noch auf ein Zusammengehen mit den Lutheranern und gemäfsigten Katholiken. Es scheint in Antwerpen — nach der Ankunft des Prinzen und vor der Abreise Brederodes nach St. Trond — eine Erörterung zwischen beiden stattgefunden zu haben; dabei hatte jener diesem ganz bestimmte

Erklärungen über die Intentionen gemacht, die er selber verfolgte.[1]) Und nun zeichnete er seinem Bruder scharf die Haltung vor, die dieser auf der Versammlung einzunehmen hatte.[2]) Ludwig sollte darüber wachen, dafs alles ruhig und ordnungsgemäfs in St. Trond zugehe, damit das Ansehen des Bundes nicht geschädigt würde. Oranien mahnte dringend, dafs man sich innerhalb der Grenzen der Petition vom April halte; er machte darauf aufmerksam, dafs alle schlimmen Folgen, die daraus entstehen könnten, eben dem Grafen zur Last gelegt werden würden. Aufs schärfste sprach er sich gegen die Kalvinisten aus: ihr Auftreten sei dazu angetan, den Ruin Antwerpens und des ganzen Landes herbeizuführen; sie seien auch so anmafsend nur durch den Schutz des Bundes geworden; denn über die Petition hinaus hätten einige Konföderierte ihnen grofse Hoffnungen und Versprechungen gemacht. Im Gegensatze dazu rühmte er die Lutheraner als friedfertige Leute, die sich von allem Aufruhr und Ungehorsam fernhielten. Er drang darauf, dafs die Abgeordneten, welche die Versammlung zu den Konferenzen mit Egmont und ihm entsenden würde, die Proposition „bescheiden und höflich“ entgegennähmen, die ihnen Egmont im Auftrage der Herzogin überreichen würde, und verlangte, dafs ihm die Antwort des Bundes an die Regentin zur Genehmigung vorher vorgelegt würde. Aufs eindringlichste schärfte er zum Schlusse dem Grafen ein, die Verhandlungen so zu leiten, dafs daraus dem Bunde anstatt Rettung nicht etwa Verderben, dem Bruder selber aber ewige Schande erwüchse. Als sich die Verbündeten bereits in St. Trond zu versammeln begannen, kam dem Prinzen die Botschaft, dafs sich auch Kalvinisten daselbst eingestellt hätten; sofort schickte er (am 16. Juli) nochmals an Ludwig die Weisung, es solle ihnen so wenig Aussicht, wie irgend möglich, auf Beistand für ihre tumultuarischen Predigten gemacht werden. Indem er mit Empörung das Gerücht verzeichnete, dafs sie sich nicht einmal mit der Augsburgischen Konfession begnügen wollten, befahl er, ihre Zuversicht energisch zu dämpfen. Das eröffnete allerdings keine günstige Perspektive für einen guten Ausgang der Verhandlungen sowohl über die konfessionelle Union, als auch über die politische Kooperation zwischen den verschiedenen Richtungen der Opposition.

Am 17. Juli begannen im grofsen Saale der Abtei die Verhandlungen im Plenum; sie dauerten mehrere Tage.[3]) Graf

Ludwig brachte zur Sprache, dafs am Hofe erzählt würde, zahlreiche Mitglieder gedächten sich vom Bunde zurückzuziehen; er legte darauf den Versammelten die Frage vor, ob Jemand unter ihnen einen derartigen Vorsatz geäufsert habe. Einstimmig wurde darauf erklärt: Niemand habe daran gedacht, sondern alle seien sie entschlossen, für die Ziele des Kompromisses und der Petition zu leben und zu sterben.[1]) Am folgenden Tage wurde ihnen eröffnet, dafs Oranien und Egmont ihnen ihren Gruſs und Schutz entbieten liefsen: solange sich der Bund in den Grenzen der Petition vom April hielte, würden sie nicht dulden, dafs seinen Angehörigen eben deshalb ein Schaden zugefügt würde. Und Egmont hatte seinen Sekretär, den Herrn van Beckerzeel, betraut, für ihn die ausdrückliche Versicherung abzugeben: falls jemand den Konföderierten ein Leides antue, so sei er jederzeit bereit, sich mit ihnen zu verbünden und zu Pferde zu steigen, um sie zu verteidigen. Das ging doch über das Mafs des Auftrages und der Instruktion, welche beiden Herren durch die Regentin erteilt worden war, zum mindesten dem Sinne nach, weit hinaus.[2]) Es ward festgesetzt, dafs sich Deputierte zu Oranien und Egmont begeben sollten, um die Mitteilungen entgegen zu nehmen, welche die Herzogin durch sie an den Bund gelangen lassen wollte; die Abgeordneten wurden ermächtigt, den beiden Herren dabei den Dank der Versammlung für ihre wohlwollenden Grüfse zu übermitteln.

Die Stellung des Bundes zur Regentin wurde nunmehr erörtert. Es wurde darauf hingewiesen, dafs die Herzogin ihn beschuldigt habe, er habe das Volk zu den Predigten und anderen Ausschreitungen aufgestachelt. Dabei wurde an die Anwesenden die Anfrage gerichtet, ob jemand unter ihnen etwas begangen habe, was diese Anklagen bestätige: wer darin gefehlt habe, der müsse sich vor dem Bunde rechtfertigen, sowie der Statthalterin und dem Staatsrate Genugtuung leisten oder austreten, damit nicht durch ihn der Gesamtheit Verdacht und Hafs erwachse. Alle antworteten verneinend; einige fügten hinzu, dafs die Herzogin sie mit Namen bezeichne tund geheimer Umtriebe mit Frankreich bezichtigt habe; dagegen gaben sie die förmliche Erklärung ab: sie seien nie in Frankreich gewesen und hätten niemals das geringste getan, was gegen den Dienst und die Loyalität verstofse, die sie dem Könige schuldeten, oder was dem Bunde zu Nachteil und Schmach gereichen könne; nie hätten sie das Volk aufgereizt;

sie wollten kein Geheimnis daraus machen, dafs sie die Predigten billigten, nicht aber die anderen Ausschreitungen des Volkes; denn sie hingen dem neuen Bekenntnisse an; darum seien sie aber nicht „so schlecht", dafs sie vergessen könnten, was dem Herrscher gebühre; würden sich der König und die Generalstände gegen die Zulassung ihres Bekenntnisses entscheiden, so würden sie das Land verlassen, wenn sie diese Beschränkung ihrer Gewissensfreiheit nicht zu ertragen vermöchten. Sie erboten sich zum Schlusse, wenn ihnen die Herzogin Gehör gebe und die verleumderischen Ankläger nennen wolle, ihr Rede zu stehen, sodafs sie sich vollkommen befriedigt fühlen und der Bund gänzlich entlastet werden sollte. Die Rede kam sodann auf die Rüstungen, welche den Versprechungen der Herzogin zum Trotze stattfänden; es wurde bemerkt, dafs namentlich Herzog Erich von Braunschweig feindselige Absichten gegen die Konföderation im Schilde führe. Darauf wurde beschlossen, gleichfalls Truppen in Sold zu nehmen, und alle diejenigen, die mit ihnen verwandt, befreundet oder ihnen sonst irgendwie zugetan wären, zu ihrem Schutze und ihrer Hilfe aufzurufen.[1]) Was die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes anbelangte, so kam man überein, mit allen Kräften den Ausschreitungen zu steuern, das Volk im Zaume zu halten und die Predigten zu unterdrücken;[2]) es ward weiterhin festgesetzt: wer immer von den Konföderierten selber den Predigten beizuwohnen entschlossen sei, solle aus dem Bunde ausscheiden oder sich bei der Herzogin und den Herren des Staatsrates rechtfertigen, damit nicht auch dadurch Verdacht und Hafs auf die Gesamtheit falle; doch solle die Herzogin gebeten werden, inzwischen nicht gegen das Volk auf dem Wege der Inquisition und mit der Strenge der Plakate einzuschreiten.[3]) Alle diese Beschlüsse sollten Oranien und Egmont durch die Deputierten des Bundes gemeldet werden. Als Ort für die Konferenz hatte die Statthalterin zunächst Arschot bestimmt, und zwar sollte der Herzog von Arschot als dritter Regierungskommissar an den Verhandlungen mit den Abgeordneten des Bundes teilnehmen. Oranien aber erklärte, er könne sich bei der Lage in Antwerpen nicht allzu lange und allzu weit von dieser Stadt entfernen, und so wurde schliefslich der zwischen Antwerpen und Mecheln gelegene Ort Duffel für die Zusammenkunft ausersehen.

Offiziell sollten Oranien und Egmont als Bevollmächtigte der Regierung bei den Besprechungen in Duffel auftreten; tatsächlich ging ihre Stellung zum Bunde über dieses Mafs weit

hinaus. Beide hatten mit ihm die intimste Fühlung, dieser durch Beckerzeel, jener durch seinen Bruder Ludwig. Bisher entsprach ja auch der Gang der Verhandlungen in St. Trond im wesentlichen den Instruktionen, welche der Prinz seinem Bruder erteilt hatte; d. h. sie waren durch Oranien inspiriert und geleitet worden. Noch am Abende des 18. Juli passierten die Deputierten des Bundes auf der Reise nach Duffel die Stadt Brüssel; es waren ihrer elf an Zahl.[1]) Sehr spät am selben Tage, erst Abends zehn Uhr, trafen auch Oranien und Egmont in Duffel ein, jener aus Antwerpen, dieser aus Brüssel. Egmont überbrachte im Namen der Herzogin eine Proposition, welche Assonleville aufgesetzt hatte. Sie war auf sein Begehren in die Form einer Instruktion gebracht worden; zur Beruhigung des Bundes war sie noch mit einem Zusatze versehen, dessen Inhalt besagte: die Truppenwerbungen, welche Aremberg und Meghem gerade in ihren Gouvernements vornähmen, seien nicht für das Inland, sondern da der König von Frankreich in Calais Streitkräfte zusammenziehe, dazu bestimmt, eine etwaige Invasion von Frankreich her abzuwehren. Die Deputierten nahmen die Proposition der Regentin entgegen; gemäfs den bereits zu St. Trond gefafsten Beschlüssen antworteten sie auf der Stelle, dafs ihnen alle Predigt, Religionsübung und sonstige Neuerung, die der Petition zuwiderlaufe und nicht in ihr enthalten sei, nicht allein verhafst wäre, sondern ihnen auch durchaus verabscheuenswert erscheine.[2]) Oranien diktierte Brederode einen Entwurf für die Erwiderung, welche der Bund der Statthalterin zugehen lassen sollte; er deckte sich nicht ganz mit dem Beschlusse der Versammlung; aber er besagte im wesentlichen dasselbe, nur dafs er verbindlicher und weniger scharf gefafst war.[3]) Mit aller Deutlichkeit mahnte der Prinz die Deputierten, sie müfsten den Kalvinisten das Vertrauen nehmen, dafs der Bund sie bei ihren Predigten zu schützen gedächte. Immerhin wiederholten die Herren ihre Erklärung, dafs sie die Konföderierten, insofern sie nicht über die Petition vom April hinausgingen, in ihren Schutz und Schirm nehmen würden. Obwohl ihre Verhandlungen mit den Deputierten formell auf dem Grunde der Vollmacht beruhten, welche ihnen die Regentin erteilt hatte, so hatte es doch politisch die Bedeutung einer durchaus selbstständigen und eigenmächtigen Aktion, wenn Oranien und Egmont öffentlich die Protektion des adligen Bundes übernahmen; denn sie wufsten genau, dafs sich

die Herzogin nur mit innerem Widerstreben und aus Furcht dazu verstand, stillschweigend diese Dinge über sich ergehen zu lassen, und dafs sie wenigstens die wahren Intentionen der Regentin durch ihr Vorgehen nicht zur Ausführung brachten. Am Morgen des folgenden Tages reiste Oranien um sechs Uhr nach Antwerpen zurück. Egmont verweilte noch bis zum Mittage dort; am Abend passierten die Deputierten auf der Rückreise nach St. Trond abermals Brüssel.[1])

Bei der schroff abwehrenden Haltung, die Oranien gegen die Kalvinisten einnahm, waren die Aussichten auf eine Verständigung zwischen den einzelnen Gruppen der Opposition nicht gerade grofs. Es wird berichtet, dafs weder die beiden Herren noch auch die Abgeordneten des Bundes mit dem Ergebnisse der Duffeler Konferenz sonderlich zufrieden gewesen seien, dafs insbesondere zwischen Kuilenborg auf der einen, Ludwig von Nassau und Brederode auf der anderen Seite eben damals Mifshelligkeiten ausgebrochen seien, dafs Graf Ludwig den Grafen Kuilenborg einen Wahnwitzigen genannt habe. Wenngleich diese Mitteilungen aus dem katholischen Lager stammen, so erscheinen sie doch keineswegs als unglaubwürdig: Kuilenborg, der sich ja bereits seit längerer Zeit offen zum Protestantismus bekannte, wird die Forderungen der Kalvinisten mit gröfserem Eifer befürwortet haben, als es Ludwig und Brederode angenehm war, von denen jener entsprechend den gemessenen Weisungen des Bruders handelte, dieser wohl nach anfänglichem Widerstreben sich gleichfalls den Intentionen des Prinzen schliefslich fügte. Kurz nach dem Scheiden von Duffel empfing Oranien Nachrichten, denen er grofses Gewicht beilegte, und die ihn sofort zu einer neuen Botschaft an Ludwig nach St. Trond bestimmten.[2]) Um die Mitte des Juli ging beim alten Landgrafen Philipp ein Schreiben aus dem Mindenschen ein: Herzog Erichs Hauptleute veranstalteten grofse Werbungen, und zwar habe der Braunschweiger eine Bestallung durch König Philipp, „der Meinung, die Niederländer des göttlichen Wortes und sonstiger Empörung halber zu strafen und wiederum von der wahren Religion abzuziehen“; am 12. Juli wolle er einen Laufplatz bei seiner Feste Kalenberg einrichten; es würden aber auch ganz offen Truppen durch Georg von Holl für „den Prinzen Oranien samt dessen Herrn, Freunden und Anhängern und samt den niederländischen Städten und Ständen“ angenommen.[3]) Am 13. Juli übermittelte Landgraf Philipp diese Zeitung; er fügte

hinzu, man zweifle freilich daran, ob die Rüstungen Erichs für die Niederlande bestimmt seien, sondern glaube, er wolle sich im Kriege, der damals zwischen dem Kurfürsten August und dem Herzog von Weimar schwebte, auf die Seite Grumbachs schlagen. Alsbald nach seiner Rückkehr aus Duffel erhielt der Prinz die beunruhigende Nachricht. Er argwöhnte, dafs es doch auf einen Angriff gegen ihn und den adligen Bund abgesehen wäre; sein Mifstrauen wider den König und die Herzogin wurde rege. Selbst für den Fall, dafs die Werbungen Erichs in Zusammenhang mit den Grumbachschen Wirren stünden, war er nicht frei von Besorgnis; denn er meinte, dafs der Herzog nach deren Beendigung seine Truppen dem Könige Philipp anbieten würde. Durch seinen deutschen Sekretär liefs Oranien Egmont davon in Kenntnis setzen; der Bote sollte zugleich dem Grafen eröffnen, dafs sich der Prinz mit seinen Freunden in Deutschland zu kräftiger Gegenwehr bereits ins Einvernehmen gesetzt habe; er sollte daher Egmont die Richtigkeit der Gerüchte bestätigen, dafs Georg von Holl in seinem Dienste stehe, und ihm mitteilen, dafs er selbst vor der Statthalterin daraus kein Geheimnis zu machen gedächte. Nicht minder machte er seinem Bruder sofortige Anzeige nach St. Trond; er bestand darauf, dafs die Verbündeten entsprechend den Abmachungen zu Duffel die Proposition der Herzogin beantworteten, dafs sie sich aber für alle Fälle vorsähen, und dafs man nichts versäume, um Georg von Holl mit Mitteln zu versehen. Allerdings erneuerte er zugleich die Weisung, den Kalvinisten die Hoffnung zu nehmen, dafs der Bund sich dazu herbeilassen würde, ihre Predigten zu schützen.

Das war nun freilich die Schwierigkeit, vor die sich Graf Ludwig in St. Trond gestellt sah: der Bund war für die Anstalten zu einer militärischen Verteidigung auf die Mittel der Konsistorien angewiesen; trotzdem sollte er diese energisch zur Ruhe mahnen und zum Verzichte auf die bereits errungene und bestehende öffentliche Religionsübung nötigen. Es war vorauszusehen, dafs das nicht möglich sein würde, und dafs sich die Kalvinisten, auch wenn die Versammlung irgendwelche Beschlüsse im Sinne Oraniens fafste, einfach darum nicht kümmern würden. Graf Ludwig gab sich alle Mühe, die Intentionen seines Bruders den Kalvinisten gegenüber zur Geltung zu bringen; aber die Macht der Notwendigkeit zwang ihn doch zu gröfserem Entgegenkommen gegen die Reformierten, als er selbst oder wenigstens sein Bruder

wollte. Beide Gruppen, Verbündete und Kalvinisten, bedurften einander allzu sehr, als dafs jene einen ernstlichen Versuch wagen konnten, diesen die Predigt zu verbieten, mochten sie das auch den Herren und der Regentin noch so feierlich versprechen.

Am Morgen des 20. Juli waren die Abgeordneten aus Duffel wieder in St. Trond zur Stelle, und es wurden die Beratungen daselbst fortgesetzt. Es wurde der Versammlung mitgeteilt: Oranien und Egmont hätten erklärt, den Bund in ihren Schutz zu nehmen, falls er auf die Proposition der Regentin den Bescheid beschlösse, den sie in Duffel aufgesetzt hätten. Das Schriftstück wurde verlesen und genehmigt; es verbreitete sich sogar unter den Versammelten das Gerücht, Oranien, Egmont und Hoorne hätten das Kompromifs nunmehr mit unterzeichnet. Jetzt kamen auch die Verhandlungen mit den Kalvinisten zum Abschlusse. Im Namen „der Gemeinde und des Volkes verschiedener Gegenden" überreichten die anwesenden reformierten Kaufleute eine Supplik.[1]) Sie sprachen zuerst den Konföderierten ihren Dank dafür aus, dafs sie sich bereits vor einigen Monaten in Ansehung des unerträglichen Joches der Inquisition und der Plakate entschlossen hätten, nicht länger die Unterdrückung des Volkes mehr zu dulden, sondern auf ihre eigenen Schultern alle Verantwortung und Mifsgunst zu nehmen. Da ihnen also, so fuhren die Petenten fort, die Bahn freigegeben worden wäre, so hätten sie geglaubt, nicht am Eingang stehen bleiben zu dürfen, sondern fortschreiten zu müssen; daher hätten sie sich etwa seit Monatsfrist, um ihrem Gewissen und des Volkes unbezwinglichem Eifer genug zu tun, zur öffentlichen Predigt hervorgewagt. Da sie aber darin durch das Übelwollen der Behörden bedroht würden, so hätten sie ihr Augenmerk auf den Bund gerichtet, damit dieser ihnen nicht nur seine Gunst gewähre, sondern auch ihren Schutz übernähme, sodafs ihnen kein Hindernis mehr für die Übung ihrer Religion in den Weg gelegt werde. Um den Frieden und die öffentliche Ruhe zu erhalten, möchten für jedes Quartier mehrere Edelleute ernannt werden, um allen Unruhen zu steuern, bis dafs die gesetzmäfsig versammelten Generalstände eine anderweitige Anordnung getroffen hätten. Sie versprachen das Land zu verlassen, falls die Generalstände das verlangen würden, und stellten sich der Konföderation mit Gut und Blut zur Verfügung.

Nach den Instruktionen, die Oranien dem Grafen Ludwig gegeben hatte, durfte diese Supplikation nimmermehr angenommen werden. In der Tat machten die Verbündeten zuerst Schwierigkeiten. Sie erwiderten: sie könnten nicht sofort darauf Bescheid geben; sie müfsten erst die Vollmacht sehen, auf welche sich die Überbringer der Petition stützten; das sei die Voraussetzung für die weiteren Verhandlungen, die sie darüber mit der Regentin und den Herren zu führen gedächten. Die Kaufleute entfernten sich darauf einen Augenblick; dann kehrten sie zurück und gaben den Konföderierten zu erwägen, dafs, falls sie auf die Eingabe keine Antwort vom Bunde bekämen, eine Erhebung des Volkes drohe.[1]) Darauf fafste der geschäftsführende Ausschufs den Beschlufs: das Volk zu versichern, „dafs ihm keine Unbilde oder Gewalt aus Gründen der Religion zugefügt werden sollte, bis dafs von den Generalständen eine andere Verfügung getroffen wäre, unter der Bedingung, dafs es sich seinerseits der Bescheidenheit befleifsige und sich ganz und gar ebenso, wie die hier versammelten Edelleute, der Entscheidung der Generalstände unterwürfe". Aus dem Beratungszimmer des Ausschusses heraustretend, teilte Graf Ludwig diesen Bescheid der ganzen Versammlung mit; er fragte, ob sie alle gewillt seien, die Konsistorien bei der freien Religionsübung zu schützen, falls man sie deshalb züchtigen wolle. Einstimmig wurde bejahend geantwortet; jedenfalls wurde im Augenblicke kein Widerspruch laut.

Es war somit doch trotz des Verbotes des Prinzen den Kalvinisten die förmliche Protektion des Bundes auch für die Fortdauer der öffentlichen Predigt gewährt worden. Fast möchte man annehmen, dafs die Schwierigkeiten, die ihnen zuerst in dieser Hinsicht gemacht worden waren, lediglich dazu bestimmt waren, den Grafen Ludwig gegenüber dem Bruder, den ganzen Ausschufs gegenüber der katholischen Mehrheit des Bundes zu sichern. Man sperrte sich etwas, um den Schein zu erwecken, als sei man nur der Notwendigkeit gewichen, um den Aufstand zu verhindern. Man kam wohl den Kalvinisten so weit entgegen, weil sie auf diesem Mindestmafse ihrer Forderungen bestanden. Sie stellten zwar Anträge, die noch weiter gingen; die aber wurden abgewiesen. Sie liefen hinaus auf die Herstellung eines fest organisierten Bündnisses zwischen den Konföderierten und den Konsistorien: jene sollten ausdrücklich den Schutz der belgischen Konfession, sowie aller Privilegien und Freiheiten

des Landes „sowohl hinsichtlich der Religion als auch in allen anderen Stücken“ übernehmen; sie sollten die Petitionen mit unterzeichnen, welche die Reformierten den Behörden um freie Religionsübung damals einreichten; sie sollten sich redlich verpflichten, dafs sie, alle und jeder einzelne unter ihnen, „gegen nichts verstofsen wollten, was zur Erhaltung des bestehenden Rechtes der Untertanen des Königs in den Niederlanden und zur Freiheit der öffentlichen Übung der reformierten Religion dienlich sei“; sonst sollten die Reformierten sofort aller Verbindlichkeiten gegen den Bund los und ledig sein; Ludwig von Nassau und Brederode sollten sich ferner mit einem engeren Rate umgeben, bestehend aus je sechs Konföderierten und Bevollmächtigten der Konsistorien; den sollten sie bei allen wichtigen Beschlüssen befragen. Die Annahme dieser Vorschläge hätte ein Aufgehen des Bundes im Kalvinismus zur Folge gehabt. Es fehlte nicht an Stimmen, die sie befürworteten;[1]) aber man liefs sie fallen, offenbar schon deshalb, weil sie für das Plenum keine Aussicht hatten. Schon die Garantieerklärung des Bundes für die Kalvinisten, mochte sie gleich einstimmig erfolgt sein, ist wohl nur aus der grofsen Autorität zu erklären, welche die vornehmen Führer genossen, und gegen die niemand so leicht Einspruch zu erheben wagte; sie beruhte also auf einer Art von Überrumpelung. Noch über andere Zumutungen und Anträge der Kalvinisten wurde im geheimen zwischen den Führern der Konföderation und den Konsistorialen beraten. Diese brachten das Unternehmen eines Bildersturmes zur Sprache; es wurde aber seitens des Bundesausschusses scharf abgelehnt.[2]) Wahrscheinlich handelte es sich dabei von Seiten der Kalvinisten um ein Pressionsmittel, um nämlich den Bund zu bewegen, ihren Schutz zu übernehmen, angeblich um Ausschreitungen des Volkes zu verhindern; schwerlich konnten sie ja erwarten, dafs der Bund oder auch nur der Ausschufs einem solchen Unterfangen seine Billigung erteilen würde. Viel wichtiger und ernsthafter waren die Versuche, eine Vereinigung der beiden protestantischen Bekenntnisse zu Stande zu bringen. Es waren dazu vier Prediger, Franz Junius, Pérégrin de la Grange, Hermann Modet und ein vierter, wohl Adrian von Saravia, entsandt worden; Junius hatte als Grundlage für die Besprechung eine kurze Konfessionsschrift ausgearbeitet. Leider ist uns von den Verhandlungen nichts überliefert, als dafs sie ergebnislos verliefen, und zwar

infolge des entschiedenen Widerstandes Ludwigs von Nassau:[1]) mochte er sonst den Kalvinisten weiter entgegenkommen, als der Prinz es wünschte, in eine dogmatische Fusion zwischen Lutheranern und Kalvinisten durfte er nicht einwilligen.

Die Tatsache, dafs ihnen der Bund seinen förmlichen Schutz versprochen hatte, genügte, um die Kalvinisten zu veranlassen, ihrerseits dem Bunde finanzielle Unterstützung für den Fall eines Kampfes mit der Regierung in Aussicht zu stellen. Die Mitteilung über die Rüstungen Erichs von Braunschweig, welche durch die Vermittlung Philipps von Hessen und Wilhelms von Oranien an Ludwig von Nassau gelangten, zeigten den Versammelten die Notwendigkeit bewaffneten Widerstandes. Die Befürchtung wurde ausgesprochen, dafs sie, der Antwort des Königs auf ihre Petition entgegensehend, auf Befehl der Herzogin niedergemetzelt werden könnten: da sei es besser, so wurde gesagt, in männlicher Gegenwehr im Felde zu sterben. Man einigte sich dahin, Truppen in Deutschland anzunehmen, die aber erst dann ins Land gezogen werden sollten, wenn die Herzogin mit Gewalt wider den Bund vorgehe; als Obersten waren Georg von Holl und Hilmar von Münchhausen ausersehen.[2]) Am folgenden Tage (22. Juli) wurde die Versammlung geschlossen; vorher ward noch festgesetzt, dafs man nicht zur Tat schreiten wolle, ehe man nicht der Herzogin, Oranien und Egmont davon Anzeige gemacht hätte, und dafs ein jeglicher noch weitere Mitteilungen und den Bescheid vom Hofe abwarten müsse, ehe er zu den Waffen greife.[3]) Das für den Kampf erforderliche Geld erboten sich die Konsistorien zu beschaffen; sie setzten zu diesem Zwecke Vertrauensmänner für die einzelnen Provinzen ein; der jüngere Marnix wurde zum Schatzmeister ernannt. Es ward zugleich für gut befunden, über die Beratungen des Bundes, insoweit sie sich vor der Öffentlichkeit abgespielt hatten, einen Bericht zu erstatten, der zugleich als Antwort auf die Proposition der Herzogin dienen und ihr die weiteren Forderungen der Verschworenen unterbreiten sollte. Zwölf Edelleute, darunter Ludwig von Nassau, wurden gewählt;[4]) sie sollten sich mit Oranien und Egmont über die Schritte verständigen, die bei der Herzogin weiterhin zu unternehmen wären, sowie mit dieser im Namen der Gesamtheit verhandeln.

So hatten sich schliefslich doch die einzelnen Richtungen der Opposition zu gemeinsamem Widerstande zusammengeschlossen.

Schon trat auch Oranien, den Grafen von Egmont immer noch hinter sich ziehend, aus der Reserve heraus, in der er sich bisher vorsichtig gehalten hatte: seine und des Bundes Werbungen sollten vor der Regentin kein Geheimnis mehr bleiben. Aber ob die Koalition, die also zu Stande gekommen war, sich als fest und wirkungsvoll bewähren würde, das mufste sich erst noch zeigen. Je länger sich der Bruch hinausschob, um so mehr verschlechterten sich ihre Aussichten auf Erfolg; nur baldiges Losschlagen hätte nützen können, und dafür waren die Verhältnisse noch nicht reif genug. Es war fraglich, ob die Kalvinisten genügende Mittel für den Kampf, der doch unvermeidlich war, aufbringen würden; die fünfzigtausend Gulden, die sie zunächst zur Verfügung stellen wollten, mufsten bald durch die Kosten für die Wartegelder verzehrt sein, und wenn dann der Krieg entbrannte, hatte man weder Geld noch Soldaten. Es war fraglich, wie lange Egmont dem Prinzen zu folgen gewillt war; es war endlich fraglich, wie lange sich die katholische Mehrheit der Verbündeten von ihren Führern ins Schlepptau nehmen lassen würde: man mufste schliefslich zur Einsicht kommen, dafs man bei aller Antipathie gegen Inquisition und Plakate doch andererseits keinen Grund hatte, für die Ketzer die Haut zu Markte zu tragen, für eine Sache, die durchaus nicht die eigene war, Gut, Blut und Ehre aufs Spiel zu setzen. Bisher erstickten das Gefühl des kameradschaftlichen Zusammenhaltens und blindes Vertrauen auf die Führer noch bei den weitaus meisten alle nüchterne Erwägung der Sachlage. Aber allzuviel war doch nicht darauf zu geben, dafs die Supplik der Kalvinisten vom Bunde einstimmig angenommen worden war. Vollauf waren die Bedenken gerechtfertigt worden, welche Estambruges und seine Genossen alsbald beim Beginne der Versammlung geäufsert hatten, und das überreiche Lob, das ihnen die Statthalterin spendete, reizte bald noch mehr Geusen zur Nachfolge.

Am 28. Juli des Abends trafen die Abgeordneten des Bundes unter der Führung Ludwigs von Nassau in Brüssel ein, „die zwölf Apostel“, — so nannte sie der Volksmund. Sie überbrachten das Schriftstück, welches die Antwort auf die Proposition der Herzogin für Duffel und zugleich die neuen Forderungen der Konföderation enthielt. Es beruhte in seinem ersten Teile, insoweit es eben Erwiderung war, auf dem Diktate

Oraniens für Brederode in Duffel, und man darf kaum daran zweifeln, dafs der Prinz das Ganze nochmals geprüft und gebilligt hat. Es war die sogenannte „zweite Requête“ vom Ende des Juli. Zunächst war darin der Herzogin der Dank des Bundes für die Sendung Bergens und Montignys nach Spanien ausgesprochen: es war darüber geklagt, dafs seitens der Behörden im Gegensatze zum Willen der Regentin in der Ausführung von Inquisition und Plakaten fortgefahren würde. Die Verbündeten beteuerten, alle Mühe zur Unterdrückung der öffentlichen Predigt aufgewandt zu haben: aber der lange Verzug der Entscheidung des Königs auf die Petition vom April, die auffällige Befragung der Provinzialstände, anstatt der Generalstände, in Sachen der Moderation, sowie die Drohungen des Klerus gegen das Volk hätten alle diese Anstrengungen vereitelt; ohne die Vermittlung des Bundes hätten die Reformierten vielmehr schon weit früher, wie sie selber sagten, der Stimme ihres Gewissens Raum gewährt; zwar gebe es unter ihnen manche, welche die Predigt nicht mifsbilligten; aber niemand von ihnen habe das Volk dazu angestiftet. Sie hegten keineswegs, so fuhr die Eingabe fort, Argwohn gegen den Herrscher: aber die Herzogin habe ihnen Mifstrauen bezeugt, und das habe ihnen Widersacher erweckt, die ihnen mit Gewalt drohten und behaupteten, dafs sie der König nach seiner Ankunft als Rebellen züchtigen würde; lange hätten sie solche Reden verachtet; aber nunmehr hätten sie geheime Umtriebe entdeckt, die sich wider sie richteten, und durch die sie sich der äufsersten Gefahr preisgegeben sähen: „Dadurch sind wir gezwungen worden, auf Mittel und Wege zu sinnen, uns in einem gewissen Lande Freunde zu verschaffen, deren Hilfe wir uns bedienen können, falls man mit Gewalt gegen uns, sowie gegen die Untertanen und Vasallen des Königs vorgehen sollte, und zwar nur zu diesem Behufe ... Wir bitten Eure Hoheit, diese Mafsregel wohlwollend aufzunehmen; denn ihr Zweck ist gut und gerecht, nämlich der Schutz unserer Person und unserer Habe“. Nur eines vermöchte sie, so erklärten sie, durchaus zu beruhigen, nämlich die Gewährung einer förmlichen Sicherheit durch die Herzogin und die sämtlichen Ordensritter; sie verlangten fernerhin, dafs die Regentin Oranien, Egmont und Hoorne befehle, dem Bunde ihren Beistand angedeihen zu lassen, dafs sie diese drei Herren zu dessen Protektoren ernenne und sie ermächtige, alle erforderlichen Anordnungen für den

Schutz und die Erhaltung des Landes zu treffen, dafs sie endlich durch einen Kurier beim Könige die Genehmigung dazu einhole. Sie wiederholten den Ruf nach Tagung der Generalstände; in dieser Hinsicht war es wichtig, dafs eben damals auch die Stände von Holland den gleichen Wunsch vortrugen. Zum Schlusse machten die Konföderierten der Herzogin Anzeige von der Supplik der Konsistorialen; sie suchten die Statthalterin durch die Mitteilung einzuschüchtern, es sei zu fürchten, dafs die Reformierten Zuflucht bei den Franzosen suchen könnten.

Zuerst weigerte sich Margareta von Parma, den Zwölferausschufs vorzulassen. Sie wollte, dafs der Bund, da er bisher mit Egmont und Oranien verhandelt habe, mit ihr auch fernerhin durch die Vermittlung dieser beiden Herren verkehre; Oraniens Stelle sollte, da er abwesend war, durch Philipp von Montmorency, Herrn von Hachicourt, Chef der Finanzen, und den Rat Assonleville vertreten werden. Die Deputierten erwiderten, die neue Petition sei durch den gesamten Bund entworfen und beschlossen; sie bestanden darauf, alle zusammen bei der Herzogin selbst Audienz zu erlangen, da sie sonst noch einmal alle Konföderierten versammeln müfsten. Wohl oder übel mufste sich Margareta fügen. Am Morgen des 29. Juli wurden ihr die Deputierten durch Egmont vorgestellt; kein einziges Wort wurde dabei gewechselt; aber die Herzogin war, wie man ihr ansah, von solchem Zorn erfüllt, „dafs sie beinahe geplatzt wäre“.[1]) Die Abgeordneten verhehlten sich nicht, dafs die Regentin von feindlichen Absichten gegen sie erfüllt war, und mifstrauten den optimistischen Beteuerungen Egmonts, dafs die Statthalterin ihnen wohlwolle. Sie erachteten es für notwendig, auf der Hut zu sein; daher beschlossen sie sofort, viertausend Reiter und vierzig Fähnlein Infanterie in Wartegeld zu nehmen. Hoorne und Oranien waren damit einverstanden; es wurden auch einige Mittel dafür nach Deutschland angewiesen. Am folgenden Tage (30. Juli) wurden die Deputierten in Audienz vor dem versammelten Staatsrate empfangen; anwesend waren Egmont, Berlaymont, Viglius und Hachicourt, sowie verschiedene Mitglieder des Geheimrats. Die Herzogin erwiderte, sie werde die Eingabe vom Staatsrate und Geheimrate prüfen lassen; sie fragte, wie jene Stelle zu verstehen sei, dafs sich der Bund genötigt sehe „Freunde in gewissem Lande zu suchen“; darauf wurde ihr entgegnet, er verfüge über Gönner und Hilfsquellen, sowohl in Deutschland als auch im Inlande.

Zum Schlusse ergriff Eustache de Fiennes, Herr von Esquerdes, das Wort: die Verleumdungen gegen die Konföderation nähmen kein Ende, und es sei zu besorgen, dafs sie nicht ohne Eindruck auf die Herzogin blieben. Der Bund sei jederzeit bereit, sich zu rechtfertigen; daher möge die Regentin Ankläger und Angeklagte gegenüberstellen, damit jene, falls sich ihre Beschuldigungen als falsch erweisen sollten, mit derselben Strafe belegt würden, wie sie den Angeklagten treffen müfste, wenn er überführt worden wäre. Wenn aber dem Bunde sein Recht verweigert würde, so müsse er es sich selber nehmen; das gebiete ihm seine Ehre. „Ich merke wohl", so erwiderte Margareta, „Ihr wollt selbst Richter in Eurer eigenen Sache sein; so werdet Ihr König sein."

Das Befremden, welches die Herzogin schon bei der Überreichung der Eingabe geäufsert hatte, wuchs bei näherer Prüfung. Am ungehaltensten war sie über die Zumutung, Oranien, Egmont und Hoorne offiziell an die Spitze des Bundes zu stellen und mit aufserordentlichen Vollmachten zu bekleiden. Im Grunde genommen, war das ja nichts anderes, als das alte, früher von ihr selbst gebilligte Verlangen der Opposition, dafs der von den Magnaten dieser Partei beherrschte Staatsrat, allen anderen Behörden übergeordnet, die gesamte Regierungsgewalt in seinen Händen konzentriere, — jetzt allerdings in der Form einer militärischen Diktatur, verbunden mit der Leitung der zu offenem Aufstande entschlossenen und den Protestantismus begünstigenden Adelskonföderation. Aber die Zeiten hatten sich eben geändert. Hatte Margarete früher nicht genug Worte gefunden, um dem Könige die Zweckmäfsigkeit einer derartigen Oligarchie vorzustellen, so fand sie dieses Begehren jetzt empörend, ein Attentat auf ihre eigene Würde und Machtvollkommenheit. Sowohl im Staatsrate wie auch im Geheimrate wurde das Verlangen der Konföderierten im höchsten Grade gemifsbilligt; man fand, sie hätten es darauf abgesehen, die Regierung aus den Händen der Herzogin zu nehmen und die höchste Gewalt einem Triumvirate zu übertragen. Sowohl über diesen, wie auch über einige andere Punkte der Petition ersuchte Margareta daher den Zwölferausschufs um weitere Aufklärung. Egmont, Viglius und Assonleville beschieden Ludwig von Nassau und Esquerdes vor sich; sie ersuchten die beiden, die Remonstranz da zu ändern, wo sie anstöfsig erscheine. Die aber antworteten, sie wären dazu nicht

befugt, weil es sich dabei um einen Beschluſs des ganzen Bundes handele, und weil das Schriftstück schon in mehr als fünfhundert Exemplaren gedruckt und verschickt sei; sie machten aus ihren Rüstungen in Deutschland und ihrer Unterstützung durch die Konsistorialen kein Geheimnis, stellten aber alle Beziehungen mit Frankreich in Abrede[1]) und wiesen warnend darauf hin, daſs sie bis jetzt noch das Volk vor den schlimmsten Ausschreitungen, vor Angriffen auf die Kirche und den Klerus, zurückgehalten hätten; d. h. sie drohten bereits mit der Möglichkeit eines Bildersturmes, wenn ihre Forderungen nicht alsbald erfüllt würden. Sie sagten offen heraus, ihre Supplik sei so klar und deutlich gehalten, daſs sie im Wunsche der Statthalterin nach weiterer Aufklärung nur einen neuen Verschleppungsversuch erblicken könnten; trotzdem reichten sie am 2. August eine schriftliche „Erläuterung“ zur zweiten Requête ein. Sie führten darin aus: noch würden in Gent, Tournai, Brüssel und anderen Städten Leute auf Grund der Plakate festgehalten; mehrere Ordensritter hätten den Bund hochverräterischer Tendenzen geziehen und also verleumdet; aus Frankreich hätten sie Nachricht, daſs König Philipp hier um freien Durchmarsch für spanische Truppen nach den Niederlanden gebeten habe; der Herzog von Savoyen rüste gegen die Niederlande; der Klerus liefere Geld zur Unterdrückung des Bundes. Gerade in den letzten Tagen waren an Brederode und Hooghstraeten wieder beunruhigende Nachrichten über die Absichten und Werbungen Meghems, Arembergs und des Herzogs Erich eingetroffen. Von St. Trond aus hatte sich Brederode den Weisungen des Prinzen gemäſs nach Vianen begeben; Hooghstraeten, der sich auf seinem Stammsitze wegen der Truppenbewegungen unsicher fühlte, die Meghem in der Nähe vornahm, flüchtete sich eben dahin, zum „groſsen Geusen“, wie er seinen Freund nannte; sie schickten täglich Berichte über die Umtriebe und Werbungen der feindlich gesinnten Herren. Eben in Bezug auf diese Vorgänge erklärten Ludwig von Nassau und Esquerdes zum Schlusse ihrer Deklaration: durch die Vollmachten, die sie für Oranien, Egmont und Hoorne wünschten, solle der Autorität der Herzogin kein Eintrag geschehen; aber bei der Haltung „einiger Statthalter“ scheine es im Interesse ihrer Sicherheit unerläſslich, daſs Truppen im Inlande oder Auslande nur noch durch Oranien, Egmont und Hoorne angenommen werden, daſs nur sie die Hauptleute ernennen und den Befehl führen

dürften; allerdings könne ja die von der Herzogin und den Ordensrittern begehrte „Sicherheit“ nur einen provisorischen Charakter tragen, nämlich bis sich der König erklärt hätte, ob er sie annehme oder verwerfe; für den letzten Fall aber sollte sie noch drei Wochen lang nach der Bekanntmachung des abschlägigen Bescheides gelten, damit der Bund während dieser Frist über anderweitige Maſsnahmen für seinen Schutz schlüssig werden könne, — eine unverkennbare Drohung, daſs sie dann in diesem Zeitraume ihre fremden Truppen in das Land zu rufen gedachten.

Nicht nur die Herzogin, sondern auch der ganze Staatsrat fanden, wenn schon die zweite Requête, so diese Deklaration für durchaus ungehörig; aber die Furcht hielt alle gebannt. Sogar Viglius und Berlaymont sprachen sich dafür aus, daſs die Herzogin die Ordensritter einberufe, daſs sie mit ihnen dem Bunde die erbetene Sicherheit gewähre, und daſs sie Truppen nur mit Rat der genannten drei Herren annehme: damit, so fügten sie hinzu, müſsten sich dann die Verbündeten bis zur Einberufung von Generalständen begnügen; auch müſsten sie dafür Garantieen bieten, daſs sie sich ihrerseits gleichfalls ruhig verhalten würden. Es wurde am 2. August beschlossen, eine Tagfahrt des Vliesordens auf den 18. August auszuschreiben, auf der über die Eingaben der Konföderierten vom 30. Juli und vom 2. August beraten werden sollte; zugleich sandte die Herzogin einen Kurier an den König mit der Bitte um sofortige Entscheidung über die neuen Anträge des Bundes. Sofort wurde der Beschluſs des Staatsrates den Abgeordneten im Auftrage der Herzogin durch Egmont übermittelt; er versprach ihnen auf Wort, daſs ihnen in der Zwischenzeit nichts geschehen solle, wenn sie sich auch ihrerseits aller Gewalt enthielten. Auf seine Bitte, für Einstellung der Predigten in der Zwischenzeit zu sorgen, antworteten sie freilich, daſs sie bei der Nutzlosigkeit ihrer bisherigen Bemühungen in dieser Hinsicht nicht auf irgendwelchen Erfolg rechnen dürften. Die Herzogin gab ihnen sogar insoweit nach, als sie allüberall die Freilassung derjenigen Personen befahl, die noch aus religiösen Gründen gefangen saſsen. Die Deputierten wurden entlassen, indem sie auf den 20. August wieder nach Brüssel beschieden wurden; sie verlieſsen die Stadt, indem sie nach ihrer Gewohnheit ihre Pistolen abfeuerten und einen Lärm erregten, wie wenn ein Gefecht stattfände.[1])

Nicht ohne guten Grund durften die Geusen solchen Siegesjubel anstimmen. Denn es war vorauszusehen, daſs die Herzogin trotz alles inneren Sträubens ebensowenig der zweiten, als der ersten Petition Widerstand zu leisten vermögen würde. Und sollte nicht auch der König die zweite Aktion des Bundes mit eben solcher stillschweigenden Passivität über sich ergehen lassen, wie die vom April?

Fünftes Kapitel.

Die Entscheidung des Königs, der Bildersturm und der Akkord.

(Ende Juli bis Ende August 1566.)

So schlimm stand es in den Niederlanden, dafs man meinen durfte, es könne kaum noch ärger werden, — da endlich fiel die Entscheidung des Königs, die so lange auf sich hatte warten lassen. Und als sie in Brüssel anlangte, da war das geschehen, was man nicht hätte für möglich halten sollen: die Not war inzwischen noch gestiegen.

Noch hatte Philipp die Antwort auf die erste Petition der Geusen verschoben. Es fehlte ihm an Mitteln; daher waren ihm die Hände gebunden, und er setzte das System des Temporisierens fort; er glaubte wohl auch noch immer, dafs es nicht zum Aufsersten kommen würde. Von den Niederlanden aus drängte die Regentin, in Spanien Montigny; aber noch half sich Philipp mit dem Vorwande, er müsse erst noch die Ankunft des Marquis von Bergen abwarten, ehe er irgendwelche Entschliefsung fassen könnte. Am 20. Juli reichte Montigny ein eigenhändiges Memoire beim Könige ein. Er vertrat darin von neuem, was auch in seiner Instruktion enthalten war: Abschaffung der Inquisition, Milderung der Plakate und Generalpardon für die Teilnehmer am Bunde; er empfahl die tunlichste Beschleunigung der Resolution, Ausstattung der Regentin mit Geldmitteln und alsbaldige Reise des Königs selbst nach dem Norden. Zum Schlusse riet er, Oranien durch ein gnädiges Schreiben zu erfreuen: „Denn er ist eine Persönlichkeit von hervorragendem Verdienste und geniefst grofses Ansehen innerhalb und aufserhalb des Landes.“ Irgendwelchen Beistand bei den am Hofe weilenden Niederländern

vermochte er nicht zu finden. Umsonst schlug er Tisnacq vor, sie möchten beide mit Hoppers zusammenkommen, um über die Verhältnisse in ihrem Vaterlande zu konferieren; der aber wich ihm aus und offenbar auf höheren Wink. Der einzige, auf den sich Montigny unter diesen Verhältnissen verlassen zu dürfen glaubte, war — der König selber. „Ich kann Eurer Hoheit sagen", so schrieb er an die Generalstatthalterin, „dafs ich aufser Seiner Majestät hier sehr wenig Leute sehe, die sich die Angelegenheiten unseres Landes anbefohlen sein lassen". So sehr wufste Philipp den arglosen Baron durch sein scheinbares Wohlwollen zu umgarnen, dafs dieser, wiewohl er keinen Schritt beim Monarchen weiterkam, und wiewohl dessen Entscheidungen durchaus gegen seine und des Landes Wünsche ausfielen, die Regentin immer wieder von neuem versicherte: „Ich finde bei Seiner Majestät alle die Zuneigung, Liebe und Wohlwollen sowohl gegen unser Vaterland wie auch gegen alle seine Untertanen und treuen Diener daselbst, die ein Fürst gegen seine Untertanen hegen mufs und kann, — und meinerseits kann ich nicht genug die Gunst und das wohlwollende Gehör rühmen, welches er mir immer schenkt, wenn ich ihn darum bitte, oder wenn ich mit ihm von den Geschäften spreche. Nur wäre es um seine Sache besser bestellt, wenn er Leute um sich hätte, welche die Lage und die Stimmung in unserer Heimat genauer kännten".

Aus dieser dilatorischen Haltung wurde Philipp aufgescheucht, als er die erste Botschaft von der offenen Predigt der Kalvinisten erhielt. Er sah ein, dafs er sich jetzt nicht länger in ein vollkommenes Schweigen hüllen dürfe, wenn nicht alles aus den Fugen gehen sollte. Aber noch schien ihm die Zeit zur Gewalt nicht gekommen; und so entschlofs er sich, wenigstens äufserlich vorläufig so weit nachzugeben, als es ihm möglich und nötig erschien. Am 26. Juli hielt der spanische Staatsrat eine Sitzung, zu der zwar Tisnacq und Hoppers, nicht aber auch Montigny zugezogen wurde, und in der auf die Petition der Geusen die folgenden Beschlüsse gefafst wurden: Die Inquisition soll aufhören, sobald die Organisation der neuen Bistümer durchgeführt ist. Die von Assonleville ausgearbeitete „Moderation" ist zu verwerfen; dafür soll die Herzogin unter Mitwirkung der Ordensritter, sowie des Staats- und Geheimrates ein neues Plakat ausarbeiten. Der König gab

eine Reihe von Gesichtspunkten an, die dabei maſsgebend sein sollten, z. B. unbedingte Denunziationspflicht, sodaſs irgend welche Hoffnung auf wesentliche Strafmilderung gegenüber den alten Edikten von vornherein ausgeschlossen war. Die Herzogin wurde endlich ermächtigt, den Verbündeten im Namen des Königs Vergebung zu gewähren. So verschränkt auch diese Zugeständnisse waren, in Wirklichkeit dachte der König gar nicht daran, sie zu halten. Was die Abschaffung der Inquisition anbelangte, so hielt er seine — wenngleich bedingt erteilte — Zustimmung für ungültig. Er war der Ansicht, da die Inquisition in den Niederlanden mit Genehmigung des päpstlichen Stuhles eingeführt sei, so könne sie auch ohne diese nicht wieder aufgehoben werden, und daher sei seine Zusicherung wertlos und ohne Wirkung. Er war ferner entschlossen, auch den neuen Moderationsentwurf, dessen Vorlegung er befahl, nicht zu billigen, falls dieser auch nur die geringsten Strafmilderungen enthielte. Und am allerwenigsten war es ihm Ernst mit dem Pardon für die Verbündeten. In Gegenwart Albas und anderer Zeugen gab er die notarielle Erklärung ab, daſs er sich durch die Vollmacht, die er der Regentin in dieser Hinsicht erteilt habe, nicht gebunden fühle, da sie ihm durch den Zwang der Verhältnisse abgepreſst worden sei, und daſs er sich die Züchtigung der Rebellen vorbehalte.

Daſs die Beschlüsse vom 26. Juli nur gefaſst worden waren, um wieder gebrochen zu werden, sobald es die Verhältnisse erlauben würden, das war freilich ein Geheimnis, das zunächst Philipp wohl nur mit Alba teilte. Nachdem die Sitzung beendigt worden war, lieſs der König durch Hoppers und Tisnacq den Baron von Montigny von der offiziellen Resolution in Kenntnis setzen. Sofort erhob dieser dagegen Protest; er sprach sich für einfache, unbedingte Abschaffung der Inquisition aus und tadelte es insbesondere, daſs die Frage der Moderation, die doch der wichtigste Punkt der Petition sei, eigentlich unentschieden bleibe; beide erwiderten ihm, sie hätten dem Monarchen bereits Vorstellungen in gleicher Richtung gemacht. Noch am Abende desselben Tages drang Montigny persönlich in den König auf umfassendere Zugeständnisse; Philipp antwortete in seiner ausweichenden Art, „daſs er noch darüber nachdenken wolle“. Trotzdem lieſs er ein Schreiben an die Herzogin aufsetzen, welches genau die Entscheidung des Konseils wiedergab; er

gewährte Montigny Einsicht darein und liefs ihm sagen, in sieben bis acht Tagen wolle er sich auch in der Frage der Generalstände schlüssig werden. Am 2. August wurde die Depesche ausgefertigt, sie enthielt die Beschlüsse des Staatsrates, sowie den Befehl zu militärischem Einschreiten gegen die Predigten und Tumulte der Ketzer; zu diesem Zwecke wurden der Regentin grofse Mittel in Aussicht gestellt; in einer Nachschrift wurde ihr das Verbot der Versammlung der Generalstände eingeschärft. Es wurden Briefe an die Gouverneure, Ordensritter, Ordonnanzkapitäne, Festungskommandanten und Städte beigelegt; darin wurde zu Wachsamkeit gegen die Ketzer und zu Unterdrückung ihrer Umtriebe aufgefordert. Hoorne wurde durch einige nichtssagende Zeilen abgespeist, die ihm Courteville schreiben mufste; an Egmont, Mansfeld und Meghem wurden gnädige Handschreiben gerichtet, nicht minder an Oranien: der Prinz wurde des vollsten Vertrauens versichert, mit Danksagungen wegen seines Auftretens in Antwerpen überhäuft; sein Demissionsgesuch wurde abgelehnt, da seine Dienste gerade jetzt unentbehrlich wären; doch wurde er gebeten, seinen Bruder „auf einige Tage“ aus den Niederlanden wegen seiner Beteiligung an den herrschenden Unruhen zu entfernen, — gerade diesen Wunsch ersuchte Philipp den Prinzen als einen Beweis seines unbegrenzten Zutrauens, der Aufrichtigkeit und der Freimütigkeit aufzunehmen, die ihn gegen einen so treuen Diener beseelten. Nicht einmal gegen die Herzogin liefs sich Philipp über seine wahren Intentionen aus. Zwar machte er ihr in einem geheimen Handschreiben (gleichfalls vom 2. August) keinen Hehl daraus, dafs jedes weitere Entgegenkommen über die Beschlüsse des spanischen Staatsrates hinaus ausgeschlossen sei; er eröffnete ihr, dafs er niemals die Berufung der Generalstände genehmigen würde, indem er ihr freilich zugleich befahl, davon nichts merken zu lassen, sondern sich so zu stellen, als habe das Verbot nur vorläufige Geltung, und als hege sie die Hoffnung, bald seine Aufhebung zu erwirken; er untersagte ihr alle weiteren Verhandlungen mit den Ständen der einzelnen Provinzen über die Moderation der Plakate und wies sie aufs strengste an, neue Forderungen, die an sie gestellt würden, weder zu erfüllen, noch auch die geringste Aussicht auf ihre Bewilligung zu erregen. Aber das vertraute er ihr doch nicht an, dafs er seine Zusagen nicht zu halten gedachte, und auch über den Wert seiner

Versicherungen gegenüber Oranien vermied er jegliche Bemerkung. Nur vor dem Papste sprach sich Philipp rückhaltslos über seine wahren Absichten aus; er beteuerte vor ihm, dafs seine Mafsregeln nur Scheindemonstrationen seien, und dafs er die volle Herrschaft des Katholizismus aufrecht zu erhalten entschlossen sei: „Denn ich bin nicht gesonnen und gewillt, über Ketzer zu herrschen". Er wiederholte seine stereotype Phrase, hundertmal würde er sein Leben, sowie seine sämtlichen Staaten für die Religion preisgeben; er versprach, dafs er im schlimmsten Falle mit Gewalt den Widerstand im Lande brechen würde: „aber", so fügte er hinzu, „ich will dann selbst die Vollstreckung übernehmen und weder die Gefahr, die mir begegnen könnte, noch auch der Ruin der Niederlande oder der anderen Länder, die mir übrig bleiben, sollen mich hindern, das zu tun, wozu ein christlicher Fürst, der Gott fürchtet, für Gottes heiligen Dienst, für die Erhaltung des katholischen Glaubens, sowie für das Ansehen und die Ehre des heiligen Stuhls verpflichtet ist." [1])

Selbst wenn Philipps Zusicherungen ehrlich gemeint gewesen, und wenn sie zur rechten Zeit angekommen wären, so ist es doch fraglich, ob sie irgend welchen Nutzen gestiftet hätten; allzu knapp und kärglich waren sie bemessen. Der lange Verzug, die Schwäche der Brüsseler Regierung, taten alles, um die Verwirrung zu steigern und die Leidenschaften zu erhitzen. Verzagt und wehrlos sah die Statthalterin den Ausschreitungen der Kalvinisten zu; schon machte sie keinen ernstlichen Versuch mehr, der hereinbrechenden Flut zu wehren. Ungehindert reizten die Prediger durch ihre flammenden Reden ihre Hörer zur äufsersten Wut. Die bewaffneten Banden, die den Anhang der Prädikanten bildeten, vermochten den Fanatismus nicht mehr zurückzudämmen, den in ihnen die wilden Schmähungen gegen die alte Kirche und deren Diener entzündet hatten. Keineswegs fehlte es an Vorboten, die das drohende Ungewitter ankündigten. Schon Ende Juli fürchtete die Herzogin den Ausbruch von Excessen gegen den Klerus und die Kirchen; sie nahm dagegen ihre Zuflucht zu Gott, indem sie den Bischöfen befahl, in ihren Diözesen Gebete, Prozessionen, Fasten, Almosen und Predigten anzuordnen. Noch wäre es ein leichtes gewesen, die Bewegung im Keime zu ersticken; aber die Furcht lähmte alle Tatkraft. Einige zuverlässige Ordonnanzbanden hätten gewifs die Tumulte unterdrückt; aber man glaubte, dafs Gewalt erst recht

Gewalt auf der Gegenseite erzeugen würde. Mitte August meldete der Erzbischof von Cambrai der Regentin, dafs während seines Aufenthaltes am Reichstage zu Augsburg der gröfste Teil der Untertanen in seiner Stadt die kalvinistische Religion angenommen, die Oberhand über den Magistrat gewonnen und sich zum Herren der Stadt gemacht habe; er bat die Herzogin um Truppenhilfe, um die Rebellen mit Kanonen zur Vernunft und zum Gehorsam zu bringen. Sie aber schlug ihm die geforderte Hilfe ab und antwortete ihm, sie könne ihm keinen andern Rat geben, als es so zu machen, wie sie für sich selber handele, nämlich nach Möglichkeit die Anwendung von Gewalt zu vermeiden, weil man zur Zeit dazu nicht im Stande sei.[1])

Überall jedenfalls dauerten die Predigten fort, und wo sie bisher gar nicht oder vereinzelt stattgefunden hatten, da wagten sie sich jetzt an das Licht. Zumal der Norden trat nunmehr in die Bewegung ein. In den Provinzen Oraniens wurden Massenpredigten abgehalten, zu denen sich viele Tausende einfanden, wiewohl die Präsidenten von Holland und Utrecht feindselig dagegen auftraten. In Gorkum nahm der Bürgermeister daran Anteil; er zog den Prädikanten an seinen Tisch. Auch in Friesland, Overyssel und Groningen gährte es stark; aber noch wufste hier Aremberg dem Treiben Einhalt zu gebieten. Überhaupt zeigte es sich, dafs es auf die Haltung der Gouverneure sehr viel ankam; Noircarmes im Hennegau, Berlaymont in Namur und zumal Mansfeld in Luxemburg sorgten für leidliche Ruhe. In Nordbrabant, zwischen Brüssel, Mecheln, Herzogenbusch und Antwerpen, wurde das platte Land aufgewiegelt; als ein Prädikant in Vilvoorde festgenommen wurde, wurde er von einer Schar Bewaffneter befreit, und er hatte fortan nur noch gröfseren Zulauf. Und schon wollten sich die Kalvinisten nicht mehr mit der Feldpredigt begnügen; sie heischten gebieterisch, dafs sie ihre gottesdienstlichen Übungen innerhalb der Mauern vornehmen dürften, und verlangten Kirchen in den Städten oder wenigstens Bauplätze für die Errichtung eigener Gotteshäuser. In die Reihen des Klerus drang die neue Lehre mehr und mehr ein. Im Kloster von St. Michael in Antwerpen nahmen die Mönche Partei für den neuen und den alten Glauben; sie wurden miteinander handgemein, sodafs zwei bis drei tot auf dem Platze blieben. Es gab viele Priester, welche sich weigerten die Messe zu lesen, und andere, welche Frauen nahmen.[2])

Die wichtigsten Herde der Bewegung waren noch immer Flandern und Antwerpen, und hier gerade wirkten Egmont und Oranien. Aus Flandern kamen derart bedrohliche Nachrichten, dafs sich Egmont nach seinem Gouvernement zu gehen entschlofs. Man fürchtete Angriffe der Ketzer auf Gent und auf Brügge. Zuerst besuchte Egmont Gent; der Magistrat erklärte sich hier aufser Stande, ernstliche Unruhen zu verhindern, und auch Egmont berichtete an die Herzogin, dafs er nicht in der Lage sei, eine durchgreifende Wirksamkeit zu entfalten, und dafs den Tumultuanten an einem Pardon schon garnichts mehr liege, da sie sich stark genug fühlten, um sich aus eigener Kraft zu behaupten. Kaum in Gent angelangt, wurde Egmont nach Brügge berufen. Hier hatten die Behörden bisher des Sonntags die Tore geschlossen, um die Einwohner von der Teilnahme an den benachbarten Feldpredigten abzuhalten; der Gouverneurbailli in Flandern, Ferdinand de la Barre, Herr von Mouscron, sowie Louis de Flandre, Bailli von Gent und Le Franc, hatten bisher den Ketzern Respekt eingeflöfst. Nun aber erscholl das Gerücht, diese wollten, an die 25—40000 Mann stark, mit Artillerie versehen, vor den Mauern von Brügge erscheinen und sich die freie Predigt mit Gewalt erzwingen. Der geängstigte Magistrat wandte sich hilfeflehend an den Statthalter, und dieser leistete der Bitte Folge. Weit übertrieben war, was man sich erzählte; nur soviel war wahr, dafs eben damals auf das Ersuchen der Kalvinisten Franz Junius, der gerade in Gent weilte, nach Brügge übersiedelte. Er predigte hier am Sonnabend (10. August) vor der Stadt in französischer, ein anderer Prädikant in vlämischer Sprache vor etwa 4—5000 Zuhörern; es waren meistens Weber und Walker; an die 200 Personen waren mit Feuergewehren, 3—400 mit Hellebarden und Piken bewaffnet; es wurde aber beiden, als sie mit ihrer Herde die Tore passieren wollten, der Einlafs verweigert. Schon hatte sich der gröfste Teil zerstreut, nur noch etwa tausend Personen waren versammelt, da langte Egmont von Gent an. Er ritt durch die Menge, die ihn begrüfste und zu seinen Ehren eine Salve abfeuerte. Man raunte sich zu, dafs die Predigten seine Billigung fänden; weit davon abschreckend zu wirken, ermutigte daher seine Ankunft die Sektierer, bei ihrem Beginnen zu beharren.

Abermals predigte Junius, der die Nacht im Freien zugebracht hatte, am nächsten Morgen vor der Stadt. Da es

regnete und stürmte, bargen sich die Versammelten in der Kirche des Friedhofes von S^te^ Croix; es waren wohl nur halb so viel Leute erschienen, wie am Tage zuvor. Egmont schickte den Bürgermeister und zwei seiner Edelleute hin; er stellte durch sie in Abrede, dafs er die Predigten, zumal unter Waffen, keineswegs billige. Darauf ergriff Junius das Wort: nicht sie hätten dieses Gerücht ausgesprengt, sondern ihre Widersacher; niemand von ihnen habe solches geäufsert; selbst wenn sie der Zustimmung eines der Herren gewifs wären, was doch keineswegs der Fall sei, so würden sie sich hüten, das von der Kanzel aus bekannt zu geben; nur zu ihrem Schutze seien sie bewaffnet, nicht zu Angriff oder zu Aufruhr oder gar, wie man ihnen nachsage, die Klöster zu verwüsten und zu plündern. Sie seien bereit, so schlofs Junius seine Rede, den Befehlen Egmonts, sowie der übrigen Herren und aller Obrigkeiten zu gehorchen, was den Dienst des Königs anbelange; aber Gottes Gebot stehe ihnen höher, als menschliche Satzung, und darum erlaube es ihnen das Gewissen nicht, von der Predigt abzulassen. Die Bevollmächtigten frugen die Umstehenden, ob das ihrer aller Meinung wäre, und einstimmig antworteten alle mit Ja. Junius wagte es nicht, sich sofort nach Brügge zu begeben; er hielt sich im benachbarten Städtchen Damme auf; als aber in Brügge ein Patent verkündigt wurde, durch das auf sein Haupt ein Preis gesetzt wurde, wurde er aus Damme verwiesen. Auf die Kalvinisten von Brügge machte das Edikt geringen Eindruck; sie beschlossen vielmehr, Junius in die Stadt zurückzuholen, und geschützt durch Verkleidung schlich sich Junius in der Tat in Brügge ein. Er blieb hier bis Ende August, ohne dafs ihm ein Härchen gekrümmt wurde. Zwar nahm Egmont zum Schutze der Stadt dreihundert Bewaffnete an; aber die Predigten auf dem Friedhofe von S^te^ Croix dauerten fort, und ebenso war es in ganz Flandern. Egmont liefs es nicht an Mandaten zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und gegen die Predigten fehlen. So erliefs er für Ypern eine Verfügung, dafs, wenn Predigten vor der Stadt stattfänden, die Pforten geschlossen bleiben sollten, und dafs die Teilnehmer die Tore nur unbewaffnet und einzeln passieren dürften; als ihm der Magistrat von Ypern eine Supplik um Gewährung freier Predigt übermittelte, gab er seiner Entrüstung Ausdruck und empfahl die Anwendung von Gewalt. Aber er vermochte nicht durchzugreifen, vielleicht

weil er nur mit halbem Herzen bei der Sache war, und weil er von seiner protestantischen Umgebung allzu sehr abhängig war. Immerhin konnte selbst Morillon ihm nicht das anerkennende Zeugnis versagen: „Egmont handelt in Flandern durchaus pflichtgemäfs".[1]) Allerdings bereitete sich schon in jenen Tagen des Aufenthaltes Egmonts in Flandern gerade hier eine neue Bewegung vor, die alle früheren an Stärke und Wildheit übertreffen sollte — der Bildersturm.

Antwerpen konnte für die Regierung und den Katholizismus bereits als ein verlorner Posten gelten; nur das konnte noch fraglich erscheinen, ob Oranien und die von ihm im geheimen protegierten Lutheraner, die ihren Anhang vornehmlich im höheren Bürgertume hatten, oder die Kalvinisten mit ihrem grofsen Anhange in den niederen Volksmassen auf die Dauer die Oberhand behalten würden. Oranien gab sich zwar Mühe, den katholischen Gottesdienst zu schützen, — nahm er doch sogar selbst daran teil; aber schon mufsten die Katholiken froh sein, wenn sie nur in der Stadt geduldet wurden. Bei einer Predigt, die der lutherische Pastor in Kiel am 10. August hielt, stellte sich der Pfarrer Cunerus von St. Peter in Löwen ein. Er brannte schon lange nach dem Ruhme eines Bekehrers oder Märtyrers; bekleidet mit einem grofsen Mantel und Hute, suchte er sich das Aussehen eines Prädikanten zu geben. Als der Lutheraner geendigt hatte, bestieg er die Kanzel, um die Paulinische Lehre in der römischen Auffassung vorzutragen und die göttliche Einsetzung des Papsttums zu beweisen. Beinahe hätte er sein Unterfangen mit dem Leben bezahlt; einige Bürger retteten ihn, indem sie ihn im Keller eines Häuschens verbargen, wo er bis zu den Knöcheln im Wasser stehen mufste. Schon hatte die Menge das Versteck ausfindig gemacht und schickte sich an, es zu stürmen, da erschien, von Oranien gesandt, der Beamte des Ortes und erklärte den Pfarrer für seinen Gefangenen, um ihn der Wut des Volkes zu entreifsen, und in aller Stille wurde der tollkühne Priester entfernt. Hätte er das Wagestück bei einer kalvinistischen Predigt versucht, so wäre er schwerlich so glimpflich davongekommen. Von welchen Gesinnungen der Magistrat beseelt war, das zeigte er, indem er sich für eben diesen lutherischen Pastor zu Kiel mit allem Eifer bei der geistlichen Behörde verwandte, um seine amtliche Anerkennung durchzusetzen; auch

als das nicht glückte, liefs man ihn ruhig seine Funktionen weiter ausüben.

Noch verband die Kalvinisten und Lutheraner in Antwerpen der gemeinsame Wunsch, sich von allen Einwirkungen der Zentralregierung möglichst frei und unabhängig zu behaupten, sowie die öffentliche Übung des Gottesdienstes in der Stadt selbst zu erkämpfen. In der ersten Hälfte des Augusts trugen Wykmeister und Zunftdekane den Wunsch vor: Straelen möge zum dauernden Stellvertreter Oraniens ernannt werden, und wenn der Prinz einmal längere Zeit aufserhalb der Stadt weile, so solle hier für ihn inzwischen Hoorne oder Hooghstraeten die oberste Leitung übernehmen. Der Magistrat schlofs sich dem Gesuche an, und der Prinz übermittelte es der Regentin, die freilich nichts davon hören wollte. Um dieselbe Zeit ging den Antwerpener Kalvinisten von einem Glaubensgenossen aus Brüssel die briefliche Warnung zu, dafs der Drossart von Brabant einen Anschlag gegen die Feldpredigten plane; beängstigende Gerüchte über Waffentransporte und Werbungen gegen die Anhänger der neuen Religionen schwirrten durch die Stadt. Daher fafste das Konsistorium am 14. August den Beschlufs, der gröfseren Sicherheit halber die Predigt in die Stadt zu verlegen und schon am nächsten Tage damit zu beginnen. Eine Supplik wurde aufgesetzt, die noch am 14. August um elf Uhr durch einige Kaufleute dem Prinzen überreicht wurde. Er antwortete ihnen, dafs er das keinesfalls zulassen würde; sie entgegneten: es sei so beschlossen; doch wollten sie ihr möglichstes tun, um die Sache rückgängig zu machen. Oranien gab den Befehl, um fünf Uhr morgens die Gilden zu versammeln, um mit Gewalt einzuschreiten. Als die Reformierten den festen Willen des Prinzen gewahrten, wichen sie zurück Um sieben Uhr früh erschienen (am 15.) die Bevollmächtigten der neuen Religion abermals beim Prinzen; sie teilten ihm mit, dafs man mit Rücksicht auf ihn sich noch aufserhalb der Stadt versammeln würde, dafs sich das Volk aber kaum noch dazu habe verstehen wollen, da es sich vor den Mauern nicht mehr sicher fühle. Die Kalvinisten fügten sich also; aber wie ungern, das erhellt daraus, dafs Modet noch am selbigen Tage in seiner Predigt zürnend aussprach, wenn man mit Hilfe des Adels die Freiheit erringen wolle, so müsse man ihn derart blofsstellen, dafs ihm der Rückzug unmöglich würde.[1]) Oranien und der Rat trugen der

Herzogin ihre Zweifel vor, ob sie dem Andringen der Kalvinisten noch lange würden wehren können; schon in wenigen Tagen erzwangen sich die Kalvinisten in der Tat, wie anderwärts, so auch in Antwerpen den freien Gottesdienst innerhalb der Stadt, und zwar durch das Mittel des Bildersturms. —

Wie eine ungeheure Sturmflut, so drang diese jüngste Äufserung kalvinistischen Glaubenseifers bereits vom Südwesten heran, tobend und gährend, alles in ihren trüben Wirbeln verschlingend. Von Westflandern nahm sie ihren Ausgang. Am 10. August, am Laurentiustage, sammelte sich bei Steenvoorde in der Gegend zwischen Ypern und Dünkirchen, im jetzigen Französisch-Flandern, eine bewaffnete Bande; unter der Anführung eines früheren Mönches, der ihnen jetzt als Prädikant diente, des Jacques de Buysere, stürmte sie das Laurentiuskloster, das gerade den Tag seines Heiligen feierte; die Bilder und Statuen wurden zerstört, das Kloster geplündert. An den folgenden Tagen widerfuhr einer Reihe von Prioreien und Abteien in und bei Bailleul, Courtrai, Comines, Meenen, St. Omer, Warneton, St. Winoxbergen und Hondscote dasselbe Schicksal. Es kümmerte die Exzedenten nicht der Umstand, dafs in der nächsten Nähe des Schauplatzes ihrer Ausschreitungen, nämlich in Ypern, der Gouverneur weilte. Der Magistrat von Ypern bat Egmont zu bleiben, da er fürchtete, dafs auch diese Stadt nicht verschont bleiben würde; aber auf das Gebot der Statthalterin mufste Egmont am 15. Flandern verlassen, um sich zu der für den 18. des Monats ausgeschriebenen Versammlung der Vliefsritter in Brüssel einzufinden; kaum hatte er Ypern den Rücken gekehrt, da trafen die Aufrührer vor den Toren der Stadt ein und suchten die in der Umgebung gelegenen Kirchen und Klöster heim. Am Morgen des 16. drangen sie in die Stadt selber ein; erst predigten sie in der Frauenkirche; dann wurden die übrigen Kirchen von sechs Uhr früh bis zum Abende geplündert; sie brachen in das Haus des Bischofs ein, um ihn zu töten; der aber hatte sich zu Freunden geflüchtet. Die Behörden sahen den Exzessen zu, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sie zu unterdrücken. Schon wurde das platte Land von Welschflandern von den Banden überschwärmt; der Rat von Lille bat die Herzogin dringend um Hilfe; sie schickte einige Tage später die Ordonnanzkompagnie Montignys dahin. Ein Prädikant, namens Cornilles, war der Leiter der Bewegung in Flandern; sie drohte bereits nach dem

Tournaischen hinüberzuspielen, wurde aber hier noch abgewehrt. Am 19. fand bei Lannoy, seitwärts von Tournai, eine Predigt statt, zu der sich Einwohner aus diesen beiden Orten und zahlreiche flandrische Bilderstürmer eingefunden hatten. Der Prädikant Ambrosius Will tadelte diese Gäste lebhaft, zwar nicht wegen ihres Treibens schlechthin, aber wegen der Eigenmächtigkeit ihres Handelns: nur mit Genehmigung der Obrigkeit dürfe ein Werk solcher Art unternommen werden; erst sollten sie die Götzen ausrotten, die in ihrer eigenen Brust die Herrschaft hätten, wie Geiz, Neid, Üppigkeit, Unzucht, sowie andere Laster und Sünden, bevor sie die Bilder draufsen stürzten. Die Fremden waren darüber sehr entrüstet; sie beriefen sich darauf, dafs sie lediglich dem Antriebe des schon genannten Cornille, ihres Prädikanten, gefolgt wären. Sie wollten sich nach Lannoy werfen; aber sie wurden daran von den eigenen Glaubensgenossen aus Lannoy und Tournai verhindert; bald genug wurde Wille freilich seiner eigenen Lehre untreu. Blieb Tournai auch auf einige Tage noch fest, so schlugen die Flammen doch jetzt ins nördliche Flandern hinüber; sie ergriffen Gent und Brügge und wüteten mit besonderer Heftigkeit auf dem zwischen diesen beiden Städten gelegenen platten Lande. Bis zum 27. August wurden in Flandern nach dem Zeugnisse der Regentin an die 400 Kirchen und Klöster zerstört, und das erscheint keineswegs unglaublich: wurden doch allein in den beiden Kastellaneien Kassel und St. Winoxbergen (mit dem Quartier von Hondscote) ungefähr je hundert vernichtet.

Während das Ungewitter also in Flandern wütete, brachen die Kalvinisten auch in Antwerpen los. Wie in Ypern die Abreise Egmonts, so gab hier die Oraniens zur Tagung der Vliefsritter das Signal. Am 18. August, einem Sonntage, fand das Fest der Kirchweihe statt; dabei wurde in feierlicher Prozession, an der alle Behörden, Gilden und Zünfte teilnahmen, eine Marienstatue umhergetragen. Oranien fürchtete, dafs sich dabei Unruhen erheben könnten; daher wartete er diesen Tag noch in Antwerpen ab. Am Vorabende des Festes hatte Modet in einer Predigt die soeben beschriebene Zeremonie als nicht zeitgemäfs getadelt; er hatte seinen Hörern zugerufen: „Brüder, Ihr habt die Idole aus Eurem Herzen gerissen; habt jetzt die Weisheit, sie fern von Euren Augen zu halten“. Gewifs lag darin nicht gerade eine Aufforderung zur Bilderstürmerei, sondern nur eine Warnung

vor unziemlicher Neugier; immerhin wurde den Kalvinisten dadurch das, was ihnen als abgöttisch im römischen Kult erschien, lebhaft ins Gedächtnis zurückgerufen. In der Tat verliefen die Prozession und der ganze Sonntag ohne erhebliche Störungen, nur dafs aus der gaffenden Menge einige Spottreden und Schmähungen gegen die Statue fielen, und dafs sie mit Schmutzklümpchen beworfen wurde; jedenfalls glaubte der Prinz am Morgen des 19. Augusts ruhig auf einige Tage nach Brüssel gehen zu dürfen. Aber gerade da brach der Skandal aus. Gewöhnlich wurde die Bildsäule acht Tage lang nach dem Feste öffentlich in der Kathedrale ausgestellt; aus Besorgnis vor Anstofs brachte man sie dieses Mal sofort in die Kapelle, die ihr als Aufbewahrungsort diente. Gerade das reizte einige junge Leute, die sich in der Kirche befanden; sie begannen zu höhnen, „ob denn Mariechen Furcht habe, dafs sie sich so schnell in ihr Nest zurückzöge“. Ein Bursche bestieg die Kanzel und redete tolles Zeug, indem er sich wie ein Prediger geberdete; die anderen warfen nach ihm; man wollte ihn herabzerren; er wehrte sich mit Fufstritten; endlich warf ihn ein junger Matrose herunter; dieser wurde darauf von den Genossen des Ersten mit Dolchen angegriffen und leicht verwundet; schliefslich räumte die Kirchenwache das Gotteshaus und schlofs die Tore.

Weit entfernt, sich dadurch warnen zu lassen, traf der Magistrat für den nächsten Tag (den 20. August) keinerlei Vorkehrungen. Die Türen der Kirche blieben offen, und so füllte sie sich gegen Abend wieder mit jungen Leuten, die ihr Unwesen in ihr trieben. Die Kirchenwache erwies sich als ohnmächtig; daher wurde der Markgraf mit seinen Trabanten gerufen; aber auch er vermochte nichts gegen die Menge, die sich stetig vergröfserte und immer ungebärdiger zeigte; unverrichteter Sache zog er sich schliefslich zurück. Nunmehr begann beim Anbruche der Nacht der Bildersturm. Psalmen wurden angestimmt; darauf wurde die Kapelle erbrochen, in der sich die Marienstatue befand, und diese wurde der Vernichtung geweiht. Noch im Laufe der Nacht wurde nicht nur die Kathedrale ausgeplündert; sondern die wütenden Haufen ergossen sich auch in die übrigen Kirchen, Kapellen und Klöster; die Kreuze und Bildsäulen auf den Strafsen und vor den Häusern wurden zertrümmert. „Alles das geschah mit einer solchen Wut und einer so unglaublichen Schnelligkeit, dafs es vor Tages-

anbruch in der ganzen Stadt keine Kirche, keine Kapelle, kein Hospital und kein Kloster gab, die nicht gänzlich demoliert und zerstört waren". Nur wenige Leute waren es, die also die Stadt terrorisierten, nach der Angabe der Regentin etwa hundert; das war wohl freilich eine allzu niedrige Schätzung. Am Morgen des 21. begaben sich die Tumultuanten aus der Stadt und hausten in der Umgebung; ihr erster Angriff galt der Abtei von St. Bernhard. Auch Granvellas Landhaus zu Cantecroix blieb nicht verschont; an die zwanzig Leute überfielen das Schlofs; sie tranken zwei Tonnen Bier aus und schändeten das Altarbild in der Kapelle; Nachzügler verlangten sogar, dafs die antiken Statuen an der Pforte, wie die des Herkules, entfernt würden. An die drei Tage währte das Wüten in und um Antwerpen. Der Magistrat hielt sich indes im Stadthause versammelt; er liefs sich durch die Gilden bewachen und wagte nicht einzuschreiten. Als einer der anwesenden Bürger erklärte, mit 40 bis 50 Mann sei die Ordnung wiederherzustellen, nahm ihm der Markgraf das sehr übel. Und schon sprang von Antwerpen der Funken nach dem benachbarten Seeland hinüber; am 21. und 22. August setzte hier der Bildersturm in Middelburg, in Veere und Vlissingen ein.[1])

Greulich waren die Frevel und Verwüstungen, welche die Bilderstürmer begingen. Ciborien wurden aus den Altären herausgenommen, die Hostien zu Boden geworfen und mit den Füfsen getreten. Altäre, Kruzifixe, Statuen, Bilder, Taufbecken, Bücher und Mefsgewänder, Monstranzen, Orgeln, Bänke, Chorstühle und Pulte wurden zerbrochen und verbrannt. Man sah die Kirchen und Klöster, die der fromme Sinn der Voreltern erbaut hatte, demoliert und entweiht, die Bilder und Kunstwerke, die man bisher so inbrünstig verehrt hatte, in Trümmer geschlagen, die Grabmäler der alten Fürsten und der Ahnen geschändet. Nicht nur ein Sakrileg vom katholischen Standpunkte aus war der Bildersturm, sondern auch ein Akt der Barbarei. Mit welcher Genugtuung berichtete Morillon seinem hohen Gönner nach Rom, dafs das Genter Altarbild der Gebrüder Eyck verschont geblieben sei! Nicht geringer war die Freude, die Varnewijk eben darüber äufserte. Berühmte Bibliotheken, wie die der Abteien von Dunes und Clermaretz bei St. Omer, wurden wenigstens teilweise vernichtet. In den von allem Schmucke entblöfsten Gotteshäusern hielten die

Kalvinisten ihren Gottesdienst; der katholische Kult hörte stellenweise ganz auf; denn auf dem platten Lande wurden die Pfarrer und Priester vieler Orten verjagt. Die wüstesten Exzesse wurden begangen; man trank vom Meſswein, bis man schwer berauscht am Boden lag. Aber was das merkwürdige war: wohl wurde zerstört, aber nicht geraubt; das teilte selbst die Regentin dem Monarchen mit. In Antwerpen, in Middelburg und später in Tournai wurden die Juwelen, das Gold und das Silber, nachdem die Gerätschaften zerbrochen oder eingeschmolzen waren, von den Ältesten und Gemeindegliedern den Behörden zurückgestellt. In Middelburg erschien vor dem Bailli ein abgefallener Mönch mit einigen Konsistorialen; er lieferte viele Kostbarkeiten ab, indem er erklärte: er wolle solches Gut der Abgötterei nicht behalten, damit ihm nicht der gottlose Haufen der Mönche nachsage, er habe sich an geraubtem Klostergut bereichert; denn das würde seinem Rufe schaden bei der Predigt des göttlichen Wortes, der er sich von jetzt ab widmen wolle.

Es ist aus solchen Vorgängen zu erkennen: wie sehr auch die unholden Leidenschaften des Vandalismus und bei einzelnen Tätern der Habsucht im Spiele waren, das Grundmotiv des bei weitem gröſsten Teiles der Tumultuanten war religiöser Art. Es waren die Früchte der Predigt gegen die Abgötterei, welche nunmehr zur Reife gediehen, und insofern ist der Bildersturm tatsächlich das Werk des Kalvinismus, des Geistes, den die Lehre des Genfer Reformators in die Herzen seiner Anhänger mit unwiderstehlicher Kraft pflanzte. Es war nicht die Folge eines allgemein gültigen, lange vorher gefaſsten Beschlusses, der die Gemeinden allüberall verpflichtete;[1]) aber die Idee lag gleichsam in der Luft. Lange genug war bereits mit ihr gespielt worden; erst auf der Versammlung von St. Trond war sie wieder erörtert worden. Und nun wurde es mit ihrer Ausführung Ernst. Spontan brach der Sturm in Westflandern los; da sich ihm nirgends ein Widerstand entgegenstemmte, konnte er ungehindert über das Land hinwegbrausen. Wie sich die Bewegung verbreitete, ist am Beispiele des miſsglückten Unternehmens auf Lannoy zu erkennen. Banden zogen von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, überall ihre Genossen mit sich fortreiſsend, wenn sich diese nicht etwa, wie Wille bei Lannoy, widersetzten. Versammlungen wurden im Anschlusse an die Predigten abgehalten, auf dem die Art des Vorgehens für die einzelnen Quartiere festgesetzt wurde.

Unabhängig von den Vorgängen in Flandern bildete sich ein zweiter Ausgangspunkt der Bewegung in Antwerpen; sie zog ihre Kreise bis nach Gent und Nordflandern, wo sich ihre Wellen mit denen trafen, die von Süden her drangen, sowie nach dem Norden, nach Seeland. Als in Middelburg am 21. August in der Kirche in Westmünster der Bildersturm begann, hatten die Führung „unbekannte Leute", die eine „grofse Furie" entfalteten; Leute aus Antwerpen und aus Middelburg waren es, die auf dem platten Lande der Insel die Bilder brachen.[1])

Gewifs waren es die zu Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten jederzeit geneigten niederen Volksklassen, deren man sich auch dieses Mal bei der Ausführung bediente. Die führenden Männer innerhalb des Kalvinismus waren geteilter Meinung. Wenn die Prediger und Konsistorien sowohl der französischen als auch der vlämischen Gemeinden zu Antwerpen alsbald nach dem Bildersturme unter voller Namensunterschrift vor dem Magistrate feierlich erklärten, dafs sich die Ereignisse ohne ihr Wissen und Willen abgespielt hätten, und dafs sie die Plünderungen und Verheerungen bedauerten,[2]) so darf man ihren Versicherungen, was den vorliegenden Fall anbelangt, unbedingten Glauben schenken. Trotzdem waren die Exzesse, wenngleich sie nicht gerade jetzt von ihnen direkt gewollt waren, unzweifelhaft mit eine Wirkung ihrer Lehre. Auf demselben Standpunkte wie sie stand Junius; er warnte in Gent einen Mann, namens Lieven Ongena, der ihn um seinen Rat fragte, vor der Beteiligung; aber charakteristisch ist seine Motivierung: nur die ordentliche Obrigkeit habe das Recht, die Entfernung der Bilder zu bewerkstelligen; ganz dasselbe Argument machte ja Wille gegen die flandrischen Tumultuanten geltend. Und sicherlich war es die anerkannte Lehre, dafs der Obrigkeit in allen weltlichen Stücken nicht aus Furcht, sondern aus dem Zwange des Gewissens heraus Gehorsam geleistet werden müsse; in ihrer Eingabe an den Magistrat führten die Antwerpener Konsistorien das mit allem Nachdruck aus. Aber das war es eben, ob nicht der Bilderdienst zu den Dingen gehöre, worin man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen, und nimmermehr war von den papistischen Obrigkeiten die Initiative in dieser Hinsicht zu erwarten. Und keineswegs war der Grundsatz des Junius innerhalb der niederländischen Kalvinisten zu unbestrittener Herrschaft gelangt. Ihr bedeutendster Publizist, Philipp von Marnix, lieferte, wenn-

gleich er die Urheberschaft der Prädikanten an den Vorgängen des Augusts bestimmt in Abrede stellte, aus dem Alten Testamente und der Kirchengeschichte den Nachweis, dafs die Vernichtung der abgöttischen Bilder jederzeit als göttliches Gebot gegolten habe und vollzogen worden sei, und nicht nur auf Befehl der ordentlichen Obrigkeit; er nahm die Bilderstürmer in Schutz: „nichts haben sie zerstört, als die Altäre und Erinnerungsbilder der Teufel; nicht des Ungehorsams gegen die Obrigkeit haben sie sich schuldig gemacht; denn sie haben nicht daran gedacht, die Obrigkeit gering zu schätzen; sondern sie liefsen sich lediglich durch einen unbezwinglichen und feurigen Eifer hinreifsen, allen Menschen kund zu tun, wie sehr ihnen von Herzen alle die Abgötterei leid tat, die sie so manches Jahr unter grofser Lästerung und Verachtung des Namens Gottes getrieben hatten. Wenn andere darunter waren, die ihren Vorteil dabei suchten, so mag über sie Gott der Herr urteilen".[1])

Wenngleich eine vollkommene Übereinstimmung in der Haltung der Prediger und Konsistorien zur Frage des Bildersturms nicht bestand, so ist es doch eine Tatsache, dafs gerade dessen erste Anfänge in Flandern auf Antrieb und unter Führung der Prädikanten einsetzten; diejenigen, welche nur mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung vorgehen wollten, standen vereinzelt und vermochten auf die Dauer nichts auszurichten; schliefslich kapitulierten sie, wie das Beispiel des Ambrosius Wille in Tournai beweist, vor der radikalen Richtung. Am Abende des 22. Augusts gelangte hierhin die Nachricht von den Ereignissen, die sich in den letzten Tagen zu Antwerpen und zu Gent abgespielt hatten; sofort brachen Unruhen aus; doch gelang es den Vorstellungen einiger protestantisch gesinnter angesehener Männer, wie des Herrn du Bus und des Prokurators Pasquier de la Barre, dieses Mal noch die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber am nächsten Morgen, bereits in der Stunde von drei bis vier Uhr, setzte das Werk der Zerstörung wirklich ein; die Prediger waren jetzt dabei; sie beschränkten sich darauf zu verhindern, dafs gestohlen und geraubt würde. Wille vernichtete eigenhändig die Privilegien des Kathedralkapitels von Notre Dame, wie er sagte, um den König und den Magistrat von den eidlichen Verpflichtungen zu befreien, die sie dem Kapitel gegenüber eingegangen wären. Pasquier de la Barre liefs angeblich im Auftrage des Rates die Brixius-Kirche durch

deren Schatzmeister im Beisein zahlreicher Ketzer öffnen; diese strömten sofort in das Gotteshaus hinein und fingen an zu plündern; er nahm einige hölzerne Statuen in die Hand und fragte: „Wen gelüstet es nach diesen Götzen?“ Einer Nonne gab er den Rat, einen Augustinermönch zu heiraten, und er feuerte die Exzedenten mit den Worten an: „Tut gute Arbeit, Kinder; man wird Euch gut bezahlen; diese Priester und Bischöfe haben Euch schön hinter das Licht geführt, aber jetzt soll es bald besser werden“. Als der Unterprevost sich einer der neu gebildeten Bürgerkompagnieen zur Unterdrückung des Tumultes bedienen wollte, weigerte sich ihr Befehlshaber, der soeben genannte Herr du Bus, wiewohl sie in Bereitschaft auf dem Grofsen Markt stand. Er erklärte, sie sei nur zum Schutze der Stadt, nicht auch der Kirchen bestimmt; bei Trommelschlag liefs er verkündigen, dafs sich bei Lebensstrafe niemand aufser Reih und Glied rühren dürfe: durch eine Handvoll Buben und Lumpen wurde die Kirche von St. Quentin angesichts der Bürgerwache geplündert.[1])

Das ist nur ein Beispiel für viele; es gibt Beweise dafür in Hülle und Fülle, dafs Prediger und Konsistoriale leitend bei den Exzessen zugegen waren und wohl gar selbst Hand mit anlegten, dafs die Kirchenschänder in ihrem Solde arbeiteten, und es war nicht nur der Pöbel, nicht nur der Stand der Handwerker und Arbeiter, die das Werk der Zerstörung unternahmen; sondern es waren auch Angehörige der besseren Gesellschaftsklassen daran beteiligt.[2]) Dem adligen Bunde dagegen läfst sich eine Mitschuld am Bildersturme nicht aufbürden; zu St. Trond wurden alle Anregungen in dieser Richtung schroff zurückgewiesen, und mochten auch einige wenige, wie Philipp von Marnix, ihn im Herzen als gottgefällig ansehen, so hat ihn doch die weitaus gröfste Mehrzahl aufrichtig verabscheut. Eine direkte Mitwirkung, auch nur einzelner, ist jedenfalls nicht bezeugt;[3]) manch einer mag vergnügt schmunzelnd dem Treiben zugesehen, oder, in obrigkeitlicher Stellung befindlich, nichts zur Verhütung und Unterdrückung getan haben;[4]) aber so verfuhren auch Beamte und Magistrate, welche weder protestantisch gesinnt waren, noch auch zu den Verbündeten zählten.[5]) Vieler Orten suchten die Konföderierten den Ausschreitungen zu wehren, und sie haben sich später nach Möglichkeit für die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes bemüht.[6])

Und noch weniger ist daran zu denken, dafs die Tumulte im Einvernehmen mit Oranien und seinem Kreise stattfanden, oder auch nur irgendwie durch sie begünstigt wurden. Schon weil man hier dem Luthertume geneigt war, mifsbilligte man solch eigenmächtiges Tun; selbst Brederode war darüber empört. Aber man erwog hier auch, dafs der Bildersturm schliefslich nichts anderes war, als der Ausdruck der so lange verhaltenen Wut über die Unterdrückung und Vergewaltigung, der die Protestanten bisher preisgegeben waren, dafs der revolutionäre Wind die eigenen Segel schwellte, indem der Schrecken die leitenden Kreise zu weiterer Nachgiebigkeit bewog, und dafs ein gewaltsames Einschreiten gegen die Tumultuanten in weiterem Umfange nur die Reaktion gegen die bisherigen Errungenschaften fördern würde. Landgraf Wilhelm brachte diesen Standpunkt zum Ausdruck, indem er dem Prinzen auf seine Anzeige von den Greueln und Exzessen zu Antwerpen und anderwärts antwortete: „Darum ist hierin dem gemeinen Pöbel desto eher zu ignoszieren und nachzusehen; denn wenn mit der Spanischen Inquisition leiser und gemacher verfahren wäre, so möchten vielleicht dieser Dinge gar viele unterblieben sein“. Und sowohl er, wie auch der Kurfürst August sprachen die Hoffnung aus, dafs jetzt der „Augsburgischen Konfession in ihrem rechten und wahren Verstande“ durch den König „mit fernerem Rat und Zutun der Landstände die Zulassung gewährt werden würde“.[1])

In der Tat schien es, als sollten die Protestanten mit einem Schlage an das Ziel ihrer Wünsche gelangen. Gerade das Entsetzliche und Gräfsliche der Geschehnisse war es, was alle in einen neuen Taumel der Furcht stürzte und ihre Besinnung lähmte. Die kalte Eisenfaust des Schreckens hielt die Regierung und die grofse Mehrheit des Volkes gelähmt, und so ward das Land der Wut einer kleinen terroristischen Minderheit preisgegeben, der nichts mehr unerreichbar war.

Unter dem Eindrucke der geschilderten Greuelszenen traten die Vliefsritter in Brüssel zusammen, um gemäfs der Einladung der Regentin über die zweite Petition des adligen Bundes zu beraten. Umsonst hatten Meghem und Mansfeld den Versuch gemacht, die Regentin zu tatkräftigem Vorgehen anzuspornen. Beide hatten bereits auf eigene Faust mit deutschen Söldnerführern verhandelt; Meghem riet der Statthalterin aufserdem, den Herzog Erich mit mehreren tausend Mann in Bestallung zu

nehmen. Aber ungehört verhallten solche Mahnungen; sie erkannte zwar den Nutzen an, den militärische Maſsregeln haben könnten, gestand aber selbst ein, daſs ihr dazu der Mut fehle, indem sie sich hinter die Ausflucht versteckte, daſs sie über die Intentionen des Königs nicht genau unterrichtet sei. Unter diesen Umständen waren weder Meghem noch Mansfeld geneigt, dem Rufe der Herzogin nach Brüssel zu folgen; jener hielt sein Leben für bedroht und hatte keine Lust, ein gleiches Schicksal zu erfahren, wie es die Genter vor drei Menschenaltern seinem Groſsvater Humbercourt bereitet hatten. Auch der Herzog von Arschot hielt sich fern; Mansfeld lieſs sich schlieſslich mit groſser Mühe zum Erscheinen in Brüssel bestimmen. Es stellten sich im ganzen elf Herren ein: Oranien, Egmont, Hoorne, Mansfeld, Aremberg, Berlaymont, Graf Johann von Oberembden, Hachicourt, Hooghstraeten, Ligne und Noircarmes, der gar nicht Vlieſsritter war, aber in seiner Eigenschaft als stellvertretender Gouverneur des Hennegaus zugegen war; das Übergewicht hatten die Herren von der schärfsten Tonart.

Am 12. August waren die Depeschen in Brüssel angelangt, welche die Beschlüsse des spanischen Staatsrates auf die erste Petition der Geusen (vom April) und auf die Mission Montignys enthielten, sowie die Handschreiben an Oranien und die übrigen Herren. Der Prinz stellte sich, als ob er durch die Gnade und Ehre, die ihm der König erzeigt hatte, aufs höchste beglückt sei; in überschwenglichen Worten dankte er Margareten für ihre erfolgreiche Fürsprache. Morillon, der kluge Priester, hatte freilich Recht, wenn er die huldvollen Zeilen des Herrschers für pure Heuchelei erklärte; er hatte nicht minder Recht, wenn er vermutete, daſs Oranien den gleiſsenden Worten Philipps nicht trauen würde. Auf Hoorne machte der Umstand, daſs sein Sekretär noch immer keinen Abschied erhalten hatte, einen so verstimmenden Eindruck, daſs er abermals um seine Entlassung bat. Und vor allem erschienen die Zugeständnisse Philipps ungenügend. Zwar gab sich die Herzogin alle mögliche Mühe, jedermann die Überzeugung einzuflöſsen, als ob der König dem adligen Bunde und seinen Wünschen mehr entgegengekommen sei, als man hoffen durfte; sie sagte, mehr könne er garnicht bewilligen, und wer mehr verlange, der sei ein Rebell. Aber die Opposition erklärte rund heraus: die Depeschen seien nicht das geringste wert; denn sie seien so mit Klauseln und Ein-

schränkungen versehen, dafs man ihnen nicht trauen könne; ohne Generalstände sei eine Wendung zum bessern überhaupt unmöglich. Zum Wortführer der Unzufriedenen warf sich Egmont auf. Er traf am 17. August in Brüssel ein, gleichzeitig mit den Hiobsposten aus Flandern über den Bildersturm. Am nächsten Morgen suchte er seine ehemalige Gönnerin in der Messe auf; es entspann sich auf dem Rückwege von dort zwischen beiden ein Gespräch, das im Staatsrate seinen Fortgang fand. Die Herzogin bat den Grafen, ihr bei der Unterdrückung der neuen Skandale beizustehen; er erwiderte, zuerst müsse der Staat gerettet werden, dann würde es leicht sein, für die Religion Fürsorge zu tragen. Sie entgegnete, der umgekehrte Weg sei der richtige und entspreche den Intentionen des Herrschers. Der Graf blieb bei seiner Ansicht, welche, wie er hinzufügte, von allen Leuten geteilt würde, die etwas zu verlieren hätten; die Herzogin hinwiederum versetzte darauf: besser sei es, jeglichen Verlust abzuwehren; falls das aber doch nicht möglich sei, habe die Religion den Vorzug vor allem andern. Mit Schärfe sprach sich Egmont gegen die Anwendung von Gewalt aus; als er bemerkte, das würde soviel heifsen, wie 200000 Menschen töten, antwortete Margareta: wenn es auch so viele wären, so müsse man sie, falls sie sich nicht bekehren liefsen, vertreiben und vernichten, da sie sich sonst erheben und ihren Gegnern eben dieses Schicksal bereiten würden, und keineswegs dürfe man ihre abscheulichen Frevel und Sakrilege dulden. Die Entscheidung des Königs fand vor Egmonts Augen keine Gnade: die Inquisition würde dieselbe bleiben, nur dafs sie fortan von den Bischöfen würde gehandhabt werden. Befremdlich seien die Vorbehalte und Vorschläge des Herrschers hinsichtlich der Moderation; für jeden einzigen, der aus Gründen der Religion hingerichtet werden sollte, würden zwanzig das Land verlassen; schon jetzt sage das Volk, die alten Plakate seien besser als die neuen „gemäfsigten“, deren Wirkung darin bestehen würde, das Land zu entvölkern; den Generalpardon nähmen die Verbündeten gar nicht an; sie wollten keinen „Pardon“, sondern eine Sicherheit; denn sie wollten nicht zugeben, dafs sie etwas Unrechtes getan hätten. Er mifsbilligte den Entschlufs des Königs, die Predigten mit Gewalt zu unterdrücken und die Generalstände zu vermeiden. Jenes wäre schwer ausführbar; dieses würde ihm das Land kosten. Umsonst erinnerte die Herzogin Egmont und seine

Genossen daran, dafs sie ihm so oft versprochen hätten, sie wollten, falls die drei Punkte hinsichtlich der Inquisition der Moderation und des Pardons nach ihren Wünschen erledigt würden, die Waffen zum Dienste Gottes und des Königs gegen jedermann ergreifen; sie gaben zurück, jetzt habe sich die Sachlage geändert, und zu spät komme die Entscheidung des Königs.

Zugleich mit den Vliefsrittern stellten sich die Deputierten des Adels (am 20. August) in Brüssel ein, nicht minder Bevollmächtigte der kalvinistischen Konsistorien. In der Nacht vom 20. zum 21. August langte Gilles Le Clerq, der Generalsekretär der Synode, sowie die Prediger Taffin und Nielles an. Es ward geplant die Überreichung einer Massenpetition um Religionsfreiheit.[1]) Die Stadt wimmelte von Kalvinisten, die hier aus Antwerpen, Gent, Oudenaarde, Tournai und Valenciennes zusammenströmten; sie lagen in den Herbergen und hielten Beratungen, wie erzählt wurde, um öffentlich zu predigen und auch in Brüssel die Bilder zu zerstören.[2]) Durch einen Spion wurde einem Edelmanne der Herzogin, dem Herrn von Manin, sowie Armenteros davon Mitteilung gemacht. Voller Entrüstung liefs die Regentin den Ammann von Brüssel rufen, der sich so stellte, als ob er nichts wisse; es wurden einige Nachforschungen angestellt und einige Prediger aus der Stadt verwiesen; die Menge der unheimlichen Gäste blieb unangefochten in der Stadt. Ihre persönliche Sicherheit schien der Statthalterin gefährdet; die Verbündeten stellten an sie Forderungen, deren Erfüllung ihr der König aufs strengste verboten hatte. Sie verlangten eine genügende Antwort auf ihre zweite Petition und provisorische Freiheit der protestantischen Predigt als das einzige Mittel zur Stillung des tobenden Aufstandes im Lande; sie erboten sich, auf der Grundlage dieser Konzession mit den Aufrührern zu verhandeln und sie zu beruhigen. Trotz aller Protestationen Margaretens unterstützten die einflufsreichsten Vliefsritter dieses Gesuch. Die Konföderierten glaubten, die Herzogin habe vom Könige ein Blankett empfangen, um ihnen nötigenfalls alle ihre Prätentionen zu gewähren; sie waren entschlossen, alle Künste der Überredung und Pression spielen zu lassen, um an ihr Ziel zu gelangen. Schon flog das Gerücht, die Geusen wollten die Statthalterin und Viglius gefangen setzen, den Präsidenten, um sich des Staatssiegels zu bemächtigen. In den Strafsen der Stadt wurde ein Aufruf verbreitet: „Wacht auf, Brabanter!

Ein Bastard darf in Brabant kein Amt bekleiden, so niedrig es auch sei, und Ihr duldet, dafs ein Bastardweib, die Frau eines Verräters und offenkundigen Landesfeindes, welcher der Sohn eines so ruchlosen Mörders und Bösewichts, wie des Pietro Luigi Farnese, ist, Eure Regentin ist! Hat sie nicht schon den König und das Land verraten, indem sie den Ratschlägen des Adels zur Rettung aus der drohenden Gefahr keine Folge leistete? Jagt sie fort, die Hure, schickt sie zum Teufel, zusammen mit dem Verräter Viglius!"

Am 21. August fand die Hauptberatung der Vliefsritter statt; vom Geheimrate waren dabei zugegen aufser dem Präsidenten Viglius die Räte Bruxelles und Assonleville. Einstimmig sprachen sich alle dahin aus, dafs die Verbündeten beschwichtigt werden müfsten, und damit war die Entscheidung bereits vorweggenommen; es konnte sich nur noch darum handeln, ob das Mafs der Zugeständnisse etwas gröfser oder geringer sein würde. Die letzten Depeschen des Königs wurden einer scharfen Kritik unterworfen. Sogar Viglius sprach sich dafür aus, dafs der Vorbehalt des Königs bei der Aufhebung der Inquisition, dafs nämlich an ihre Stelle die althergebrachte Autorität der Bischöfe treten solle, belanglos sei, da den Bischöfen in den Niederlanden keine weltliche Zwangsgewalt, sondern nur die Verhängung geistlicher Zensuren gebühre. Die Klauseln und Winke des Königs betreffend die Moderation wurden heftig getadelt und zurückgewiesen; man fand es schliefslich für das Beste, den Verbündeten davon gar keine Mitteilung zu machen und ihnen die Depeschen überhaupt nicht zur Einsicht vorzulegen. Gewifs ging die „Assekuranz", welche die Verbündeten seitens der Vliefsritter verlangten, weit über den „Pardon" hinaus, den der König ihnen trügerisch vorspiegelte; gleichwohl beschlofs man ihre Gewährung und zwar unter dem Vorwande, dafs sie ja nicht die Bedeutung habe, wie der vom Könige selber ergangene Gnadenakt. Zwar vertraten Aremberg und Mansfeld militärische Mafsregeln, aber nicht um Blut zu vergiefsen, sondern um den Pöbel in Schranken zu halten. Die Notwendigkeit der Einberufung der Generalstände wurde allseitig zugestanden; die radikal gesinnten Elemente sprachen sich dafür aus, dafs die Herzogin aus eigener Machtvollkommenheit sie sofort versammele; diese aber widersetzte sich unter Berufung auf das erneute ausdrückliche Verbot des Königs. Am stürmischsten gestaltete sich die Erörterung über das Verhalten, das gegen

die Protestanten einzuschlagen war. Es wurde betont, daſs es nur ein Mittel gebe, um die Niedermetzelung des Klerus und das völlige Aufhören der katholischen Religionsübung zu verhüten — nämlich Freigabe der Predigten dort, wo sie bereits stattfänden, — unter der Bedingung, daſs dabei keinerlei Waffen mehr zur Anwendung kämen. Oranien gab sein Votum ab, indem er eine längere, vorher aufgesetzte schriftliche Erklärung verlas, die uns leider nicht erhalten ist. Egmont vertrat mit Entschiedenheit den Standpunkt, daſs man über die Zugeständnisse des Königs hinausgehen, daſs man einfach die Abschaffung der Inquisition und der Plakate ohne alle Einschränkungen publizieren müsse; er wollte nichts davon wissen, daſs fremde Truppen angenommen würden, sondern wollte jedem Gouverneur in seiner Provinz die Anordnung der nötigen Maſsregeln überlassen wissen. Er plädierte dafür, der Verwirrung dadurch ein Ende zu machen, daſs man eine gewisse „staatliche Ordnung“ festsetze, die sich auch durchführen lasse, d. h. für die Einführung des Prinzipes der staatlichen Toleranz in religiösen Angelegenheiten, sowie für die Berufung der Stände „in der üblichen Weise“, d. h. der Generalstände mit gemeinsamer Beratung, durch welche die Proklamierung eines „Religionsfriedens“ vollzogen würde, sowie für Ausweisung der fremden Prediger. In demselben Sinne äuſserte sich Hoorne; er verlangte, daſs nach den einzelnen Städten Edelleute geschickt würden, nicht um den Predigten zu wehren, sondern um für Niederlegung der Waffen zu sorgen und Gewalttätigkeiten zu steuern. Die Regentin drang in die Herren, mit Gewalt die Predigten und die Ausschreitungen zu unterdrücken; feierlich beteuerte sie: selbst wenn der König zwei Religionen zulassen wolle — sie wisse freilich genau, daſs er es nie tun würde — so würde sie sich eher in Stücke zerschneiden lassen, als bei der Ausführung einer derartigen Maſsregel mitwirken. Aber all ihr Bitten und Flehen blieb umsonst; Egmont, Oranien, Hoorne und Hooghstraeten blieben dabei, daſs sie kein Blut vergieſsen wollten, und daſs jeder Verzug die schwersten Gefahren bringe. „In Worten und in Taten“, so schrieb sie dem Könige, „haben sich die Herren gegen Gott und Eure Majestät erklärt“.

Es schien, als müsse die Regentin von den Gegensätzen zermalmt werden. Auf der einen Seite wuſste sie, daſs der König eine förmliche Toleranzerklärung nie bewilligen, sondern

mit höchster Ungnade aufnehmen würde; auf der anderen Seite schreckte sie die entfesselte Wut der Kalvinisten, sowie das gebieterische Heischen der verbündeten drei Herren und der Konföderierten. Ihre von Angst erhitzte Phantasie spiegelte ihr schon die schlimmsten persönlichen Gefahren vor. Von Furcht gepackt, dachte sie abermals daran, sich mit Viglius nach dem festen und zuverlässigen Mons zu werfen. In der Nacht vom 21. zum 22. August faſste sie diesen Entschluſs; schon waren am frühen Morgen ihr Gefolge und ihr Troſs reisefertig; sie lieſs, morgens zwischen drei bis vier Uhr, die anwesenden Ordensritter und Gouverneure vor sich bescheiden, um ihnen den Befehl zu erteilen, sie nach Mons zu begleiten. Diese waren aufs höchste erstaunt und entrüstet; sie stellten ihr vor, wenn sie also die Hauptstadt im Stiche lasse, so wäre eine ungeheure Katastrophe unausbleiblich. Oranien drohte ihr, wenn sie auf ihrer Absicht bestände, so würden er und seine Genossen sofort die Generalstände einberufen, Egmont, man werde sie mit 40000 Mann in Mons belagern. Und bereits war der Plan der Statthalterin in der Stadt bekannt geworden; der Magistrat und die Bürger hielten die Tore besetzt und wollten die Herzogin nicht aus der Stadt passieren lassen. Während sie noch mit den Herren verhandelte, stürzte Viglius herein und überbrachte diese Kunde. Da gab sie den Bitten der Groſsen nach; diese versicherten, sie würden sie mit ihrem eigenen Leibe schützen und sie, falls wirkliche Gefahr einträte, aus der Stadt geleiten. Sie ernannte den Grafen Peter Ernst von Mansfeld, zu dessen Ergebenheit und Entschlossenheit sie das gröſste Zutrauen hatte, zum Kapitän der Stadt Brüssel; in Gemeinschaft mit Oranien, Hoorne und Hooghstraeten ging dieser nach dem Rathaus. Die Glieder von Brüssel wurden versammelt; die Herren versprachen ihnen auf ihr Wort, daſs die Herzogin bleiben werde, und frugen sie, ob sie Mansfeld, der auf den Beistand aller übrigen Herren zählen könne, Gehorsam zu leisten gewillt seien. Sie antworteten bejahend und erklärten, weder Predigten noch auch Kirchenschändungen dulden zu wollen. Vertrauliche Erkundigungen, die von einigen Mitgliedern des Bundes bei den Reformierten eingeholt wurden, lauteten gleichfalls beruhigend; so faſste denn die Regentin einigen Mut, und es wurden am folgenden Tage (22.) die Verhandlungen im Konseil fortgesetzt, und zwar über den Erlaſs eines Ediktes gegen die Ausschreitungen und das

Waffentragen, sowie über die Antwort, welche auf die zweite Petition der Geusen zu erteilen war. Am Abende liefen jedoch wiederum schlimme Nachrichten bei der Herzogin ein, dafs für die Nacht ein Bildersturm in allen Kirchen Brüssels, selbst in der Schlofskapelle, bevorstehe, dafs Viglius, Aremberg und Berlaymont getötet, sie selbst aber gefangen gesetzt werden sollte. Sofort liefs sie, von wahnsinniger Angst ergriffen, die Vliefsritter kommen; sie warf ihnen vor, sie hätten sie schlecht beraten, und verlangte sofort von ihnen in Sicherheit aufserhalb der Stadt gebracht zu werden. Abermals verbürgten sich die Herren dafür, dafs ihr kein Härchen gekrümmt werden sollte, da die Stadt voller Herren und Edelleute sei, die jeglichem Aufruhre wehren würden; aber sie betonten zugleich die Notwendigkeit, durch ein schleuniges Abkommen mit den Konföderierten und durch die Erlaubnis unbewaffneter Predigt die populäre Erregung zu beschwichtigen, weil sonst ein grofses Blutbad gegen den Klerus in Brüssel und im ganzen Lande zu fürchten sei.

Die Widerstandskraft der Herzogin war nunmehr gebrochen. Sie gab nach; aber förmlich rief sie die anwesenden Herren als Zeugen an, dafs sie gefangen gehalten und ihrer Bewegungsfreiheit beraubt würde.[1]) Im Stillen tröstete sie sich mit dem Gedanken, dafs das Zugeständnis, das sie also zu gewähren im Begriffe war, ihre Vollmacht überschreite, und dafs daher der König jederzeit befugt sei, es zu verwerfen. Sie gab Oranien, Egmont und Hoorne, Hachicourt und Assonleville die Vollmacht zu Verhandlungen mit den Deputierten des Bundes. Auf der Stelle, in der Nacht vom 22. zum 23., wurde ein Memorial aufgesetzt, das ihnen gleichsam als Instruktion dienen sollte; es hiefs darin: „Ihre Hoheit genehmigt, dafs die Herren den Edelleuten sagen, dafs, wenn das Volk die Waffen niederlegt, gegen die Predigten an den Orten, wo sie gegenwärtig stattfinden, keineswegs mit Gewalt eingeschritten werden soll, vorausgesetzt dafs Skandal und Unordnung dabei vermieden wird, dafs jedermann frei dahin gehen und daher kommen darf, solange bis Seine Majestät mit Rat der Generalstände anders beschliefsen wird, — und unter der Bedingung, dafs sie nicht im geringsten irgendwie die katholische Religion oder ihre Ausübung hindern, sondern die Katholiken frei und in der alt hergebrachten Weise ihre Kirchen gebrauchen lassen“.[2])

Auf der Grundlage dieser Bestimmungen kam am 23. August der sogenannte „Akkord“ zu stande. Er stellte sich in seiner äufseren Form als ein Vertrag zwischen der Herzogin und dem Bunde dar, welch letzterer also von der Regierung gleichsam förmlich als eine gleichberechtigte Macht anerkannt wurde. Es ward darin mitgeteilt, dafs der König die Inquisition aufgehoben habe, ohne dafs der bischöflichen Autorität irgendwelche Erwähnung geschah, dafs er weiterhin ein neues Religionsgesetz erlassen wolle; die Statthalterin fügte hinzu, dafs er sich noch nicht entschlossen habe, ob er sich dabei der Mitwirkung der Generalstände bedienen wolle, dafs sie ihn aber dazu noch zu bestimmen hoffe. Der Passus über die „Sicherheit“, welche der Bund erbeten hatte, war etwas gewunden und unklar. Die Regentin erklärte, sie sei „sehr wohl entschlossen, sie ihnen zu gewähren, soweit es in ihrer Macht stünde“. Diese Einschränkung hob sie scheinbar wieder auf, indem sie ausführte: der König habe ihr dafür geziemende Vollmacht erteilt, er wolle alles Mifstrauen und allen Argwohn beseitigen und sei daher „damit einverstanden, dafs Ihre Hoheit, um alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, den Verbündeten alle dazu dienlichen Urkunden zustellen läfst, und zwar in solcher Form, dafs ihre Sicherheit dadurch, insoweit es irgendwie möglich ist, für alles, was geschehen ist, gewährleistet wird“. Margareta wählte diese zweideutige Ausdrucksweise mit Bedacht; der König sollte nicht unbedingt verpflichtet, sondern es sollte ihm die Möglichkeit vorbehalten werden, sie zu desavouieren und ihr die Verantwortung für den Bruch der Konzession wegen Überschreitung ihrer Amtsgewalt zuzuschieben.[1]) Dagegen versprach der Bund, alles zu tun, was in seinen Kräften stünde, um das Volk zu beschwichtigen und zur Niederlegung der Waffen zu bewegen, der Schändung der Kirchen und Klöster zu wehren, die Geistlichen und Beamten zu schützen, sowie zu verhindern, dafs an solchen Orten gepredigt würde, wo das bisher noch nicht geschehen sei. Mitglieder des Bundes sollten sich möglichst bald nach den Hauptstädten des Kalvinismus begeben, um diese Mafsregeln ins Werk zu setzen; für Antwerpen wurden Hames und Thoulouse, für Flandern Beckerzeel, Vendeville, Escaubecq und Olhain, für Mecheln Merode, für Tournai d'Esquerdes und Villers, für Valenciennes d'Audrignies und Lumbres bestimmt. Am folgenden Tage (24.) wiederholten die Adligen den Vliefsrittern ihre

Erbietungen, zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe beizutragen, sowie dafür zu sorgen, dafs die Predigten nur dort, wo bereits jetzt, sowie aufserhalb der Städte und unbewaffnet stattfänden, indem Edelleute dazu nur mit Pistolen, Bürger nur mit Degen kommen dürften; sie versprachen auch, weitere Entschliefsungen, die das gesamte Land beträfen, nur im Einvernehmen mit Oranien, Egmont und Hoorne zu fassen. Dafür verpflichteten sich die Vliefsritter, falls der König bei seiner Rückkehr den adligen Bund mit Waffen überziehen sollte, diesem mit Waffen beizustehen, und wenn im Staatsrate etwas verhandelt würde, was gegen den Bund gerichtet sei, dawider Einspruch zu erheben und den Konföderierten davon Anzeige zu erstatten. Ein Schriftstück ward aufgesetzt, aber noch nicht unterzeichnet, welches die Verheifsungen der Vliefsritter festlegte.[1]) Noch einen Tag später, am 25., wurde der Akkord vom 23. August ratifiziert und in einem Patente allen Behörden und Beamten des Landes zur Kenntnis und Beobachtung empfohlen. Dafür stellten die Deputierten des Bundes (gleichfalls am 25. August) einen Revers aus, dafs sie sich als gehorsame Vasallen des Königs verhalten, sowie alle Verbindlichkeiten getreu erfüllen würden, die sie im Akkorde auf sich genommen hätten, und dafs ihr Kompromifs und der ganze Bund solange keine Geltung haben solle, als die „Sicherheit“ dauern würde, die ihnen die Herzogin gewährt hatte. Durch einen feierlichen Eid bekräftigten sie dieses Abkommen.[2])

Es war ein Triumph, wie sich ihn die Protestanten nicht glänzender wünschen konnten. Was hatten sie nicht alles durch diese ihre erste Erhebung erreicht; nicht nur individuelle Gewissensfreiheit, sondern provisorisch auch Religionsübung, wenngleich mit gewissen örtlichen Beschränkungen, nämlich an denjenigen Stätten, wo sie bereits durch gewaltsame Usurpation tatsächlich bestand; es war also gleichsam ein Waffenstillstand auf dem status quo. Nur einer einzigen Anstrengung hatte es bedurft, um einen Sieg von dieser Bedeutung zu erringen. Wie schwach mufsten sich doch die Regierung und die katholische Kirche fühlen, dafs sie vor einem einzigen Angriffe ohne einen Versuch des Widerstandes so hurtig kapitulierten! Schien es nicht vielmehr, als seien die Katholiken froh, dafs sie seitens der Protestanten das Versprechen der Duldung und des Aufhörens gewaltsamer Störung erhielten, dafs ihnen Sicherheit an Leib

und Leben versprochen wurde? Und kaum wahrscheinlich war es, dafs der Herrscher, im fernen Spanien sitzend, durch den unablässigen Kampf mit den Osmanen beschäftigt, von finanziellen Verlegenheiten bedrängt, die Übereinkunft seiner Regentin kassieren konnte. Schliefslich mufste er sich ja wohl, um das Land nicht zu verlieren, in die veränderten Verhältnisse schicken und die Generalstände bewilligen; dann fanden die provisorischen Errungenschaften ihre endgültige Besiegelung und wünschenswerte Erweiterung. Jedenfalls hatten der Glaubenszwang und die Gewissensnot vor der Hand ihr Ende gefunden. Frei und unbehindert konnte jedermann zu seinem Gotte beten, und selbst die öffentliche Religionsübung war innerhalb gewisser Grenzen erlaubt.

Das waren die Früchte jener Bewegung, deren erste Anfänge bis in die Tage von Spa im Sommer des Vorjahres zurückreichten, und deren Träger der adlige Bund war. Man sollte denken, dafs die Reformierten aller Orten in Europa, und vor allem die Väter der reformierten Kirche in der Schweiz, sie mit Befriedigung hätten betrachten und in ihren Erfolgen einen grofsen Triumph der gemeinsamen Sache erblicken müssen. Merkwürdig genug, das gerade Gegenteil war der Fall. Als „ungesund“ hatte sie bereits in ihren ersten Anfängen das Oberhaupt der Genfer Kirche, Kalvins Nachfolger Theodor von Beza, in einem Schreiben an Bullinger bezeichnet und verworfen; sie erschien ihm als ein Erzeugnis nicht sowohl des reformierten, als vielmehr eines verabscheuenswürdigen Toleranz-Prinzipes.[1]) Und noch viel schärfer sprach er sich aus in zwei Briefen an den führenden Mann unter den Predigern niederländischer Herkunft, an Jean Taffin; erfällte darin ein vernichtendes Urteil über die Entwicklung, wie sie sich in den Niederlanden unter der Ägide des adligen Bundes vollzogen hatte. Essind so wichtige Dokumente für die Geschichte des Kalvinismus, dafs sie wohl hier eine möglichst vollständige Wiedergabe verdienen.[2])

Der erste vom 7. Juni lautet:

„Sehr lieber Bruder! Wiewohl in Deinem Briefe nichts enthalten ist, was ich nicht erwartet hätte, so kann ich doch nicht umhin (denn ich sehe voraus, dafs all das Übel, welches begangen wurde, denjenigen zur Last gelegt werden wird, die daran unschuldig sind, ohne dafs ihnen daraus irgend etwas Gutes erwächst, es sei denn, dafs der Herr alles zum Heile

der Seinigen wendet), grofsen Schmerz darüber zu empfinden, dafs man sich nicht von Anfang an, um welchen Preis es auch immer gewesen wäre, von einem solchen Beginnen ferngehalten hat; denn es ist eine List, wie Satan sie zu üben pflegt, uns unter dem Scheine irgendwelchen Vorteils zu locken. Und wolle Gott, dafs man dessen rechtzeitig inne wird; denn was diese Moderation betrifft, von der Du mir schreibst, so ist sie wider Gott, da man durch sie alle gottesdienstliche Übung verbietet und die Prediger mit Tod, die Gläubigen mit Verbannung bedroht; und selbst wenn sie so abgefafst wäre, dafs sie die Ausübung des Gottesdienstes erlaubt, so müfste jedermann, falls sich diese Freiheit auf so viele schauerliche und mehr als verdammenswerte Sekten erstrecken sollte, wie sie in den Niederlanden von Tag zu Tag immer mehr überhand nehmen, Verfolgung und tausendfachen Tod einer solchen und so unheilsvollen Freiheit vorziehen. Aber um meine Meinung zu sagen, ich glaube, dafs es mit der freien Religionsübung nichts sein wird, und dafs diejenigen, welche sich, unter schönen Verheifsungen vom rechten Wege abgelenkt, so leichtfertig zusammengetan haben, nach Verdienst Züchtigung empfangen werden.

„In Wahrheit, es wird nicht zu umgehen sein, dafs sich die Kinder Gottes in solche Drangsale hineinstürzen. Aber, was da auch immer geschehe, die Geduld der Heiligen wird siegen. Ich bin nicht gerade in diesen Dingen einer der Geschicktesten, und ich gestehe, dafs ich mich vielleicht weiter vorgewagt habe, als ich durfte, wenn ich, ohne darum gefragt zu sein, meine Meinungsäufserung nach den Niederlanden gelangen liefs. Dennoch kann ich nicht umhin, Eines zu betonen, dafs nämlich nach meiner unmafsgeblichen Meinung zwei Stücke erforderlich sind, um den Zorn Gottes für das, was geschehen ist, und für die Zukunft zu vermeiden. Einmal müssen die Mitglieder der wahren Religion denjenigen, welche eine derartige und so unheilvolle Freiheit anstreben, vorstellen, ein wie grofses Unrecht sie sich und dem ganzen Lande zufügen, indem sie gut zu handeln wähnen; man mufs diesen letzteren immer und immer wieder zu Gemüte führen, welches der richtige Weg ist, nämlich dafs sie zum mindesten ausdrücklich erklären, dafs sich ihre Petition nicht auf die Anabaptisten, Menonisten, Davidisten und überhaupt auf keinerlei ketzerische Sekten bezieht, sondern lediglich auf die sogenannten Katholiken und die Anhänger der Augsburgischen Konfession,

dafs vielmehr alle anderen Sekten, welche es auch immer jetzt oder später geben könnte, als Feindinnen Gottes und des menschlichen Friedens mit aller Strenge des Rechtens gezüchtigt werden. Zweitens: wenn die Überreicher der Supplik darauf nicht hören und ihre Petition nicht in diesem Sinne abändern wollen, so müssen die Gläubigen ausdrücklich mündlich und schriftlich an zuständiger Stelle die Erklärung abgeben, dafs sie mit einem solchen Unternehmen nichts zu schaffen hatten oder haben; sie müssen ihre Unschuld Gott und der Majestät des Königs empfehlen und sich bereit halten, alles das zu dulden, was Gott über sie verhängen wird, in der sicheren Hoffnung, dafs Gott ihr Leiden segnen wird; denn dieses wird ihm immer noch viel wohlgefälliger sein, als der straflose Bestand aller Ketzereien und Blasphemieen, deren unausbleibliche Folge schliefslich mit Notwendigkeit Verderben und völliger Untergang sein wird."

Also keine blofse Gewissensfreiheit, sondern vollkommene Freiheit der Religionsübung, und auch diese nicht, wenn sie noch andern, als den Katholiken, Lutheranern und Kalvinisten, zu gute kommen würde! Dann lieber Leiden, Verfolgung und Tod! Und gerade in den Tagen bald nach dem Akkord vom 23. August mufs ein zweites Schreiben angelangt sein, das vom 14. dieses Monats datiert ist:

„Sehr lieber Bruder! Von meiner Schweizer Reise zurückgekehrt, auf der ich nicht viel ausgerichtet habe, fand ich Deinen Brief, mit dem der Überbringer auf mich wartete. Ich kann darauf nur antworten, dafs es mir unmöglich ist, mich von hier zu entfernen; vor allem aber erachte ich, dafs meine Gegenwart viel mehr schaden als nützen würde, in Anbetracht des Hasses, mit dem mir, wie Du weifst, so mancher begegnet, sodafs schon mein Name genügen würde, die Wut der Feinde zu verdoppeln. Aber dazu kommt noch ein anderes, um es frei herauszusagen: mein Gewissen verbietet mir, mich irgendwie auf eine solche Sache einzulassen, über die ich dir bereits meine Meinung mitgeteilt habe. Denn wenngleich man vor allem andern wünschen mufs, dafs die Predigt des Evangeliums frei sei, und wiewohl wir alle Klugheit des Fleisches ablegen müssen, so weifst Du doch, dafs wir des Geistes der Zurückhaltung nicht entbehren dürfen. Und was mich betrifft, so kann ich mich noch immer des Glaubens nicht entschlagen, dafs man keine ungünstigere Zeit zu einem Vorstofse wählen konnte, wie eben die jetzige. Die Erfahrung

wird lehren, wie es damit bestellt ist, und wolle Gott, dafs ich mich darin täusche! Indessen trotz der allgemeinen Freude kann ich nicht umhin zu seufzen; denn ich sehe nur drei Auswege aus dieser Verwirrung, und sie sind alle drei sehr beklagenswert: Flucht, Leiden oder Krieg.

„Was die Flucht angeht, so würde sie gerade jetzt unheilvoller als je zuvor wirken, denn dadurch würden alle diese verdammten Sekten überall hin verpflanzt werden. Durch Kreuz und Leiden würde Gott verherrlicht werden; aber ich fürchte, dafs gerade unter den Kühnsten die meisten wanken werden, wenn es zum Ernste kommt, und daraus wird unendliches Ärgernis erwachsen; das wird vielleicht viel mehr schaden, als alles das etwa genützt hat, was sich in den letzten vierzig Jahren ereignet hat. Und wenn es zum Kriege kommen sollte, so sehe ich nicht, worauf sich dieser gründen und stützen kann; er wird unsägliches Elend bringen, und vor allem kann ich nicht auf einen günstigen Ausgang hoffen; in so grofser Verwirrung und Unordnung, die immer auf die unsrigen fallen wird, wird es uns nicht möglich sein, Tatkraft zu entwickeln, selbst wenn der Krieg gerecht wäre, wovon ich mich nicht überzeugen kann.

„Es gibt noch eine Gefahr, die offen zu Tage liegt. Das Übel wird sich verpflanzen in die benachbarten Länder. Denn die Herrscher werden durch das Beispiel, das die Niederlande geben, mehr und mehr in der falschen Ansicht befestigt werden, die ihnen unsere Widersacher eingeprägt haben, dafs nämlich in ihren Staaten die Ruhe nicht wiederkehren wird, bis dafs sie uns als Aufrührer und Rebellen ausgetilgt haben. Unser guter Gott und Vater, in dessen Macht es steht, die Finsternis aufzuhellen, möge so vielen Übeln und Gefahren steuern und denjenigen verzeihen, die sich durch ihre Unvorsicht mit ihren Brüdern in so schwere Bedrängnisse gestürzt haben. Ich habe ihnen gar nicht geschrieben; denn schon ist es nicht mehr Zeit, wie mir scheint, und nicht nach Unruhen steht mein Sinn; sondern ich ziehe es vor, mit Geduld den Ausgang zu erwarten, den Gott schicken wird. Soll ich tadeln, was sie nicht mehr ändern könnten, selbst wenn sie wollten? Noch viel weniger aber möchte ich sie ermutigen in einem Vorhaben, welches mein Gewissen nicht billigt.

„Ich will Dir weiterhin sagen, dafs es in der Druckschrift gegen die Plakate, die ich las, Dinge gibt, die schlecht überlegt und Wort für Wort aus Castalio[1]) geschöpft sind, sodafs ich

fürchte, dafs häufig da Schmutz ist, wo man wähnt, dafs Reinheit herrsche. Jetzt solches zu predigen, wäre unangebracht; denn bald wird man an ganz anderes denken müssen: das habe ich immer gefürchtet, nämlich dafs man eines Tages, wenn man sich nicht darauf beschränkt, ganz allmählich vorzugehen, alles verliert, was man mit so grofser Mühe und in so langem Zeitraume gewonnen hat. Davor behüte uns Gott!"

Ganz und gar widersprechen diese kleinmütigen und verzagten Ausführungen der Vorstellung, die man sich von dem unbeugsamen Mute und Starrsinne der Genfer Kampfeskirche zu machen pflegt; sie klingen an das an, was man das lutherische Prinzip vom duldenden Gehorsam und vom passiven Widerstande gegen die Obrigkeit zu nennen pflegt. Die erste religiöse Erhebung der Niederländer gegen das katholische Glaubensjoch Philipps II. ist unabhängig entstanden von Einwirkungen seitens der Genfer Zentrale des Kalvinismus; sie hat vielmehr bei den Häuptern der Reformierten entschiedene Verurteilung gefunden, nicht nur deshalb, weil sie zuerst den Charakter einer Toleranzbewegung trug, sondern auch an sich, als ein Akt der Gewalt und der bewaffneten Auflehnung wider die Majestät des Königs. Mochten im Kalvinismus als solchem immerhin revolutionäre Antriebe enthalten sein, sie wurden 1566 in den Niederlanden wirksam, ohne das es einer besonderen äufseren Anregung seitens der Genfer Mutterkirche bedurft hätte, ja sogar gegen deren bestimmte und ausdrückliche Willenserklärung. Das aus ihrer Lage entspringende Bedürfnis, der Selbsterhaltungstrieb, die Reaktion gegen die jahrzehnte lange blutige Unterdrückung, der sie sich ausgesetzt gesehen hatten, der nationale Geist, das waren die Motive, welche die niederländischen Protestanten 1566 zu aktivem Widerstande gegen ihre Regierung trieben. Nicht nur zwecklos und verfrüht, sondern auch unrechtmäfsig und frevelhaft erschien ihr Beginnen dem Patriarchen der reformierten Kirche zu Genf.

Und fürs erste sollten sich seine Befürchtungen, dafs auf einen günstigen Ausgang nimmermehr zu rechnen sei, vollauf erfüllen; auf die gewaltsame Erhebung folgte eine schwere Katastrophe.

Zehntes Buch.

Die Katastrophe.

Erstes Kapitel.

Die Kapitulationen.

(September 1566.)

Weit entfernt davon war der Akkord vom 23. August, die Kalvinisten zu befriedigen; ohne Erfolg blieben die Mahnungen Bezas zu Mäfsigung, Zurückhaltung und leidendem Gehorsam.

Gewifs gab sich der Bund die gröfste Mühe, die Reformierten zu beschwichtigen und von weiteren Gewalttaten abzuhalten. Zugleich mit Ludwig von Nassau und den anderen Deputierten des Bundes, welche sich von der Statthalterin den Bescheid auf die zu St. Trond beschlossene Supplik holten, sollten sich, wie wir wissen, die Abgeordneten der Konsistorien in grofser Anzahl in Brüssel einstellen. Sie wollten der Herzogin eine Massenpetition überreichen, worin vollkommene Religionsfreiheit gefordert wurde. Die Ansammlung so vieler fremden und gefährlichen Elemente erschreckte die Statthalterin; sie hatte die Nachricht, dafs man öffentliche Predigten und einen Bildersturm in Brüssel betreibe. Als die Verbündeten gewahrten, dafs Margarete unter dem Eindrucke dieser Befürchtungen zur Nachgiebigkeit neige, suchten sie die Kalvinisten zur Ruhe zu bringen; Ludwig von Nassau sandte noch am 22. August an Gilles Le Clerq einen Edelmann mit der Bitte, dafs er die Prädikanten aus der Stadt entferne; die Konsistorialen, die am Abende desselben Tages aus der Provinz eintrafen, wurden nach Möglichkeit in den Vororten von Brüssel zurückgehalten; es wurde ihnen alsbald eröffnet, dafs ihre Sache aufs beste stünde, und dafs sie sofort nach der Heimat zurückkehren könnten. Den Bevollmächtigten der Gemeinde von Valenciennes wurde diese Erklärung am

Morgen des folgenden Tages (23. August) wiederholt. Zwei von ihnen hatten sich in das Palais Nassau begeben; hier empfingen sie im Hofe von Lumbres und Audrignies den Bescheid, dafs diese selber dazu ausersehen seien, die Ruhe in Valenciennes wiederherzustellen und aufrecht zu erhalten.[1]) Am 24. August liefsen die Deputierten des Bundes den Predigern und den Konsistorien der Kaufleute in Flandern und den benachbarten Provinzen durch Gilles Le Clerq das schriftliche Ersuchen zustellen, sie möchten das Volk bewegen, von allen ferneren Unruhen abzustehen; wenn sie ihnen dabei zugleich die förmliche Versicherung gaben, dafs niemandem mehr „hinsichtlich der Religionsübung" eine Beschwerde zugefügt werden solle, so gingen sie über das Mafs der Zugeständnisse hinaus, welche ihnen die Statthalterin soeben durch den Akkord bewilligt hatte, oder sie legten ihm eine falsche Deutung unter: denn es stand im Akkorde nichts von freier Religionsübung, sondern nur, dafs dort, wo bereits jetzt gepredigt würde, eben dieses auch fernerhin gestattet sein sollte.[2]) Zum mindesten ist daraus zu ersehen, dafs die Konföderierten von Anfang an unter dem Ausdrucke „Predigten" die gesamte Religionsübung eingeschlossen wissen wollten. Tatsächlich standen ja jene derart im Vordergrunde des gesamten kalvinistischen Ritus, dafs daneben alle anderen Kulthandlungen als ein von ihnen untrennbarer Annex erscheinen konnten.

Es wiederholte sich bei der zweiten Supplik des Bundes dasselbe Spiel, wie bei der Petition vom April. Das Abkommen, welches damals zwischen der Statthalterin und den Konföderierten geschlossen worden war, genügte keiner von beiden Parteien: jener ging es viel zu weit; den Kalvinisten und auch den Geusen selbst bot es schliefslich allzu wenig; es war auch mehrfacher Interpretation fähig. Ganz ebenso verhielt es sich mit dem Akkorde vom 23. August. Er war die Frucht einer Bewegung, deren letztes Ziel die freie Predigt in den Städten war, d. h. vollkommen unbeschränkte Religionsübung; dasselbe verlangte ja die Supplik, welche die Konsistorialen der Statthalterin zu übergeben gedachten. Dazu war es nun infolge des Akkordes erst garnicht gekommen; die Kalvinisten hatten also schliefslich viel weniger erreicht, als sie erstrebt hatten. So erschien ihnen der neue Vertrag des Bundes mit der Herzogin bald im Lichte eines Mifserfolges und selbst eines Verrats, der an ihnen durch die Konföderierten verübt worden war. In dieser Auffassung

wurden sie bestärkt durch die Auflösung des Kompromisses, welche Margarete von Parma als Gegengabe für den Akkord gefordert und erhalten hatte, sowie durch den Umstand, dafs mehrere katholische Mitglieder des Bundes, durch die Ausschreitungen der Protestanten gereizt, wider sie mit Gewalt einschritten.

Die Führer der Konföderierten fühlten wohl selbst, dafs sie noch nicht genug erreicht hätten. Wie wir schon sahen, vergröfserten sie vor den Gemeinden ihre Erfolge und suchten der Regentin neue Zugeständnisse abzupressen. Bezeichnend dafür waren die Vorgänge, die sich noch während der Anwesenheit der Bevollmächtigten des Bundes in der Hauptstadt selber ereigneten. Noch war für die Brüsseler nicht öffentlich gepredigt worden; nach dem Wortlaute des Akkordes hatten sie somit auch für die Folgezeit darauf keinen Anspruch. Ludwig von Nassau benutzte jedoch die Verwirrung, die während der Anwesenheit der Deputierten in Brüssel immer noch herrschte, um den hier wohnenden Protestanten die gleiche Freiheit zu verschaffen, wie sie die übrigen grofsen Städte genossen. Es bestand ja die Furcht, dafs auch in Brüssel ein grofser Kirchensturm vorbereitet würde. Graf Ludwig, der selber in Verbindung mit zwei Brüsseler Edelleuten, Jean de Mol und Philipp van der Meere, die dortigen Kalvinisten zur Forderung der freien Predigt angereizt hatte,[1]) erbot sich nun zur Vermittlung beim aufgeregten Volke. Natürlich war es ein abgekartetes Spiel, das jetzt in Szene gesetzt wurde. Die Reformierten erklärten dem Grafen, nie seien ihnen solch abscheuliche Pläne in den Sinn gekommen, wie sie das Gerücht ihnen unterstelle; sie wollten vielmehr allen Exzessen mit Entschiedenheit entgegentreten, wofern ihnen nur zur Entlastung ihres Gewissens Religionsübung aufserhalb der Stadt erlaubt würde. Im Namen der Seigneurs wurde ihnen darauf ein Platz am Kanal bei Vilvoorde, eine gute Meile von der Stadt entfernt, „aus Rücksicht auf die Herzogin“ zugewiesen. Es scheint, als ob Mansfeld, dem die Hut der Stadt anvertraut war, von vornherein damit nicht einverstanden war. Jedenfalls hielt er die Tore geschlossen, und es kam (am 25. August) im Rathause zwischen ihm und Ludwig von Nassau im Beisein des Magistrates zu einer Auseinandersetzung. Graf Ludwig berief sich darauf, dafs kraft des Akkords den Brüsselern der Besuch der Predigt aufserhalb der Mauern erlaubt sei; darauf gaben Mansfeld und der Magistrat, die noch nicht mit der nötigen Schärfe aufzutreten

wagten, die vorsichtig verklausulierte Erklärung ab, dafs sie, falls sich der Akkord auf Brüssel erstrecke, die Tore öffnen lassen würden. Ludwig von Nassau fafste das als eine Erlaubnis auf und frug, ob er dem Volke davon Mitteilung machen dürfe. Man scheute sich, ihm die Ermächtigung zu versagen, und so begab er sich auf den Markt, wo er in Gegenwart zahlreicher Edelleute dem hier versammelten Volke verkündigte, dafs ihnen der Gang nach Vilvoorde unverwehrt sei. Es blieb der Herzogin nichts übrig, als ihre Zustimmung zu erteilen.[1]) Soweit ging Ludwig von Nassau in seiner Interpretation des Akkordes, dafs er durchblicken liefs, die Brüsseler hätten, da schon seit langen Jahren innerhalb der Mauern gepredigt worden sei, sogar ein Recht auf die Religionsübung in der Stadt; sinngemäfs konnten die Bestimmungen vom 23. August aber nur auf die öffentliche Predigt bezogen werden.

Waren auch die Kalvinisten mit dem Abkommen wenig zufrieden, welches die Verbündeten mit der Regierung geschlossen hatten, so waren doch die einzelnen Festsetzungen dehnbar und keineswegs eindeutig, sodafs es ganz und gar auf die Art und Weise ankam, wie es durchgeführt wurde, um den Anhängern der neuen Lehre entweder noch mehr entgegenzukommen oder ihnen Anlafs zu noch gröfserer Verstimmung zu geben. Alles hing ab von der Haltung der Herren und Edelleute, die in den einzelnen Städten und Provinzen mit der Pazifikation der Reformierten betraut waren, und für sie wurde mafsgebend das Vorbild, welches ihnen die Anordnungen Oraniens in Antwerpen gaben.

Antwerpen stand während der Tage, da Oranien in Brüssel weilte, unter dem Zeichen des Schreckens. Die Kalvinisten predigten in allen Kirchen, den Frauendom nicht ausgenommen; der katholische Gottesdienst stockte, die Geistlichkeit hielt sich verborgen. Der Prinz sandte am 24. August Hames und den älteren Marnix nach Antwerpen mit dem Auftrage, den Kalvinisten die weitere Benutzung der katholischen Gotteshäuser zu untersagen; zwei Tage später kehrte er ebendahin zurück, um selbst die Wiederherstellung der Ruhe in die Hand zu nehmen. Zunächst statuierte er ein warnendes Exempel für die Tumultuanten. Am Morgen des 28. wurden in seiner Gegenwart auf dem Markte drei Kirchenschänder gehenkt, drei andere wurden verbrannt, andere in Haft genommen. Ein Mandat wurde verkündigt, durch welches alle Unruhen, Störungen des katholischen Gottesdienstes,

Beleidigungen von Priestern usw. mit Todesstrafe bedroht wurden. Den 1. September fand in der Kirche von U. L. Frauen die erste Messe unter beträchtlichem Zulauf seitens der Altgläubigen statt; auch in den Klöstern wurde der Gottesdienst wieder aufgenommen. In manchen Kreisen der Bevölkerung herrschte darüber grofse Erbitterung; der Prinz strebte darnach, die Protestanten zu beruhigen, indem er ihnen weitgehende Zugeständnisse machte. Mit den Bevollmächtigten der Reformierten wurden Verhandlungen gepflogen; schon am 31. August kam ein Vergleich zu stande, der am 2. September von Oranien und dem Magistrate einerseits, sowie durch sieben Konsistorialen andererseits, an deren Spitze Marco Perez stand, förmlich unterzeichnet wurde.[1]) Er schärfte den Reformierten die Unverletzlichkeit des katholischen Kultus, sowie der katholischen Bevölkerung und Kirchen ein; er wies ihnen für ihren eigenen Gottesdienst Plätze in der Stadt zu, wo Sonntags und Freitags gepredigt werden durfte; es ward ihnen eine Anzahl von Predigern verstattet, die aber Landeskinder sein und dem Prinzen oder in seiner Abwesenheit dem Magistrate Gehorsam schwören mufsten; bei den Wahlen der Prediger und Konsistorialen, sowie bei gemeinsamen Beratungen sollte ein Magistratsmitglied zugegen sein. Und was die Kalvinisten also erreichten, das wollten die Lutheraner nicht missen. Sie reichten, sowohl die „martinistisch" gesinnten Bürger als auch die in der Stadt weilenden deutschen Kaufleute, am 28. August beim Prinzen und Magistrate eine Supplik um Gewährung einer Kirche oder eines Platzes für Predigt und Gottesdienst ein. Sie wurde der Statthalterin übermittelt; aber ohne dafs ein zusagender Bescheid vom Hofe abgewartet wurde, wurde ein Abkommen auch mit ihnen getroffen, welches ähnliche Bedingungen enthielt, wie der gleichzeitige Akkord mit den Kalvinisten.[2]) Nach deren Vorbild errichteten sie ein Konsistorium oder Presbyterium, bestehend aus zwölf Ältesten, welche von der Gemeinde gewählt, durch den Prinzen und den Magistrat bestätigt wurden; es wurden ihnen zwei Orte gleichfalls innerhalb der Stadt eingeräumt, nämlich die Kirche von St. Georg und eine Scheune bei St. Michael. Um die Kalvinisten nicht schlechter als sie zu behandeln, wurde auch diesen die Erlaubnis zum Kirchenbau gewährt.[3]) Am 3. September erliefs der Magistrat eine Bekanntmachung, welche die wichtigsten Punkte des mit beiden Bekenntnissen geschlossenen Vertrages

öffentlich anzeigte. Das Schimpfen der Konfessionen gegen einander wurde obrigkeitlich verboten, der katholische Kult nach Möglichkeit geschützt; das Prinzip der Gewissensfreiheit und der freien Religionsübung ward somit für die drei grofsen Kirchen zum ersten Male unter der Ägide Wilhelms von Oranien vollkommen verwirklicht.[1])

In Antwerpen selbst war die Freude über diese Wendung der Dinge ebenso grofs wie auch allgemein. Am 4. September berief der Prinz die fremden Kaufleute, sowohl die Oberdeutschen und Hansen, als auch die Spanier, Italiener, Portugiesen und Engländer, in seine Wohnung, um sie von seinen Verträgen mit den Kalvinisten und Lutheranern in Kenntnis zu setzen. Sie dankten ihm und erklärten: es sei dies das einzige Mittel, um sie zum Bleiben in Antwerpen zu bewegen und die Stadt wieder zur Ruhe zu bringen; sonst hätten sie für ihre Sicherheit fürchten müssen; nunmehr wolle jeder seine Faktoren und Gehilfen mit ihren Waren wieder hierher zurückkehren lassen. Durch einen seiner Sekretäre liefs der Antwerpener Magistrat den hansischen Syndikus Dr. Sudermann in Köln bitten, er möge die hansischen Kaufleute schriftlich zum Verbleiben auffordern; das sei das Gute an den Unruhen der letzten Zeiten, so tröstete man sich mit schmeichelnder Hoffnung, „dafs durch sie die spanische Tyrannei, welche Inquisition heifst, die so lange Jahre die Gemüter in Angst und Sorge hielt, mit Genehmigung des Königs für immer verbannt und die scharfen Plakate gegen die Ketzer für die Zukunft beseitigt sind“. Es war freilich ein unbegründeter Optimismus, wenn man sich der Zustimmung des Königs zu einer solchen Toleranzpolitik bereits versichert hielt: konnte es doch schon zweifelhaft sein, welche Haltung die Regentin dazu einnehmen würde. Oranien überschickte ihr zwar die Verträge, um ihre Bestätigung einzuholen; ohne diese aber erst abzuwarten, schritt er sofort an die praktische Ausführung. Er begründete seine Mafsnahmen damit, dafs die Kalvinisten die Herrschaft in der Stadt besäfsen, und dafs man sie ohne solche Zugeständnisse nicht hätte zur Ruhe bringen können, dafs sich auch sonst der Handel nicht wieder herstellen lasse; er ging sogar noch darüber hinaus, indem er den Vergleich als eine Konzession darstellte, die man von den Reformierten erreicht hätte. Der Akkord vom 23. August besage, so hielt er der Statthalterin vor, dafs die Predigten auch weiterhin dort stattfinden dürften, wo sie bisher

gehalten worden seien; nun hätten die Neuerer tatsächlich an eben diesem Tage in den Kirchen Antwerpens gepredigt, sie hätten also Anspruch darauf, die Kirchen zu behalten; es sei von ihnen daher ein Akt der Nachgiebigkeit, wenn sie die Gotteshäuser wieder den Katholiken einräumten und sich mit der Predigt in der Stadt und mit der Erlaubnis zur Erbauung eigener Betstätten begnügten. Es kann allerdings keinem Zweifel unterliegen, dafs bei den Abmachungen zwischen der Regentin und Ludwig von Nassau an die Zustände nicht gedacht wurde, wie sie durch den Bildersturm in Antwerpen geschaffen worden waren. Die Intention, von der die Verhandlungen zwischen der Statthalterin und den Abgeordneten des Bundes getragen wurden, war es, wenn man unbefangenen Blickes die Sachlage prüft, den status quo vor dem Ausbruche des Bildersturms provisorisch festzulegen, dafs nämlich die Predigten, die in gewissen Städten vor den Toren stattfanden, bis auf weiteres auch in der Folgezeit eben daselbst statthaben dürften: wie hätte die Herzogin an eine Mafsregel denken können, welche eine indirekte Sanktion der letzten ungeheuren Sakrilege bedeutet haben würde? Selbst in der Lage, in der sie sich in jenen kritischen Tagen befand, hätte ihr das niemand zumuten dürfen.

Mögen wir die Mafsregeln, die Oranien in Antwerpen zur Ausführung des Akkordes vom 23. August traf, für politisch klug und selbst notwendig erachten, so ist doch keineswegs zu verkennen, dafs sie eine Übertretung eben dieses Abkommens enthielten, dafs durch sie den Protestanten neue und erweiterte Zugeständnisse gemacht wurden. Und wenngleich die Statthalterin alsbald dagegen protestierte, so fanden sie doch in den anderen Provinzen Nachahmung.

Nach Flandern hatte Egmont vom Akkorde sofort nach dessen Abschlusse Kenntnis gegeben; im Anfange des Septembers wollte er selbst hier erscheinen, um ihn durchzuführen; inzwischen schickte er seinen Sekretär Beckerzeel voraus. Die Zustände in der Provinz waren geradezu trostlos. Im gesamten Westquartiere, sowie in einigen gröfseren Städten, wie in Gent und Ypern, hatte der katholische Gottesdienst gänzlich aufgehört; die Kirchen und Klöster waren verwüstet, der Klerus flüchtete sich oder hielt sich ängstlich verborgen. In Ypern gab es mehr Ketzer als Katholiken, und zwar wollten jene die Kirchen nicht mehr herausgeben. Nach dem Zeugnisse des Ortspfarrers waren

in Hondscote unter 7000 bis 8000 Kommunikanten nur noch 500 bis 600 dem alten Glauben treu geblieben, und selbst was diese kleine Minderheit anbelangte, so vermutete der kundige Gewährsmann, dafs auf sie kein Verlafs sei, dafs sich viele wohl nur aus Furcht und zum Scheine katholisch stellten. Am ruhigsten blieb Brügge; die Bürger hatten hier zum Schutze der Kirchen und der Geistlichen einige Kompagnieen angenommen, und diese hielten die Kalvinisten in Schach. An den weitaus meisten Orten liefs freilich die Furcht Zahl und Stärke der Protestanten viel gröfser erscheinen, als sie in Wirklichkeit waren; anstatt das Beispiel von Brügge nachzuahmen und ihnen durch Machtentfaltung zu imponieren, versuchte man sie durch Güte und Bitten zu beschwichtigen. Der Magistrat von Oudenaarde flehte Beckerzeel an, seinen persönlichen Einfluſs beim Konsistorium geltend zu machen, um weitere Zusammenrottungen der Reformierten zu verhüten. Einige Tage später, zum Ende des Augusts, drohte in derselben Stadt von neuem Plünderung, Brand und Mord; der Magistrat wandte sich an Egmont; dieser schrieb zurück: er wisse keinen Rat, und noch viel weniger die Statthalterin.

Allmählich ermannten sich die städtischen Behörden hie und da. In Gent wurde am 29. August in St. Bavon die erste Messe unter militärischer Bedeckung wieder gelesen, am folgenden Tage in St. Michael. Eine Anzahl Bilderstürmer wurde festgenommen, aber nur Leute niederen Standes; drei von ihnen wurden hingerichtet. Die Anstifter, die besseren Kreisen entstammten, entkamen, vermutlich rechtzeitig gewarnt; die Prädikanten, die in der Stadt verweilten, blieben unbehelligt. Zur Einschüchterung der Kalvinisten trug das entschiedene Auftreten Beckerzeels in der Umgegend von Gent einigermafsen bei. Ein starker Haufe, der, mit Pferden und Gewehren ausgerüstet, von Oudenaarde her das Städtchen Grammond (Geerards-Bergen) überfallen wollte, um hier die Kirchen zu plündern, wurde durch Beckerzeel am 1. September auseinandergesprengt; etwa ein Dutzend blieb auf dem Platze, viele andere wurden gefangen genommen; mit etwa dreifsig von ihnen machte Beckerzeel am anderen Tage kurzen Prozefs, indem er sie an einem Balken aufknüpfen liefs, der über zwei Bäume gelegt war. Dieses Beispiel wirkte abschreckend; es flöfste den Beamten und Magistraten in der Provinz Mut ein und setzte also dem Bildersturme hier ein Ziel. Selbst die Statthalterin fühlte sich durch diese Tat in all den

Ängsten und Nöten, von denen sie umgeben war, einigermafsen „getröstet".

Wie Oranien in Antwerpen, so ging Egmont in Flandern von der Ansicht aus, dafs es nicht sowohl seine Aufgabe sei, den protestantischen Gottesdienst zu unterdrücken, als vielmehr den der Katholiken wieder herzustellen und zu sichern, sowie zu diesem Zwecke die Reformierten zur Niederlegung der Waffen zu bestimmen. Die grofse Entschiedenheit, mit der gegen die Tumultuanten jetzt bereits eingeschritten wurde, rief unter den Tätern Besorgnis und Bestürzung hervor. Manch einer, der sich schuldig fühlte, verliefs sein Haus, sowohl Arbeiter und Handwerker, als auch reiche Kaufleute, die sich an den Exzessen beteiligt hatten, und die vielen Personen Arbeit und somit Unterhalt gewährten. Die Werkstätten standen leer; die Industrie drohte zu stocken; die Folgen davon mufsten Armut, Landstreicherei und zunehmende Unsicherheit des Landes sein. Kaum in Flandern angelangt, schlug daher Egmont der Statthalterin den Erlafs eines Generalpardons vor, von dem nur die Anführer und Anstifter der Unruhen ausgenommen sein sollten.[1]) Und alsbald setzte er ihr auseinander, welches die Richtschnur für seine Unterhandlungen mit den Kalvinisten sein würde: „Es scheint mir, dafs ich Milde anwenden mufs verbunden mit einiger Strenge, wenn es erforderlich ist. Ich vermute auch, dafs ich mitunter gezwungen sein werde, des Besten halber über den Akkord hinauszugehen, den Eure Hoheit mit den verbündeten Adligen vereinbart hat. Ich hoffe, dafs Sie das nicht übel nehmen werden; denn ich versichere Eure Hoheit auf Ehre, dafs ich das nur tue, um Schlimmeres zu vermeiden". In Flandern war es auch, dafs Peter Dathenus, aus Deutschland kommend, dem Grafen einen Empfehlungsbrief von seinem Schwager, dem Kurfürsten von der Pfalz, übergab. Egmont hiefs ihn, sich davon zu scheren, da er nichts mit ihm zu schaffen haben wolle.

Mit den Ketzern von Gent, Ypern und Oudenaarde wurde zuerst eine Einigung versucht. In Gent verlangten die Prediger die Erlaubnis zum Bau einer Kirche innerhalb der Stadt; so weit, wie Oranien in Antwerpen, ging nun Egmont zwar nicht; immerhin gewährte er weitgehende Zugeständnisse. Am 10. September liefs Egmont, selbst in der Stadt anwesend, den Bevollmächtigten des Konsistoriums eine sogenannte „Submissionsakte" vorlegen; sie stimmte ziemlich genau mit dem Antwerpener Akkorde vom

2. desselben Monats überein, nur dafs ihnen darin die Religionsübung nicht in der Stadt, sondern dafür ein bequem und nahe gelegener Platz vor dem Tore eingeräumt wurde. Aber eben deshalb wurde sie von den Kalvinisten verworfen. Egmont reiste von Gent nach Ypern, indem er den Befehl gab, dafs alle Mitglieder der Genter Gemeinde die Bewilligungsakte zum Zeichen ihrer Unterwerfung mit ihrer Unterschrift zu versehen hätten; schwerlich meinte er, dafs sie sich weigern würden; sie taten es dennoch. Sie reichten Suppliken ein; darin protestierten sie gegen den Entwurf Egmonts in mehrfacher Hinsicht. Sie wollten es nicht dulden, dafs ihre Lehre darin als eine „neue“ bezeichnet wurde, dafs von den Kulthandlungen der Katholiken als von einem „Gottesdienste“ und überhaupt von einem „katholischen seit jeher gefeierten Gottesdienste“ gesprochen wurde; sie verlangten, dafs die römische Geistlichkeit als ihre ärgste Widersacherin eine gleiche Submissionsakte zu unterzeichnen habe. Alle Versuche des Magistrats und Egmonts, sie zu Nachgibigkeit zu bewegen, schlugen fehl; sie blieben hartnäckig. Durch eines ihrer Häupter, Karl van Utenhove, riefen sie die Hilfe Ludwigs von Nassau an. Sie beklagten sich Mitte September bei ihm, dafs die Verfolgung gegen die Bilderstürmer noch anhalte, sodafs jetzt schon an die tausend Personen, eingerechnet Kinder und Frauen, geflohen seien; sie riefen seine Vermittlung bei Egmont an und baten ihn, dafs er, wozu ihm ja die Macht nicht fehle, „die armen Bedrängten aus der Höhle der reifsenden Wölfe errette“. Das war schon nicht mehr die übermütige Sprache der Siegesgewifsheit, die sie noch vor kurzem geführt hatten.

Auch in den anderen Städten ging es nicht ab, ohne dafs die Reformierten einige Schwierigkeiten machten; aber man war hier verständig genug, sich mit den grofsen Konzessionen zu begnügen, die Egmont gewährte, zumal da sie oft genug gegen den Willen der lokalen Obrigkeiten erfolgten. In Oudenaarde führte Beckerzeel die Verhandlungen; er legte hier eine ähnliche Submissionsakte vor, wie Egmont in Gent. Sie wurde hier angenommen; nur am 13. Artikel, der die Niederlegung der Waffen anordnete, nahm man Anstofs. Der Graf widersprach der Streichung des Paragraphen;[1]) am 13. September wurde der Vertrag in Anwesenheit Egmonts perfekt, der strittige Artikel jedoch, wie es scheint, eigenmächtig durch Beckerzeel ohne Vorwissen Egmonts für suspendiert erklärt.[2]) Von Oudenaarde

begab sich Egmont am folgenden Tage nach Courtrai; hier erwartete ihn bereits Hoorne, der vom benachbarten Tournai gekommen war, begleitet von einer Anzahl verbündeter Edelleute, wie Villers, Esquerdes, Longastre, Bailleul, Deprez, sowie vom Pensionär Taffin und mehreren kalvinistischen Kaufleuten aus Tournai. Das Gefolge Hoornes legte sich keinen Zwang auf; in seiner Gegenwart wurden bei Tisch das Altarsakrament und die katholischen Zeremonieen zum Gegenstande abfälliger Erörterungen gemacht. Der Zweck, den die Grafen mit ihrer Zusammenkunft verfolgten, war wohl eine Verständigung über den Widerspruch, den die Statthalterin schon damals gegen die Mafsregeln beider zur Durchführung des Brüsseler Akkordes einlegte. Gerade die Art und Weise seines Auftretens in Courtrai hat Egmont später schwere Anklagen zugezogen. Er erteilte hier einer Reihe von Ortschaften die Freiheit zur Predigt, so Courtrai selbst, Dheinze, Thielt und Menin, Haerlebeke u. a. m. Für mehrere von ihnen ist es ausdrücklich bezeugt, dafs es geschah, wiewohl sich die lokalen Obrigkeiten dagegen erklärten; er bezeichnete diese Konzessionen trotzdem für notwendig, „um ernstere Gefahren zu vermeiden“. Es wurden mit den flandrischen Gemeinden allenthalben Submissionsverträge auf dem Fufse des von Gent und Oudenaarde geschlossen, jedoch unter Wegfall des Artikels über die Niederlegung der Waffen, der bereits von den Oudenaardern zurückgewiesen worden war. Wo eine Erlaubnis zum Kirchenbau gewünscht wurde, wurde sie bereitwilligst erteilt; nur daran wurde festgehalten, dafs sie in den Städten selbst zu verweigern sei. In Ypern verlangten die Kalvinisten unter der Führung Vendevilles, der zu den Geusen gehörte, die Einräumung der katholischen Kirchen oder mindestens zweier von ihnen; es wurde in der Folgezeit Egmont der Vorwurf gemacht, dafs er dieses Ansinnen nicht energisch genug zurückgewiesen habe. Schliefslich baten sie darum, eine Kirche von sich aus in der Stadt errichten zu dürfen; auch das wurde ihnen abgeschlagen; durch ein Edikt vom 17. September aber ward festgestellt, dafs zwar die Predigten und andere öffentliche Kulthandlungen vor den Toren geschehen müfsten, dafs aber Krankenbesuche, Trauungen in aller Stille, sowie Hausgottesdienste auch innerhalb der Mauern stattfinden dürften, dafs ferner die Gehorsamspflicht gegenüber dem Magistrate nur insoweit zu verstehen sei, als die Gemeinde nicht in ihrem Gottes-

dienste und in der Predigt des Wortes Gottes gestört würde. Wo Egmont selbst nicht hin kam, da sandte er Edelleute hin, die die Vollmachten oft noch überschritten, welche er ihnen erteilte. So schickte er seinen Bailli in Armentières, den Nikolaus de Landas, nach dem Lande L'Alleu; der bewilligte den Kalvinisten daselbst ausdrücklich nicht nur die Predigt, sondern auch alle anderen Kulthandlungen, wie Abendmahl, Taufen, Trauungen, Kollekten und synodale Versammlungen; er gestattete auch, dafs die bei den Predigten durch die Diakonen gesammelten Almosen ausschliefslich den Armen ihrer Gemeinde zu gute kämen, dafs dagegen gewisse öffentliche oder stiftungsmäfsige Armengelder je zur Hälfte den Katholiken und den Reformierten zur Verfügung gestellt würden. Und wie in seinen Gouvernements, so handelte Egmont auf seinen Herrschaften. In seiner Stadt Armentières, die in Welschflandern gelegen war, erlaubte er den Kalvinisten den Bau einer Kirche nahe vor den Toren; sofort brachten diese durch Kollekten die Mittel zur Errichtung eines mächtigen quadratischen Backsteintempels auf. Als ihm seine reformierten Untertanen erklärten, sie würden auf sein Gebot sofort die Predigten aufhören lassen, erwiderte er ihnen: was er ihnen einmal versprochen habe, das wolle er ihnen nicht nehmen; er wolle nicht zum Lügner werden. Am 1. Oktober kehrte Egmont nach Brüssel zurück, um der Statthalterin Bericht über die Pazifikation Flanderns abzustatten; er brachte die Submissionsakten aller Gemeinden mit Ausnahme der Genter mit. Die Herzogin war freilich mit den Bedingungen wenig einverstanden, auf welche hin diese Verträge abgeschlossen worden waren. Immerhin rühmte er sich, den katholischen Gottesdienst in Flandern wieder hergestellt und den Umfang der kalvinistischen Predigt vermindert zu haben: an sechszig Orten, so sagte er später in seinem Prozesse aus, sei vor dem September 1566, nachher aber auf Grund seiner Tätigkeit nur an zwanzig Orten und nur aufserhalb der Städte gepredigt worden.[1])

Im wesentlichen kam es darauf an, ob die Gouverneure ernstlich entschlossen und gewillt waren, sich dem Hervordrängen des Protestantismus entgegenzustemmen. Das zeigte insbesondere das Beispiel der Südprovinzen. Zwar fehlte es auch hier nicht an neuerungssüchtigen Elementen; es wurde (wenngleich mit Unrecht) geltend gemacht, dafs es gegen den Akkord mit den Konföderierten verstofse, wenn hier noch länger die Predigt

verboten bleibe. Aber die Statthalter wehrten solchem Unterfangen. In Namur stifteten die Verbündeten, zumal der Baron Pierre de Brandenbourg, die Bürger an, eine Petition um Religionsfreiheit zu überreichen; die Einwohner der Provinz hielten jedoch in der überwiegend grofsen Mehrheit am alten Glauben fest. Wie hier Berlaymont, so sorgte in Luxemburg der Graf von Mansfeld, wenngleich, wie jener, dauernd in Brüssel weilend, durch geeignete Vertreter für die Verhütung jeglicher Unruhen. Gefährdeter war der Südwesten; hier wirkte die Nachbarschaft des Stiftes von Cambrai; ein französischer Prediger predigte in der Hauptkirche von Château-Cambrésis, und Franzosen hatten, in Quartiere bei den Bürgern verteilt, im Orte die Herrschaft; schon sandte freilich Margareta auf Bitten des Bischofs diesem Truppen zur Hülfe. Die Grafschaft Artois blieb unerschüttert bis auf einige Dörfer an der flandrischen Grenze. In Lille wollte Escaubecq predigen lassen; die Stadt und ganz Welschflandern steckten voller Kalvinisten; aber gestützt auf eine starke Garnison, hielt sie der Gouverneur, der Herr von Rassenghien, im Schache. Ungestört nahm der katholische Gottesdienst in Lille und Douai seinen Fortgang, und noch im Herbste machte Rassenghien sogar der Predigt auf dem plattem Lande seiner Provinz ein Ende. Auch im Hennegau wagten sich die Ketzer bei der Entschlossenheit, die der provisorische Statthalter, Noircarmes, zeigte, nicht hervor. In Mons liefs er schon im Anfange des Septembers die Verdächtigen entwaffnen; in der Nähe stand der Herzog von Arschot mit seiner Kompagnie, sodafs sich die Ketzer hier nicht vorwagten. Valenciennes war die einzige Stadt in seinem Gouvernement, deren Noircarmes sich nicht bemächtigen konnte; sie und Tournai waren die Zentren des Widerstandes.[1])

Nach Tournai kam die Nachricht vom Abschlusse des Akkords bereits am 24. August; es ward den Predigern durch die Konsistorialen, welche nach Brüssel entsandt worden waren, gemeldet, dafs alsbald einige Bevollmächtigte des Bundes, darunter der Herr von Esquerdes, eintreffen würden, um in der Stadt die Ordnung wieder herzustellen. Keineswegs wirkte die Botschaft auf die Kalvinisten beschwichtigend ein; nicht nur in der Stadt gingen die Greuel der Kirchenschändung ungestört weiter, sondern die Bilderstürmer ergossen sich auch an eben demselben Tage auf das benachbarte platte Land. Sie hausten in einer Reihe von Dörfern; dafs es aber nur darauf ankam, ihnen über-

haupt die Stirn zu bieten, das wurde gerade damals offenbar. Einer ihrer Haufen schlug den Weg nach Süden längs der Scarpe ein, um die hier gelegenen Klöster Anchin, Flines, Crespin, Marchiennes, Hasnon und Viscogne zu verheeren und zu plündern. Sie gelangten am ersten Tage (25). bis nach Marchiennes; der Bailli der benachbarten Abtei Anchin, Feri de Guyon, ein alter Kriegsmann, sammelte mehrere hundert Landleute um sich, an die 700 zu Fufs und 80 Reiter. Damit griff er am Morgen des 26. die in Marchiennes liegenden Ketzer an; er schlug sie in die Flucht und tötete ihrer an die siebenzig bis achtzig, darunter den Anführer und einen Prädikanten. Als sich am Nachmittage die Kalvinisten abermals in Marchiennes zusammenrotteten, sprengte sie Robert de Longueval, Herr de la Tour, ein Mitglied des adligen Bundes, mit einem Aufgebote von Bauern abermals auseinander; wiederum erlitten sie beträchtliche Verluste. Es bedurfte eben nur einiger Beherztheit, um der Tumultuanten Herr zu werden.[1])

In Tournai selber wütete der Schrecken mit ungeschwächter Kraft. Am 25. predigte Wille zum ersten Male innerhalb der Stadt, auf dem Viehmarkte. Während des Gottesdienstes verbreitete sich das Gerücht, dafs die Besatzung der Zitadelle einen Anschlag auf die Versammelten im Schilde führe. Alsbald bewaffneten sich die in der Überzahl befindlichen Reformierten; Geschütze wurden auf dem Markte aufgefahren und gegen die Zitadelle gerichtet; mit gröfster Mühe gelang es, die Erregten zu besänftigen. Unter der Führung Willes nahm der Sturm auf die Kirchen, Klöster und Bilder seinen Fortgang; ungeheure Scheufslichkeiten wurden begangen. Die Grabgewölbe wurden nach verborgenen Schätzen durchwühlt, Leichen wurden geschändet. Der Abt von St. Martin wurde um 1000 fl. gebrandschatzt; sie wurden durch Wille verwendet, um die Leute zu bezahlen, deren man sich für den Bildersturm bedient hatte; zur Hälfte wurden sie ausgegeben zur Tilgung der Zeche, welche diese in den Schenken gemacht hatten, zur Hälfte wurden sie dem Gesindel selbst ausgehändigt, unter dem Vorwande, die Armen der Stadt für ihre Mühewaltung bei der Bewachung der Stadt während der letzten Unruhen zu entschädigen. Seit dem 27. wurde in den städtischen Kirchen gepredigt; der katholische Kult wurde nicht mehr geduldet. Die Kalvinisten übten gegen die Altgläubigen ein terroristisches Regiment aus. Selbst die

Taufen und Trauungen nach katholischem Ritus hörten auf; bei der Almosenverteilung wurden die Katholiken zurückgesetzt; die reichen Kaufleute, welche kalvinistisch gesinnt waren, gaben nur ihren Glaubensgenossen Arbeit und übten also auf die ärmere Bevölkerung einen wirtschaftlichen Druck aus, damit sie sich der neuen Religion anschlösse. Die schwache Garnison der Zitadelle — sie betrug nur 150 Mann — mufste die Spöttereien der Einwohner über sich ergehen lassen, dafs sie nämlich nur dazu da sei, um von ihnen zum Frühstücke verzehrt zu werden. Am 27. August kamen die Herren von Esquerdes und Villers in der Stadt an; sie gaben vor, vom Hofe und den Vliefsrittern geschickt zu sein; doch forderten der stellvertretende Gouverneur Moulbais und der Magistrat vorderhand von ihnen noch eine weitere Legitimation. Von Brüssel aus wurde darauf eine offizielle Anzeige vom Akkorde, sowie ein Patent übersandt, welches die Bilderstürmer mit dem Galgen bedrohte. Der Magistrat liefs es am 29. publizieren; da aber Esquerdes und Villers behaupteten, es beziehe sich nicht auf die schon in der Vergangenheit liegenden Frevel, sondern wolle nur künftigen Exzessen steuern, so wandte sich der Magistrat um Auskunft an den von Antwerpen, ob und inwiefern hier die Tumultuanten bestraft worden seien, ob das Volk hier entwaffnet worden wäre, und ob die Predigten hier aufserhalb oder innerhalb der Stadt geduldet würden. Es herrschte die gröfste Verwirrung. Die Spannung zwischen der Garnison in der Zitadelle und der Bürgerschaft bestand unverhüllt weiter; Moulbais war schon alt und krank, aber ein Anhänger der Regierung und geneigt, die beiden Kommissäre des Bundes für unbefugte Eindringlinge zu halten; der Magistrat genofs bei den Einwohnern keinen Respekt; die Prädikanten waren die wahren Herren der Stadt, und das Edikt gegen die Sakrilege reizte die Kalvinisten zu neuer Empörung.

Die Regentin sah die Notwendigkeit ein, irgendwelche Mafsregeln zu treffen, um den Wirren in der Stadt ein Ende zu machen. Sie schickte Ende August einen Edelmann ihres Gefolges, Philipp von Lannoy, Herrn von Beauvoir, mit einer Kompagnie Infanterie zur Verstärkung der im Schlosse liegenden Besatzung, damit es nicht vom Volke überrumpelt würde; zugleich ging sie mit der Absicht um, den Herrn von Hachicourt in ähnlicher Mission, wie Oranien sie in Antwerpen inne hatte,

nach Tournai abzuordnen. Hachicourt war dazu sehr geeignet, da er zwar Vliefsritter war, im wesentlichen es aber mit der Regierung hielt. Schliefslich wurde jedoch nicht er damit betraut, sondern Hoorne, der sich selber dazu erbot. Es war ein entschiedener Fehler der Herzogin, ihre Wahl gerade auf Hoorne für diese heikele Angelegenheit fallen zu lassen. Sie traute ihm ja schon längst nicht mehr, und wenn sie ihm auch beim Abschiede einschärfte, dafs er nicht über die Grenzen des Akkordes hinausgehen dürfe, so mufste sie den Admiral zur Genüge kennen, um zu wissen, ob das auf ihn einen nachhaltigen Eindruck machen würde. Sie gab ihm einen offenen Bestallungsbrief, wodurch nicht nur der Magistrat, sondern auch Moulbais und Beauvoir seinen Befehlen unterstellt wurden; es darf jedoch zweifelhaft erscheinen, ob sie nicht den beiden Letzteren im Geheimen die Weisung erteilte, auffälligen Mafsregeln des Grafen nicht zu folgen, oder ihm doch wenigstens nur in gewissen Grenzen Gehorsam zu leisten, insoweit nämlich dabei die Grenzen des Akkordes nicht überschritten würden.

Am Abende des 30. Augusts hielt Hoorne seinen Einzug in Tournai, es war eine „joyeuse entrée“ wie der Chronist sagte, gleichsam als ob der Herrscher herannahe. An die achtzig Edelleute und Kaufleute waren ihm hoch zu Rofs entgegengezogen; die Kompagnieen der Bürger mit ihren Fähnlein und Hauptleuten holten ihn gleichfalls ein. Überall, wo er vorbeikam, wurde er vom Volke mit dem Jubelrufe begrüfst: „Es lebe der König! Es leben die Geusen!“ Unschwer war zu erkennen, dafs die Kalvinisten auf ihn alle ihre Hoffnungen setzten. Sonderbar genug war es schon, dafs er bei einem reichen Kaufmanne kalvinischen Bekenntnisses, einem gewissen Jehann Says, abstieg. Er hatte geäufsert, um den Bürgern Zutrauen einzuflöfsen, wolle er nicht in der Festung, sondern in der Stadt wohnen; darauf hatte ihm der Magistrat ein Quartier bei einem katholischen Kaufmann angeboten; er aber zog die Gastfreundschaft eines Protestanten vor; so hofften die Reformierten, ungehindert und jederzeit Zugang und Gehör bei ihm zu finden. Der Magistrat gab ihm nach seiner Ankunft ein Bankett; dabei versprach er, nicht eher die Stadt zu verlassen, als die Ruhe vollkommen wieder hergestellt worden sei; er drückte der Stadt seine Zuneigung aus und äufserte, er sei erstaunt, dafs es hier — im Gegensatze zu den in Umlauf gesetzten Gerüchten — so still

und friedlich zugehe. Es fiel auf, dafs er die Herren von Esquerdes und Villers mit grofser Freundlichkeit behandelte; sie hatten in seiner nächsten Nähe Unterkunft gefunden. Ganz und gar war er augenscheinlich in den Händen der Ketzer. Zwar hatte er sich ihnen nicht angeschlossen; er befand sich jedoch in derjenigen Gemütsverfassung, die für so manchen Edelen seines Landes ein Durchgangsstadium zum Protestantismus geworden ist: konfessionelle Gleichgültigkeit und Abneigung gegen Klerus und kirchliches Wesen. Seine Damen, sowohl seine Mutter als auch seine Gemahlin, offenbarten sich um eben diese Zeit als Anhängerinnen des neuen Glaubens; sie vertrieben auf der Herrlichkeit Weert die Franziskaner und zogen deren Besitztümer als eine Stiftung ihrer Vorfahren ein; sie hörten die Predigt eines Prädikanten, der bei ihnen auf dem Schlosse verkehrte. Und was den Grafen selbst anbelangte, so stand er jedenfalls mit den Kalvinisten in sehr intimer Beziehung. Im August hatte der Sekretär der Synode, Gilles Le Clerq, gemäfs den Beschlüssen von St. Trond und auf Grund einer Bestallung Ludwigs von Nassau in der Gegend des Südwestens von den Gemeinden Geld erhoben; am 28. August erhielt er durch den Grafen Ludwig die Anweisung, davon 2000 Fl. an Hoorne auszuzahlen, wahrscheinlich doch zu Zwecken, die im Rahmen der Bestrebungen des Bundes lagen.[1]) In Tournai ansässig, war Gilles Le Clerq beständig in der Umgebung des Admirals, als dieser sich dort aufhielt, sodafs gegen Hoorne sogar später die Anklage erhoben wurde, er habe ihn förmlich in seinen Dienst genommen. Protestantische Edelleute und Kaufleute waren in Tournai des Admirals täglicher und vertrautester Umgang.

Schon am Tage nach seiner Ankunft brachen Konflikte zwischen Hoorne einerseits und Moulbais sowie Beauvoir andererseits aus. Der Magistrat beschwerte sich über die Aufnahme Beauvoirs und seiner Kompagnie in der Zitadelle; er glaubte, darin eine Bedrohung der Bürgerschaft erblicken zu müssen, und begehrte die Entfernung dieser Truppen; Hoorne pflichtete dem Gesuche bei. Auf der anderen Seite stellten Moulbais und Beauvoir brieflich an Esquerdes und Villers das Ansinnen, schleunigst die Stadt zu verlassen. Zunächst setzte Hoorne seinen Willen durch; unter der Begründung, dafs die Bürger sich nicht eher zur Niederlegung der Waffen verstehen würden,

als sie sich der Festung gegenüber gesichert fühlten, schickte er Beauvoir mit seinen Soldaten nach Welschflandern, um dort an der Pazifikation mitzuwirken. Die Absicht der Regentin, das Schlofs nicht blofs zu schützen, sondern auch mit einer Besatzung zu versehen, welche der Stadt einigermafsen zu imponieren vermochte, war somit gekreuzt. Am allerwenigsten kümmerte sich der Admiral um die Mahnungen, mit denen ihn die Herzogin entlassen hatte, dafs er nicht über den Akkord hinausgehen dürfe. Nachdem die Kalvinisten einmal die katholischen Kirchen okkupiert hatten, spürten sie keine Lust mehr, sie wieder herauszugeben oder gar ihre Predigten aus der Stadt hinaus zu verlegen; sie wufsten dafür auch Hoorne zu gewinnen. Schon am 1. September erstattete er der Regentin den Bericht: vier Fünftel der Bevölkerung seien kalvinistisch; zwar sei der Magistrat katholisch, aber von Furcht erfüllt; für die Katholiken sei Sicherheit nur dann zu erreichen, wenn den Kalvinisten die Predigt in der Stadt erlaubt würde, und gerne würden jene diesen ein paar ihrer Kirchen abtreten.

Wie sich denken läfst, antwortete die Herzogin ablehnend, indem sie zugleich die Entwaffnung der Bürger forderte; aber ohne ihren Bescheid abzuwarten, hatte Hoorne bereits am 3. September ein Mandat publiziert, durch welches den beiden Bekenntnissen das gegenseitige Schimpfen verboten wurde; zugleich wurde den Einwohnern Freiheit der Religionsübung gestattet und insonderheit freier Besuch der Predigt, indem sich der Graf vorbehielt, demnächst dafür geeignete Plätze anzuweisen; d. h. es wurde indirekt zunächst die Predigt in der Stadt erlaubt. Umsonst hatten einige Magistratsmitglieder dagegen Protest erhoben; Hoorne war den Vorschlägen von Esquerdes und Villers gefolgt, die er übrigens als gleichsam in offizieller Eigenschaft befindlich anerkannte, indem er die Ordonnanz als in Gemeinschaft mit ihnen erlassen bezeichnete. Er schlug den Kalvinisten gewisse Artikel zur Annahme vor, die mit denen Oraniens in Antwerpen und den flandrischen Submissionsverträgen übereinstimmten. Von der Niederlegung der Waffen war darin keine Rede; was die Predigten anbelangte, so ward, wie im Edikte vom 3., lediglich gesagt, dafs der Graf und Magistrat noch bestimmen würden, an welchen Stätten sie gehalten werden dürften. Hoorne gab sich alle erdenkliche Mühe, bei der Statthalterin, wenngleich nicht mehr die Herausgabe katholischer

Kirchen, so doch die Freiheit zur Religionsübung innerhalb der Mauern zu erwirken; er rief die Vermittlung von Viglius und Assonleville an; wie Oranien in Antwerpen, so auch brachte er für Tournai das Argument vor, dafs die Reformierten hier in der Stadt predigen dürften, weil sie das bereits zur Zeit des Akkords getan hätten; im übrigen war das nicht einmal wahr. Die Statthalterin blieb bei ihrer Weigerung; sie ging zwar so weit, die Errichtung einer Kirche vor den Toren, unmittelbar unter den Wällen, zu gestatten; aber weiter wollte sie sich keinesfalls treiben lassen. Ihre wiederholten Gebote fanden endlich, wenngleich nur scheinbar, Gehorsam. Nachdem bisher nur in den städtischen Klosterkirchen gepredigt worden war, erklärten sich die Reformierten bereit, sich aus der Stadt zurückzuziehen und sich daselbst eigene Kirchen zu bauen; nur bis zu deren Fertigstellung wollten sie noch innerhalb der Mauern bleiben. Am 9. September wurde zum ersten Male seit dem Bildersturme wieder vor den Toren gepredigt; deshalb hörte der reformierte Gottesdienst im Innern der Stadt freilich noch keineswegs auf. Der Bau der Kirche wurde zwar begonnen; aber noch am 1. Oktober schrieb Gilles Le Clerq an das Konsistorium von Valenciennes: „Wir haben damit keine Eile; einige meinen, dafs wir die Veränderung noch verzögern sollen; denn sie hoffen noch auf Besseres“. Es war also noch keineswegs darauf Verzicht geleistet worden, die Erlaubnis zur Ausübung des Kultus auch in der Stadt zu erreichen, und in der Tat werden wir sehen, dafs Hoorne, als er bald darauf von Tournai Abschied nahm, sie abermals förmlich erteilte.

In allen Stücken handelte Hoorne in Tournai den Intentionen und Befehlen der Statthalterin zuwider. Die von ihr so dringend verlangte Entwaffnung des Volkes unterblieb. Man erzählte sich, in der Kirche von Nôtre-Dame sei ein grofser Schatz verborgen, da seit zwei Jahrhunderten die Kanoniker daselbst jährlich zweitausend Dukaten oder noch mehr verscharrt hätten. Die Kalvinisten hinterbrachten dieses Ammenmärchen dem Grafen und erhielten von ihm die Erlaubnis, nach dem Golde suchen zu dürfen. Die Fundamente wurden durchwühlt, die Gewölbe aufgerissen, Leichen ausgescharrt; zu mehreren Malen besah Hoorne die Arbeiten und sprach sich lobend über ihre Fortschritte aus; aber wiewohl man Wochen lang grub, war von den geträumten Reichtümern nichts zu finden; nur einige

Münzen, alte Bücher und Urkunden wurden entdeckt. Der Regentin ward von diesem merkwürdigen Treiben des Grafen und der Reformierten Bericht erstattet; sie meinte, die Arbeiten würden unternommen, weil der Graf und der adlige Bund sich Mittel verschaffen wollten, einen Krieg gegen den König zu führen, und verbot die Fortsetzung. Der Admiral stellte dem Kapitel die Gegenstände zu, auf die man gestofsen war, und liefs sich von einigen Kanonikern und Sachverständigen ein Zeugnis ausstellen, dafs die Fundamente des Domes nicht beschädigt worden seien. Sein Gebahren bei dieser Schatzgräberei war ebenso unwürdig wie lächerlich. Auch sonst stiftete er manchen Unfug. Er sprach sich dafür aus, dafs diejenigen, die sich am Bildersturme beteiligt hatten, straflos erklärt würden; er liefs Personen, die deshalb verhaftet waren, darunter den Haupträdelsführer, unter dem Vorwande frei, dafs sie nicht überführt worden seien. Nach dem Zeugnisse Rassenghiens und anderer Anwesender liefs er sich zahlreiche unbedachte Reden entschlüpfen: es seien fünfzigtausend Mann bereit, die Ankunft des Königs zu hindern; mit ebensolcher Macht wolle er seinen Bruder, Montigny, zurückholen, falls die Inquisition in Spanien etwa an ihn Hand lege; welche Befehle die Regentin auch immer schicke, so solle man doch mit den Predigten fortfahren, wenn nicht etwa eine Weisung von ihm, Oranien oder Hooghstraeten käme. Zwar stellte er diese Äufserungen später in seinem Prozesse in Abrede; aber die Argumente, die er vorbrachte, um ihre Unmöglichkeit ins rechte Licht zu rücken, machen einen höchst fragwürdigen Eindruck, so etwa, wenn er ausführte, es sei doch bekannt, dafs er nicht einmal im Stande sei, hundert Menschen nach Spanien zu führen. In der benachbarten zur Baillage Tournai gehörigen Abtei von St. Amand proklamierte er zum Schmerze des Inhabers, des Kardinals Granvella, Religionsfreiheit, indem er behauptete, es sei des Königs Willen, dafs alle Bekenntnisse friedlich nebeneinander lebten; der Regentin schrieb er, das sei nötig gewesen, um das Stift bei dem Hasse, den das Volk gegen Granvella hege, vor einem allgemeinen Angriffe und vor vollständigem Ruin zu retten. Gewifs war er selber davon durchaus überzeugt; er glaubte eben alles, was ihm seine kalvinistischen Hintermänner suggerierten, und indem er ihnen also zu Willen war, kam er sich noch als Retter des Vaterlandes, des Friedens und

des alten Glaubens vor. Lieber, als in Tournai wirken, würde er irgendwelche Festung gegen die Türken verteidigen, so beteuerte er der Herzogin, und gewifs hätte er sich dafür in höherem Grade geeignet.

Wohl stellte Hoorne in Tournai den katholischen Gottesdienst einigermafsen wieder her; aber noch waren die Kirchen verwüstet und die Altgläubigen aufs ärgste eingeschüchtert. Die Regentin hatte keine Ursache, mit den Erfolgen der Mission des Grafen zufrieden zu sein. Gegen den König sprach sie sich über ihn in den schärfsten Ausdrücken aus; aber noch wagte sie es nicht, seinem Treiben offen Einhalt zu gebieten. Ihre Winke, sich aus Tournai zu entfernen, verstand Hoorne nicht, oder er wollte sie nicht verstehen; immer gröfser wurde ihre Besorgnis, dafs durch sein Verhalten nicht nur die Stadt, sondern auch die Zitadelle verloren ginge. Am 16. September trafen hier die Gemahlin des Gouverneurs, Frau von Montigny, und ihre Mutter, die Prinzessin von Epinay, ein, um die Niederkunft der ersteren in einem geschützten Orte abzuwarten. Die Herzogin argwöhnte dahinter einen Vorwand, der darauf berechnet sei, das Schlofs in die Hände der Geusen zu spielen. Denn täglich kamen nun Hoorne, Villers und Esquerdes auf die Festung zum Besuche der Damen, und die Statthalterin besorgte, dafs sie diese Gelegenheit zu einem Handstreiche benutzen könnten. Vergeblich bot sie der Baronin ein Asyl in ihrem eigenen Palais zu Brüssel an; als dies nichts nützte, liefs sie wenigstens Moulbais einen Eid schwören, das Kastell in treuer Hut zu halten. Vorderhand mufste Tournai noch immer, und zwar infolge des Verhaltens von Hoorne, als eine verlorene Position für die Regierung gelten.[1])

Mochte der Bildersturm auch in seinen ersten Anfängen einer plötzlichen Aufwallung der Leidenschaften entsprungen sein, ohne dafs ein planmäfsiges und allgemeines Vorgehen beabsichtigt war, so wurde er doch mehr und mehr zu einer wohl überlegten Aktion der offiziellen Organe der reformierten Kirche. So war es insbesondere in Valenciennes.

Am Morgen des 23. Augusts ward den Deputierten des Konsistoriums von Valenciennes im Hofe des Palais Nassau durch Lumbres und Audrignies die erste Nachricht vom Abschlusse des Akkordes zuteil geworden. Man sollte glauben, dafs sie sie mit hellem Jubel und froher Begeisterung hätten aufnehmen

müssen; aber das war keineswegs der Fall. Sofort warf sich einer der Bevollmächtigten, Jacques Joffroy, aufs Rofs; so sehr beschleunigte er seinen Ritt, dafs er noch am selben Abende in der Heimat anlangte. Er überbrachte seinen Glaubensgenossen die Kunde vom Akkorde; aber nicht die Freude war es, die ihn zu solcher Eile anspornte, sondern ein Motiv ganz anderer Art: ehe die offizielle Anzeige vom Vertrage der Statthalterin mit den Verbündeten nach Valenciennes kommen konnte, sollte er das Signal zum Ausbruche des Bildersturms geben, von dem die Stadt bisher verschont geblieben war, damit auch hier die Predigten in das Innere der Stadt verlegt werden könnten. So wenig machten er und die übrigen Deputierten daraus ein Geheimnis, dafs es alsbald der Prinz von Oranien in Brüssel erfuhr; der machte sofort dem provisorischen Gouverneur Noircarmes Mitteilung, um das Unheil zu verhüten. Noircarmes liefs sofort durch den gleichfalls in Brüssel weilenden ersten Greffier M^e^ Anton Collart der Stadt schreiben: der Akkord sei fertig; daher dürfe man den Ort der Predigten nicht verändern, sondern müsse aufserhalb der Mauern bleiben, die Waffen niederlegen und sich jeglichen Angriffes auf die Kirchen enthalten.

Sobald Joffroy seine Botschaft überbracht hatte, noch am Abende des 23., bewaffneten sich die Kalvinisten. Der Magistrat traf einige militärische Vorbereitungen, indem er dreihundert Mann Bürgerwehr versammelte; das war ungenügend und unsicher; so verlegte er sich denn aufs Parlamentieren mit den Reformierten, und in der Tat versprachen diese, sich den nächsten Tag ruhig zu verhalten, — um nämlich nicht den Markt zu stören, der gerade stattfinden sollte. Am Morgen des 24., um sechs Uhr in der Frühe, traf der Brief Collarts ein; aufs neue wurde mit den Häuptern der Kalvinisten verhandelt; sie wollten zwar von ihrem Unternehmen, trotz der Warnungen von Noircarmes, nicht Abstand nehmen, gaben aber die gnädige Zusage, den Ausbruch der Unruhen bis auf den Nachmittag zu verschieben, wenn der Markt beendigt sein würde. Im Laufe des Tages wurde das Gerücht verbreitet, es sei ein Schreiben Egmonts eingelaufen, das zum Bildersturme mahne; inzwischen kehrten die übrigen Bevollmächtigten aus Brüssel zurück; sie versicherten, überall im ganzen Lande würde dem greulichen Bilderdienste jetzt mit Gewalt ein Ziel gesetzt. Nun war kein Halten mehr. Gleichsam

unter der offiziellen Leitung des Konsistoriums ging der Sturm auf die Kirchen und Bilder los; die Bürgerwehr stand dabei in voller Ausrüstung auf dem Markte. Am 25. predigten Guy de Brès und Lagrange zum ersten Male in den städtischen Kirchen; am folgenden Tage kamen Audrignies und Lumbres mit einigen anderen Edelleuten, wie Famars und Wingle, an; sie und das Konsistorium bildeten jetzt eine Nebenregierung, welche den Magistrat immer mehr in den Hintergrund drängte und in Wahrheit die Geschicke der Stadt leitete.

Als Mutterkirche betrachteten die Kalvinisten von Valenciennes die von Tournai, und nach deren Vorbilde richteten sie sich ganz genau; in allen Fragen, die an sie herantraten, holten sie das Gutachten der Nachbargemeinde ein. Als sie hörten, dafs die Kalvinisten in Tournai die katholischen Kirchen in der Stadt für sich eingeräumt wissen wollten, dafs Hoorne hier vollkommene Freiheit der Religionsübung verkündet hatte, verlangten die in Valenciennes für sich ein Gleiches. Noircarmes schlug ihr Begehren ab, da es gegen den Akkord verstofse; darauf begaben sich Audrignies und Lumbres mit mehreren Bürgern nach Tournai zu Hoorne; der versicherte sie, es herrsche jetzt Freiheit der Religionsübung. Mitte September hielt er sich in dem zwischen beiden Städten gelegenen St. Amand auf; da gaben ihm die Reformierten von Valenciennes ein Bankett, auf dem er ihnen diese Erklärung wiederholte. Sie beharrten daher auf ihrem Ansinnen, dafs ihnen die Kirchen zur Verfügung gestellt würden; Noircarmes aber blieb bei seiner ablehnenden Haltung und entgegnete ihnen, dafs die Zugeständnisse, die Hoorne in Tournai gemacht hatte, dem Akkorde und dem Willen der Regentin zuwiderliefen. Das Konsistorium von Tournai, welches sie darauf konsultierten, antwortete, dafs man sich jetzt allerdings hier selbst Kirchen aufserhalb der Stadt zu bauen genötigt sehe. Sie machten nun einen Versuch, mehr zu erreichen, als die Nachbargemeinde. Sie baten Noircarmes, ihnen, wenngleich keine Kirchen, so doch geeignete Plätze innerhalb der Mauern anzuweisen; dieser beschied die Bevollmächtigten der Stadt und des Konsistoriums nach Château-Cambrésis, wo er sich soeben befand. Auf nochmaliges Befragen erteilte ihnen Gilles Le Clerq nach Rücksprache mit Hoorne am 1. Oktober den Rat, nicht alsbald mit Noircarmes irgendwelche feste Abmachungen zu treffen, sondern die Verhandlungen in die Länge zu ziehen; es wurde ihnen anempfohlen,

erst die Beschlüsse einer Synode abzuwarten, die in jenen Tagen zu Gent stattfand, und auf der die Frage auf der Tagesordnung stand, ob man sich mit der Erlaubnis zur Predigt und zum Kirchbau vor den Toren begnügen dürfe. Ausdrücklich bemerkte Gilles Le Clerq, dafs auch der Admiral das für das Beste halte; doch schärfte er ihnen Verschwiegenheit ein; in seiner gewohnten Weise stellte Hoorne in seinem Prozesse auch das in Abrede. Vorderhand blieb es somit beim Alten. Es wurde in den Kirchen weiter gepredigt; gegen Noircarmes wurden immer neue Ausflüchte gebraucht; der Prévôt-le-Comte und sein Vertreter waren schon im September verjagt worden; kurz Valenciennes befand sich in ganz demselben Zustande, wie Tournai, nur noch mehr gefährdet, weil hier nicht die Möglichkeit vorlag, die Stadt etwa von der Zitadelle aus zu beherrschen.[1])

Was den Norden und zunächst das nördliche Brabant anbelangte, so richtete sich Mecheln ganz nach dem Vorbilde Antwerpens. Es brachen hier während der Verhandlungen in Brüssel über den Akkord Unruhen aus; die Kirchen der Franziskaner, der Karmeliter und mehrere Klöster wurden beschädigt, während die Kathedrale und die Pfarrkirchen verschont blieben. Der Magistrat erbat die Sendung des Grafen Hooghstraeten, und die Statthalterin wagte nicht, das Begehren abzuschlagen; sie entschuldigte sich vor dem Könige, in Ermanglung einer sonst geeigneten Persönlichkeit habe sie in die Mission des Grafen eingewilligt. Einige Mitglieder des Grofsen Rates wollten den Magistrat anfeuern, energisch gegen die Übeltäter einzuschreiten und „für Herd und Altar zu fechten“; aber der Präsident, der es mit den Herren hielt, riet, die Ankunft Hooghstraetens abzuwarten. Am 24. August erschien dieser; alsbald erliefs er in Gemeinschaft mit dem Magistrate ein Edikt, durch welches die Inquisition für immer als abgeschafft und die Predigten für erlaubt erklärt wurden; es wurde bis auf weiteres Gewissensfreiheit, sowie ein Generalpardon für alle Verhafteten proklamiert. Im Vertrauen darauf kehrten einige der Hauptfrevler, die sich bereits entfernt hatten, wieder in die Stadt zurück, worauf sie festgenommen wurden; es entspann sich nun ein Konflikt zwischen der Statthalterin und Hooghstraeten, ob dieser zur Publikation des letzten Ediktes berechtigt gewesen sei, und ob demgemäfs die Gefangenen wieder freizulassen seien. Hoogstraeten organisierte eine Bürgerwehr von 200 Mann und umgab sich mit einigen Dutzend Helle-

bardieren; ketzerischen Edelleuten sein Ohr leihend, erlaubte er die Predigten in der Stadt, die sich eines starken Zulaufs erfreuten, sodafs die Verbündeten allen Grund hatten, sich über seine Amtsführung höchst anerkennend zu äufsern. Noch schlimmer standen die Dinge in Herzogenbusch. Hier hielten die Ketzer alle Kirchen und Klöster besetzt; der katholische Gottesdienst hörte auf; die Sakramente wurden nicht mehr gespendet; der Regular- und Laienklerus waren verjagt; der arme Bischof Sonnius irrte wie ein Vagabund von Ort zu Ort. Unter dem Vorwande, dafs die Seigneurs sonst beschäftigt seien, sandte die Statthalterin Mitte September zwei zuverlässige Räte vom brabantischen Hofe nach der Stadt; erst zum Anfange des nächsten Monats konnten sie allmählich in Wirksamkeit treten. Fast ebenso war es in der benachbarten Campine; im Limburgschen wirkte mit ebenso grofsem Eifer wie Erfolge der rührige Junius, der Antwerpen als Ausländer verlassen mufste. Die Löwener hatten die Tore geschlossen und hielten fleifsige Wacht; die Angehörigen der Universität erhoben sich wider die Bilderstürmer. Morillon, der gerade in Löwen weilte, wufste die deutschen Studenten insbesondere nicht genug zu rühmen; wenn er freilich hinzufügte, dafs sie den Tumultuanten gerade deshalb entgegengetreten wären, weil diese „aus privater Autorität“ die Bilder zu vernichten sich vermäfsen, so liefs er zur Genüge durchblicken, dafs es nicht gerade die Anhänglichkeit an die alte Religion und den Bilderdienst war, welche sie gegen die Kalvinisten anspornte. Aufser der Hochburg der katholischen Theologie war das ganze vlämische Brabant revolutioniert; der wallonische Teil aber hatte sich frei von Sekten und Unruhen gehalten. In gewissem Sinne gehörte zu Brabant Maastricht; die Stadt stand unter der Herrschaft des Königs und des Bischofs von Lüttich zugleich; ein Teil der Einwohner war diesem, der andere jenem untertan; gewisse Rechte, wie Zoll und Münze, waren dem Könige vorbehalten. Trotz der Anwesenheit des Bischofs wurde Ende August hier gepredigt; auch hierhin schickte die Statthalterin zwei Räte des brabantischen Hofes. Am 29. September brachen Unruhen aus; die Matthiaskirche wurde von den Kalvinisten okkupiert und des Bilderschmuckes beraubt. Die Bürgermeisterwahl, die zwei Tage später stattfand, fiel zwar zu Gunsten der Katholiken aus; gleichwohl war man weit davon entfernt, die Stadt als gesichert ansehen zu können, und das war um so bedrohlicher,

als Maastricht die wichtigsten Zugänge von Deutschland her beherrschte.[1])

Kam es im Süden wesentlich auf die Haltung der Gouverneure an, um das Land bei seiner Pflicht zu halten, so waren im Nordosten die Statthalter trotz des besten Willens machtlos, sowohl Meghem in Geldern, als auch der Graf Aremberg in Friesland. In Geldern stellte sich Nymwegen an die Spitze; während der Verhandlungen der Regentin mit dem adligen Bunde hielt hier ein Prädikant, der bisher vor den Toren gepredigt hatte, von zahlreichen Bürgern in Waffen begleitet, seinen Einzug in die Stadt. In diesen Gegenden neigte man zur Augsburgischen Konfession; es wurde geplant, sie auf dem Landtage zu fordern. Bald gelang es den Statthaltern, diese oder jene Städte zur Entfernung der Prediger zu bestimmen; dann wurden diese aber doch wieder zurückgeholt. Mitte Oktober schlossen die Bürger von Nymwegen, darin einig, kein Militär einzulassen, ein Kompromifs: ein Ausschufs von 24 Personen wurde eingesetzt, der je zur Hälfte aus Katholiken und Protestanten bestand; er sollte von allen Religionsangelegenheiten, sogar von den Schreiben, die vom Hofe kamen, in Kenntnis gesetzt werden. Den Städten sekundierte der Adel. Eine eifrige Anhängerin der neuen Lehre war Petronella von Praet, Witwe des Hermann von Bronkhorst, Barons von Battenburg, Mutter zweier Söhne, die mit gleicher Hingebung denselben Glauben bekannten. Sie schaffte damals auf ihren Herrschaften die Bilder ab und zwang ihre Untertanen zum Besuche der Predigten. Am schlimmsten ging es in Kuilenborg zu. Hier liefs der Graf alle Bilder, selbst die gemalten Glasfenster, entfernen; die Altäre wurden zerstört, die Kirche sollte zu einem kahlen, schmucklosen Tempel für die Predigt werden. Während das Werk der Vernichtung vor sich ging, schmauste er mit seinen Gesellen im Gotteshause; er fütterte seinen Papagei mit Hostien. Ungeheure Sakrilege wurden unter seinem Einflusse und Antriebe begangen. Ein Pfarrer steckte eine Hostie an einen Bratspiefs, liefs sie rösten und rief aus: „Da seht Ihr den Gott aus Brotteig; von Fleisch und Blut ist keine Spur“! Die Regentin war aufs tiefste entrüstet; um sie einigermafsen zu beschwichtigen, gab man vor, der Graf sei seiner Sinne nicht mächtig. Ende Oktober schrieb Kuilenborg an sie einen Entschuldigungsbrief. Er ersuchte sie darin, seinen Ver-

leumdern kein Gehör zu schenken; aber die Tatsache der Bilderabschaffung in seiner Gegenwart vermochte er nicht in Abrede zu stellen; er schützte jedoch vor, er habe sich dazu bequemen müssen, um Unruhen zu vermeiden, und gerade deshalb sei er auch in Person zugegen gewesen, zugleich bestrebt, zu verhüten, dafs nichts von den kirchlichen Gerätschaften und Schmuckstücken gestohlen würde. Ähnliche Erklärungen gab er einige Wochen später bei einer Zusammenkunft dem Prinzen von Oranien ab; dieser stellte darauf der Herzogin die Sache so vor, als sei der Graf von schlechten Ratgebern verführt worden, als sei er aber nun gewillt, die Kirchen und Klöster in seiner Herrschaft wieder herzustellen und den Katholiken Religionsfreiheit zu gewähren.[1])

Nicht minder fruchtlos waren alle Bemühungen des Grafen Aremberg in Friesland. Von jeher war dieses mit seinen Nachbarprovinzen, die zu demselben Statthaltereibezirke gehörten, ein günstiger Nährboden der Ketzerei gewesen. Lutheraner, Täufer, Davidisten, Nikolaiten, Libertiner u. a. fanden sich hier, auch ausgesprochene Zwinglianer, zu denen sich nunmehr die Kalvinisten gesellten. Im Auftrage Ludwigs von Nassau und Brederodes hatten drei holländische Edelleute hierher zuerst das Kompromifs im französischen Originaltexte gebracht, Fritz von Egmont aus Bewerwijck, Albrecht von Huechtenbronck und Herbert von Raphorst. Es fand zunächst, wie es scheint, nicht viele Unterzeichner, da man hier des Französischen nicht mächtig war. Vor allem schlofs sich ihm Sievert Beyma an, der von jetzt ab als das Haupt der friesischen Geusen auftrat; er warb weitere Anhänger, indem er es ins „Deutsche", d. h. ins Friesische, übertrug. Im Laufe des Augusts, aber noch vor dem Brüsseler Akkorde, entstand in Friesland selber das sogenannte „kleine Kompromifs". Es war verfafst in deutscher Sprache, vom Dr. Tzaling Eysinga, Rate am Hofe von Leeuwarden, einem eifrigen Protestanten, und wurde im Hause des Edelmannes Douwe Douma in der genannten Hauptstadt des Landes unterzeichnet, sowohl von einer Anzahl von Adligen, darunter abermals Sievert Beyma, aber auch von Bürgern.[2]) Der Wortlaut erregte allerdings mancherlei Anstofs; es ward darin u. a. als Zweck des Bündnisses der Schutz der „wahrhaftigen Religion" angegeben. Es trug also einen ausgeprägt protestantischen Charakter und ging weit über das allgemeine Adelsbündnis hinaus, sodafs

viele den Beitritt verweigerten. Zugleich tauchten, nachdem der Brüsseler Akkord bekannt geworden war, Zweifel auf, ob nicht dadurch das Kompromifs überhaupt kassiert worden sei. Sievert Beyma begab sich daher mit einigen Gesinnungsgenossen Mitte September nach Vianen zu Brederode; dieser wagte es nicht, ihm darüber eigenmächtig Auskunft zu geben, und so suchten beide noch Ludwig von Nassau auf, der damals in Breda weilte. Sie behaupteten in der Folgezeit, der Graf habe ihnen den Bescheid erteilt, dafs der Bund, da die Regentin ihrerseits den Akkord gebrochen habe, nicht zu existieren aufgehört habe; Ludwig stellte das freilich seinerseits in Abrede. Beyma reiste jedenfalls in der Überzeugung ab, dafs das Kompromifs noch zu Recht bestünde; er hielt die späteren Erklärungen Ludwigs für unwahr, und dessen Glaubwürdigkeit erlitt bei ihm eine arge Erschütterung. Graf Ludwig und Brederode gaben ihm sogar eine deutsche Übersetzung mit, die sie selber angefertigt hatten, zugleich mit einer Instruktion Ludwigs, wie er für den Bund weiterhin Propaganda machen solle. In die Heimat zurückgekehrt, hielt er im Hause des Weinschenken Peter Beern eine Versammlung ab, die von 30 bis 40 Edelleuten besucht war; nachdem er den Text verlesen hatte, sammelte er Unterschriften. Auch für dieses sogenannte „grofse Kompromifs“ wurden nicht nur Adlige, sondern auch Bürger zum Anschlufse aufgefordert; es trat ihm sogar der Bürgermeister von Leeuwarden bei.[1])

An Energie liefsen es Aremberg und seine Untergebenen nicht fehlen, aber in einigen Städten hielten es die Magistrate mit den Ketzern. Wo diese sich der Kirchen bemächtigten, da wurden ihre Predigten zuerst durch Kanonenschüsse gesprengt; mehr und mehr erwies sich die Gewalt jedoch als ohnmächtig. Im September ergriff das Fieber des Bildersturms sowohl die Städte als auch das platte Land; Zwolle und Kampen blieben fest; dagegen wankten Deventer und Leeuwarden. Dort gingen die Tumulte von Fremden aus, von auswärtigen Kaufleuten und Seeleuten; die Bürger waren lutherisch gesinnt und verlangten die Zulassung des Augsburgischen Bekenntnisses; es mufste ihnen die Kathedrale eingeräumt werden. Auch in Leeuwarden wurde in der Hauptkirche und noch in einem zweiten Gotteshause gepredigt. Allerhand Unfug wurde getrieben; Personen, welche geweihte Kerzen trugen, wurden diese auf dem Kopf zerschlagen.

Selbst die Anwesenheit Arembergs half nichts. Man wollte die Prädikanten verjagen; aber die „Schütterei“ nahm sich ihrer an, und mit Pfeifen, Trommeln und Gewehrsalven zog man vor den Toren des Schlosses vorbei, wo der Gouverneur residierte, um ihn zu verhöhnen. Die Regentin verfügte die Auflösung der Gilde, da diese keine alte Einrichtung sei; der Statthalter wagte es nicht, den Befehl auszuführen. Es lief das Gerücht, dafs sich der Adel insgeheim verschworen habe, falls etwas Böses gegen die Stadt im Schilde geführt würde, ihr auf den Ton einer bestimmten Glocke zur Hilfe zu kommen. Massenhaft fielen die Priester in Friesland ab; sie widerriefen auf der Kanzel die katholische Lehre, die sie bisher gepredigt hatten; sie beteuerten, bislang hätten sie nicht reden dürfen, und baten Gott um Verzeihung dafür, dafs sie unter der Herrschaft von Zwang und Furcht solange sein Volk verführt und betrogen hätten. In Leeuwarden rief ein Pfarrer in Laientracht von der Kanzel herab: die Messe sei ein Greuel, und er bereue es, sie solange gepredigt zu haben; er danke Gott dafür, dafs er das Licht des Evangeliums angesteckt habe; dabei sang man Psalmen in deutscher Sprache. Aus Groningen berichtete ein Agent der Regierung, dafs mit wenigen Ausnahmen die Pfarrer des platten Landes die Messe und die lateinische Kirchensprache abschafften. Noch im September forderten die Stände von Overyssel die Augsburgische Konfession, da das das einzige Mittel sei, um dem Bildersturme zu steuern; in Friesland reichten verschiedene Edelleute die gleiche Petition ein, aber, wie Aremberg in Erfahrung brachte, nicht in Übereinstimmung mit allen Ständen, wenngleich sie in deren Namen sprachen; er versicherte die Herzogin, dafs es hier noch zahlreiche gut katholische Edelleute gäbe. Später gab sich Oranien grofse Mühe, einen förmlichen Landtagsbeschlufs zu erwirken, durch den das Augsburgische Bekenntnis begehrt würde; er machte den Friesen Hoffnung, dafs solches wohl beim Könige durchzusetzen wäre. Höchst einfach gestalteten sich die Dinge in Groningen; hier übte man die Augsburgische Konfession aus, ohne dafs man es für nötig hielt, erst um die Erlaubnis zu bitten. Sowohl die Regentin als auch die katholische Partei glaubten im Spätherbste, Friesland und die anderen Provinzen Arembergs als verloren betrachten zu müssen.[1])

Der weiteste Spielraum war, so mufste es scheinen, der protestantischen Bewegung in Holland und dessen Nebenländern

gegönnt; hier waltete ja ihr geheimer Führer als Gouverneur, hier war ja der Sitz Brederodes, des grofsen Geusen. Es konnte für Oranien nicht so schwierig sein, Holland, Seeland und Utrecht unter dem Scheine regelrechter Amtsführung in Wahrheit ganz der Machtsphäre der Regierung zu entziehen und zu einem Bollwerke des Widerstandes umzuschaffen. Seeland war bereits, wie wir wissen, am 23. August revolutioniert. In Middelburg, Vlissingen, Arnemunden, Veere und anderen Orten hauste bereits die Furie des Vandalismus; Oranien tat seine Pflicht, indem er von Brüssel aus (noch am 24. August) den Rentmeister von Seeland-Beoosterschelde mahnte, auf die Kirchen in seinem Amtsbezirke gut Acht zu haben. An eben diesem Tage hatte der Funken bereits in Utrecht gezündet; vier Pfarrkirchen und zwei Klöster wurden demoliert; der Magistrat schlofs mit den Aufständischen eine Kapitulation, der zufolge ihnen eine Kirche in der Stadt und die Schliefsung bestimmter katholischer Kirchen gewährt wurde. Zu einem ähnlichen Vertrage verstand sich der Rat in Amsterdam. Er ordnete selbst (am 26. August) die Entfernung der Bilder an; die Kirchen blieben geschlossen; den Kalvinisten wurde freie Predigt vor den Toren gestattet, sowie bei schlechtem Wetter eine Kirche in der Stadt zugewiesen. Delft, Haag, Gorkum, Leiden, Alkmaar wurden ergriffen; bis auf Dordrecht und Haarlem, wo die Katholiken die Oberhand behielten, tobte der Bildersturm in ganz Holland. Selbst Brederode war keineswegs geneigt, diese Ausschreitungen zu billigen; er war vielmehr bereit, ihnen auf Wunsch der Herzogin entgegenzuwirken. Auf seinen Gütern verbot er alle Exzesse; er setzte sogar eine Belohnung von 50 fl. für die Ermittlung eines Frevlers aus, der einem Kruzifixe den Arm abgeschlagen hatte. Vier Wochen später aber liefs er selber (am 25. September) beim Schalle der Trommeln und Pfeifen die Bilder in Vianen entfernen; er legte sich dazu auf Grund seiner obrigkeitlichen Stellung die Befugnis bei. Am 1. Oktober liefs er zum ersten Male öffentlich predigen; er machte nun keinen Hehl mehr daraus, dafs er sich zum Protestantismus bekannte. Um dieselbe Zeit liefs er die Festungswerke von Vianen ausbessern und verstärken; er nahm an die 400 Soldaten in Dienst und hatte, wie es hiefs, die Absicht, deren Zahl auf acht Kompagnieen zu erhöhen; kurz, er setzte sich in eine entschiedene Kampfesstellung. Begleitet wurden diese Vorgänge in Vianen durch neue Unruhen in Amsterdam, hinter

denen man die Hand Brederodes vermutete. Von reichen Bürgern unterstützt, stürmte der kalvinistische Pöbel Kloster und Kirche der Franziskaner. Die Mönche wurden mit Stockschlägen und Steinwürfen verjagt; der Bürgermeister und einer der vornehmsten Schöffen, die dem Treiben wehren wollten, wurden verwundet. Das Gotteshaus und andere Kirchen wurden gräfslich zugerichtet; dabei bewährten einige Frauen seltenen Mut und grofse Tapferkeit, indem sie die Tempelschänder hinderten, sich an den geweihten Hostien in einer als Wunderort verehrten Kirche zu vergreifen. Ähnliche Exzesse wiederholten sich in Utrecht, Leiden und Delft. In Delft aber spielten die Frauen eine andere Rolle, wie in der Hauptstadt; gleich „höllischen Eumeniden" zogen sie gegen das Franziskanerkloster, beim Zerstörungswerke wie Furien bacchantische Tänze aufführend, sodafs die Mönche entsetzt flohen; so grofs war ihre Wildheit, dafs man sie für verkleidete Männer halten konnte.[1])

Einen grofsen Erfolg bedeutete der Akkord vom 23. August für die Reformierten. Aber noch war er nicht förmlich abgeschlossen, da stellten sie ihre Ansprüche noch höher. Sie wollten sich nicht betreffend die Predigt mit dem status quo begnügen; sie waren nicht mit der Predigt aufserhalb der Städte zufrieden, sondern verlangten freie Religionsübung in den Städten, die Überlassung von Kirchen oder wenigstens die Erlaubnis zum Bau eigener Gotteshäuser. Dathenus sprach den Grundsatz aus, dafs die Kirchen den Gemeinden gehörten, dafs also, wo sich diese in ihrer Mehrheit der neuen Lehre angeschlossen hatten, auch die dazu gehörigen Kirchen ohne weiteres in den Besitz der Protestanten übergehen sollten. Wenngleich diese Forderung im Augenblicke nur in ganz beschränktem Umfange zu verwirklichen war, so liefs doch in der Mehrzahl der Städte der Terrorismus, den die Kalvinisten ausübten, unmittelbar nach dem Akkorde die gottesdienstliche Übung der Katholiken zeitweise aufhören. Allüberall waren die Kirchen entweiht und verwüstet. Die Hochämter wurden ausgesetzt; nur stille Messen wurden in aller Heimlichkeit zelebriert. Die Klosterleute waren aus den Städten zum Teile verjagt und entflohen; zum Teile hielten sie sich versteckt und wagten sich nicht im Ordenshabit auf der Strafse zu zeigen; ohne Tonsur und in weltlicher Tracht gingen sie umher. Kaum wurde noch für die Katholiken gepredigt, und wann es geschah, dann nur unter grofser Gefahr

für Redner und Hörer. Um so freier war die häretische Predigt; sie hatte täglich statt, nicht nur Sonntags und Feiertags, wie in den örtlichen Kapitulationen festgesetzt war. Öffentlich übten die Kalvinisten alle ihre Kulthandlungen aus, Kollekten, Krankenbesuche, Taufen und Abendmahlsfeier. Ritus und Zeremonieen der Katholiken aber waren so gut wie abgeschafft; die Priester getrauten sich nicht mehr, ihre geistlichen Funktionen in der Öffentlichkeit zu verrichten. Und schon griffen die Kalvinisten zu Mitteln der Propaganda, die jenseits der Lehre lagen. Gewifs mochte es Ärmere zum Anschlusse locken, wenn sie sahen, wie die Reformierten die in der Gemeinde gesammelten Almosen nur unter Gemeindegenossen verteilten, wie sie für sich einen gemessenen Anteil an den Erträgnissen der öffentlichen Armenfonds forderten, wenn die reichen Unternehmer nur solche Arbeiter nach Möglichkeit beschäftigten, welche die Predigt besuchten.

Aber das Schlimmste war es doch, dafs der Akkord nicht einmal dem Sturme gegen die Kirchen und Bilder ein Ende zu machen vermocht hatte; ja er hatte stellenweise sogar zu dessen Fortsetzung den entscheidenden Antrieb gegeben, wie das Beispiel von Valenciennes zeigt. Erst in der Zeit nach dem 23. August wurden der Norden und Osten von eben dieser Bewegung ergriffen. Auf mehr als 200 000 gab Fray Lorenzo in einer Denkschrift vom Ende des Oktobers die Zahl der zerstörten Altäre an. Und immer mehr erklärten sich die offiziellen Organe der kalvinistischen Kirche mit den Tätern einverstanden; in Gemeinschaft sogar mit einigen der verbündeten Edelleute forderten sie die Freilassung und Straflosigkeit der verhafteten Exzedenten. Falls ihnen ihr Ansinnen verweigert würde, drohten sie, wie die Statthalterin dem Könige berichtete, mit gewalttätiger Rache: 50 bis 60 000 Mann stünden dazu sofort bereit, abgerechnet die Fremden, die sie in ihren Dienst ziehen könnten. Und in der Tat, am 20. September teilte Ambrosius Wille von der Mutterkirche in Tournai seinen Amtsgenossen in Valenciennes ein Losungswort mit: sie sollten es ganz geheim halten, selbst vor ihren Konsistorien und sich seiner nur im äufsersten Notfalle bedienen; es lautete: „Gott lebt und ist Zeuge, dafs Christus für uns gestorben ist“. Dann sollten sie es als Gruſs an den Anfang ihres Briefes setzen, und darauf hin würde man in Tournai im Nu 20 bis 30 000 Mann aufbringen, um den Bedrängten zur Hilfe zu kommen.

Die Regentin war keinen Augenblick im Zweifel, dafs der adlige Bund oder wenigstens seine Führer, sowohl was Ziele als auch was Mittel anbelange, gänzlich mit der kalvinistischen Aktionspartei übereinstimmten. Sie hielt den Bildersturm für das Ergebnis der Beratungen von St. Trond, und neue beängstigende Gerüchte wurden ihr bereits zugetragen. Es sollte, so wurde erzählt, in St. Trond eine zweite Versammlung der Geusen stattfinden; da wollte man beschliefsen, alle Kleriker und selbst alle Katholiken aufser Landes zu jagen. Die Geusen seien fest entschlossen, so raunte man ihr weiterhin zu, die Regierung daran zu hindern, ihrerseits militärische Vorkehrungen zu treffen; um so eifriger rüsteten sie selber, und so weit stehe ihnen dafür die Börse der reichen Kaufleute Antwerpens zur Verfügung, dafs sie für den Monat auf eine Subvention von 1 200 000 Dukaten rechnen könnten. Soviel war allerdings richtig, dafs die Radikalen den Akkord mifsbilligten und keinen Wert mehr auf die Einberufung der Generalstände legten. Die Regentin hatte ja alle ihre Konzessionen interimistisch gewährt, bis dafs der König im Einvernehmen mit den Generalständen etwas anderes beschliefsen würde. Bisher hatten die Reformierten unter dem Banne des Zauberwortes „Generalstände“ gestanden; darauf hatten sie die ausschweifendsten und phantastischsten Hoffnungen gesetzt. Allmählich dämmerte ihnen jetzt die Ahnung, dafs die Generalstände doch wohl weit davon entfernt sein würden, alle ihre Wünsche zu erfüllen, alle ihre Ausschreitungen zu billigen. Sie fühlten sich wohl bei dem Provisorium, das sie genossen; es beruhte auf einer Anarchie, der durch den Zusammentritt der Generalstände ein Ende bereitet werden mufste. Sehr zweifelhaft erschien es ihnen selbst, ob ihnen die Generalstände eine gröfsere Freiheit bewilligen würden, wie sie im Augenblick tatsächlich genossen. Ludwig von Nassau gab dem Ausdruck, wenn er die Befürchtung aussprach: der Hof habe bei den Generalständen, bei jedem für sich besonders, teils durch Versprechungen, teils durch Drohungen, soviel erreicht, dafs durch sie, falls sie zusammenträten, „gegen die arme christliche Kirche geschlossen werden würde“.

Nichts gab es mehr, so hatte es das Ansehen, was die Kalvinisten nicht hätten erreichen können. Frei war die Predigt; der katholische Gottesdienst lag danieder. Stolz und übermütig erschallte das Lied der Bilderstürmer:[1])

„Cristelijcke broeders hier beneven,
Soeckt nu u salicheyt met vlijt,
Wilt na des Heeren woort nu leven
Soo meuchdy eeuwich zijn verblijt.
Want de Tyrannen zijn verbeten
Die ons vervolch hier deden aen.
d' Afgoden beelden zijn omghesmeten:
Dat heeft die Vive le geus ghedaen".

Zweites Kapitel.

Der Beginn der Reaktion und die Isolierung der Protestanten.

(Herbst 1566.)

In die Wochen unmittelbar nach dem Brüsseler Akkorde fällt der Höhepunkt der kalvinistischen Bewegung, aber auch der Wendepunkt. Die revolutionäre Hochflut begann sich allmählich zu verlaufen; der Nimbus des Schreckens, der bisher die Regentin im Banne gehalten hatte, schwand mehr und mehr; mit nüchternem Blicke musterte sie die realen Machtverhältnisse, und sie entdeckte, wie wenig die Drohungen und Prahlereien der Reformierten im Einklange zu ihren Mitteln und Kräften standen. Da wuchs ihr wieder der Mut; sie besann sich auf sich selber, und es trat ein Umschwung ein, der die Kalvinisten vom Gipfel herabdrängte, den sie bereits erklommen zu haben wähnten. Es vollzog sich jetzt die Katastrophe des niederländischen Protestantismus und Oraniens; auch sie sollte freilich nur von vorübergehender Bedeutung sein und durch ein neues, glücklicheres Emporsteigen abgelöst werden.

Wie für die Protestanten, so auch war für die Regentin der Brüsseler Akkord nur ein Provisorium, dessen man sich auf beiden Seiten möglichst schnell zu entledigen trachtete; ging er jenen nicht weit genug, so ging er ihr viel zu weit; die ersten öffentlichen Vorstöfse dagegen wurden freilich nicht von ihr, sondern von den Kalvinisten unternommen. Sie wufste, dafs sich der König nicht dadurch gebunden erachten würde; sie gab ihm selbst den Rat, bei seiner geplanten Ankunft im nächsten Frühjahre den Vertrag zu widerrufen. Selber liefs sie eine

geheime Protesterklärung in diesem Sinne aufsetzen. Auf die Herren der Opposition schob sie alle Schuld. Dieselbe Sprache, die sie dereinst im Jahre 1562 gegen die Grofsen in ihren geheimen Berichten an den König geführt hatte, kehrte jetzt seit dem Sommer 1566 wieder und löste ihre bisherigen Schmähungen gegen Granvella und Viglius ab. Es war noch gelinde, wenn sie von Oranien, Egmont, Hoorne und Hooghstraeten schrieb: „In Worten und Taten haben sie sich gegen Gott und den König erklärt.“ Sie klagte sie an, dafs sie von ihnen im Staatsrate überstimmt würde; es sei ihre Intention, so wufste sie zu erzählen, dafs die Provinzialstände das Verlangen nach einer Versammlung der Generalstände aussprächen, dafs diese letzteren daraufhin aus eigener Machtvollkommenheit zusammenträten, dafs die Augsburgische Konfession eingeführt würde, und dafs die Niederlande eine Art von unabhängiger Republik würden, an deren Spitze Oranien und Egmont stünden. Insbesondere war es Oranien, den sie aufs Korn nahm: er wolle sich zum Herrn des Landes machen und verspreche daher dem Volke Gewissensfreiheit, um es zu seinen Gunsten aufzuwiegeln; selbst unter den Katholiken der brabantischen Städte bestünde der Plan, sich vom Könige loszusagen, sich frei zu erklären und unmittelbar an das Reich zu ziehen: dahinter stecke aber niemand anderes, als Oranien und sein Bruder Ludwig. Kein Märchen, keine Verleumdung, und wenn sie noch so unsinnig gewesen wären, gab es, die sie nicht sofort dem Bruder hinterbracht hätte. Da war Egmonts älteste Tochter Hugenottin geworden; da hatte man es auf eine Teilung der Niederlande abgesehen: Friesland und Overyssel sollen an den Kurfürsten August von Sachsen, Holland an Brederode fallen; in Geldern werden sich die Herzöge von Cleve und Lothringen teilen, während Brabant für Oranien bestimmt ist; Flandern, Artois und Hennegau werden an Frankreich kommen, jedoch unter Egmonts Statthalterschaft verbleiben. Und indem sie diesen tollen Altweiberklatsch wiedergab, versicherte sie mit ernsthafter Miene, er stamme aus guter Quelle, und sie halte es für ihre Pflicht, dem Könige darüber zu berichten. Von Mansfeld wollte sie gehört haben: alle protestantischen Fürsten steckten mit dem Adelsbunde unter einer Decke; eine allgemeine Revolution stehe bevor, die Herrscher zu entthronen und das Haus Habsburg zu stürzen; schon seien die Ketzer in England,

Frankreich und in allen anderen Ländern aufgestachelt, das Gleiche gegen ihre Dynastieen zu unternehmen.

Wenn Margareta dem Könige zur Entschuldigung des Akkordes vom 23. August schrieb, die Einwilligung sei ihr gewaltsam abgedrängt worden, so war das nur bedingt richtig. Es hätte sehr wohl in ihrer Hand gelegen, das Schicksal anders zu gestalten, wenn sie es eben verstanden hätte, die nötige Energie zu entwickeln. Umsonst hatten ihr Meghem, Mansfeld und Aremberg schon im Juli die Notwendigkeit von Rüstungen eindringlich vorgestellt; Mansfeld hatte sogar auf seine eigenen Kosten schliefslich 2000 Pferde in Sold genommen, wofür er natürlich auf Schadloshaltung durch den König rechnete. Auch an Mitteln fehlte es ihr nicht ganz und gar. Zwar stand es mit den Finanzen immer noch so schlecht wie früher; die Tilgung der alten Schulden machte kaum irgendwelche Fortschritte, und an ständische Bewilligungen war bei den Zeitumständen nicht zu denken; nicht einmal die Garnisonsteuer von 1563 war perfekt geworden. Aber die Brüsseler Regierung erhielt jetzt reichlichere Subvention von Spanien her. Bereits im Sommer hatte sie die 150000 Dukaten (gleich 300000 £), deren Bewilligung ihr der König im Frühjahre 1565 durch Egmont angekündigt hatte, flüssig machen dürfen. Sie hatte davon erhebliche Summen für die Festungsreparaturen, sowie für Ergänzung von Artillerie und Munition ausgegeben; sie hatte davon weiterhin einen Teil der rückständigen Gehälter Oraniens, Egmonts und Hoornes (12000 £), der Räte des Geheimrats (13000 £), sowie ihrer eigenen Besoldung (8500 £), und die Reisekosten für Bergen und Montigny nach Spanien (8000 £) bestritten; nicht weniger als 225000 £ aber hatte sie für Soldzahlungen an die Ordonnanzkompagnieen und die Infanterie verwandt. Zwar schuldete man den stehenden Truppen trotzdem noch an die sieben Monate; aber bei so beträchtlichen und ungewohnten Barzahlungen durfte man immerhin mit einiger Sicherheit auf ihre Unterstützung und Willfährigkeit bauen, wenn auch ihre Hauptleute, die Grofsen, nicht alle ganz sicher waren. Aus dem Jahre 1563 hatte die Regentin noch eine Vollmacht über 100000 Dukaten für den Fall eines plötzlichen Aufstandes zur Verfügung, und diese benutzte sie beim Ausbruche der Unruhen, um in Antwerpen Geld auf Wechsel aufzunehmen. Allerdings war der König anfangs damit nicht einverstanden; schliefslich ergab

er sich darein. Da es sich bei dem bevorstehenden Kampfe um einen Religionskrieg zu Gunsten der alten Kirche handelte, bat sie die Geistlichen um ein Subsidium. Der Klerus von Brabant bewilligte Mitte Juli 50000 ℒ, und zwar aus Mangel an barem Gelde in Obligationen, der von Hennegau 40000 ℒ, Welschflandern 13570 ℒ, der Klerus von Tournai und Tournaisis 9600 ℒ. Der Bildersturm und die Verheerung der Klöster wirkten hier allerdings schädlich und hindernd, vor allem wurde dadurch die Leistungsfähigkeit des flandrischen Klerus geschwächt und in Frage gestellt. Um ähnliche Beisteuern ging die Statthalterin um dieselbe Zeit die Städte an; so verlangte sie von Antwerpen 40000 ℒ, aber ohne Erfolg. Und Mitte August ungefähr empfing sie aus Spanien die Nachricht, dafs ihr der König eine Summe von nicht weniger als 300000 Dukaten zu schicken entschlossen sei; bald folgten die ausführlichen Anordnungen über die Verwendung. Sie sollten, um die Regierung gegen Deutschland zu decken, zur Befestigung des spanischen Einflusses daselbst, zu Gunsten der deutschen Pensionäre, sowie für umfassende Rüstungen verausgabt werden; es ward zunächst die Anwerbung von 3000 Reitern und 10000 Mann Infanterie in Deutschland befohlen. Es war nicht möglich gewesen, diesen Beschlufs vor Bergen und Montigny geheim zu halten; sie hatten lebhaft gegen militärische Mafsregeln dieser Art protestiert und gefordert, dafs die deutschen Truppen nur mit Wissen und Willen der Herren des Staatsrates in Dienst genommen werden dürften. Schon deshalb mufste dem König dieses Ansinnen verdächtig erscheinen, weil es ja mit den Prätentionen des adligen Bundes übereinstimmte; in seiner Weise versprach er trotzdem den beiden Niederländern die Erfüllung ihres Wunsches, indem er zugleich freilich der Statthalterin die entgegengesetzte Weisung zugehen liefs. Aufs bestimmteste erklärte er ihr, dafs das Kommando über die Truppen, die er aufzustellen gedachte, auf keinen Fall einem der drei Herren übertragen werden dürfte; am geeignetsten erschien ihm dafür unter den einheimischen Grofsen der Graf Aremberg. Selbst dem Grafen Mansfeld wollte er keine deutschen Truppen unterstellt wissen; es hatte sein Mifstrauen erregt, dafs Bergen und Montigny ihn in viel höherem Grade zu den ihrigen zu zählen schienen, als etwa den Grafen Meghem.[1])

Im Vergleiche zu früheren Zeiten war somit die finanzielle Lage der Herzogin keineswegs so ungünstig. Nur an ihrer

Mutlosigkeit und Kopflosigkeit lag es, dafs die zweite Petition des Adligen Bundes so weites Entgegenkommen fand, dafs der Brüsseler Akkord zu Stande kam. Sie war eben für sich allein der schwierigen Situation nicht gewachsen, in die sie sich nunmehr versetzt sah. Von Oranien und seinen Freunden hatte sie sich trennen müssen; steuerlos trieb also jetzt ihr Schiffchen auf den stürmischen Wogen der Politik daher. Sie war viel zu unselbstständig und zu schwach, um allein aus diesen Wirren einen rettenden Ausweg zu finden. Sie bedurfte einer starken Hand, deren Leitung sie sich anvertrauen und unterwerfen konnte. Und diese bot sich ihr gerade jetzt, da die Not am höchsten war. Es war Peter Ernst von Mansfeld, wie Oranien ein deutscher Graf von Geburt, der nunmehr den seit ihrem Bruche mit den drei Herren des Staatsrates freistehenden Platz eines Leiters und Vertrauensmannes bei ihr einnahm, eine der unangenehmsten Persönlichkeiten jener Epoche der niederländischen Geschichte. Sein Geiz war sprichwörtlich. Ein jüngerer Bruder Granvellas sagte von ihm: „Er ist niemandes Freund, als seiner selbst, und niemandem erkenntlich, aufser so lange er ihn ausnützen kann“. Von seinem junkerlich brutalen Hochmute haben wir schon gesprochen, nicht minder von der geflissentlichen Verachtung, die er der Justiz und dem Berufsbeamtentum bezeugte. Ein einträgliches Geschäft hatte er in den letzten Kriegen durch eine Art von Menschenhandel getrieben: er kaufte vornehme Gefangene gemeinen Soldaten, die nicht wufsten, welch gute Beute sie gemacht hatten, für ein Geringes ab, um dann seinerseits ein hohes Lösegeld zu erpressen. Wir wissen, dafs er eines der eifrigsten Mitglieder der Liga gegen Granvella war, und dafs sein Verhältnis zur Statthalterin ursprünglich nicht eben das beste war. In diesem letzteren Punkte war nun freilich, seit Mansfeld und seine Gattin die portugiesische Infantin auf ihrer Brautfahrt über das Meer geleitet hatten, eine Änderung eingetreten; aber noch war die Harmonie keine ganz ungetrübte. Mansfeld glaubte, gelegentlich noch sich über Rücksichtslosigkeiten seitens der Herzogin im gesellschaftlichen Verkehre beschweren zu müssen; es ärgerte ihn, dafs sie ihm nicht, wie Oranien und Egmont, brieflich die Anrede „mon cousin“ gewährte. Mit der Bildung des Adelbundes nicht einverstanden, zog er sich aber seit der Skandalaffäre seiner Tochter ganz von den alten Freunden zurück; er

stellte sich der Herzogin unbedingt zur Verfügung. Vergebens trachteten die ehemaligen Genossen, ihn durch Spöttereien in seiner neuen Haltung zu beirren. Sie sagten ihm, er mache sich recht gut als Kammerdiener, aber vergebens werde er auf seine Belohnung harren. Auf eine solche hoffte er in der Tat; diese Aussicht, persönlicher Ehrgeiz und Hafs gegen die früheren Kameraden waren die stärksten Triebfedern seiner Handlungen. Er strebte darnach, die grofse Herrschaft Turnhout in Nordbrabant in Pfandbesitz zu erhalten, und immer wieder drangen er und Margareta in Philipp, dafs dieser ihm solchen Gnadenbeweis bewillige, sowie Ersatz für die Kosten leiste, die ihm aus seinen Ausgaben für die Reitertruppe erwuchsen, welche er in seinen Dienst genommen hatte. Die Herzogin wurde nicht müde, seine Loyalität und Aufrichtigkeit zu preisen; ihn stellte sie hoch über alle, die ihr hilfreich in den gegenwärtigen Nöten zur Seite standen. In ihre Hymnen stimmten Armenteros und Granvellas Intimus Morillon ein: „Gewifs", so beteuerte dieser, „verdient Mansfeld ewiges Lob".[1])

Dieser Mann, brutal aber energisch, war es, an dem jetzt Margareta den heifs ersehnten Retter und Helfer fand, dessen starker Arm ihr einen Weg durch die Gefahren zu bahnen versprach, von denen sie sich umringt sah. Während sich Oranien, Egmont und Hoorne bald nach dem Akkorde in die Provinzen begaben, um ihn daselbst zur Ausführung zu bringen, blieb Mansfeld in Brüssel. Bereits während der Unruhen, die sich zur Zeit des Vertrages hier abspielten, zum Generalkapitän der Stadt ernannt, traf er zweckmäfsige militärische Vorkehrungen, um Brüssel vor Überfällen und Gewalttätigkeiten der Kalvinisten zu schützen und so die persönliche Sicherheit der Statthalterin aufser Zweifel zu stellen. Er zog 500 auserlesene Hakenschützen aus den Grenzgarnisonen nach Brüssel, wo sie in der Nähe des Schlosses einquartiert wurden; den Befehl über diese Garnison, die in der Folgezeit noch verstärkt wurde, übernahm der Herr von Beauvoir; aufserdem wurden 1000 zuverlässige Bürger bewaffnet, sodafs sich die Regentin und die Stadt in guter Acht und Wacht befanden. Der unbequeme und höchst gefährliche Ordensherold, Nicolaus de Hames, wurde entfernt: Mansfeld nötigte ihn, dem Rufe ins kaiserliche Lager nach Ungarn zu folgen, und er streckte dem arg Verschuldeten selbst die für den Antritt der Reise nötigen Mittel vor. So behaglich

fühlte sich Margareta unter des Grafen Schutze, dafs sie ihn, als er Mitte September Miene machte, in sein Gouvernement zurückzukehren, himmelhoch zu bleiben bat; er liefs sich durch ihr Flehen rühren.

Sowie sie nur ihre Person in fester und zuverlässiger Hut wufste, atmete die Regentin wieder auf. Das nächste Gefühl, von dem sie gefafst ward, war ein unsägliches Grauen über die Frevel, die gegen den Kult und die Diener der alten Religion verübt worden waren. Die Bigotterie ihrer Seele, die durch die Feindschaft gegen Granvella einen Stofs erlitten hatte, wurde angesichts der ungeheuren Missetaten und Heiligtumsschändungen der letzten Wochen wieder wachgerufen: „Ich wünschte, ich könnte denen, welche die Kirchen verheert haben, das Herz auskrallen und ihr Blut trinken, — aber noch mehr denen, welche die Urheber davon sind", so sagte sie zu einem ihrer italienischen Diener, indem sie unter den „Urhebern" schwerlich sonst jemanden, als die Verbündeten und die Herren der Opposition verstand. Man sah sie zu dem berühmten wundertätigen Marienbilde, das einst im Besitze der heiligen Elisabeth gewesen sein soll, in der schönen gothischen Kirche zu Hal wallfahrten. Dort liefs sie so viele Messen lesen, „als ob die Exequien eines Papstes gefeiert würden", zwei stille und eine mit Musik und Gesang. Drei und eine halbe Stunde lang lag sie auf den Knieen, den Blick unverwandt auf das Gebetbuch gerichtet, bis sie von einem Ohnmachtsanfalle betroffen zu werden drohte. Von tiefster Reue war sie zerknirscht, unter Tränen gestand sie: verführt von den Herren, habe sie Dinge vollbracht, um derentwillen sie verdiente, dafs ihr der König den Kopf abschlagen lasse.[1])

Wohl wirkte, nachdem Ludwig von Nassau und die übrigen Bevollmächtigten des Bundes die Hauptstadt verlassen hatten, der Schrecken noch einigermafsen nach. Am 24. August erteilte Philipp auf die zweite Supplik der Geusen eine förmliche Antwort; er verbot, dafs den Konföderierten in seinem oder der Vliefsritter Namen irgendwelche „Sicherheit" garantiert würde; abermals lehnte er das Begehren der Berufung der Generalstände ab. Anfang September traf die Depesche in Brüssel ein; die Regentin zeigte sie nur Viglius und Berlaymont, hielt sie aber sonst im Einvernehmen mit diesen beiden geheim. Durch Bergen und Montigny war nach den Niederlanden die

Kunde davon gelangt, dafs sich der König zu militärischen Mafsregeln entschlossen habe; dringend beschwor die Herzogin den Bruder, Diskretion vor Bergen und Montigny zu bewahren und die Korrespondenz der beiden mit der Heimat zu überwachen. Aber mehr und mehr machte sich der Einfluſs Mansfelds auf ihre politische Haltung geltend, und dadurch gewann diese an Schärfe und Entschlossenheit. Aufs engste lehnte sie sich an ihren Beschützer, und er gewann über sie eine so grofse Macht und einen so dauernden Einfluſs, wie das weder in ihrem Verhältnisse zu Granvella, noch auch später zu Oranien und Egmont der Fall gewesen war. Wiewohl nicht Mitglied des Staatsrates, nahm Mansfeld an allen Sitzungen teil; er hatte hier das entscheidende Wort und war in Wahrheit der Regent des Landes. „Der Graf von Mansfeld beherrscht sie", so schrieb Egmont an Oranien, als er im Herbste nach Brüssel zurückgekehrt war und des Einflusses des neuen Günstlings inne wurde. Oranien lieſs zum Anfang des nächsten Jahres den Landgrafen Wilhelm wissen: „So hält sich Graf Peter Ernst von Mansfeld itzo zu Brüssel und ist factotum; wie lange solches Regiment bestehen möge, werden wir sehen". Und mit der ihr eigentümlichen Naivität machte die Herzogin selber daraus keinen Hehl: sie wolle sich, so zeigte sie dem Könige im November 1566 an, auch weiterhin wie bisher für die Regierung des Beistands Mansfelds bedienen.[1])

Bald machten sich die Anzeichen dafür geltend, dafs ein anderer Wind zu wehen beginne; die Regentin zeigte sich jetzt selbst den vornehmsten Herren gegenüber von einer Energie, die sie früher nur allzu sehr hatte vermissen lassen. In ihrer und Mansfelds unmittelbarer Machtsphäre, in Brüssel, setzte der Umschwung ein. Solange als die Deputierten des Bundes hier noch verweilten, hatte Ludwig von Nassau den Kalvinisten freie Predigt wenigstens aufserhalb der Stadt erwirkt. Kaum aber hatte er mit seinen Genossen der Stadt den Rücken gekehrt, so wurde dieses Zugeständnis sofort zurückgezogen. Die Bürgerschaft selbst beschlofs, keine Predigt mehr in und vor der Stadt zu dulden; der Magistrat lieſs ein Libell zur Rechtfertigung dieses Verbotes drucken. Ein Galgen wurde aufgerichtet, um den Reformierten Furcht einzuflöfsen. Sie sandten vier Abgeordnete nach Antwerpen zu Oranien; der erwiderte ihnen, nicht er, sondern Mansfeld sei ihr Gouverneur. Darauf wandten sie sich an Ludwig von Nassau;

der Graf schickte einen der verbündeten Edelleute, namens Cocq, an Mansfeld und den Magistrat, um gegen den vermeintlichen Bruch des Akkordes Einspruch zu erheben. Es wurde dem Boten am 25. September geantwortet, der Beschluſs sei auf verfassungsmäſsigem Wege zu Stande gekommen, und scharf wurde der Versuch Ludwigs zurückgewiesen, sich in die inneren Verhältnisse der Stadt einzumischen. Mansfeld lieſs ihm sagen, er habe sich um die niederländischen Angelegenheiten nicht zu kümmern und solle der Verantwortung eingedenk sein, die er dadurch vor dem Könige auf sich lade. Auch Egmont, der gerade in Brüssel weilte, und den Cocq als früherer Diener aufsuchte, sprach sich tadelnd über Ludwig aus. Cocq zeigte sich wenig befriedigt von dem Bescheide Mansfelds; er erklärte, daſs Graf Ludwig daraufhin seine Maſsnahmen treffen würde, — eine prahlerische Drohung, die niemanden einschüchterte. Die Zeiten waren vorüber, da Ludwig von Nassau gleichsam als Tribun des Protestantismus in den Niederlanden auftreten durfte. Die Regentin richtete an Oranien eine entschiedene Beschwerde über das Verhalten seines Bruders; sie bestand auf des Grafen Entfernung aus dem Lande. In Brüssel war es mit der Herrlichkeit des Protestantismus zu Ende. Als Mansfeld die erklärten Ketzer auf einer Liste verzeichnen lieſs, traten sie an ihn heran und boten ihm Geld, falls er ihre Namen wieder absetze; der Graf schlug ihnen den Wunsch ab und sagte, die Liste sei bereits an den König abgegangen.[1])

Das Tun und Treiben Ludwigs von Nassau war nicht der einzige Punkt, um dessen willen die Regentin und Oranien hart aneinander gerieten. Alsbald nach seiner Abreise aus Brüssel waren ihr beunruhigende Gerüchte über die Wirksamkeit des adligen Bundes in Deutschland zu Ohren gekommen; nicht ohne Grund mochte sie den Argwohn hegen, daſs der Prinz sehr wohl darum Wissen trüge. Sie ersuchte ihn, sich behufs Rücksprache über die Angelegenheit bei ihr in der Hauptstadt einzustellen; er antwortete ausweichend: die Lage der Dinge in Antwerpen gestatte es ihm nicht, sich von hier zu entfernen; auch habe er Nachricht aus Hessen und Braunschweig, daſs dort alles ruhig sei. Abermals sprach er das Verlangen aus, daſs Straelen seine Vertretung für Antwerpen übertragen würde; ebenso wollte er, einer wohl von ihm selber inspirierten Anregung der holländischen Stände folgend, Brederode zu seinem Stellvertreter für Holland

ernannt wissen. Dafs die Herzogin beide Bitten abschlug, diente nicht zur Verbesserung seiner Stimmung. Aber den Hauptgegenstand des Streites bildete sein Verhalten gegenüber den Antwerpener Protestanten, nämlich die Artikel, die er ihnen Anfang September bewilligt hatte, vor allem die Predigt in der Stadt und die Erlaubnis zum Kirchenbau. Dazu kam noch ein Weiteres. Auch die wenngleich nicht sehr zahlreichen Baptisten wagten sich jetzt an die Öffentlichkeit; sie hielten Versammlungen in einem Gehölze zwischen Hoboken und Wilryk. Der Prinz wollte gegen sie ein Edikt erlassen; damit aber war die Statthalterin nicht einverstanden; denn sie besorgte, dafs die Publikation eines Mandates lediglich gegen die Täufer indirekt als eine Toleranzerklärung für die Lutheraner und Kalvinisten erscheinen könnte, und das war, wie es das Ansehen hat, in der Tat das Motiv, welches für Oranien mafsgebend war.

Am 5. September beriet der Staatsrat über die Artikel, welche der Prinz in Antwerpen statuiert hatte. Alle Redner, Viglius, Berlaymont, Egmont, Mansfeld und Hachicourt, stimmten darin überein, dafs sie an sich zu mifsbilligen wären, dafs die Statthalterin sie nicht genehmigen dürfe, da sie weit über den Akkord mit den Verbündeten hinausgingen. Es wurde getadelt, dafs der Prinz sie festgesetzt und öffentlich bekannt gemacht habe, ohne zuvor die Zustimmung der Herzogin eingeholt zu haben; zugleich aber wurde hervorgehoben, dafs es jetzt gefährlich sein könnte, sie nachträglich ausdrücklich zu verwerfen. Es wurde der Beschlufs gefafst, sie vorderhand zu ignorieren und dem Könige die Entscheidung zu überlassen. In einem Briefe setzte Margareta am folgenden Tage dem Prinzen ihren Standpunkt auseinander; sie liefs ihre Mifsbilligung deutlich merken und erklärte, den Akkord dahin verstanden wissen zu wollen, dafs die Predigten nur aufserhalb der Stadt, und dafs nur Predigten, nicht aber andere gottesdienstliche Handlungen stattfinden dürften; zugleich wurde das beantragte Plakat gegen die Baptisten abgelehnt. Noch schärfer sprach sie sich zwei Tage später (8. September) in einem Schreiben an Hooghstraeten aus: durch die Konzessionen, die er den Antwerpenern gewährt habe, habe Oranien wider den Dienst Gottes und des Königs gehandelt. Hooghstraeten hatte nichts eiligeres zu tun, als diesen Brief dem Prinzen zuzustellen.

Das ungewohnte Vorgehen der Statthalterin versetzte Oranien in hellen Zorn. Er war sich dessen wohl bewufst, dafs

er mit seinen Bewilligungen gegen den Akkord verstieſs; hatte er doch soeben erst das Gesuch der Protestanten in Breda, wiewohl sein Bruder Ludwig es unterstützt hatte, um freie Predigt in der Stadt unter Berufung auf den Willen der Regentin abgeschlagen; er hatte hinzugefügt, daſs ein Zugeständnis dieser Art an eine von ihm untertänige Stadt die Städte seines Gouvernements zum gleichen Begehren anreizen würde. Ausführlich rechtfertigte er es, daſs er in Antwerpen um so viel weiter gegangen war. Er wies darauf hin, daſs hier die Verhältnisse anders lägen, wie sonst im Lande: hier sei die Zahl der Ketzer gröſser, als anderswo; insbesondere verweilten hier viele ausländische Protestanten; wenn die Predigten in der Stadt gehalten würden, könnten er und der Magistrat sie um so besser überwachen; auch habe die Maſsregel gerade den Erfolg gehabt, die Zahl der Besucher herabzusetzen; seien früher mehr als 20000 vor die Tore geeilt, so finden sich jetzt in der Stadt nicht mehr als 12—14000 Hörer ein. In einem geharnischten Schreiben (vom 11. September) bestritt er, dem Akkord zuwidergehandelt zu haben; sehr anfechtbar war es freilich, wenn er diesen so interpretierte, daſs in Antwerpen gepredigt werden dürfte, weil die Sektierer am 23. im Besitze der Kirchen daselbst gewesen seien. Da seine Maſsregeln so laut als verderblich verschrieen würden, ersuchte er die Herzogin, ihn durch jemanden anders zu ersetzen, „der im Stande sei, das alles besser und zu ihrer Zufriedenheit zu verrichten.“ Und für ihn war es ohne Zweifel, daſs unter den Akkord nicht nur die Predigten fielen; „so wenig die Sonne ohne Schein“, sagte Graf Ludwig, „können die Predigten ohne exercitia Religionis sein“.

Wie Margareta von Parma jetzt über Oranien dachte, so hätte sie ihn gewiſs am liebsten seinem Ansinnen gemäſs von seinem Antwerpener Posten enthoben; aber noch glaubte sie, die Saiten nicht allzu straff spannen zu dürfen. Da bot sich ihr eine willkommene Gelegenheit, ihn unter einem ehrenvollen Vorwande aus Antwerpen loszuwerden. In Anbetracht der Verpflanzung der Unruhen auch nach den Gegenden des Nordens baten die Stände von Holland, daſs sich der Prinz in sein Gouvernement begebe. Am 9. September erschienen ihre Bevollmächtigten in Brüssel, um der Regentin solches vorzutragen; zwei Tage später sprach sich der Staatsrat dahin aus, daſs Oranien als Gouverneur von Holland und gemäſs seinem Amtseide die Verpflichtung habe,

hier für die Wiederherstellung der Ruhe zu wirken, und dafs er in Antwerpen die nötigen Vorkehrungen treffe, damit der Markgraf und der Magistrat ihn für einige Zeit vertreten könnten. Noch wagte es die Statthalterin aber nicht, ihm einen gemessenen Befehl in dieser Richtung zu erteilen. Indem sie seinen Zorn durch freundlich klingende Erklärungen zu beschwichtigen trachtete, gab sie ihm (am 13. September) Nachricht vom Begehren der holländischen Stände; sie fügte hinzu, sie wolle keine Entscheidung treffen, ohne sich mit ihm vorher ins Einvernehmen gesetzt zu haben, und stellte es ihm anheim, in Antwerpen zu bleiben oder nach Holland zu gehen, je nachdem er durch seine Gegenwart hie oder da Gott und dem Könige mehr zu nützen hoffe. Die Vorstellungen der Holländer mochten auf Oranien ihren Eindruck nicht verfehlt haben; umgehend (am 14. September) antwortete er, er sei zur Abreise nach seinen Provinzen bereit; aber er erklärte es für notwendig, dafs an seiner Statt ein anderer mit der Hut Antwerpens betraut würde. Wenn er dafür vornehmlich Hoorne und Hooghstraeten in Vorschlag brachte, so sieht man deutlich, dafs er die Stadt nicht der Gegenpartei ausgeliefert wissen wollte. Die Herzogin sagte sich wohl, dafs sie sich in diesem Punkte nicht vollkommen ablehnend verhalten durfte, da der Prinz sonst schwerlich gewillt sein würde, Antwerpen zu verlassen, und ungefährlicher noch, als Hoorne, erschien ihr jedenfalls Hooghstraeten. Am 16. September beschäftigte sich der Staatsrat abermals mit dem Gesuche der Holländer; es wurde aufs neue beschlossen, dafs Oraniens Anwesenheit in seinem Gouvernement unerläfslich sei, und dafs während seines Fernseins Hooghstraeten nach Antwerpen abgeordnet werden solle, da Hoorne nach seiner demnächstigen Rückkehr aus Tournai als Ratgeber der Herzogin in Brüssel nicht zu entbehren wäre. Sofort machte die Statthalterin dem Prinzen von dieser Mafsregel Anzeige.

So schien die Entfernung Oraniens aus Antwerpen gesichert, da machten die Antwerpener Schwierigkeiten. Als sie hörten, dafs der Prinz sie verlassen solle, erhoben sie lebhaften Widerspruch. Sie fürchteten, dafs sich dann die Szenen wiederholen könnten, die sich vor ungefähr drei Wochen abgespielt hatten, als er dem Rufe der Herzogin nach Brüssel zur Versammlung der Vliefsritter folgen mufste; sie besorgten, dafs nach seiner Abreise sofort der Handel wieder stocken würde. Am 17. September

hatten ihre Deputierten Audienz bei der Herzogin; sie wufste nicht recht, was sie ihnen antworten sollte. Sehr gelegen kam ihr der Zwischenfall schwerlich; sie sagte schliefslich, sie müsse noch abwarten, wofür sich der Prinz selber entscheiden werde. Um ihn zum Bleiben zu bewegen, begab sich der Magistrat am nächsten Tage vollzählig zu Oranien, und in der Tat schien die Ruhe noch nicht so weit wiederhergestellt, dafs man seiner Wirksamkeit entbehren konnte. Eben am 18. und 19. September fanden feindselige Demonstrationen vor dem Franziskanerkloster statt; die Mönche wurden mit Überfall und Niedermetzelung bedroht; offenbar war es darauf abgesehen, sie einzuschüchtern, damit sie die Stadt verliefsen. Oranien begab sich in Person nach dem gefährdeten Orte; er liefs die revoltierende Menge, die einige hundert Köpfe stark war, auseinanderjagen und sicherte die bedrohten Minderbrüder, indem er eine Kompagnie in die benachbarten Gegenden der Stadt legte.

Unter diesen Verhältnissen bestanden die Antwerpener erst recht darauf, dafs Oranien ihnen nicht entrissen werde. Margareta glaubte nachgeben zu müssen; am 21. September beschied sie die Abgeordneten der Stände von Holland dahin, dafs er zur Zeit noch in Antwerpen unentbehrlich wäre; sie nahm an seiner Stelle die Entsendung Hooghstraetens oder Boussus in Aussicht. Wenn sie sich aber auch äufserlich gefügt hatte, so doch nicht ohne inneres Widerstreben. Unzweifelhaft war es die Entschliefsung des Prinzen selber, dafs Antwerpen der Vorzug vor Holland zugestanden wurde, und sie hatte sich ihm nicht weiter zu widersetzen gewagt; sie argwöhnte, dafs er in Antwerpen bleiben wolle, um seinen pekuniären Nutzen zu suchen, oder aus anderen verdächtigen Beweggründen.[1]) Wenngleich sich die Korrespondenz beider noch in den gewohnten Formen höflicher Kourtoisie bewegte, so wuchs doch die Spannung beständig, die zwischen ihnen obwaltete. Die Herzogin war der Ansicht, dafs er bei dem neuen Tumulte nicht scharf genug durchgegriffen habe, da niemand von den Exzedenten zur Verantwortung gezogen worden sei; besonders widerwärtig war es ihr, dafs er dem Bau des protestantischen Gotteshauses ruhig zusah. Der Antwerpener Deputation, die um des Prinzen Verweilen bei ihr nachsuchte, und die aus dem Bürgermeister Merchem, zwei Schöffen und einem Pensionär bestand, machte sie die heftigsten Vorwürfe, durch die sich auch Oranien getroffen

fühlen mufste: Warum den vielen Sektierern, die wegen Teilnahme am Bildersturme verhaftet worden seien, noch nicht der Prozefs gemacht worden wäre? Warum man erlaubt hätte, dafs in der Stadt gepredigt würde, und warum man dafür bestimmte Orte eingeräumt hätte? Sie sollten sich doch der Versprechungen erinnern, die sie so oft, als es sich darum handelte, den Bischofssitz von sich abzuwehren, dem Könige gegeben hätten, dafs sie stets treue Katholiken und Untertanen bleiben wollten! Jetzt handelten sie gerade nach dem Gegenteil; wie sie denn ihr Verhalten vor Gott und dem Könige zu rechtfertigen gedächten? Sechs Jahre bereits dauere es, dafs sie sie immer wieder tadeln müsse, weil sie ein schlechtes Regiment führten, die Justiz nicht zur Genüge handhabten und allem ketzerischen Gesindel einen Unterschlupf böten. Wenn sie so fortführen, sei der Ruin unvermeidlich; endlich sollten sie sich aufraffen; denn angemessener sei es noch, spät für Besserung zu sorgen, als garnicht. Zwar fügte die Regentin hinzu: die Gelegenheit sei um so günstiger, als ja Oranien bei ihnen weile, der nicht verfehlen würde, ihnen darin getreulich zur Seite zu stehen; aber sie bemerkte dazu in ihrem Berichte an den König: „Ich fand es für gut, ihnen solches zu sagen, aus Gründen, die Eure Majestät bei Ihrer grofsen Klugheit sich denken wird, obwohl der Prinz gerade das Gegenteil von dem tut, was sich gehört". Und Oranien liefs sich über den problematischen Wert so nichtssagender Liebenswürdigkeiten schwerlich täuschen; er fafste die Äufserungen der Statthalterin, die ihm hinterbracht wurden, genau so auf, wie sie tatsächlich gemeint waren.

Immer neue Nahrung erhielt das Mifstrauen auf beiden Seiten. Eben damals, in den letzten Tagen des Septembers, nahm Brederode in Vianen Truppen an; unzweifelhaft vermutete die Statthalterin, dafs Oranien darum ganz ebenso, wie um die Rüstungen der Verbündeten in Deutschland, Wissen habe. Auf der anderen Seite traf die Herzogin einige Mafsregeln, die Prinz Wilhelm höchste Besorgnis und Entrüstung einflöfsten. Sie erteilte, ohne ihn als den Statthalter vorher zu befragen, dem Herzoge Erich von Braunschweig auf seiner Pfandschaft Woerden und dem katholisch gesinnten Rate von Gouda die Erlaubnis, einige hundert Soldaten zum Schutze gegen die Bilderstürmer anzunehmen. Der Prinz betrachtete das als einen Eingriff in die Rechte seines Amtes; vielleicht witterte er auch

dahinter die geheime Absicht der Regierung, ihm hinter seinem Rücken, während er in Antwerpen sitze, sein Gouvernement zu entwinden. Unter diesen Umständen machte er sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, Antwerpen zu verlassen, zumal da er es unter Hooghstraeten in sicherer Hut wufste. Abermalige Ausschreitungen der Kalvinisten in Amsterdam und Delft bewogen die holländischen Stände zur Erneuerung des Wunsches, ihren Statthalter unter sich zu sehen; die Herzogin befürwortete ihr Begehren aufs dringendste, und jetzt war Oranien bereit, ihren Weisungen zu gehorchen, vornehmlich infolge der Bemühungen des Geheimrats Assonleville, den Margareta auf Beschlufs des Staatsrates in besonderer Mission nach Antwerpen abordnete. In den ersten Tagen des Oktobers verhandelte Assonleville mit Oranien in Antwerpen.[1]) Es wurden alle die Differenzpunkte berührt, die das Verhältnis der Regentin zu Oranien trübten: sowohl das Auftreten seines Bruders, als auch die Rüstungen Brederodes in Vianen und des Bruders in Deutschland. Der Prinz gab über beide Fragen beruhigende Erklärungen, die freilich nur Ausflüchte waren: bei den Werbungen in Deutschland handele es sich lediglich darum, dafs man einige Leute in Wartegeld genommen habe, das aber bald ablaufe und nicht wieder verlängert werden solle; Brederode sei von seinen Untertanen und der umwohnenden Bevölkerung durch Drohungen zur Entfernung der Bilder aus den Kirchen seiner Besitzungen gezwungen worden, und um weiterer Gewalt zu steuern, habe er 500 Mann angeworben. Der Prinz beschwerte sich seinerseits über die Truppen Erichs von Braunschweig und der Stadt Gouda; er verlangte für seine Wirksamkeit in Holland eine militärische Bedeckung von 6 bis 7 Kompagnieen Fufsvolk. Aber die Hauptsache war, dafs er sich bewegen liefs, nach Holland zu reisen; er versprach sogar, sich dort streng an den Akkord vom 23. August zu halten. Bezüglich Ludwigs von Nassau vermochte Assonleville keine Zusicherungen zu erreichen; immerhin war er mit seinem Erfolge zufrieden, und auch die Herzogin stellte sich wenigstens so. Es galt nur noch Hooghstraeten zu bestimmen, interimistisch an Oraniens Stelle in Antwerpen zu treten und dem Prinzen nähere Instruktion für sein Vorgehen in Holland zu erteilen; zu diesem Zwecke ward am 3. Oktober im Staatsrate beschlossen, dafs Assonleville über Mecheln, wo sich Hooghstraeten aufhielt, nochmals zum Prinzen nach Antwerpen reise.

Im Prinzipe hatte die Statthalterin jedenfalls ihren Willen durchgesetzt: Oranien verliefs Antwerpen; aber es stand noch sehr dahin, ob und inwieweit daraus für die Regierung ein erheblicher Gewinn erwachsen würde.

Noch warf die Regentin nicht völlig die Maske der Freundlichkeit und des Vertrauens ab; hin und wieder aber konnte sie bereits nicht umhin, den Herren ihr wahres Gesicht zu zeigen. Wie der Antwerpener Vertrag Oraniens, so fanden die Kapitulationen Egmonts mit den Ketzern in Flandern und Hoornes in Tournai nicht ihren Beifall. Sie drang mit grofser Entschiedenheit darauf, dafs fortan bei den Zugeständnissen an die Kalvinisten der Akkord vom 23. August die äufserste Grenze des Zulässigen bezeichne;[1]) schon daraus war zu ersehen, dafs sie über kurz oder lang mindestens darnach streben würde, alle weitergehenden Errungenschaften der Reformierten rückgängig zu machen. Dem regen Verkehre, in welchem die Gemeinden untereinander standen, legte sie Schwierigkeiten in den Weg.[2]) Nicht mit Unrecht glaubte Egmont zu bemerken, dafs die Regentin ihm und den übrigen Grofsen die wichtigsten Depeschen verheimliche; er geriet darüber in solchen Zorn, dafs Tage lang niemand mit ihm zu sprechen wagte. Wie wir wissen, hatte der Bund von den Vliefsrittern eine Sicherheitserklärung verlangt, und die Herzogin hatte sie bewilligt. Es wurde eine Akte darüber aufgesetzt, die vom 24. August datiert war; Anfang September schickte sie Ludwig von Nassau an Egmont, damit dieser sie den Vliefsrittern zur Unterschrift vorlege. Egmont zeigte sie im Staatsrate der Statthalterin, und Margareta verbot gemäfs den Intentionen Philipps die Unterzeichnung unter dem Vorwande, dafs sie durch die angeblich vom König gewährte „Assekuranz“ überflüssig geworden sei. Wohl fügte sich Egmont; aber er erklärte Oranien: ob er die Akte unterschreibe oder nicht, er wolle sie halten, wie wenn er hundert Male seinen Namen darunter gesetzt hätte.[3])

Nimmermehr konnten es sich die Herren der Opposition verhehlen, dafs ihre Stellung und Sicherheit durch den unverkennbaren Umschwung der Herzogin gefährdet waren. Die letzten Befehle des Königs behufs Vornahme von Rüstungen in Deutschland erweckten ihr Mifstrauen und ihre Besorgnisse; Egmont geriet in solche Verstimmung, dafs die Regentin es bereute, nicht auch diese Depeschen geheim gehalten zu haben. Von den verschiedensten Seiten gingen ihnen Warnungen zu,

vor dem Könige und der Herzogin auf der Hut zu sein. Dazu gehörten insbesondere die berühmten Alababriefe; sie waren angeblich vom spanischen Gesandten Alaba in Paris an Margareta gerichtet; in Wahrheit waren sie Fälschungen von protestantischer Seite. Der eine war datiert vom 29. August: durch die Nachrichten der Regentin, so ward darin Alaba in den Mund gelegt, sei er in seiner bisherigen Überzeugung bestärkt worden, dafs die letzten Unruhen mit Wissen und Willen der Grofsen entstanden seien, zumal jener drei Herren, „die eine so gute Miene machen". Gewifs würden sie dafür durch den König nach seiner Rückkehr nach Verdienst gestraft werden, vorderhand aber dürfe die Herzogin sie nichts davon merken lassen, sondern sie behandeln, als ob der Herrscher sie für treue Diener halte; dadurch würden sie sich in Sicherheit wiegen lassen: „aber wenn Stunde und Tag gekommen ist, so wird man eine ganz andere Sprache führen". Welche Bedeutung man bereits in den Kreisen der Urheber dem Einflusse Mansfelds auf die Herzogin beimafs, erhellt daraus, dafs sie den Versuch machten, gerade ihn zu erschrecken und also für die Opposition zurückzugewinnen: vier Häupter seien bei der Ankunft Philipps zu fallen bestimmt, darunter das Mansfelds. Wäre erst den niederländischen Protestanten der Garaus gemacht, so war weiterhin zu lesen, so würde die Reihe an die Ketzer in Deutschland und Frankreich kommen. Wiewohl die Briefe nicht echt waren, so läfst sich doch nicht leugnen, dafs sie sehr geschickt abgefafst waren, und dafs sie die Stimmung Philipps und seiner vertrautesten Berater im wesentlichen richtig wiedergaben.[1])

Zur Genüge wufste Oranien jedenfalls, wessen er sich von Philipp zu versehen habe; doch dachte er, von seinem Bruder Ludwig beraten, noch nicht daran, ohne Kampf das Feld zu räumen. Es ward im Oranischen Lager eine revolutionäre Aktion im gröfsten Stile betrieben, die auf nichts geringeres hinauslief, als dafs sich Oranien, Egmont und Hoorne unter Verdrängung der Herzogin der Regierung bemächtigen sollten. Es ward ein Schriftstück ausgearbeitet, gleichsam ein Aufruf, mit dem Oranien, Egmont und Hoorne vor das Volk treten sollten; es stammte seinem Inhalte nach aus dem September[2]) und wurde den drei Herren zur Annahme vorgelegt. Es war vor Allem darauf berechnet, Egmont zu gewinnen, da man wohl meinte, dafs Hoorne dessen Beispiele folgen würde; daher wurde sogar seine

unglückliche Mission vom Frühjahre 1565 mit Lobsprüchen verschwenderisch überschüttet und alle Schuld an deren Mifslingen der Heuchelei Margaretens zugeschrieben. Es sei kein Zweifel, so ward in dem Entwurfe ausgeführt, dafs die Herzogin die drei Herren für die Anstifter der jüngsten Tumulte halte; zwar hätten diese letzteren durch ihre gegenwärtige Tätigkeit überall die Ruhe wiederhergestellt; aber während sie in Brüssel abwesend waren, hätten ihre Widersacher erst heimlich, sodann öffentlich daran gearbeitet, sie zu verleumden und ihre Mafsregeln zu verdächtigen; die Regentin habe solchen Einflüsterungen Gehör gewährt und stimme nunmehr in den Chor der Ankläger ein. Im Zusammenhange damit ward die Politik der Regentin einer scharfen, aber treffenden Kritik unterworfen: Man dürfe ihr kein Vertrauen mehr schenken; denn das Wohl des Landes sei ihr ganz gleichgültig, und nur die privaten Angelegenheiten ihres Hauses lägen ihr am Herzen. Nur darauf sei all ihr Sinnen und Trachten gerichtet, wie sie die Zitadelle von Piacenza wiederbekommen könne, da ihr der König diese noch immer vorenthalte, nachdem er ihren anderen Wunsch erfüllt habe, nämlich ihren Sohn zu vermählen. Daraus sei zu ersehen, dafs er weder sie noch ihre Dynastie für zuverlässig erachte. Welches Unglück aber sei das für das Land! Denn ihr, der er nicht einen einzigen festen Platz anvertrauen wolle, habe er die sämtlichen Niederlande in die Hände geliefert, und sie würde keinen Augenblick anstehen, diese zu ruinieren, wenn sie nur jenes eine Schlofs zurückbehalten könnte. Das Schriftstück gipfelte im Vorschlage, dafs sich Oranien, Egmont und Hoorne, um für sich Gut, Blut und Ehre zu retten, um dem Lande die Ruhe zurückzugeben, als „treue Diener des Königs, als Protektoren des Adels und des Vaterlandes, auch des ganzen Volkes“ erklärten, indem sie öffentlich für die Durchführung und Aufrechterhaltung des Akkordes vom 23. August, sowie der inzwischen vollzogenen Kapitulationen in den einzelnen Städten einzutreten versprächen. Es schlofs mit einer feierlichen Verwahrung im Namen der drei Herren: „Daher müssen wir unser Vertrauen auf Gott setzen, welcher die Herzen durchforscht; wir bezeugen, dafs wir diese Protektion nicht auf uns nehmen aus Ehrgeiz und Selbstsucht, sondern nur für den Dienst Gottes und die Erhaltung unseres Landes. Wir wollen immer treue Diener des Königs und seiner Nachfolger bleiben, Gut und Blut jederzeit für ihn einsetzen,

wofern er uns für seine geborenen Vasallen erachtet, uns vertraut und nicht gestattet, dafs wir tyrannisiert und in Knechtschaft gehalten werden. Denn lieber wollen wir für den Schutz und die Freiheit unseres Vaterlandes sterben, als leben mit allen Reichtümern und Gnadengaben, die man uns bewilligt, indem man uns dabei unter solche Tyrannei beugt, wie sie in einigen anderen Reichen und Ländern des Königs besteht. Wir begnügen uns gern mit einem einfachen und ruhigen Dasein, ohne nach irdischen Ehren zu streben, und wir hoffen, dafs dereinst jedermann erkennen wird, dafs nicht der Ehrgeiz unsere Handlungen regiert, wie unsere Widersacher uns vorwerfen, welche darnach trachten, uns also bei allen Fürsten und Machthabern der Christenheit Hafs zu erwecken".

Wer möchte verkennen, dafs diese Worte dem Prinzen Wilhelm durchaus aus der Seele gesprochen waren. In unüberlegtem und kleinlich erscheinendem Ehrgeize hatte er dereinst die Hand einer deutschen Prinzessin aus angesehenem Hause erstrebt; es schmeichelte der Eitelkeit des einfachen Grafensohnes, die Augen zur Tochter eines alten Kurfürstengeschlechtes erheben zu dürfen. Allzu gering hatte er die Schwierigkeiten eingeschätzt, die ihm dabei das religiöse System Philipps in den Niederlanden bereitete; so war er in eine unerträgliche Lage geraten, aus der er keinen Ausweg mehr wufste. Nicht Pläne hochfliegenden politischen Ehrgeizes waren es, die ihn bewogen, jetzt das Banner des Aufruhrs zu entrollen, mit seinen beiden Genossen, vorgeblich im Namen des Königs, in Wahrheit unter Verdrängung der legitimen Regentin, die höchste Gewalt im Lande an sich reifsen zu wollen, sondern lediglich die Sorge um die Existenz. Ob er wollte oder nicht, er mufste gemeinsame Sache mit dem Protestantismus machen. Gewifslich hätte er es vorgezogen, „ein bescheidenes und friedliches Dasein zu führen", anstatt sich in weit aussehende und gefährliche Unternehmungen gegen die Herrschaft Philipps einzulassen; aber da ihm das spanische System dafür keinen Raum gönnte, so ward er auf die Bahn der Revolution gedrängt.

Ohne Zweifel entsprach das Prospekt, welches dem eben analysierten Proklamationsentwurfe zu Grunde lag, ganz den Intentionen Oraniens, und er hätte keinen Anstand genommen, den Aufruf zu unterzeichnen. Es handelte sich nur darum, die beiden anderen Genossen aus dem Staatsrate dafür zu gewinnen,

und je eifriger die Statthalterin auf seine Abreise, d. h. auf seine Entfernung vom Schauplatze der Hauptaktion und vom Zentrum der Ereignisse, drängte, desto mehr mufste sich der Prinz beeilen, die Angelegenheit zum Abschlusse zu bringen. Am 26. September zeigte ihm die Herzogin an, dafs sie dem Herzog Erich die Erlaubnis zur Annahme von Truppen in Woerden erteilt habe; er empfand das, wie wir wissen, als eine Bedrohung und als einen Eingriff in seine Rechte zugleich. Seine Befürchtungen wuchsen; zugleich sah er ein, dafs seine Gegenwart in seinem Gouvernement unbedingt notwendig sei, um Erich von Braunschweig entgegenzuarbeiten: vorher aber mufste er noch mit Egmont und Hoorne ins Reine kommen. Alsbald nach dem Empfange des Schreibens der Statthalterin sandte er seinen Vertrauten, den Herrn von Varich, in geheimer Mission zu Egmont; er lud diesen und Hoorne zu einer Zusammenkunft ein. Ausführlich sollte Varich die Gründe dafür Egmont auseinandersetzen: Sowohl in Spanien, wie auch in Deutschland betreibe der König umfassende Rüstungen; das gebe nicht nur den Protestanten, sondern auch den Katholiken Anlafs zu Besorgnis, dafs Philipp das Land der Knechtschaft unterwerfen wolle, die das Endziel sei, auf das er schon solange unverwandten Blickes zusteuere; die Religion sei der Vorwand, den er benutzen wollte, um das Land, sie selbst und ihre Kinder in unerhörte Sklaverei zu versetzen. Auf keinen Fall wolle der Prinz das abwarten; sondern er sei entschlossen, das Land zu verlassen. Aber wenn Egmont und Hoorne, woran er nicht zweifle, gleichfalls solche Schmach nicht zu ertragen gedächten, so wolle er alles tun, was er vermöge, um sich der Gefahr entgegenzuwerfen. Zwei Wege gebe es, die man dann beschreiten könnte: die Einberufung der Generalstände oder, da das allzu langwierig wäre, der Entschlufs, selbst in Gemeinschaft mit ihren Freunden und Anhängern die Initiative zu ergreifen. Wäre das nicht besser, „als sich nach und nach das Gras unter den Füfsen hinwegmähen zu lassen und so lange zu zaudern, bis keine Rettung mehr vorhanden ist, und bis der Gegner die Stände, die in seiner Macht stehen, durch Gewalt und Drohungen zur Annahme derjenigen Beschlüsse nötigt, die in seinen Wünschen liegen?“ [1]) Der Vorschlag, den Oranien den Freunden machte, deckte sich mit der Idee, die in dem vorher besprochenen Proklamationsentwurfe entwickelt war: die Zentralgewalt der Herzogin zu

entreifsen und in die Hände eines aus Oranien, Egmont und Hoorne bestehenden Triumvirates zu legen. Der Leiter dieses Direktoriums wäre natürlich Oranien geworden, sowohl wegen seiner geistigen Überlegenheit als auch deshalb, weil er die engsten Beziehungen zu den aufständischen Edelleuten unterhielt, und weil die Werbungen in Deutschland unter seiner Autorität geschahen; er würde daher in erster Linie die Disposition über die Truppen der Revolutionspartei gehabt haben. Aber andererseits brauchte er die Mitwirkung Egmonts und Hoornes; denn sonst trug die Erhebung ein einseitig protestantisches Gepräge, und es war noch immer Oraniens Wille, nicht allein auf das Zusammengehen mit den Reformierten angewiesen zu sein, sondern der Opposition auch jetzt noch, da es zur Gewalt käme, ihre ursprüngliche breitere Grundlage und ihren politischen Charakter zu wahren, so dafs auch die katholischen Volkselemente in ihr weiterhin eingeschlossen erschienen.

Als die Botschaft Oraniens an Egmont gelangte, befand sich dieser in seinem Schlosse zu Sotteghem bei Oudenaarde. Das war nun die Frage, ob er sich wirklich zu einem Schritte hinreifsen lassen würde, der die Wendung zur offenen Revolution bedeutete. Der Graf verkannte keineswegs, dafs sich die Statthalterin von ihm abgewandt hatte; sie sei eine in Rom „gesäugte“ (nourrie) Frau und werde von Mansfeld beherrscht, so kennzeichnete er sie eben damals. Aber war das für ihn ein hinreichender Grund, die Waffen zu ergreifen, da er sich selbst keiner Handlung schuldig dünkte, durch die er die Grenzen gesetzmäfsiger Opposition überschritten hätte? Hatte er doch noch im Anfange des Septembers an Oranien geschrieben: „Die Herzogin behauptet, dafs in Sachsen und Hessen Werbungen für die Niederlande vorgenommen werden. Ich kann das nicht glauben; denn es wäre gegen die Versicherungen, die der adlige Bund uns abgegeben hat“. So wenig war er in das Tun und Treiben der Geusen eingeweiht; so sehr mufste das vor ihm verhehlt werden. Zwar wollte er den Protestanten Duldung gewährt wissen, und sogar in ziemlich weitem Umfange; aber sollte er sich deshalb mit ihnen zu gemeinsamem Kampfe gegen den König verbünden? Soweit ging doch schliefslich das Interesse nicht, das er am Protestantismus nahm; es waren ja mehr Angst und politische Rücksicht gewesen, die ihn zu seiner toleranten Haltung bewogen. Eben damals ward ihm die Kunde, dafs sich

Brederode und Kuilenborg öffentlich zum Protestantismus bekannt und die Bilder auf ihren Besitzungen aus den Kirchen entfernt hatten; sie erfüllte ihn mit tiefem Schmerze. Das einzige Motiv, das ihn zu gewaltsamem Widerstande bewegen konnte, wäre die Überzeugung gewesen, dafs der König ihm ungnädig gesinnt sei und ihm an das Leben wolle. Doch auch da konnte es noch zweifelhaft sein, ob nicht Loyalität und Vasallentreue die Regungen des Mifstrauens und der Furcht gegen den königlichen Herrn ersticken würden. Er wollte den gesetzmäfsigen Weg nicht verlassen und setzte alle seine Kräfte für die Berufung der Generalstände ein; bis dafs diese zusammenträten, sollte der Akkord in Geltung bleiben. Wohl auf seinen Einfluſs hin beschlossen die vier Glieder von Flandern die Überreichung einer Petition um Einberufung der Generalstände zu Händen der Regentin.[1]) Wollte man sich aber von den Schritten nach dieser Richtung irgendwelchen Erfolg versprechen, so mufste Mansfeld gewonnen werden. Denn er besafs jetzt das Ohr der Herzogin, und wenn man ihn wieder zur Liga hinüberzog, so stand zu hoffen, dafs auch die Statthalterin wieder ihre feindselige Haltung gegen die Herren aufgeben würde.

Erwägungen solcher Art folgend, lehnte Egmont die Einladung des Prinzen nicht geradezu ab; er gab jedoch eine ausweichende Antwort: es möchte mit weiteren Verhandlungen gewartet werden, bis sie alle am Hofe zugegen wären. Er meinte wohl, dafs eine Zusammenkunft in Brüssel unter den Augen der Regentin zu weniger radikalen Beschlüssen führen würde, zumal wenn es gelinge, Mansfeld an den Beratungen zu beteiligen. Der Prinz antwortete mit einer dringenden Erneuerung seiner Bitte; er weigerte sich, nach Brüssel zu kommen, da er dort seines Lebens nicht sicher sei, und liefs ihm durch Villers das flandrische Städtchen Dendermonde als Treffpunkt vorschlagen, da es ungefähr in der Mitte zwischen Brüssel, Antwerpen und Gent gelegen war. Aber augenscheinlich war Egmont von vornherein nicht gesonnen, den Lockungen Oraniens nachzugeben; daher reiste er erst nach Brüssel, um von neuem das Projekt der Generalstände zu vertreten und zugleich, falls es möglich wäre, Mansfeld zu bewegen, sich ihm anzuschliefsen: schon durch die Anwesenheit des jetzigen Günstlings der Regentin mufsten ja die Verhandlungen eine mafsvolle Wendung nehmen. Am 1. Oktober wurde er von der Herzogin empfangen. Er machte

ihr von der bevorstehenden Entrevue mit Oranien Mitteilung und verhehlte ihr nicht, dafs der Grund dafür die Nachrichten über die schlimmen Absichten seien, die der Monarch gegen sie hege, dafs sich Oranien deshalb bereits nicht mehr nach Brüssel zu kommen getraue. Durch die gewohnten Vorspiegelungen suchte Margareta die Besorgnisse des Prinzen als grundlos hinzustellen: habe diesem doch der König erst vor kurzem einen Brief geschrieben, so freundlich und vertrauensvoll, wie das sonst nur einem Blutsfreunde gegenüber der Fall sei; so offen und ehrlich sei der Herrscher, dafs er keineswegs, wenn er dem Prinzen grollte, daraus irgendwelchen Hehl machen würde. Aber sie schwächte den Wert dieser Versicherungen doch bedenklich ab, indem sie hinzufügte: Oranien gebe durch sein Verhalten in vielerlei Punkten selbst Anlafs zu übler Nachrede, — vor allem dadurch, dafs er in seiner Nähe seinen Bruder Ludwig dulde: denn dieser sei der Urheber aller Unruhen, das Oberhaupt der Verbündeten; er sei es, der alle die anderen antreibe; er wolle sich zum Herren der Niederlande machen und darin das Gesetz vorschreiben, ja sogar in Brüssel in ihrer Anwesenheit. Sie beteuerte Egmont, unzweifelhaft würde der König die Generalstände versammeln, und sie hoffe, dafs noch in der laufenden Woche seine Genehmigung eintreffen würde. Alles das wirkte auf den Grafen beruhigend; schon frug er mafsvollen Tones und, indem er durchblicken liefs, dafs er selber nicht daran glaube, ob denn das Gerücht wahr wäre, dafs sie den Festungskommandanten seiner Provinzen einen neuen Eid abgenommen und ihnen befohlen hätte, ihn nicht einzulassen, wenn er mit gröfserer Begleitung käme: wenn sich das also verhielte, so müsse er, fügte er hinzu, sein Amt als Statthalter niederlegen. Die Herzogin erwiderte ihm: sie habe das nicht getan; eine Umfrage bei den Kommandanten würde ihm das bestätigen; auch sei es nicht ihre Art, wenn sie jemandem mifstraue, daraus ein Geheimnis zu machen. In der Tat liefs sich Egmont durch solche Redensarten täuschen; als sie freilich seine günstige Stimmung benutzen wollte, um ihn von der Reise nach Dendermonde abzuhalten, hatte sie keinen Erfolg. Andererseits aber scheiterten alle seine Bemühungen, Mansfeld zur Mitreise zu bewegen.

Am Vormittage des 3. Oktobers, etwa um 11 Uhr, traf Egmont in Dendermonde ein; es harrten hier seiner bereits

Oranien, Hoorne, sowie Hooghstraeten und Ludwig von Nassau; er war von dem Erscheinen der beiden letztgenannten nicht unterrichtet, und wie es schien, wenig erbaut, da es ihm eine Verstärkung der Partei der schärferen Tonart dünkte. Hoorne legte einen Brief vor, den er von seinem Bruder Montigny aus Spanien empfangen hatte; es ward darin gesagt: der König sei über die Zustände in den Niederlanden erzürnt; Hoorne solle mit Oranien und Egmont die Ordnung wiederherstellen, damit nicht der König gerechten Anlafs zu Beschwerde habe. Man erwog darauf: bei der Sicherheit, die den Konföderierten gewährt worden sei, und bei den Kapitulationen, die nachher mit den Ketzern geschlossen worden wären, könne man nicht daran denken, die Neuerungen abzuschaffen, wenn der König nicht die Generalstände bewillige oder selbst komme. Jeder Einzelne brachte seine Klagen gegen die Regentin vor, — Oranien, dafs sie seine Mafsregeln in Antwerpen getadelt habe, nicht minder Hooghstraeten, dafs sie einigen seiner Anordnungen in Mecheln widerstrebt hätte. Ludwig von Nassau machte seiner Entrüstung darüber Luft, dafs sie ihn aus dem Lande zu entfernen gedächte; er erklärte, er müsse wegen der eidlichen Verpflichtung bleiben, die er beim Akkorde übernommen hatte. Der Admiral trug vor, dafs die Regentin seine Bemühungen für die Pazifikation von Tournai kreuze, und teilte die Korrespondenz mit, die er darüber mit ihr geführt hatte; da er nicht allein eine Entschliefsung treffen wollte, frug er die Freunde um Rat. Oranien sagte ihm, er habe ihn zu seiner Stellvertretung in Antwerpen vorgeschlagen; Hoorne weigerte sich, diese Mission zu übernehmen, selbst wenn die Regentin es ihm befehlen würde; er warnte sogar Hooghstraeten davor, sich den gleichen Auftrag erteilen zu lassen: in solchen Zeiten, so schärfte er ihm ein, sei das höchste Glück, wenn man sich in garnichts einzumischen brauche. Er kündigte seine feste Willensmeinung an, sich alsbald auf seine Güter zurückzuziehen. Oranien und Egmont waren mit solchem Quietismus nicht einverstanden, und es entspannen sich einigermafsen erregte Auseinandersetzungen über diesen Punkt.

Das schwierigste kam zu guterletzt, die Erörterung der Frage des bewaffneten Widerstands. Oranien und besonders Ludwig von Nassau, dem sein Bruder in vorsichtiger Zurückhaltung das Wort überliefs, gaben sich alle Mühe, Egmont für ihre Pläne geneigt zu stimmen. Man erwog die Warnungen,

die man empfangen hatte, daneben die angebliche Korrespondenz des Don Alaba mit der Regentin, insoweit man die bereits in Händen hatte, und man fand, dafs der König Oranien, Egmont, Hoorne und Mansfeld enthaupten lassen wolle: sollte ihnen dieses Schicksal zugedacht sein, so müsse man daran denken, sich zu stärken; um sich zu retten, müsse man dem Könige, wenn er mit Heeresmacht komme, bewaffnet entgegentreten; wenn die Spanier das Land mifshandeln und knechten wollten, dürfe man sie nicht herein lassen. An dem Einspruche Egmonts aber scheiterte die Sache des gemeinsamen Widerstands. Zwar war er erschüttert durch das, was er soeben gehört hatte; aber die beruhigenden Versicherungen der Regentin wirkten bei ihm doch so sehr nach, dafs er erklärte: man dürfe dem Könige nicht so blutige Absichten zutrauen; auf keinen Fall aber dürfe man sich seinen Befehlen widersetzen, sondern müsse sich darauf beschränken, ihm Vorstellungen zu machen; wenn das nichts nütze, so dürfe man höchstens das Land verlassen. Es wurde eine Art von Beschlufs gefafst, man solle sich über den Brief des französischen Gesandten und die übrigen schlimmen Nachrichten nicht in Aufregung versetzen lassen, sondern, falls es nötig sein würde, der Statthalterin davon Kunde geben. An Egmonts Entschiedenheit waren somit die Pläne Oraniens und seines Bruders gescheitert; das Triumvirat kam nicht zu Stande.[1]) Villers und Beckerzeel sagten später im Prozesse Egmonts aus, sie hätten, jener von Ludwig von Nassau, dieser von Oranien, gehört, Egmont habe, als die Rede auf die Notwendigkeit von Rüstungen kam, in Dendermonde geäufsert: „Ich habe keine Bekanntschaften in Deutschland; Du, o Prinz, kannst dies leicht bewirken!“ Die Anklage schlofs aus diesen Worten, Egmont habe seine Zustimmung zu den Werbungen erteilt. Der Graf bestritt indes, solches gesagt zu haben, und man darf wohl annehmen, dafs er vielmehr, wenn er eine ähnliche Redewendung gebrauchte, durch sie die Teilnahme an den Rüstungen ablehnen wollte.[2]) Hoorne scheint sich trotz seiner Rücktrittsgedanken in der Frage des Widerstandes zugänglicher gezeigt zu haben, als Egmont. Es ist bezeichnend, dafs er später beim Prozesse mit der Aussage in dieser Hinsicht zurückhielt, — schwerlich zu Gunsten Egmonts, sondern wohl um seiner selbst willen.[3]) Das Beispiel Egmonts ward schliefslich mafsgebend für Hoorne; seine Haltung machte die Hoffnung zu

nichte, dafs die drei Herren des Staatsrates, die bisherigen Häupter der oppositionellen Bewegung, nunmehr gemeinschaftlich das Banner des Aufstandes entrollen und das Unternehmen wagen würden, der Statthalterin die Regierungsgewalt zu entreifsen. Mifsmutig reiste Egmont von Dendermonde ab, und wohl nicht besser war die Stimmung Oraniens. Wenigstens bemerkte Ludwig von Nassau: „Niemals werden wir bei diesem Manne etwas erreichen, und wir dürfen für ein weiteres Vorgehen auf ihn nicht rechnen“.[1])

Durch die Zusammenkunft zu Dendermonde erhielt die alte Liga der Herren in Wahrheit den Todesstofs. Waren schon vorher die meisten ihrer Mitglieder von ihr abgesplittert, so wurde jetzt auch ihr Kern zertrümmert. Die drei Freunde, die so lange Jahre Schulter an Schulter im Feuer gestanden hatten, trennten sich jetzt, und für immer schieden sich ihre Wege. Zwei von ihnen waren zu extremen Schritten geneigt: Oranien und Hoorne. Während jener auch jetzt noch nicht auf aktiven Widerstand zu verzichten geneigt war, befleifsigte sich Hoorne, der sich dazu ohne die Mitwirkung Egmonts nicht verstehen wollte, fortan einer trotzigen Passivität. Hatte er zu Dendermonde angekündigt, dafs er sich vom öffentlichen Leben zurückziehen wollte, so führte er diese Absicht jetzt aus. Nicht länger konnte er dem Drängen der Regentin widerstehen, die ihn unter dem ehrenvollen Vorwande, seines Rates in Brüssel zu bedürfen, für Tournai unschädlich zu machen strebte. Er schied nicht von dort, ohne der Regierung noch einige arge Verlegenheiten zu bereiten. Als die Kalvinisten erfuhren, dafs er sie verlassen wolle, drangen sie in ihn, er möge bleiben, da sie sonst eine Verstärkung der Truppen im Kastell besorgen müfsten. Um ihnen diese Furcht zu nehmen, verlangte der Graf öffentlich vom Kommandanten Moulbais das Versprechen, keine neue Garnison in seiner Abwesenheit ohne seine Erlaubnis in das Schlofs oder in die Stadt einzulassen. Moulbais erwiderte, dafs er sich einem Befehle der Herzogin in dieser Hinsicht nicht widersetzen könne. Die Folge davon war ein neuer erbitterter Schriftwechsel zwischen Brüssel und Tournai. Die Regentin mifsbilligte das Ansinnen, welches er an den Kommandanten gestellt hatte; sie erneute ihre Abberufungsordre; um ihn aber nicht ganz zu verstimmen, versprach sie ihm, solange die Bürger Ordnung hielten, wolle sie Tournai mit weiterer Besatzung verschonen. Nunmehr reiste

Hoorne ab (15. Oktober); vorher aber gab er den Kalvinisten noch — allerdings auf Widerruf — die Erlaubnis, innerhalb der Stadt in der Tuchhalle zu predigen. Die Herzogin war darüber nicht wenig entrüstet; im übrigen dachte sie jetzt erst recht nicht daran, die Konzessionen Hoornes zu bestätigen, insoweit sie über den Brüsseler Akkord hinausgingen. Noch verweilte er einige Wochen am Hofe; da empfing er einen Brief von Montigny, woraus er erfuhr, dafs auch der König sein Auftreten in Tournai verurteilte. Da ward seines Bleibens nicht mehr in Brüssel; wutentbrannt zog er sich, trotz alles begütigenden Zuredens der Statthalterin, nach seiner Besitzung Weert zurück; von hier schickte er dem Monarchen ein langes Rechtfertigungsschreiben, worin er erklärte, auf weitere Auseinandersetzungen mit der Regentin verzichten zu müssen, da er nicht gewohnt sei, mit Weibern über Ehrensachen zu verhandeln.[1])

Ungefähr zur selben Zeit, wie Hoorne Tournai, verliefs Oranien Antwerpen. Alsbald nach der Versammlung von Dendermonde schickte Margareta zum zweiten Male Assonleville zum Prinzen; auf dem Wege besuchte der Rat den Grafen von Hooghstraeten in Mecheln und erhielt von diesem die Zusicherung, dafs er nach Antwerpen übersiedeln werde. Bei Oranien sollte Assonleville vornehmlich den Gerüchten widersprechen, dafs sich der König gegen ihn mit feindseligen Gedanken trage. Prinz Wilhelm stellte sich so, als ob er den Versicherungen der Herzogin glaube, insoweit es sich um den Herrscher selbst handelte; aber er blieb dabei, dafs dessen Ratgeber ihm nach dem Leben trachteten; immerhin erbot er sich, vorderhand im Dienste zu verharren und den Befehlen der Herzogin zu gehorchen.[2]) Wie wenig das aber seine wahre Absicht war, wenn er im Gegensatze zu Hoorne nicht seine Ämter niederlegte, daraus machte er gar kein Geheimnis. Als der Geheimrat Coebel damals Antwerpen passierte, sagte er ihm im Gespräche: wenn der König mit Truppen käme, würde man ihn nicht ins Land lassen, ohne ihm erst zuvor ganz bestimmte Bedingungen zur Annahme vorzulegen; er befinde sich an einem Orte, der ihm Sicherheit und zweckmäfsige Mafsregeln zur Verteidigung böte, und würde nicht vom Platze weichen, ohne also zu handeln.[3]) Am 10. Oktober kam Hooghstraeten in Antwerpen an; am folgenden Tage wurde er als Oraniens Stellvertreter eingeführt, und abermals einen Tag später verliefs der Prinz die Stätte, wo er etwa ein Vierteljahr

hindurch im Sinne einer gemäfsigten Toleranzpolitik gewirkt hatte. Bei seiner Abreise offenbarte er „sein Herz und sein Gift“. Er beschied das Kapitel der Frauenkirche vor sich; es erschienen zwei Vertreter, denen er eine längere Rede hielt: er sei erstaunt, dafs sie sich nicht mit den anderen Bekenntnissen vertrügen; er wünsche das sehr, und es sei dies auch garnicht so schwierig, wie man am Beispiele Deutschlands sehe; in einer ihm gehörigen Stadt herrsche vollkommene Eintracht, und zwar bis zu dem Grade, dafs die verschiedenen Konfessionen eine und dieselbe Kirche benützten. Als er gefragt wurde, wie das möglich sei, da sich doch die Ansichten dort ebenso gegenüberstünden, wie hier, entgegnete er: nur um eine Verschiedenheit der Worte handele es sich, in der Sache sei man einig.[1])

Von den drei Herren des Staatsrates, die bisher im Mittelpunkte der Opposition gestanden hatten, hatte somit der eine, Hoorne, die Büchse ins Korn geworfen; der zweite, Oranien, hatte dem spanischen System und dem Herrscher selbst offen den Krieg erklärt. Nur der dritte, Egmont, beharrte zunächst beim Programme der Liga; ja er wollte ihr sogar neues Leben einhauchen, indem er einen letzten Versuch machte, Mansfeld wieder zu sich hinüberzuziehen. Alsbald nach der Zusammenkunft von Dendermonde schrieb er ihm einen Brief, worin er ihm seinen Abfall von der Liga vorwarf und das Verhalten der Statthalterin aufs schärfste geifselte: sie halte nicht den Akkord, sie widerrate dem Könige die Einberufung der Generalstände und reize ihn auf, mit einem Heere zu kommen und das Land exemplarisch zu züchtigen; dann aber werde auch Mansfelds Haupt fallen. Alle Bitten und Drohungen Egmonts blieben fruchtlos. Mansfeld zeigte Egmonts Schreiben der Statthalterin und erwiderte: wohl habe er früher der Liga angehört, als diese darauf ausging, Granvella zu entfernen, die Inquisition abzuschaffen, die Plakate zu mildern und Verzeihung für den Adelsbund zu erwirken; alles dieses aber habe der König nunmehr bewilligt. Er ermahnte Egmont und die übrigen Herren, sich so zu führen, dafs sie dem Könige bei seiner Ankunft gute Rechenschaft ablegen könnten. Auf ihre Warnung entgegnete er: er sei frei von Furcht, da er sich keiner Schuld bewufst sei; er sei bereit nach Spanien zu gehen und sich dort zu verantworten; denn es könne ihm dort nichts anderes widerfahren, denn eitel Gunst und grofse Ehre. Man habe dem König so oft die Gefahren

vorgestellt, die sich aus der Nichtberufung der Generalstände ergeben könnten; damit müsse man sich begnügen, und man dürfe keineswegs auf seine Entschliefsungen einen Zwang ausüben.

Immer mehr sah sich Egmont somit isoliert; immer unhaltbarer wurde seine Position. Seinem unausgesetzten Drängen auf Zusammentritt der Generalstände setzte die Regentin immer wieder neue Ausflüchte entgegen. Hatte sie ihm Anfang Oktober gesagt, sie erwarte in der Frist einer Woche die Genehmigung des Herrschers, so wollte sie einige Wochen später einen Edelmann nach Spanien schicken, um die Zustimmung Philipps zu erwirken; schliefslich hiefs es, bald werde ja der Monarch selber anlangen, und dann werde die Versammlung der Generalstände seine erste Mafsregel sein. Das Verhältnis zwischen der Statthalterin und dem Grafen wurde zusehends gespannter und peinlicher. Heftige Auftritte spielten sich zwischen ihnen ab; eines Tages rief sie ihm im Staatsrate zu: „Wolle Gott, dafs Sie im Anfange den Ungehorsamen und Schlechten die Zähne gezeigt hätten". Er blieb die Antwort schuldig; da nahm sich seiner Viglius an; sichtlich in Anspielung auf Margaretens eigene Haltung in den letzten Jahren sagte er zu ihr: „Wenn wir selbst die Zähne gezeigt hätten, so hätten das die anderen auch getan!" Im November wieder in Brüssel weilend, sprach Egmont dafür, drei Anträge dem Könige vorzulegen: Gewährung individueller Gewissensfreiheit; Einberufung der Generalstände zu einem gewissen Zeitpunkte, unter der Bedingung, dafs sie sich dann auch in Abwesenheit des Königs versammeln sollten, und endlich Ankunft Philipps ohne Waffen. Wohl wollte er die provisorische Geltung des Akkords und selbst der Kapitulationen noch nicht angetastet wissen; aber im Prinzipe rückte er mehr und mehr auf die Seite der Gegenpartei. Zum Ende des Jahres betrieb er die Zusammenberufung der Generalstände, jetzt aber, damit diese die Aufhebung der Predigten beschlössen. Er war für diesen Plan bei den Provinzialständen von Flandern, Brabant und Holland tätig; er hoffte, dafs der König dann auf die Entsendung fremder Truppen verzichten würde.[1]) Damit ward seine Scheidung von Oranien endgültig besiegelt, und es war sehr ungewifs, wie lange er noch auf dem Standpunkte verharren würde, dafs wenigstens einstweilen der protestantische Gottesdienst noch frei stehen müsse, solange nicht der König und die Generalstände gesprochen hätten. Eine Zeitlang hat er ihn

noch ungestüm gegen Margareta verteidigt, um dann den Rückzug anzutreten.[1])

Ebenso wie sich im Kreise der Herren die gemäfsigten Katholiken, vor allem Egmont, von der protestantischen Aktionspartei zurückzogen, so auch in der Sphäre des niederen Adels. Durch den Revers vom 25. August war das Kompromifs aufgehoben worden. Brederode und die holländischen Konföderierten waren darüber sehr empört; sie sagten, man liefere sie also mit gebundenen Händen an die Schlachtbank; Brederode wurden spöttische Reden zugetragen, welche seine Widersacher über ihn führten: „Sehet da den schönen Herrn von Brederode; binnen acht Tagen wird er am Galgen baumeln!“ Lebhaft drückte er Graf Ludwig seinen Mifsmut aus: er habe gedacht, nur der Tod solle die Mitglieder vom Bunde scheiden. Die Haltung der Führer, zumal Ludwigs von Nassau, war eine schwankende; er hätte am liebsten, wie wir schon erzählten, das Kompromifs als noch bestehend erachtet. Im Laufe der Zeit gewann in der Tat die Ansicht an Boden, dafs es wieder in Kraft trete, da ja die Regentin sich ihrerseits nicht an den Akkord gebunden erachte. Aber vergeblich blieben alle Bemühungen, „die Einheit unter den Verbündeten wiederherzustellen und die Kleinmütigen zu ermuntern“. Die in der überwiegenden Mehrheit befindlichen Katholiken im Bunde erkannten die wahren Absichten der Oberhäupter und wandten sich von ihnen ab. Schliefslich stand das Häufchen der protestantisch gesinnten Leiter und Eingeweihten vereinzelt da, und das war alles, was von der „adligen Gesellschaft“ übrig geblieben war. Und selbst von ihnen hätte so mancher gerne seinen Frieden mit der Regierung gemacht. Als Mitte November zu Kuilenborg eine Versammlung der Geusen stattfinden sollte, lehnte Oraniens eigener Schwager, der Graf van den Bergh, unter nichtigen Vorwänden das Erscheinen ab; dafür schickte er an den Präsidenten Viglius zwei Ochsen und liefs ihm sagen: er mische sich in nichts mehr ein; denn er habe Frau, Kinder und Vermögen zu verlieren. Um dieselbe Zeit zogen sich die Kommissare der Konföderierten aus Tournai und Valenciennes zurück; sie konnten gegenüber dem in diesen Städten wachsenden Radikalismus nicht mehr ihre Stellung behaupten. Massenhaft kamen junge Edelleute vor die Herzogin mit Klagen, sie hätten sich in ihrer Unbesonnenheit verführen lassen, dem Bunde beizutreten. Scharf gingen viele der einstigen Genossen

auf ihren Herrschaften gegen die Glaubensneuerer vor. Verzweifelt sah der „grofse Geuse“ Brederode in die Zukunft. Zwei Brüder hatte er gehabt, die einen braven Soldatentod auf dem Felde der Ehre gestorben waren, der älteste in Italien, ein anderer bei St. Quentin; jetzt, eben Ende Oktober, erhielt er die Kunde, dafs der dritte mit seiner ganzen Kompagnie in einem Scharmützel in Ungarn gegen die Türken gefallen sei. Düstere Ahnungen, dafs auch seinem Leben bald das Ziel gesteckt sei, bemächtigten sich seiner Seele; er schrieb an Ludwig von Nassau: „Ich hoffe zu sterben, ein armer Soldat unter Eurer Fahne, als wahrer Geuse, zu Euren Füfsen!“

Jedenfalls hatten die Tumulte in den Monaten August und September die Sympathieen der katholischen Mehrheit für die Protestanten zerstört. Der Adel stellte sich gegen sie immer unfreundlicher. Von vornherein war es eine Entstellung der Tatsachen, wenn sich der Bund der Edelen im Namen des ganzen Adels das Wort zu führen vermafs. Zumal im Süden bildeten die Geusen nur einen schwachen Bruchteil der Gesamtheit ihrer Standesgenossen, und während ihr Bündnis zerfiel, begannen sich die Gegner zu organisieren. Zunächst in Artois, Hennegau und Namur bildete sich, gestiftet von Arschot, eine katholische Adelsliga; ihre Mitglieder trugen Medaillen mit dem Bildnisse der Mutter Gottes von Hal; sie nannten sich „Unserer lieben Frauen Ritter!“ Viel schlimmer war es, dafs der katholisch gesinnte Adel jetzt kräftiger in den ständischen Versammlungen auftrat; damit schwand die letzte Aussicht, zu einer befriedigenden Lösung des Toleranzproblems mit Hilfe der Generalstände zu gelangen. Noch hatten die Bestrebungen in solcher Richtung keineswegs aufgehört; in Flandern leistete ihnen Egmont, in Brabant und Holland Oranien Vorschub. Gesuche wurden der Regentin eingereicht; Straelen gab sich, dem Wirken Oraniens folgend, Mühe, ein einheitliches Zusammenwirken der drei Hauptprovinzen zu Stande zu bringen, um die Berufung der Generalstände zu erwirken. Aber seit der Mitte des Novembers setzte doch selbst bei den Ständen in Brabant und Flandern ein Umschwung ein. Zunächst blieb man wohl noch bei der Forderung von Generalständen, aber unter der Begründung, dafs man ihrer bedürfe, um die Predigten abzustellen; schliefslich war von den Generalständen zusehends weniger die Rede, und aller Nachdruck wurde auf die Sistierung der Predigten, sowie auf die Wieder-

herstellung der Ordnung und des Handels gelegt. In Brabant glückte es Arschot, den Einfluſs Oraniens zu paralysieren. Zwar hielten sich auf den Einzellandtagen die Parteien noch eine Zeitlang das Gleichgewicht; aber seit der Jahreswende 1566/67 wurde es offenbar, daſs die Restauration das Übergewicht erlangte. Lauter und lauter erscholl der Ruf nach Unterdrückung der Predigten, Ketzereien und Unruhen. Ein Gutachten des Staatsrats führte aus, und zwar mit Recht, daſs der König jetzt ganz unbesorgt die Generalstände insofern zusammentreten lassen könne, als sich unter ihnen — ausgenommen etwa nur die Deputierten von Valenciennes — schwerlich eine Stimme für die neue Lehre und ihre Duldung erheben würde.[1])

Das Losungswort „Generalstände", womit man dereinst den Kampf begonnen hatte, versagte bereits seine Wirkung. Abfall und Kleinmut lähmten den Widerstand; der revolutionäre Impuls hatte sich erschöpft.

Drittes Kapitel.

Der Ausbruch des Kampfes (Ende 1566).

Mit einem Schlage hatte sich die Lage der Protestanten durchaus verändert. Die militärischen Vorkehrungen, welche die Regentin im Auftrage des Monarchen traf, blieben ihnen nicht verborgen; die Gerüchte, dafs der König mit starker Heeresmacht kommen würde, um über sie ein fürchterliches Strafgericht zu verhängen, verdichteten sich mehr und mehr zu unheilsverkündender Gewifsheit. Sie mufsten sich sagen, dafs sie nur durch Kampf und Gewalt ihre Existenz zu behaupten vermöchten, und dafs sie dabei den gröfsten Teil ihrer bisherigen Freunde von der katholischen Bevölkerung nunmehr im Heereslager der Regierung antreffen würden. Und sie sollten erfahren, dafs es viel leichter war, Tumulte anzustiften und einen vorübergehenden Terrorismus auszuüben, als einen planmäfsigen, kraftvollen und wohl fundierten Widerstand zu organisieren.

Nicht eben sehr beträchtlich war die Summe, welche zu St. Trond durch die Reformierten den Verbündeten behufs Vornahme von Rüstungen bewilligt worden war, — nur 50000 Gulden. Es fielen davon 10000 auf Flandern; mit der Einsammlung war Gilles Le Clerq betraut. Ludwig von Nassau hatte die oberste Leitung der Werbungen; er sah darauf, dafs besonders Edelleute aus der „Bekanntschaft" der Nassauer gewonnen würden, weil er diese billiger zu bekommen hoffte. Er bediente sich der Vermittlung seines Bruders Johann, sowie der Obersten Holl, Münchhausen und Westerholt, denen Jahresgelder ausgesetzt wurden. Graf Ludwig war der Meinung, dafs es vor Ablauf des

Jahres nicht zum Kampfe kommen würde; die Truppen wurden daher zunächst für September und Oktober in Wartegeld genommen, indem ihnen zugleich die Verpflichtung auferlegt wurde, bis zu Ende des Jahres nicht in den Dienst der Gegenpartei zu treten. Ursprünglich ward bestimmt, dafs die Bestallungen im Namen des Prinzen, sowie „einiger Stände und der Ritterschaft der Niederlande“ ausgehen sollten. An die Stelle Oraniens wurde später Graf Ludwig gesetzt; doch wurde kein Hehl daraus gemacht, dafs der Prinz hinter der Aktion stehe, und sogar auf die Regentin berief man sich. Im September verhandelte Graf Johann mit den beiden Rittmeistern Rosenbach und Weifse, die als Genossen Grumbachs in die Reichsacht erklärt worden waren; befremdet wandte sich der Bischof von Würzburg an Margareta und Oranien um Aufklärung; die wurde ihm von der Herzogin zur Genüge zuteil. Eben damals bereitete sich der Entscheidungskampf gegen den Beschützer Grumbachs, den Herzog Johann Friedrich von Sachsen, vor; Oranien dachte daran, dessen Truppen mit Genehmigung des Kurfürsten August in Sold zu nehmen. Indem er den Ausbruch des Krieges in Deutschland dadurch vereitelte, dafs er Johann Friedrich sein Heer abwendig machte, meinte er sich ein grofses Verdienst um Kaiser und Reich zu erwerben.

Im besten Falle reichten die vorhandenen Mittel freilich nur für das Wartegeld bis zum Ende des Oktobers; man stand vor der Notwendigkeit, weitere Summen flüssig zu machen. Das durfte man um so weniger verkennen, als eben damals die Regierung zu rüsten begann und ihre Absicht, den Akkord nicht zu halten, immer klarer zu Tage trat. In dieser Not wandten sich die reichen Kaufleute aus Antwerpen an Oranien; sie baten ihn um seinen Beistand. Er antwortete ihnen: wohl fehle es ihnen nicht an grofsen Worten; aber sie brächten kein Geld zusammen, und ohne Geld seien keine Soldaten zu haben. Die Antwerpener Reformierten sahen ein, dafs dafür Sorge getragen werden müsse. In den ersten Tagen des Oktobers fand in Gent eine Synode der Kalvinisten statt; es hatten sich etwa 25 Teilnehmer aus Antwerpen, Tournai, Valenciennes, Lille, Armentières und Westflandern eingefunden, bis auf zehn Personen Prädikanten. Es wurde zunächst über die Kapitulationen beraten. Man fand, dafs die darin gewährten Zugeständnisse allzu mager seien; insbesondere nahm man wohl Anstofs am Verbote der Predigt und

des Kirchenbaus innerhalb der Städte. Man kam überein, dafs eine Revision dieser Verträge anzustreben sei, und dafs dort, wo sie noch nicht perfekt seien, wie in Gent, die Submissionsakte nur auf Grund günstigerer Bedingungen zu vollziehen sei. Daneben wurde über die Frage des bewaffneten Widerstands und der dafür erforderlichen Gelder beraten. Es handelte sich darum, eine Organisation ins Leben zu rufen, auf Grund deren man möglichst ungeniert Sammlungen für den Kriegsschatz veranstalten konnte. Da verfiel man auf einen eigentümlichen Plan: dem Könige eine Petition um Gewährung vollkommener Freiheit des Gewissens, sowie der Religionsübung einzureichen und ihm dafür die Summe von drei Millionen Gulden anzubieten, wie es hiefs, zur Entlastung seines Domaniums. Es sollte sofort mit den Kollekten begonnen werden, und zwar sollte binnen vier Wochen eine halbe Million einlaufen. Dathenus legte der Synode den Beschlufs vor; er führte aus, dafs er einem Wunsche der Edelleute entspreche, deren Schutzes sich ihr Bekenntnis erfreue. Daran, dafs der König das Anerbieten mit Entrüstung zurückweisen würde, zweifelten die Urheber des Projektes schwerlich; es kam ihnen eben nur auf einen Vorwand an. Ausdrücklich wurde in der Instruktion für die Sammlung als Grund die Haltung der Regentin und die Notwendigkeit militärischer Mafsregeln angegeben. Bevollmächtigte wurden ernannt, die in den einzelnen Provinzen Listen zur Zeichnung von Beiträgen in Bewegung setzen sollten; damit schleunigst, wie gewünscht wurde, 500 000 fl. zusammenkämen, sollte jeder Subskribent ein Sechstel der Spende, zu der er sich verpflichtete, alsbald zur Zahlung bereit halten.

War schon das Projekt, vom Könige Gewissensfreiheit zu erkaufen, an sich so hirnverbrannt, dafs es schwerlich ernst genommen werden konnte, so waren auch Ton und Sprache der Petition nicht so beschaffen, dafs man sich davon irgend welchen Eindruck auf den König versprechen konnte. Sie begann mit grofsen Worten über die unerwarteten Fortschritte und Erfolge, welche man bisher erzielt habe: Lange sei „das Volk“ durch die Plakate geknechtet worden; trotzdem habe es sich in der wahren Kenntnis seines Heils befestigt, sowohl durch die Lektion der Heiligen Schrift, als auch infolge der Ermahnungen und Lehren der Prediger, trefflicher Leute, die sowohl in den göttlichen, wie in den menschlichen Wissen-

schaften wohl unterrichtet wären. Es habe sich nicht mehr länger angesichts der Verleumdungen der Widersacher in Dunkel und Verborgenheit zurückhalten lassen; sondern um den Lügnern den Mund zu schliefsen, sei es nunmehr in den hellen Glanz des Tageslichts hervorgetreten, damit jedermann sehen und urteilen könne, was es mit der neuen Religion für eine Bewandtnis habe. „Nachdem das einmal geschehen war, haben sich so viele treffliche Personen zu den erwähnten Predigten und Versammlungen eingefunden, dafs ihre Zahl nicht zu schätzen war, und dafs niemand es glauben wollte, der nicht dabei war, und täglich noch wächst die Menge so, dafs alles menschliche Verständnis dafür versagt.“ Weiterhin wurde erklärt, der Bildersturm sei gegen den Willen und die ernsten Mahnungen der Prediger ausgebrochen, ausgeführt von einigen, die von einem allzu heifsen und unüberlegten Eifer sich aufreizen liefsen, und denen sich habgierige Räuber zugesellt hätten; nicht ohne Wohlgefallen aber liefs man durchblicken, dafs sich an manchen Stellen die Entfernung der Bilder ganz ordnungsgemäfs vollzogen habe, indem sie auf Geheifs oder unter Billigung der Obrigkeit erfolgt sei. Der König ward beschworen, beide Punkte streng auseinander zu halten, die öffentliche Predigt und den Bildersturm; er wurde davor gewarnt, jene durch das Mittel der Waffengewalt zu ersticken: denn es handle sich um das ewige Heil oder die Verdammnis der Seelen; die Anwendung von Gewalt werde nicht den Erfolg haben, die neue Lehre zu unterdrücken, sondern höchstens die Schwachen zu Heuchelei verführen, sodafs sie mit der Zeit Leute ohne Religion, Freigeister und Atheisten würden; er solle denken an das Wort Gamaliels: „Ist das Gotteswerk, so wird es bestehen!“ Nicht gerade sehr schmeichelhaft konnte es den Herrscher berühren, wenn er an das Beispiel früherer Monarchen erinnert wurde, welche dem Gedanken der Toleranz Raum gegönnt hätten, — so an Alexander Severus, der, obwohl Heide, den Christen, die er für Ketzer hielt, Plätze für ihren Gottesdienst gewährt habe, desgleichen an den Kaiser Konstantin; denn indirekt wurde dadurch der Katholizismus Philipps in Parallele mit dem altrömischen Heidentum gestellt. Auch darauf wurde er aufmerksam gemacht, dafs der Papst die Juden mit ihren Synagogen und ihrem Kultus in Rom dulde, sowie dafs sein Vater den Ketzern in Deutschland, der jetzige König den Hugenotten in Frankreich

Toleranz bewilligt habe. Gerade das mufste Philipps stärkste Empörung erregen; denn soweit, wie in Deutschland und in Frankreich, sollte es ja in seinen Reichen eben nicht kommen.

Im Drucke wurde die Supplik verbreitet und mit den Listen für die Subskription nach den Provinzen geschickt. Für die Länder der germanischen Zunge wurde sie durch Kornheert in das Niederländische übersetzt. An die Spitze des Unternehmens trat das Antwerpener Konsistorium; es wurde hier eine zentrale Sammelstelle eingerichtet; nur der Norden hielt sich mehr für sich. Um möglichst grofses Aufsehen zu erregen, sollte die Petition überall durch die Gemeinden an die städtischen Magistrate übergeben werden, um von dort durch die Vermittlung der Gouverneure der Regentin zugestellt zu werden. Am 27. Oktober wurde sie in Antwerpen dem Grafen von Hooghstraeten und dem Magistrate überreicht; Vertreter des lutherischen Bekenntnisses waren dabei anwesend; einige Tage später wurde sie durch einen der städtischen Pensionäre der Statthalterin übermittelt. Auch aus Mecheln und Flandern liefen die Bittschriften ein; die Regentin verschmähte es, darauf Bescheid zu erteilen. Sie schickte sie wohl dem Könige zu, aber nicht um dem Wunsche der Petenten zu entsprechen, sondern um dem Bruder zu zeigen, wie weit die Frechheit der Ketzer gehe; auch Philipp blieb natürlich die Antwort schuldig. Manch einer zeichnete, der nicht Kalvinist war, der den eigentlichen Zweck der Sammlung nicht durchschaute und sich darüber durch den Klang des Wortes Gewissensfreiheit täuschen liefs, sowohl Lutheraner als auch Libertiner, ja sogar Katholiken, die den Andersgläubigen aufrichtig Licht und Raum gegönnt wissen wollten. Manch einer war so naiv, seinen Beitrag zurückzufordern, als er sah, dafs die Supplik beim Könige kein Gehör fand. Im grofsen und ganzen aber war der Erfolg ein kläglicher. Zwar waren den einzelnen Gemeinden von vornherein gewisse Quoten auferlegt; so sollte Brügge 8000, Dixmuiden, Dünkirchen, Nieuwpoort, Furnes und Ostende je 4000 fl. zahlen; tatsächlich lief nichts ein. Charakteristisch dafür ist das Beispiel von Valenciennes, das sich doch bedroht und daher zu Opfern hätte bereit fühlen müssen. Als Gilles Le Clerq, dem die Erhebung der Beiträge in Flandern und in den Nachbarprovinzen zugewiesen war, hier eintraf, schnitt ihm Guy de Brès alsbald das Wort ab, indem er äufserte, um solche Sachen kümmere er sich nicht.[1])

Obzwar an durchgreifender Wirksamkeit, so fehlte es doch den Kalvinisten nicht an emsiger Geschäftigkeit. In den letzten Tagen des Novembers und in den ersten Tagen des Dezembers tagte in Antwerpen abermals eine reformierte Synode, zu der sogar Teilnehmer aus Friesland erschienen waren.[1]) Man faſste bestimmte Beschlüsse, durch welche eine Kooperation des Bundes mit den Konsistorien erzielt werden sollte. Es wurde zunächst über die Frage beraten: „Ob im Niederlande ein Teil der Vasallen in Verbindung mit einem Teile der Untertanen mit Waffengewalt sich ihrer Obrigkeit widersetzen darf, falls diese die Privilegien bricht und nicht beachtet, indem sie Unrecht oder offene Gewalt übt?“ Die Versammlung erklärte sich für die grundsätzliche Berechtigung des aktiven Widerstandes: „Es ist erlaubt, solches zu tun, wenn man in der Lage ist, es auszuführen“. Darauf wurde darüber verhandelt, wem die Führung anzuvertrauen sei, sowie über die Punkte des Geldes und der Truppen. Man einigte sich darauf, den Oberbefehl dem Prinzen von Oranien anzubieten, falls er die öffentliche Übung der reformierten Religion gemäſs dem Bekenntnisse der niederländischen Kirche aufrecht zu erhalten verspreche, oder falls er ablehnen sollte, dem Grafen von Hoorne und an letzter Stelle Brederode; zugleich wurde festgesetzt, daſs dem künftigen Generale ein von den Konsistorien gewählter Zwölferausschuſs zur Seite trete, dessen eine Hälfte, aus sechs Adligen bestehend, ihn in den militärischen Angelegenheiten berate, während die andere, aus Kaufleuten zusammengesetzt, die finanzielle Leitung haben sollte. Was die Truppen anbelangte, so hatte sich der Kurfürst von der Pfalz zur Stellung sowohl von Reiterei wie auch von Fuſsvolk bereit erklärt; es wurde beschlossen, sein Angebot anzunehmen und auf andere Mannschaften aus Deutschland zu verzichten. Um endlich die Einzahlung jener halben Million zu beschleunigen, die nach den Bestimmungen der Genter Synode schon seit Wochen hätte erfolgt sein müssen, wurde vereinbart, daſs diejenigen Herren und Edelleute, die sich zur kalvinistischen Partei schlagen würden, die Drei-Millionen-Supplik unterzeichnen sollten, um durch ihr Beispiel die Freigebigkeit und Spendelust der groſsen Menge anzureizen. Man wollte nicht sofort mit Oranien, sondern zunächst mit Brederode in Verhandlungen treten, um sich erst mit diesem über die erforderlichen Maſsnahmen zu verständigen; zu diesem Zwecke

sollte jede Kirche einen oder zwei Bevollmächtigte nach Vianen schicken; das Antwerpener Konsistorium entsandte den Gilles Le Clerq.[1])

Bei dem Dunkel, in welches aus Mangel an Material diese Vorgänge gehüllt sind, ist es schwierig, die Bedeutung der Antwerpener Synodalbeschlüsse vom 1. Dezember richtig zu erfassen und zu würdigen. Obwohl sie in erster Reihe Oranien als Oberhaupt der bevorstehenden militärischen Aktion ins Auge fafsten, so scheint ihnen doch die Tendenz inne zu wohnen, dem Prinzen gegenüber eine gewisse Selbstständigkeit, ja sogar Superiorität zu behaupten, ihn auf die Stellung eines ausführenden Organs der Konsistorien zu beschränken. Daraufhin deuten mancherlei Anzeichen: die Verpflichtung zur unbedingten Verteidigung der niederländischen Konfession, die ihm zugemutet wurde, die Abhängigkeit von dem Zwölferausschufs, über dessen Zusammensetzung die Konsistorien bestimmen wollten, sowie endlich die Beschränkung auf die Truppen, welche der reformierte Pfälzer angeboten hatte. Zumal dieser letzte Punkt ist von Wichtigkeit: durch den ausdrücklichen Verzicht auf anderweitige Werbungen in Deutschland wurden die Verbindungen hinfällig, welche der Prinz und seine Brüder mit den Kriegsleuten ihrer Bekanntschaft in Norddeutschland bereits angeknüpft hatten. Es ist höchst auffällig, dafs sich unmittelbar an die Synode eine Versammlung der Führer des adligen Bundes in Antwerpen schlofs. Am 4. Dezember langte Ludwig von Nassau an, begleitet von seinem Bruder Johann und einem Grafen von Solms, an den folgenden beiden Tagen Bernhard von Merode, Louverval, Olhain, Giberchies, Andelot und Karl Boisot; auch die beiden Marnix, Longastre, Rumen, Wingle, Villers und Nojelles waren zugegen. Mit Mifstrauen beobachtete die Regentin diese Zusammenkunft, und es beruhigte sie wenig, wenn ihr Hooghstraeten auf ihre Anfrage berichtete: nur zufällig seien alle diese Männer in Antwerpen zusammengetroffen, ein jeglicher in seinen privaten Geschäften; Graf Ludwig habe auf Ehre versichert, dafs er nur seinem Bruder und Solms die Sehenswürdigkeiten von Antwerpen zeigen wolle. Was Johann von Nassau betrifft, so war er offenbar wegen des Ausbleibens des Wartegelds zu Ludwig nach Breda gereist, und dieser nahm ihn wohl mit nach Antwerpen, um hier an Ort und Stelle darüber mit den Häuptern des Bundes und der Reformierten zu verhandeln.

Was zwischen den beiden Nassauern und den Führern der Geusen, sowie der Kalvinisten damals besprochen und verhandelt wurde, ist uns nicht bekannt; man möchte die Vermutung aussprechen, dafs es sich dabei um eine Abschwächung des unzweifelhaft vorhandenen Gegensatzes zwischen dem lutherisch-nassauischen und dem reformierten Flügel des niederländischen Protestantismus handelte, um eine Warnung, die kalvinistischen Forderungen nicht zu überspannen, damit es dem Prinzen nicht unmöglich würde, sich an die Spitze der Erhebung wider die Regierung zu stellen. Wir hören, dafs sich die Teilnehmer an der Versammlung in Antwerpen trennten, die einen, um sich zu Brederode, die andern, um sich zu Oranien zu begeben. Gilles Le Clerq weilte bereits in Vianen; schon am 9. Dezember schickte man von hier aus gemäfs dem Synodalbeschlusse Bevollmächtigte nach der Pfalz; doch führte diese Anknüpfung in der Folgezeit zu keinem greifbaren Ergebnisse. Wie wäre das auch möglich gewesen? Denn selbst wenn der Pfalzgraf genügende Truppen zur Verfügung gestellt hätte, wie hätte man sie zu unterhalten vermocht? Jedenfalls war die erste halbe Million noch um Weihnachten nicht auf dem Papiere beisammen, geschweige denn eingekommen. Zwar machten die protestantischen Edelleute jetzt gemäfs dem Wunsche, den die Synode ausgesprochen hatte, grofse Zeichnungen, aber nur zum Scheine. Denn die Beträge, die sie in die Listen einsetzten, überstiegen weit ihre Kräfte und hatten lediglich den Zweck, zur Nachfolge anzulocken. So unterschrieb Brederode für 15000 Taler, Ludwig von Nassau für 10000 fl., Villers für 800, Cocq für 400, Wingle für 300 Taler. Mancher weigerte sich anfangs. Cocq, dem die Teilnahme am Bunde mehr als 3000 fl. gekostet hatte, erklärte, aus Mangel an Mitteln nichts beisteuern zu können; da baten ihn Gilles Le Clerq und Markus Perez, des guten Beispiels halber zu subskribieren; das aber scheint wenig befolgt worden zu sein. Und wenn, beim Mangel an Mitteln, die Pfälzer nicht zu haben waren, so konnte sich auch Oranien — ganz abgesehen davon, ob er sich ohne weiteres zur Rolle eines Exekutivorgans der kalvinistischen Partei verstehen wollte — nicht an die Spitze der Bewegung stellen. Was halfen die ungezügelten Pöbelrotten, die den Bildersturm verbrochen hatten, und auf deren Mitwirkung man auch jetzt noch rechnete, wenn es zum ernsten Kampfe kam? Geld mufste man haben, um wohlgeordnete und

disziplinierte Truppen in Sold nehmen zu können, und an Geldmangel ist dann schliefslich auch, abgesehen von den innerdogmatischen Gegensätzen, die erste Erhebung der niederländischen Protestanten elendiglich zu Grunde gegangen. Einsichtsvolle Männer im reformierten Lager sahen das sehr wohl voraus; am 30. Dezember 1566 schrieb Karl van Utenhove der Jüngere aus Gent an Ludwig von Nassau:

„Es wird jetzt bei uns eine Summe von Geldes gesammelt, und wir hoffen sie mit Gottes Hilfe bald zusammenzubringen. Aber ich will Ihnen nicht verhehlen, dafs mir das Verfahren, das man dabei anwendet, keineswegs gefällt; denn es genügt nicht, um auch nur den schwächsten Widerstand gegen den Feind zu ermöglichen. Welche Mühe hat man, nur um 10 000 Gulden aufzubringen, — eine Summe, die ein einziger Abt zu liefern im Stande wäre. Was sollen uns so winzige Geldmittel gegen so mächtige und reiche Widersacher nützen? Ich bin der Ansicht des Demosthenes, der zu ähnlichen Taten die Athener mit den Worten ermahnt: ‚Wir brauchen Geld; denn ohne Geld läfst sich nichts ausführen; Geld ist der Nerv der Dinge'. Und wenn uns dieses Geld fehlt, so fürchte ich, dafs das unschuldige Blut, welches wird vergossen werden, vor Gott um Rache schreit!" [1])

Mangel an Geld, Einigkeit, Organisation und Überlegung, das war die Signatur des Protestantismus, der nunmehr so gut wie allein für sich dastand; ganz anders sah es aus im Lager der Regierung und der katholischen Partei. Vor allem besserte sich die finanzielle Position der Statthalterin von Tag zu Tag, und damit stiegen ihre Aussichten für die kriegerische Entscheidung, die ja, wie sich die Dinge nun einmal gestaltet hatten, unabwendbar war. Hatte ihr doch der König aufser den Summen, die er ihr schon im Sommer überwiesen hatte, die Erlaubnis erteilt, die 200 000 Dukaten, die er früher für die Einrichtung einer Lotterie zur Tilgung der alten Soldreste bestimmt hatte, zur Unterdrückung der Unruhen zu verwenden, und nun flossen ihr weitere Subventionen zu, sodafs sich die Gesamthöhe der Mittel, die ihr im Laufe des Jahres 1566 zur Verfügung gestellt wurden, auf mehr als eine Million Dukaten belief.[2]) Dadurch ward ihr Kriegseifer angestachelt. Im Nordosten erhielten Aremberg und Meghem die Mittel zur Annahme beträchtlicher Infanterie; im Süden wurde durch Erlafs vom 16. Dezember die Bildung zweier Regimenter zu je sechs Kompagnieen angeordnet;

das eine, in Luxemburg rekrutiert, wurde dem Grafen Karl Mansfeld, das andere, aus Namur, dem Sohne Berlaymonts, Gilles von Hierges, gegeben. Das machte in Verbindung mit der stehenden Infanterie und den Ordonnanzbanden eine aktive Streitmacht von erheblicher Stärke, und wenig nützte es, dafs die Kalvinisten die alten Soldaten wegen ihrer Soldansprüche vom letzten Kriege her aufzuwiegeln und vom Wiedereintritte in den Dienst abzuhalten trachteten. Dazu kamen die in Wartegeld befindlichen deutschen Pensionäre, und das war um so wertvoller, als die Revolutionäre eben um das Ende des Jahres ihre Zahlungen nach Deutschland einstellen mufsten.[1])

In ihrer äufseren Stellung also gefestigt, liefs die Regentin jetzt die letzten Rücksichten fallen. Die Tonart, die sie nunmehr anschlug, schlofs alle Zweifel darüber aus, auf welches Ziel sie lossteuerte. Am 28. Oktober liefs sie zwei Edikte ergehen, das eine an die „guten", das andere an die „schlimmen" Städte; zu den ersteren wurden Brüssel, Löwen, Brügge, Dordrecht und die meisten Städte der Südprovinzen, zu den letzteren Antwerpen, Herzogenbusch, Oudenaarde, Ypern, Delft, Mecheln, Gent, Maastricht, Utrecht, Lierre und Enghien gerechnet; bei Tournai und Valenciennes stand diese Eigenschaft ohnehin aufser Frage. Jene wurden ermahnt, keine Tumulte zu dulden und alle Predigten abzustellen; diese dagegen wurden lediglich aufgefordert, etwaige Unruhen zu unterdrücken, während der Predigten gar keine Erwähnung geschah.[2]) Wenn sie schon früher die Meinung vertreten hatte, dafs durch den Akkord nur die Predigt gestattet worden sei, so machte sie jetzt Ernst mit der Durchführung dieser Ansicht. In der ersten Hälfte des Novembers wurde im Konseil darüber verhandelt. Mit Bestimmtheit nahm sie den Standpunkt ein, dafs Predigten und Religionsübung von einander zu trennen seien, dafs nur das Eine, nicht aber auch das Andere erlaubt sei. Es fehlte ihr, wie sie dem Könige berichtete, nicht an Widerspruch; es wurde ihr erwidert, dafs gewisse Kulthandlungen, wie Taufen, Heiraten und Begräbnisse, nicht verboten werden könnten; offenbar war es Egmont, der sich dafür aussprach.[3]) Und schon wurde ihr der Akkord überhaupt lästig. Bereits vorher hatte Noircarmes als stellvertretender Gouverneur des Hennegaus im Namen der Regentin für Enghien, das doch zu den „schlechten" Städten gehörte, vollständige Abschaffung der Predigten angeordnet.[4]) In Welschflandern unterdrückte

Rassenghien mit starker Faust alle Unordnung, und selbst in Flandern trat Egmont bereits mit gröfserer Energie auf. In der besonders gefährdeten Kastellanei Furnes beschränkte er die Predigt auf drei Orte; als sich in Aalst ein Prediger eingeschlichen hatte und vom Magistrate zum Galgen verurteilt worden war, ordnete der Graf dahin von der Genter Zitadelle 50 Hakenschützen ab, damit die Hinrichtung ungestört verlaufe.[1])

Immer schärfer und energischer ward das Verfahren der Herzogin. Am 4. Dezember erging abermals ein Doppelerlafs an die „guten“ und an die „schlimmen“ Städte, der den vom 28. Oktober an Ausdehnung und Tragweite beträchtlich überholte. In denen der ersten Gruppe wurden die Predigten und das Verweilen von Predigern einfach und unbedingt verboten; für die zweite Art wurde der Akkord vom 23. August nunmehr allgemein und zwingend dahin interpretiert, dafs nur „Predigten“ und blofse „Erklärungen der Schrift“ erlaubt, alle anderen gottesdienstlichen Handlungen, insbesondere Abendmahl und Kollekten, verboten seien; wenn noch hinzugefügt wurde, dafs alle fremden, unrechtmäfsig aus der Verbannung zurückgekehrten und abtrünnigen Prediger auszuweisen wären, so lief das auf eine faktische Abschaffung der Predigt auch in diesen Orten hinaus; denn es dürfte nicht sehr viele Prediger gegeben haben, die nicht unter eine von diesen Kategorien fielen. Spezialbefehle wurden zur Ausführung dieser allgemeinen Verordnung erlassen. So wurde den Antwerpenern bedeutet, dafs der spanische „Apostat“ Antonio Coraño, der damals bei der reformierten Kirche daselbst wirkte, entweder die Stadt verlassen müsse, oder sich wenigstens in aller Stille in seinem Hause zu halten habe, dafs nicht minder die lutherischen Geistlichen, die eben damals auf Betreiben Oraniens berufen worden waren, wieder zu entfernen wären.[2]) Und um dieselbe Zeit erging ein Erlafs an die Gouverneure, der sich in den schärfsten Ausdrücken gegen die Kalvinisten wandte und ihre Religionsübung als unverträglich mit der öffentlichen Ordnung kennzeichnete: die Konsistorien, so ward darin ausgeführt, usurpieren eine obrigkeitliche Stellung, und zwar im Gegensatze zum Könige; durch ihre Kollekten beuten sie das Volk aus und gewinnen Mittel, die sie gegen die Regierung anwenden; durch ihre Schulen beflecken sie die Jugend; sie verkaufen Bücher und Bilder, welche von Beleidigungen, Hetzereien und Schmähungen wider Gott und den

König wimmeln; ihre Synoden dienen zur Schürung des Aufstandes; sie feiern ihr Abendmahl ganz öffentlich vor einer grofsen Menge Volkes, — „das ist nicht nur ein Werk, abscheulich und verworfen vor Gott, sondern zielt auch auf Aufstand und Verschwörung, und das um so mehr, als dabei die katholische und römische Kirche feierlich abgeschworen wird, unter Leistung des Eides, niemals wieder zu ihr zurückzukehren, sondern sie auf alle Weise zu schädigen und zu vernichten". Daher wurde den Gouverneuren der gemessene Befehl erteilt, alle diese Ausschreitungen zu unterdrücken und gegen die Täter als des Hochverrats, der Rebellion und der Verführung des Volkes schuldig einzuschreiten.[1])

Es war vorauszusehen, dafs die Deutung, welche die Herzogin dem Akkorde zuschrieb, indem sie seine Geltung auf die blofse Predigt beschränkte, auf erbitterten Widerstand stofsen würde; zudem widersprachen die neuen Erlasse den Kapitulationen, welche manche Gouverneure mit den Ketzern ihrer Provinz abgeschlossen hatten. Mit Egmont kam es aus diesem Anlasse zum ersten Zusammenstofse. Noch war es nicht lange her, dafs er das Werk der Submissionen in Flandern glücklich zu Ende gebracht hatte. Am 24. Oktober hatten die Kalvinisten in Gent, achthundert an Zahl, wenngleich noch mit Vorbehalten, die Unterwerfungsakte unterzeichnet, die Egmont von ihnen verlangte. Bis zuletzt hatten sie hartnäckig auf der Forderung bestanden, dafs ihnen eine Kultstätte innerhalb der Mauern bewilligt würde; Egmont meinte, das Äufserste erreicht zu haben, indem er ihnen das standhaft versagte; nur dem Umstande, dafs der Prädikant Hermann Moded auf fünf bis sechs Tage verreist war, sowie der Geschicklichkeit Beckerzeels glaubte er diesen grofsen Erfolg zuschreiben zu dürfen.[2]) Beckerzeel war damals der wichtigste Mann in Flandern. Als sich der Magistrat von Brügge weigerte, den Kalvinisten hier dieselben Freiheiten zu bewilligen, wie sie sie an anderen Orten genossen, als er sie am Besuche der sonntäglichen Predigten vor den Toren hinderte und ihnen die Vornahme von Taufen nach ihrem Ritus unter der Strafe des Bannes verbot, da ersuchten die Konsistorialen durch Vermittlung seines Bruders Leonard Casenbroot den Sekretär Egmonts, seinen Einfluſs für sie bei seinem Herrn geltend zu machen; sie fügten hinzu, sie hätten Beckerzeel ein Geschenk von 200 Talern zugedacht, seien aber im Augenblicke bei den Lasten und Abgaben

die ihnen oblagen, nicht im Stande, es aufzubringen. Wiewohl es sich nur um 125 Personen handelte, die also ihre „Submission“ anboten, erging schon nach wenigen Tagen eine Anfrage von Egmont an den Magistrat von Brügge, warum dieser der reformierten Gemeinde noch keinen Ort für Predigt und Gottesdienst angewiesen hätte.[1]) Vertrauensvoll wandten sich die Konsistorien und Prädikanten an Beckerzeel mit ihren Anliegen und Beschwerden; seine Hilfe und Fürsprache bei Egmont wurden in allen Gefahren und Nöten angerufen.[2])

Schon war Egmont zum Ende des Jahres 1566 grundsätzlich gegen die protestantische Predigt und Religionsübung; wenn er trotzdem damals noch mit einer geradezu leidenschaftlichen Heftigkeit für die provisorische Aufrechterhaltung des Akkordes und der Kapitulationen, — nämlich bis zur Versammlung der Generalstände, — eintrat, so dürfte die Vermutung naheliegen, dafs er dabei unter dem Einflusse seines Vertrauten handelte. Jedenfalls war er der Ansicht, dafs durch die neuen Verordnungen der Regentin alles wieder in Frage gestellt würde, was er und Beckerzeel in Flandern zur Wiederherstellung der Ruhe geschaffen hätten. Umsonst warnte er die Regentin mündlich; sie stellte es in Abrede, dafs ihre Mafsregeln dem Akkorde zuwiderliefen. Und er liefs es nicht bei einfachem Widerspruche bewenden. Er sandte um die Jahreswende nach den flandrischen Städten, nach Oudenaarde, Ypern, Gent und St. Winnoxbergen, die bestimmte Weisung, dem Erlasse der Statthalterin vom 4. Dezember den Gehorsam zu verweigern, vielmehr die Submissionsverträge einzuhalten, zumal da diese ja die Genehmigung der Regentin gefunden hätten.[3]) Er gab den Konsistorien und Gemeinden feste Versprechungen in dieser Hinsicht; als in Ypern der Magistrat das Geld konfiszierte, welches aus einer Kollekte der Reformierten stammte, gab er den Befehl, die beschlagnahmte Summe dem Sammler zurückzuerstatten. Nur die Abendmahlsfeier erklärte Egmont als nicht unter die Kapitulationen fallend, sehr wohl dagegen die Heiraten, Taufen und ähnliche „Dinge von geringer Wichtigkeit“.[4]) Er verlangte von der Herzogin die förmliche Zurückziehung ihrer Verordnungen; diese aber weigerte sich, indem sie die Entscheidung darüber dem Könige unterbreitete, d. h. auf unbestimmte Zeit vertagte.

Um ein letztes Aufflackern der Opposition handelte es sich in diesem Falle bei Egmont; die Differenzen, die sich zwischen

Oranien und der Herzogin über die Ausführung und Aufrechterhaltung des Akkordes erhoben, waren ein Moment in dem stillen, aber zähen Kampfe zwischen der Regierung und dem Prinzen um die drei Provinzen seines Gouvernements. Hinter den höflichen, kühlen und glatten Phrasen der Korrespondenz Margaretens mit Prinz Wilhelm lauerten, schlecht verhüllt, auf der einen Seite das Bestreben, den Einfluſs des Statthalters zu brechen, auf der anderen Seite das Bemühen, Holland, Seeland und Utrecht der Einflufssphäre der Regierung zu entziehen, eine eigene Autorität hier zu gewinnen und sie zu Stützpunkten des offenen Widerstandes gegen das spanische System zu machen.

Am 12. Oktober verliefs Oranien Antwerpen, begleitet von den 200 Trabanten, welche ihm die Herzogin bewilligt hatte. In Gorkum machte er einige Tage Halt; er restituierte den Katholiken die Kirchen und gestattete den Reformierten die Predigt vor den Toren, — das war das Programm, durch dessen Anwendung er nach Möglichkeit den Frieden wiederherzustellen trachtete. Die Regentin genehmigte seine Maſsnahmen: aber sie wies darauf hin, daſs Predigten nur dort zu erlauben seien, wo sie vor dem 23. August öffentlich stattgehabt hätten; sie legte ihm in einer keineswegs miſsverständlichen Weise die Frage nahe, ob denn Gorkum wirklich zu diesen Orten gehöre; Oranien überhörte sie geflissentlich. Von Gorkum begab sich der Prinz am 18. Oktober nach Vianen. Die Statthalterin hatte ihn beauftragt, Brederode über seine Rüstungen und über sein Vorgehen wider die Bilder zur Rede zu stellen; es waren ihr Nachrichten zugetragen worden, daſs Brederode geheime Beziehungen mit den Ketzern von Amsterdam und Utrecht unterhalte; auch darüber sollte ihn Oranien um Aufklärung ersuchen. Der Bericht, den der Prinz über seine Verhandlungen mit Brederode der Regentin erstattete, lief auf eine Apologie des „groſsen Geusen“ hinaus: Weit sei dieser davon entfernt, gegen die Regierung irgendwelche feindselige Absicht im Schilde zu führen, nur, daſs er sich eben gegen Erich von Braunschweig sichern müsse. Es war unzweifelhaft, daſs die militärischen Vorkehrungen Brederodes vom Prinzen nicht nur nicht gehindert, sondern ganz offen gefördert und begünstigt wurden. In demselben Sinne war die Relation gehalten, die Oranien etwas später über eine Unterredung mit Kuilenborg schickte; der offizielle Zweck dieser Zusammenkunft war ähnlicher Natur, wie der

der Begegnung mit Brederode, nämlich vom Grafen Aufschlüsse über seine kirchliche Stellungnahme zu begehren. Wufste Oranien das Verhalten Brederodes und Kuilenborgs nicht eifrig genug zu beschönigen, so wiederholte er mit wachsender Verstimmung seine Proteste gegen die Werbungen, welche Meghem und Herzog Erich in seinem Gouvernement ohne seine Erlaubnis vornahmen.

Von Vianen aus schlug der Prinz den Weg nach Utrecht ein; hier verweilte er an die acht Wochen. Er betrieb daselbst eine Pazifikation, die der entsprach, welche er in Gorkum vorgenommen hatte. Er wollte, dafs sie zur gröfseren Sicherheit in der Form eines Vertrags zwischen dem Magistrate und der reformierten Gemeinde gekleidet würde. Jener erklärte, ein Abkommen dieser Art nicht anders als unter Heranziehung der Landstände des ganzen Territoriums abschliefsen zu wollen, und diese hinwiederum verlangten, dafs sich auch der Provinzialhof damit einverstanden erkläre. Der Utrechter Konseil aber lehnte das ab: ein derartiger Vertrag würde doch nie die Genehmigung des Königs finden; sie hätten keine Lust, die Verantwortung für einen Schritt mit zu übernehmen, der das Mifsfallen des Herrschers erregen müsse, und der ihrem katholischen Bewufstsein zuwiderlaufe. Oranien drang in die Stände, sich seinem Wunsche zu fügen: man müsse sich sonst schwerer Gefahren gewärtigen; der Klerus würde aus dem Lande vertrieben werden; man werde sich an die 15—16000 Geusen auf den Hals locken. Die Stände blieben fest; sie wollten, dafs Oranien die Konzession der Predigt nicht in der Form eines Vertrags, sondern von sich selber aus als eigene Ordonnanz statuiere. In der Tat erliefs der Prinz eine Verordnung dieses Inhalts; die Regentin erteilte zwar ihre Genehmigung, aber in sehr vorsichtiger Form, unter unverkennbarer Mifsbilligung des Verfahrens, das er eingeschlagen hatte: „Da die Artikel, die Sie mir mitgeteilt haben, sich in den Grenzen des Akkordes mit den Edelleuten halten, und da Sie ein anderes Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe nicht finden, so mögen sie ihren Weg gehen. Ich wünsche freilich von Herzen, dafs diesen Predigten, welche das Land ins Verderben stürzen, ein Ende gemacht wird; es ziemt sich nicht, dafs sich die Stände und der Provinzialhof mit dieser Sache befassen.“ Oranien erwiderte, dafs er diese Worte „dunkel“ finde, und stellte an die Regentin das Ansinnen, dafs sie ihm „ihre Intentionen“

offen mitteile; die Statthalterin entgegnete: ihre Erklärung besage, dafs sie, da der Prinz eine andere Möglichkeit zur Schaffung der Ordnung nicht wisse, „die Artikel nicht hindern könne, sondern sie passieren lassen und hinnehmen müsse". Dem Könige schrieb sie freilich, Oranien habe einfach das Regiment in Stadt und Zitadelle Utrecht den Ketzern in die Hände gespielt.

In den letzten Tagen des Oktobers und in den ersten des Novembers tagten die holländischen Stände in Schoonhoven; am 2. November erschien Oranien daselbst, mit ihm Brederode und Ludwig von Nassau. Die Proposition, die er den Ständen vorlegte, machte einen ziemlich harmlosen Eindruck; sie verlangte strenge Durchführung des Akkordes. Margarete wagte noch nicht, dagegen geradezu Einspruch zu erheben; aber sie bot und beschwor doch bereits den Prinzen, „besseres zu erwirken, nämlich die Unterdrückung der Predigt, da er dadurch Gott und dem Könige den denkbar gröfsten Dienst leisten würde". Es läfst sich denken, dafs er dazu wenig Lust verspürte, es scheint vielmehr, dafs sich auf dem Schoonhovener Landtage nicht ohne sein Wissen schlimme Dinge ereigneten. Margareta wufste dem Bruder zu melden, dafs daselbst im geheimen Auftrage des Prinzen die Übernahme der Kosten, welche das Wartegeld für die deutschen Truppen erforderte, auf die Rechnung der holländischen Stände beantragt wurde, und von wohlunterrichteter Seite hören wir, dafs Brederode dafür eintrat, 5000 Mann anzuwerben, die unter dem ausschliefslichen Kommando des Prinzen stehen sollten, sowie die Protestanten als unter ständischem Schutze befindlich anzuerkennen.[1]) Nach ihrem Wiederzusammentritte im Anfange des nächsten Jahres boten die Stände dem Prinzen eine Gratifikation von 50 000 fl. an, die er jedoch ablehnte. Fast möchte man meinen, dafs die Stände Oranien die Summe in dieser Form zur Verfügung stellten, um den Schein eines gegen die Krone gerichteten Beschlusses zu vermeiden; der Prinz mag sie zurückgewiesen haben, weil ihm eine Bewilligung solcher Art nicht als eine genügende Deklaration bezüglich der politischen Haltung der Stände erschien; auch hätte sie der Genehmigung seitens des Königs bedurft, und darauf konnte damals kaum noch gerechnet werden.[2]) Doch es ist zum mindesten ebenso wahrscheinlich, dafs es sich um einen blofsen Vertrauensbeweis seitens der Stände für ihren Gouverneur handelte, — dem freilich

der Zuspitzung des Verhältnisses Oraniens zur Regierung der Charakter einer Demonstration nicht fehlte.

Noch weilte der Prinz in Utrecht, da brachen bereits Differenzen zwischen ihm und der Statthalterin über die Anwendung des Akkordes auf Amsterdam aus. Wie wir wissen, war hier am 30. September unter dem Drucke aufständischer Bewegungen eine „Kapitulation" zu Stande gekommen, die über den Vertrag mit der Ritterschaft hinausging und insbesondere die Predigt in der Stadt erlaubte. Margareta erhob dagegen Einspruch; der Prinz trat dafür ein, indem er sich auf die natürliche Beschaffenheit des Landes berief, welche im Winter die Predigt vor den Toren insofern unmöglich mache, als die Umgebung ganz und gar unter Wasser stünde. Die Regentin beharrte bei ihrem Verlangen; darauf stellte es ihr Prinz Wilhelm (am 1. Dezember) anheim, einen andern an seiner Statt nach Amsterdam zu entsenden. Das wagte die Herzogin denn doch nicht, und so begab sich Oranien nach Amsterdam; am 20. Dezember traf er hier ein. Schon der Umstand, dafs er seinen Bruder Ludwig vorausschickte, erweckte bei dem Magistrate, der aus guten Katholiken bestand, die gröfsten Besorgnisse. Man fürchtete, dafs er das Regiment in die Hände der Ketzer spielen und die Stadt zu einem Stützpunkte der aufständischen Bewegung machen würde. In der Tat räumte er den Reformierten, indem er sie aus der Minoritenkirche herauszugehen bestimmte, die sie okkupiert hatten, einige Plätze innerhalb der Mauern zu gottesdienstlicher Übung ein. Er setzte sich also nicht nur in Widerspruch zu Margaretens Interpretation des Akkords; sondern er überschritt diesen auch geradezu. Unzweifelhaft leistete das Auftreten des Prinzen der Ausbreitung des Kalvinismus in seinem Gouvernement Vorschub. Hatte er doch bereits seine Ankunft in Utrecht dem Landgrafen Wilhelm mit den Worten angezeigt: „Wir sind also hierher gerückt und finden, dafs alle Unordnung[1]) aus dem Zwiespalte der Religion entstanden ist, der zwischen den Römischen und den Kalvinisten schwebt; doch erkennen diese sich schuldig und sind ganz willig, der Köngl. Maj. allen Gehorsam, Folge und Dienst, wie das getreuen Vasallen und Untertanen zu tun gebührt, gehorsamlich zu leisten, ausgenommen dafs ihnen allein die Religion und die Predigten frei und sicher zugelassen werden; es wäre uns treulich leid, wenn den guten und gehorsamen Leuten wider ihr Verdienst einige Gewalt widerfahren sollte". Möglichst

weitgehende Duldung hatte er sich somit von vornherein zum Grundsatze für sein Verfahren in Holland gemacht, und so ist es nicht zu verwundern, wenn sich hier gerade während seiner Anwesenheit überhaupt erst die Bildung der Konsistorien vollzog, von denen bisher noch keine Spur zu entdecken war. Darauf lief die ganze Wirksamkeit des Prinzen in seinem Gouvernement hinaus, es der Regierung zu entziehen und den Protestantismus zu stärken; das war nicht mehr zu verkennen. Eben in den Tagen, als er sich von Utrecht nach Amsterdam begab, schlug die Herzogin dem Könige vor, Oranien die bereits seit geraumer Zeit erbetene Demission sofort zu erteilen: „denn gerade in seiner Eigenschaft als Statthalter", so fügte sie hinzu, „hat er die Gelegenheit und die Autorität, all die schlimmen Streiche zu vollbringen, die er uns spielt, und das gnädige Handschreiben, das er vom Hofe empfangen hat, sowie alle meine Ermahnungen haben nicht vermocht, ihn von seinem Bruder Ludwig zu trennen, der ihm alle diese bösen Entschlüsse eingibt".[1])

Alles drängte zu gewaltsamer Entscheidung. Die Regentin konnte sich nicht verhehlen, dafs es der Waffen bedürfen würde, um ihre Auslegung des Akkordes gegen die widerstrebenden Elemente durchzusetzen, und vom Erfolge dieses Unternehmens hing hinwiederum das Schicksal des niederländischen Protestantismus ab: denn vermochte sie ihren Willen in diesem Punkte zur Geltung zu bringen, so hatte sie überhaupt gewonnenes Spiel. In Nordflandern, Holland und auch Antwerpen zwar wurde der Kampf noch vertagt; aber im Südwesten, in Meerflandern, sowie in Tournai und Valenciennes, in den Hochburgen des radikalen Kalvinismus, war man nicht gewillt, sich dem Machtgebote der Statthalterin zu unterwerfen; hier kam es zu einem ersten Waffengange, der allerdings nur dazu dienen sollte, die faktische Ohnmacht des Protestantismus in hellstem Lichte vor aller Welt zu offenbaren.

Gerade was Tournai und Valenciennes anbelangte, so waren hier die Voraussetzungen für eine Kraftprobe zu Gunsten der Regierung in hohem Grade gegeben. Denn die Reformierten waren jetzt hier auf ihre eigene Kraft angewiesen; sie erfreuten sich, seitdem es geglückt war, Hoorne zu entfernen, nicht mehr des direkten Beistandes aus dem Kreise der oppositionell gesinnten Grofsen. Die örtlichen Organe der Regierung, Moulbais als der Vertreter Montignys, Noircarmes

als der des Marquis von Bergen, waren Männer von unbedingter Zuverlässigkeit und Hingebung an die alte Kirche und an die Krone.

Sowie Hoorne Tournai verlassen hatte, war das Sinnen und Trachten der Regentin darauf gerichtet, wie sie die Zugeständnisse zurücknehmen könnte, die der Graf wider ihren Willen der dortigen Gemeinde gewährt hatte. In ihrem Auftrage traf am 28. Oktober Jacques de la Torre, Sekretär des Geheimrats, in Tournai ein; er sollte erklären, dafs sie zwar beim Akkorde verharren, aber keine Predigt innerhalb der Stadt dulden wollte. Es wurde eine Sitzung im Stadthause einberufen, zu der Moulbais, der Magistrat, die Prediger Wille und Marmier, sowie die Konsistorialen geladen wurden. Alsbald im Anfange kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Die Prediger wollten die Verhandlungen durch ein Gebet einleiten; dem widersprach der Magistrat; schliefslich wurde die Konferenz abgebrochen, und beide Parteien gingen hinaus, um gesondert ihre Andacht zu verrichten. Nachdem sie in den Saal zurückgekehrt waren, machte de la Torre die Eröffnungen, die ihm die Herzogin anbefohlen hatte; die Kalvinisten verlangten eine Abschrift seiner Proposition und Zeit zur Beratung. Einige Tage später gaben sie ihm Antwort: sie wollten bei dem bleiben, was Hoorne ihnen bewilligt habe, und bestünden auf völlig freier Religionsübung mit Einschlufs der Sakramente und aller Kulthandlungen; auch könnten sie keine bindenden Entschlüsse fassen, ohne sich erst mit den übrigen Kirchen des Landes ins Einvernehmen gesetzt zu haben. Als der bekannte Gilles Le Clerq im Namen der Reformierten das Wort ergriff, fragte ihn de la Torre, mit welchem Rechte er hier spreche. Nun stammte Le Clerq zwar aus Tournai und war hier sogar noch begütert; aber sein Vater war aus der Stadt hinausgezogen und hatte sein Bürgerrecht aufgegeben. Als ihm das vorgehalten wurde, berief sich Le Clerq darauf, dafs ihn „das Volk“, d. h. die Gemeinde, zum Vertreter bestellt hatte, sowie auf seine Verbindung mit dem Grafen von Hoorne und andern Grofsen; die anwesende Menge nahm so einmütig und stürmisch für ihn Partei, dafs de la Torre es vorzog zu schweigen. Unverrichteter Dinge reiste er am nächsten Tage (3. November) ab.

Immer bedrohlicher spitzte sich die Angelegenheit zu. Am 9. November rief Moulbais die Bevollmächtigten der Reformierten

auf das Schlofs und teilte ihnen mit, dafs die Regentin die Forderungen aufrecht erhalte, die sie ihnen durch de la Torre übermittelt hatte. Da die Reformierten darauf hin eine drohende Haltung gegen die Katholiken einnahmen, befahl Margareta Moulbais, die nötigen Anstalten zur Gegenwehr zu treffen und sich insbesondere mit genügender Artillerie zu versehen. Mit Protesten und Eingaben wurde die Herzogin von Tournai aus überschüttet; aber sie blieb unerbittlich, und bis zu einem gewissen Grade gaben die Kalvinisten jetzt nach. Am 25. November fand eine Versammlung der Notablen statt; es wurde beschlossen, zwar auf die Predigt in der Stadt zu verzichten, dafür aber das Wort „Predigt“ so zu verstehen, dafs darunter der gesamte Gottesdienst falle. Sofort verwarf die Statthalterin diese Erklärung, und schon hatte sie die praktischen Konsequenzen aus ihrer Interpretation des Akkordes gezogen. Am 24. November sollte zu Valenciennes eine öffentliche Feier des Abendmahls stattfinden; es waren dazu die Gläubigen nicht nur der Nachbarschaft, also auch aus Tournai, geladen; sondern es wurden selbst Teilnehmer aus Frankreich erwartet. Auf Weisung der Regentin verbot Noircarmes die geplante kirchliche Festlichkeit; in der Tat wurde sie verschoben, aber keineswegs aufgegeben. Ebensowenig war Margareta gewillt, ihren Widerspruch fallen zu lassen; sie befahl Moulbais, falls sich die Bewohner von Tournai zum erwähnten Zwecke nach Valenciennes begäben, die Häuser der Zuwiderhandelnden in Brand zu schiefsen; am 28. November erliefs Moulbais ein Patent, worin er diese Drohung öffentlich bekannt gab. Als nun gar die Nachricht eintraf, die Regentin gehe mit der Absicht um, eine Garnison in die Stadt zu legen, um die Widerspenstigen mit Gewalt zu zwingen, da wallten ohnmächtiger Trotz und Ingrimm erst recht bei den Reformierten empor. Die Wachen liefsen fremde Glaubensgenossen in die Stadt ein; die Prädikanten drohten: sie wollten 30000 Mann gegen die Zitadelle in Bewegung setzen; Moulbais stürze sich selber ins Verderben. Es waren eitle Prahlereien, deren Nichtigkeit sich bald genug erweisen sollte.[1])

Ganz denselben Weg nahmen die Dinge in Valenciennes. Hier war Noircarmes allerdings, in Abweichung von Hoorne in Tournai, von vornherein nicht gesonnen, den Akkord vom 23. August zu überschreiten; auf Grund der Beschlüsse, welche die Genter Oktobersynode gefafst hatte, wollten sich die Prediger

damit jedoch nicht zufrieden geben. Als er die Ausweisung von Pérégrin de la Grange als geborenen Franzosen verlangte, widersetzten sie sich gleichfalls; sie wollten den Prädikanten verheiraten, um ihm so gleichsam Heimatsberechtigung in den Niederlanden zu verschaffen. Auf die Vorstellungen des Magistrats und einflufsreicher Bürger gaben sie jedoch zuerst nach, und es wurde zu Le Quesnoy schliefslich am 20. Oktober ein Vergleich zwischen Noircarmes als dem Vertreter der Regierung und den Bevollmächtigten des Konsistoriums geschlossen, der den Intentionen des Gouverneurs entsprach. Um das Abkommen auszuführen, sollte er in Person nach Valenciennes kommen und hier den Reformierten einen Platz vor der Stadt für ihre Predigt anweisen; schon damals indes zu energischem Vorgehen gewillt und mit militärischen Vorbereitungen dafür beschäftigt, verschob er seine Ankunft. Er spornte die Regentin zum Kampfe an; jetzt müsse man, so ermahnte er sie, „die Maske abwerfen und mit fliegenden Fahnen marschieren". Am 20. November erschien er vor Valenciennes; er beschied die Vertreter der Stadt und der kalvinistischen Gemeinde vor sich, um ihnen eine Stätte für ihre Predigten zuzuteilen. Aber von den Reformierten war niemand zur Stelle; offenbar trauten sie seinen Absichten nicht und besorgten, dafs es sich nur darum handele, ihre Bevollmächtigten in eine Falle zu locken. Solchen Ungehorsam zum Vorwande nehmend, zeigte Noircarmes nun sein wahres Gesicht. Er erklärte, die Regentin habe ihm untersagt, bei so trotziger Haltung der Bürgerschaft die Stadt zu betreten; zugleich forderte er die Auflösung der Bürgermiliz und verbot die auf den 24. des Monats festgesetzte Abendmahlsfeier in der Kirche von St. Géry.

Wie in Tournai, so brachte auch in Valenciennes dieses Verbot, d. h. der Versuch, den kalvinistischen Gottesdienst vorderhand auf die Predigten zu beschränken, den Stein ins Rollen. Guy de Brès zwar ward einen Augenblick eingeschüchtert; aber das Volk rottete sich am 23. auf dem Marktplatze zusammen und schrie: „Wir wollen das Abendmahl haben; sonst werden wir die Kirchen verwüsten und den Geistlichen die Gurgel abschneiden". Erschreckt versammelte der Magistrat die Notablen, und diese rieten, durch die Vermittlung der Prädikanten die Tumultuanten zu beschwichtigen. Das gelang in der Tat, und es wurde darauf beschlossen, zum Schutze gegen solche Unruhen trotz des Befehls von Noircarmes die Bürgergarde unter Waffen

zu lassen. Noircarmes stellte dagegen im Namen der Regentin (am 26. November) das Ansinnen, eine Garnison in der Stärke von sechs Kompagnieen Infanterie und drei Fähnlein Reiterei aufzunehmen; er beteuerte in Gegenwart des Grafen Boussu, dafs die Besatzung niemanden wegen dessen, was bisher geschehen sei, zur Rechenschaft ziehen, noch auch dem Akkorde irgendwelchen Eintrag zufügen wolle, sondern lediglich zur Wohlfahrt und zur Pazifikation der Stadt bestimmt sei. In Wahrheit war es seine Absicht, ein Exempel zu statuieren, um die Autorität der Regierung wiederherzustellen. Genau waren mit der Regentin alle Schritte verabredet: falls die Stadt die Aufnahme der Garnison verweigerte, sollte sie zerniert, von aller Zufuhr abgeschnitten, ihres Handels beraubt und im schlimmsten Falle mit stürmender Hand genommen werden. Nicht ohne Zögern hatten Margareta und der Staatsrat dazu ihre Zustimmung gegeben; aber es mufste doch endlich einmal mit Gewalt eingeschritten werden.

Mehrere Tage zogen sich die Verhandlungen hin; der Rat war geneigt, den Worten des Gouverneurs vertrauend, die Garnison einzulassen; aber wiewohl Noircarmes seine Weisung wiederholte, widersetzten sich ihr das Konsistorium und die Gemeinde der Kalvinisten. Sie glaubten den gleifsenden Worten des Gouverneurs nicht; sie waren fest davon überzeugt, dafs er, sobald er erst Herr der Stadt wäre, ihren Gottesdienst und ihre Predigten auch vor den Toren unterdrücken würde. Die Prädikanten waren die Seele des Widerstands: lieber wolle er, so versicherte Pérégrin, stumm werden wie ein Fisch, und eher solle ihm die Zunge am Gaumen anwachsen, als dafs er einen verkehrten Ratschlag geben wolle. In dem zwischen Tournai und Valenciennes gelegenen Schlosse von Antoing weilte gerade in den letzten Tagen des Novembers Graf Hoorne zur Taufe seines Neffen, des Söhnchens von Montigny; auch sein Oheim Hachicourt hatte sich zu den Festlichkeiten eingefunden. Da traten vor ihn, aus Valenciennes kommend, die Herren von Villers und Wingle in Gemeinschaft mit einigen Bürgern dieser Stadt, Jaques Gellée und Jehan Warguin. Sie schilderten ihm die bedrängte Lage der Stadt und der Gemeinde: es herrsche Mifstrauen zwischen der Bürgerschaft und Noircarmes; dieser sende der Regentin falsche Informationen. Sie baten den Admiral, die Stadt vor den feindseligen Absichten des Gouverneurs zu retten. Hoorne erwiderte, er werde

auf der Rückreise das Schlofs Gaesbeck bei Brüssel berühren, wo er die Grafen Egmont und Mansfeld zu treffen hoffe, er wolle ihnen die gefährdete Lage der Stadt vorstellen. Nach der Behauptung der anwesenden Bürger fügte er hinzu: sie sollten sich noch zwei bis drei Wochen halten, und falls Noircarmes sie bestürme, sich zur Wehr setzen; dann würde ihnen Hilfe zu teil werden; sie sollten nur getrosten Mutes sein, alles werde gut ablaufen. In seinem Prozesse hat Hoorne wohl später eine harmlosere Darstellung des Vorgangs zu geben versucht; aber er hat es nicht geradezu in Abrede gestellt, diese oder ähnliche Worte gesprochen zu haben; einen der Zeugen, den Herrn von Hachicourt, raffte schon wenige Wochen später ein plötzlicher Tod hinweg. Keineswegs erscheint es als ausgeschlossen, dafs Hoorne im Glauben, Noircarmes gehe ungerecht und parteiisch gegen die Stadt vor, diese zum Ausharren ermunterte; er unternahm auch Schritte, um ihr beizustehen, allerdings nicht sowohl durch Gewalt, als durch friedliche Vermittlung. Mit Villers und Wingle reiste er nach Gaesbeck; Egmont und Mansfeld aber bezeichneten die Darstellung der beiden Edelleute als unrichtig; sie gaben der Bürgerschaft die Schuld und bezichtigten sie des hochverräterischen Einverständnisses mit den Franzosen. Bestimmt stellte Villers das in Abrede; er versicherte, die Stadt würde sich den Beschlüssen der Regentin und des Staatsrates unterwerfen, wofern ihre Rechtfertigung gehört würde. Hoorne reiste nach Weert weiter; schon das Verhalten Egmonts und Mansfelds mufste ihn darüber belehren, dafs ein Versuch zu gütiger Beilegung nicht mehr am Platze war. Bei Egmont vermochte er keinen Rückhalt in dieser Angelegenheit zu finden. Als im Staatsrate ein Brief aus Valenciennes verlesen wurde, man könne nicht glauben, dafs der Befehl zur Aufnahme einer Garnison die Zustimmung der vier Herren des Staatsrates, nämlich Oraniens, Egmonts, Hoornes und Hooghstraetens, gefunden habe, brauste Egmont auf: er finde diese Äufserung höchst befremdlich, und man tue Unrecht, über ihn und die anderen Herren eine solche Sprache zu führen.

Wie auch immer die Erklärungen Hoornes in Antoing lauteten, und welchen Sinn er auch immer damit verband, — wohl nur den einer Vermittlung bei der Statthalterin: in der Form, wie sie in Valenciennes wiedergegeben wurden, dienten sie jedenfalls dazu, die Bürgerschaft in ihrem Trotze

zu bestärken. Und wie konnte man zu Noircarmes Vertrauen fassen? Setzte er doch die Abgeordneten, die ihm zuerst von der Weigerung der Bürger die Kunde überbrachten, ohne weiteres gefangen, und es bedurfte erst eines Befehles der Statthalterin, welche doch noch nicht alle Brücken der gütlichen Verständigung abgebrochen wissen wollte, damit sie wieder frei gelassen wurden. Am 5. oder 6. Dezember fand die entscheidende Sitzung statt, in welcher die Aufnahme der Garnison endgültig abgelehnt wurde. Als „General“ der in den Südprovinzen stehenden Truppen begann Noircarmes nunmehr die Einschliefsung der Stadt; am 14. wurde sie durch die Regentin als „rebellisch“ in Acht und Bann erklärt. Die Gemeinde antwortete darauf mit einer langen Rechtfertigungsschrift, die sich an die Ordensritter im Staatsrate wandte; einen praktischen Wert hatte diese schriftliche Aktion nicht mehr. Der Magistrat wurde bei Seite geschoben; die Geistlichen übernahmen die Leitung der Bürgerschaft; sie erinnerten diese an die Taten eines Josua und Judas Makkabäus, an alle die Helden des alten Bundes. Alles bewaffnete sich und zog zur Wacht auf die Wälle; aus den Armen wurden drei Kompagnieen gebildet, die „ganz Nackten“ genannt („Tous Nuds“). Die in der Stadt befindlichen Konföderierten stachelten den Mut der Bürger an: sie wüfsten sehr wohl, über welche Kräfte die Regentin verfüge, und dafs sie niemandem zu schaden im Stande sei; bald würde Noircarmes sein Unternehmen gereuen, und die Haare würden ihm noch vor Angst zu Berge stehen. Und sowohl sie, als auch die Prediger verkündigten, bald würden Tausende und Abertausende zum Entsatze herannahen. Soviel war freilich richtig: die Statthalterin zweifelte selber daran, ob sie die Macht habe, eine so feste Stadt zum Falle zu bringen. Noch in einem Schreiben vom 18. Dezember stellte sie dem Herrscher die Entscheidung anheim, indem sie ihn für den Fall, dafs er sich zur Anwendung von Gewalt gegen die Stadt entschlösse, um Gewährung von Mitteln behufs neuer Verstärkung der Truppen ersuchte. Aber auf Grund genauer Rekognoszierungen fand Noircarmes mit den Militärs seiner Umgebung, dafs eine nicht allzu starke Armee, von etwa 40 Kompagnieen Infanterie und 6 bis 7 Fähnlein Kavallerie mit einigen zwanzig Kanonen, zur Forcierung der Stadt genüge. Es war weiterhin Tatsache, dafs in Flandern Rüstungen zum Entsatze von Valenciennes stattfanden; aber eine Übertreibung war es,

wenn man prahlte, dafs sich 30 bis 40000 Menschen auf ein einziges Losungswort hin zum Schutze der bedrängten Kirche zusammenrotten würden.[1])

* * *

„Slaet opten trommele van dirredomdeyne
Slaet opten trommele, van dirredomdoes,
Slaet opten trommele, van dirredomdeyne
Vive le Geus is nu de loes.

Vive le Geus, wilt christelick leven
Vive le Geus, hout fraeyen moet:
Vive le Geus, Godt hoed u voor sneven,
Vive le Geus, edel Christen bloet.

't Swaert is getrocken, certeyn Godts wraeck naeckt
't Swaert is getrocken, so Johannes schrijft:
't Swaert is getrocken, dezen Apocalypsis maeckt naeckt
't Swaert is getrocken, ghy wert nu ontlijft."

Die kraftvollen Verse von Arend Dirckzoon Vos, Pastor in de Lier bei Delft, gedichtet eben in jener bewegten Zeit, spiegeln getreulich die Stimmung sowie das Treiben wider, die zum Ende des Jahres 1566 im Südwesten der Niederlande herrschten. Das Vorgehen der Herzogin gegen Tournai und Valenciennes, desgleichen ihre Erlasse vom 4. Dezember erregten die Kalvinisten aufs höchste. In Ypern brachen am 15. Dezember ernstliche Unruhen aus, die zu einer Verstärkung der Garnison zwangen.[2]) Einige Tage später hielt Peter Dathenus zu Nieuwkerken eine Synode ab; es wurde die Aufstellung eines Ersatzheeres für die beiden gefährdeten Nachbarstädte beschlossen und zu diesem Zwecke eine Umlage für die flandrischen Gemeinden ausgeschrieben. Die Trommel wurde in Westflandern, Welschflandern und Artois gerührt; es wurde ausgesprengt, dafs es gelte, in den Dienst der konföderierten Edelleute einzutreten; sogar die Namen Egmonts, Hoornes und Brederodes wurden genannt. In Artois traten an die Spitze der Bewegung die Wastepatte, der Vater, Greffier im Städtchen Laventhie, mit seinen drei Söhnen; über die flandrischen Haufen übernahm den Befehl Jean Denys, dem Jean Soreau und Jean Rumault zur Seite traten. Neben ungeübtem Volke, welches von Eifer für die Verteidigung des Evangeliums

glühte, liefsen sich altgediente und kriegserfahrene Veteranen anwerben, wohl gelockt durch die Kunde, dafs die Herren hinter dem Unternehmen stünden, und wenig nutzten die Mandate, welche Egmont als Statthalter gegen die Rüstungen erliefs. Einige tausend Mann fanden sich also zusammen; ihre Fähnlein waren grün mit dem roten burgundischen Kreuze; auf der einen Seite war das Wappen des Königs zu sehen und die Inschrift: „Verbum domini manet in aeternum", auf der anderen Seite ein Bettelsack mit einer Flasche, darüber die Worte: „Touxiours fisteles au Roy".[1])

Plündernd und brennend nahmen die zuchtlosen Haufen ihren Weg nach der Schelde zu. Mit einigen hundert Mann marschierte Jean Denis durch Welschflandern auf Tournai los; da liefs der Gouverneur dieser Provinz, der Herr von Rassenghien, gleichfalls mehrere hundert Mann zu Pferde und zu Fufs gegen sie ausrücken. Beim Dorfe Waterloo, das, zur Genter Propstei von St. Bavon gehörig, nahe bei Lille gelegen war, stiefsen die Gegner am 27. Dezember auf einander. Nach einiger Gegenwehr wurden die Kalvinisten überwältigt und zum gröfsten Teile vernichtet; der Hauptmann rettete sich durch die Flucht. Das Gros, an die vierzehn Fähnlein, drei bis viertausend Mann stark, hatte sich unter den Mauern von Tournai gesammelt; sie verwüsteten das ganze Land, die Kirchen, die Klöster und die Häuser der Katholiken in Tournaisis und in Welschflandern, bis in die Nähe von Lille. Rassenghien wollte auch ihnen entgegentreten; sie zogen sich daher zurück bis zum Städtchen Lannoy an der Grenze von Welschflandern und Tournaisis, gewillt, diesen Ort zu besetzen. Aber die Bürgerschaft versperrte vor ihnen die Tore; sie lagerten sich daher auf freiem Felde, durch Gräben gedeckt. Hier wurden sie unversehens von einer ganz anderen Seite gepackt. Noircarmes war gegen sie am 28. mit einem Teile der Belagerungsarmee von Valenciennes aufgebrochen; jetzt ereilte er sie am Nachmittage des 29. in ihrer Stellung bei Lannoy. Auch sie leisteten tapferen Widerstand. Die Vorhut unter Gaspard de Robles eröffnete den Angriff, konnte aber nichts ausrichten, da die Rebellen gut verschanzt waren, und da die Kavallerie deshalb gegen sie nicht verwandt werden konnte. Dreiviertel Stunden bereits wogte der Kampf; da führte Noircarmes selbst „als braver Ritter" den Rest seiner Infanterie zum Sturme vor. Das entschied die Schlacht; die Aufrührer wurden zersprengt und

in die Flucht geschlagen; ein grofser Teil von ihnen büfste das Leben ein, während auf der Gegenseite so gut wie gar keine Verluste zu verzeichnen waren.[1]) Der Jubel am Hofe war grofs; in der Neujahrspredigt wurde das erfreuliche Ereignis in der Hofkirche von der Kanzel herabverkündigt. Und selbst im fernen Rom fanden der Papst und das Kardinalskolleg den Sieg von Lannoy bedeutsam genug, um ihn durch eine Prozession und ein Te Deum zu begehen.[2])

Die nächste Folge der Niederlagen von Waterloo und Lannoy war zwar nicht der Fall von Valenciennes, aber doch die Unterwerfung von Tournai. Schon vor Weihnachten hatte Noircarmes durch die Herzogin die Erlaubnis empfangen, sich Tournais, wiewohl es garnicht zu seinem Gouvernement gehörte, durch einen Handstreich bemächtigen zu dürfen. Auf der Rückkehr vom Schlachtfelde von Lannoy führte er das Unternehmen aus. Anscheinend marschierte er von hier nach Valenciennes zurück; er machte jedoch in Mortagne, ungefähr $1^1/_2$ Meile oberhalb Tournais an der Schelde, Halt; in der Nacht vom 1. zum 2. Januar brach er von dort wieder nach Norden auf und gelangte bei Tagesanbruch vor Tournai an. Mit elf Kompagnieen Infanterie warf er sich, vom freien Felde her, in die Zitadelle; in der Umgegend stand beträchtliche Reiterei. Um Mittag liefs er den Magistrat, den Rat, die Kapitäne und die Notablen der Bürgerschaft vor sich ins Schlofs entbieten. Er wies ihnen ein Schreiben vor, worin die Herzogin die Stadt zur Aufnahme einer Garnison aufforderte; er gewährte ihnen anderthalb Stunden Bedenkzeit, sich zu entschliefsen, indem er ihnen einerseits Aufrechthaltung des Akkords vom August versprach, andererseits mit Blut und Feuer drohte. Der geängstigte Rat beschlofs, den Truppen Einlafs zu gewähren. Ohnmächtige Wut erfüllte die Kalvinisten; aber die Prediger selbst warnten vor Widerstand, da man dadurch das Verderben nur um so sicherer heraufbeschwören würde. Ehe sich die Bürger recht zu besinnen vermochten, stiegen die elf Kompagnieen aus der Zitadelle in die Stadt hinab, ohne dafs ihnen irgend jemand mit Gewalt entgegenzutreten wagte; jetzt machten sie auf dem Markte den Limachon. Noircarmes nahm bei dem Herrn von Bus, einem der Führer der Geusen, Quartier; er äufserte sich voller Genugtuung über den friedlichen Verlauf: hätte man sich gesträubt, so fügte er hinzu, so hätte er alle Einwohner, Gute und Schlechte, Protestanten und Katholiken,

über die Klinge springen lassen, mit Feuer und Schwert wäre die Stadt verwüstet worden.

Vorsichtig, Schritt für Schritt vorgehend, sicherte Noircarmes seine Eroberung. Er unterdrückte das Verlangen, die Schuldigen sofort zu fassen; gemäfs dem Akkorde liefs er die Predigten zu, nur aufserhalb der Stadt. Zugleich entwaffnete er die Einwohner. Die Bürgerkompagnieen wurden aufgelöst, die Kapitäne abgesetzt. Alle, auch die Magistratsmitglieder, Edelleute und Beamte, mufsten ihre Waffen abliefern; diese wurden im Kastell verwahrt. Es war zu fürchten, dafs die allgemeine Entwaffnung die Einleitung zum Werke der Rache sei. Manch einer wiegte sich wohl in trügerische Sicherheit ein, da Noircarmes die ersten Tage verstreichen liefs, ohne Verhaftungen vorzunehmen; die klügeren brachten sich in Sicherheit, vor allen die Prediger. Die Herzogin war fälschlich berichtet worden, Taffin und Gilles Le Clerq befänden sich in der Stadt, und sie erliefs gegen beide einen Haftbefehl; in Wahrheit war Taffin nie in Tournai gewesen, und Gilles Le Clerq hatte es schon seit Wochen verlassen. Als Etienne Marmier sich aus der Stadt entfernen wollte, liefsen ihn die Bürger an der Torwache nicht passieren; sie riefen ihm zu: „Du hast uns in Deinen Predigten gesagt, Du wollest mit uns leben und sterben; mache das jetzt wahr; Du darfst nicht durch dieses Tor; kehre so schnell um, wie Du kannst; sonst ist es um Dich geschehen!“ Schon glaubte sich der Prädikant verloren; denn er fürchtete, dafs man ihn nirgends aus der Stadt hinauslassen würde; an einem andern Tore aber machte man ihm keine Schwierigkeiten, und so entkam er mit geraumer Not. Indem sich die Diener am Worte entfernten, hörten die Predigten von selber auf. Nicht lange dauerte es, bis der Bischof und das Kapitel zurückkehrten. Der katholische Gottesdienst erlangte die Alleinherrschaft; die kalvinistisch getauften Kinder wurden nochmals in den Schofs der Kirche aufgenommen; die verdächtigen Magistrate und Beamten, darunter Pasquier de la Barre, wurden abgesetzt; die Urheber der Tumulte und die Bilderstürmer wurden verhaftet und gehenkt. Um die Entwaffnung der Bürger vollständig zu machen, wurden ihnen selbst die Degen und Dolche abgefordert, sodafs ihnen kaum ein Brotmesser übrig blieb. Einer der Räte des Königs von der Baillage in Tournai, Hermes de Bois, ein Mann von loser Zunge, vielleicht auch etwas trunken, protestierte dagegen im Rate der Stadt,

dem er auch angehörte; er nannte den Befehl tyrannisch und äufserte, dafs selbst Karl V. an die Genter nicht eine so schimpfliche und demütigende Zumutung gestellt habe. Zwar gereuten ihn bald seine unbedachten Worte, und er bat um Entschuldigung; aber Noircarmes liefs ihn nach der Zitadelle bringen; dort wurde er länger als zwei Jahre gefangen gehalten; er erlangte die Freiheit nur wieder, um in die Verbannung geschickt zu werden. Bis zum Ende des Februars blieb Noircarmes mit seinen elf Kompagnieen in Tournai; dann zog er ab, um die Belagerung von Valenciennes wieder mit Nachdruck zu betreiben und zu Ende zu führen; an seine Stelle trat der Graf Roeulx mit sechs Fähnlein, die neu gemustert worden waren.[1])

Die Unterwerfung von Tournai blieb nicht die einzige Folge des mifsglückten Waffenganges, zu dem sich die flandrischen Kalvinisten emporgeschwungen hatten; sie war das Vorspiel zu einer allgemeinen Pazifikation, die zunächst Flandern in ihren Bereich zog.

Die Lorbeeren, welche Noircarmes mit so leichter Mühe geerntet hatte, lockten Egmont zur Nacheiferung; das hatte er nicht erwartet, dafs es so geringer Mühe bedürfe, um mit den Ketzern fertig zu werden. Von Oranien seit Monaten getrennt, unter den Einflufs Mansfelds und Berlaymonts gerückt, hatte sich längst in ihm ein Umschwung vorbereitet. Dafs die Regentin die Kapitulationen kassierte, die er in den flandrischen Städten im Herbste abgeschlossen hatte, hatte ihn persönlich verletzt und noch einmal in eine schärfere oppositionelle Haltung gedrängt; der flandrische Krieg und die Versuche der Rebellen, sich mit seinem Namen zu decken, trieben ihn wieder ins Lager der Regierung. In den ersten Tagen des Januars beglückwünschte er Noircarmes brieflich zu seinen militärischen Erfolgen; er versprach ihm, im Einvernehmen mit ihm auch seinerseits jetzt in Flandern vorzugehen. Damit war seine Umkehr eingeleitet. Schon mufsten die flandrischen Kalvinisten verspüren, dafs ihr Gouverneur jetzt ein anderes Verfahren gegen sie einzuschlagen beliebte, als früher. Die Genter Gemeinde zwang er, die Vorbehalte zurückzunehmen, die sie ihrer Submissionsakte beigefügt hatte.[1]) Die konföderierten Edelleute, die bisher in seiner Umgebung unangefochten geweilt hatten, mufsten harte Worte von ihm hören; er begann sie von sich abzuschütteln. Er erklärte, dafs alle die, welche in den letzten Wochen die Waffen ergriffen hätten,

Hab und Gut verwirkt hätten; wer von den Rebellen in seine Gewalt fiel, wie die Wattepattes, dem liefs er den Prozefs machen. Er setzte sich in Béthune fest; von da pazifizierte er Artois und Meerflandern. Er nahm vier bis fünf Henker an und liefs ein halbes Dutzend Doppelgalgen errichten. Den Wünschen der Statthalterin trug er schon insofern Rechnung, als er alle Kulthandlungen der Reformierten aufser den Predigten unterdrückte. Seine Häscher brachten die Prädikanten und Konsistorialen vom platten Lande in Seeflandern auf; sie wurden nach Ypern eingeliefert, wo sie des Loses harrten, das ihnen beschieden war. Der Übermut der Kalvinisten wurde erschüttert. Hatten sie früher dem oder jenem Beamten angedroht, sie wollten ihn in Stücke hacken und ihm „auf dem Bauch treten", so überreichten sie ihm jetzt unterwürfige Suppliken und warfen sich demütig vor ihm auf die Knie. Verzagtheit und Verzweiflung zugleich bemächtigten sich der Protestanten. Während die einen wieder ihr Heil in der Auswanderung nach England suchten, bewaffneten sich die die anderen, um nächtlicherweile die Katholiken und zumal die Kleriker zu überfallen, zu berauben und zu töten; ein wütender Kleinkrieg entwickelte sich zwischen diesen Banden und den katholischen Soldaten, welche das Land, nicht minder plündernd und verwüstend, durchstreiften. Manch einer, der sich früher für Geld zu den Predigten eingestellt und am Bildersturm beteiligt hatte, nahm jetzt Handgeld als Söldner der Regierung, bemüht, durch Wüten gegen die Reformierten die früheren Verbrechen wettzumachen.

Die Wünsche der Regentin gingen freilich jetzt viel weiter, als bis zu strikter Durchführung des Akkordes nach ihrer eigenen Deutung. Von Noircarmes über Egmonts Wendung berichtet, erteilte sie dem Grafen nunmehr (am 12. Januar) den Befehl, dem Beispiele von Rassenghien und Noircarmes in Welschflandern und Tournai folgend, zunächst in Meerflandern die Predigten zu unterdrücken und das Volk zu entwaffnen. Er nahm keinen Augenblick Anstand, vollkommenen Gehorsam zu leisten. Von einigen Kompagnieen Infanterie begleitet, durchzog er das Land; Furcht und Schrecken jagten ihm voraus. Mit seiner Herrschaft Armentières machte er (15. Januar) den Anfang; als er die daselbst konfiszierten Waffen nach einem seiner Schlösser bringen liefs, gab die Regentin den Befehl, dafs sie nach dem Kastelle von Lille überführt würden. Eine persönliche Zusammenkunft

mit Noircarmes, Ende Januar zu Halbaudin bei Lille, bestärkte ihn auf dem Pfade, den er nunmehr eingeschlagen hatte. Nicht nur in Seeflandern, sondern in der ganzen Provinz wurde die Entwaffnung vollzogen.[1]) Um nicht durch Unterdrückung der Predigt formell gegen den Akkord zu verstofsen, wurde ein höchst eigentümliches Verfahren eingeschlagen. Es wurde auf die Konsistorien und Gemeinden ein Druck ausgeübt, von sich selbst aus die Einstellung der Predigt auf eine Zeitlang im Interesse der öffentlichen Ruhe zu begehren; dieses Ansinnen wurde ihnen dann grofsmütig gewährt. Wenn sie sich nicht dazu verstehen wollten, diesen „Wunsch" zu äufsern, sondern sich auf den Akkord und die Kapitulationen beriefen, so wurde ihnen eröffnet: sie selbst hätten jene Verträge zuerst gebrochen, indem sie sich des Bildersturms, des Kirchen- und Klosterraubs schuldig gemacht, die Trommel geschlagen und Soldaten gegen Handgeld in Dienst genommen hätten; daher hätten sie die Vergünstigungen verwirkt, die ihnen im Herbste gewährt worden seien. Im Falle der Hartnäckigkeit wurde Militär in die betreffenden Ortschaften einquartiert. Als sich die Gemeinde von Oudenaarde nicht fügen wollte, sondern sich in ihrem Gotteshause vor der Stadt wiederum zur Predigt einfand, wurde sie mit Gewehrfeuer auseinandergejagt; neun bis zehn Personen blieben auf dem Platze; noch mehr wurden verwundet. Immerhin blieb Egmont seinen früheren Gesinnungen insofern treu, als er den Protestanten die Zusicherung gab, dafs niemandem, wenn er sich sonst ruhig verhalte, seines Glaubens wegen ein Leides zugefügt werden sollte;[2]) soweit blieb er Anhänger des Toleranzprinzipes, — auch das wurde ihm freilich später als Verbrechen angerechnet. Anfang März konnte er der Statthalterin triumphierend berichten, dafs er in ganz Flandern die Ruhe wiederhergestellt und den Predigten mit Ausnahme von nur vier Orten ein Ende gemacht habe. Er arbeitete eben damals eine Denkschrift aus, die Vorschläge enthielt, welche genau den früheren Forderungen der katholischen Opposition entsprachen: Abschaffung von Inquisition und Plakaten, Erlafs eines neuen Religionsmandates durch den König bei seiner Ankunft, Reformen in der zentralen Leitung des Behördenwesens; Abschaffung der Predigten, sowie aller Ligen und Bündnisse, Generalpardon für das Geschehene, Übertragung des Religionsfriedens aus Deutschland, sodafs jedermann, der sich nicht den religiösen Geboten des Monarchen fügen wolle, das

Land verlassen müsse. Es gehörte allerdings ein ungeheuerlicher Optimismus dazu, die Durchführung dieses Programms noch im Ernste für möglich zu halten; waren doch die Unruhen des Jahres 1566 eben nur deshalb ausgebrochen, weil sich der König diesen Wünschen der alten Opposition so beharrlich widersetzt hatte. Und nicht minder überschätzte Egmont seine eigene Stellung, wenn er wähnte, seine letzten Taten in Flandern müfsten ihm beim Könige als ein Verdienst angerechnet werden. In Monatsfrist, so rühmte er sich selber vor dem Könige, habe er dem Gottesdienste und den Predigten der Ketzer in Flandern ein Ende gemacht; hätte er die acht bis zehn Kompagnieen, die ihm jetzt zur Verfügung ständen, schon früher gehabt, so hätte er die protestantische Bewegung schon in ihrem Keime erstickt. Der Törichte vergafs nur, dafs er bei der Gesinnung und bei der Furcht, die ihn damals beherrschten, auch wenn er über eine doppelt und dreifach stärkere Macht gebot, trotzdem untätig die Hände in den Schofs gelegt, ja sogar dafs er sich damals Mafsregeln der Gewalt und selbst nur Rüstungen auf das schärfste widersetzt haben würde. Übrigens hatten, im rechten Lichte betrachtet, weder er, noch auch die Herzogin einen Grund, sich in dieser Hinsicht gegenseitig etwas vorzuwerfen.[1])

Siegende Reaktion: das war jedenfalls das Zeichen der Zeit. Im Süden und Westen hielt nur noch Valenciennes das Banner des Aufruhrs hoch; aber die Stadt war vollständig isoliert, und bei ihrer Entfernung von den Zentren des Widerstands erschien es fast unmöglich, ihr wirksamen Beistand zu leisten. In den benachbarten beiden Reichsstiftern herrschte leidliche Ruhe. Im Bistum Lüttich war nur der Norden von der neuen Bewegung ergriffen; es waren hier die Städte Hasselt und Masseijck, der Geburtsort der Gebrüder Eijk, die sich so trotzig gegen den Landesherrn auflehnten, dafs er mit Gewalt gegen sie einschreiten mufste. Sie fanden einen Rückhalt an dem benachbarten wichtigen Maastricht, das ja unter der gemeinsamen Herrschaft des Königs und des Bischofs stand. Die Katholiken und Protestanten hielten sich hier ungefähr das Gleichgewicht; ein Anschlag, den der Bischof mit Hilfe der Brüsseler Regierung plante, kam nicht zu Stande. Die Kalvinisten bemächtigten sich zweier Kirchen; als Kommissare des Bischofs und der Herzogin erschienen, um die beiden Gotteshäuser den Katholiken zu restituieren, wurde ihnen der Einlafs verweigert. Das Bistum

Cambrai ward mit Hilfe von Noircarmes pazifiziert. Im Januar hielt der Erzbischof eine Synode ab, deren Beschlüsse charakteristisch dafür waren, wie sehr sich die Katholiken bereits wieder als die Herren der Situation fühlten. Es wurde nämlich u. a. festgesetzt, dafs bei Taufen, welche von Prädikanten vorgenommen worden waren, die üblichen Exorzismen und Zeremonieen zu wiederholen seien, dafs ferner Trauungen nach protestantischem Ritus illegitim und vor dem zuständigen katholischen Pfarrer nochmals zu vollziehen wären.[1])

Zäher und erbitterter war das Ringen in den Landschaften des Nordens und Ostens; aber auch hier zeigte sich doch um die Wende des Jahres für die Statthalterin ein Fortschritt zum Bessern. Zwar Antwerpen und Herzogenbusch blieben nach wie vor in den Händen der Protestanten, und die Provinzen Oraniens konnten voraussichtlich nur durch grofse Kraftanstrengungen für die Regierung gewonnen und gesichert werden. Immerhin war es tröstlich, dafs in Dordrecht die Katholiken die Oberhand behielten, und dafs diese auch in Utrecht das Übergewicht zu erlangen begannen. In den Gouvernements von Meghem und Aremberg hatte die Reaktion schon im Herbste des Jahres 1566 eingesetzt; schon damals waren aus Deventer, Zwolle und Kampen, aus Arnheim und Nymwegen die Prädikanten verjagt worden. Von den geldrischen Städten war es eigentlich nur noch das kleine Harderwijk, das in offenbarem Ungehorsam verharrte. Als die Bürgerschaft sich weigerte, Garnison zu nehmen und die Predigten abzuschaffen, warf Meghem am 18. Dezember heimlich etwa zweihundert Landsknechte in das Schlofs, die von hier aus die Stadt zu nehmen versuchten; aber mit Heldenmut wehrten sich die Einwohner; sie drängten die Soldaten in das Kastell zurück und eroberten es nach dreimaligem Sturme. Je mehr sich die Statthalter mit Truppen stärkten, um so fester konnten sie die Zügel anziehen. Meghem konnte schon im Februar seine Operationen aufserhalb Gelderns auf Nordbrabant und die Provinzen Oraniens ausdehnen; Aremberg erneuerte um dieselbe Zeit in Friesland die Plakate. Freilich war es ihm eben nur geglückt, die äufsere Herrschaft der Kirche wieder herzustellen; die grofse Menge der Bevölkerung blieb dem evangelischen Glauben treu. Zwar habe er alle verdächtigen Pfarrer verjagt, so berichtete er am 18. Februar an die Herzogin, aber er wisse nicht, wie er sie ersetzen solle; denn es gäbe

kaum noch im Lande zuverlässige katholische Priester, und die Mönche seien hier zu Lande so verhafst, dafs ihre Verwendung für die Seelsorge die Herzen der Bevölkerung noch mehr von der Kirche abwenden würde. Von grofser Wichtigkeit war Mecheln, schon deshalb, weil hier die Artillerie aufbewahrt wurde. Die Einwohner waren zum weitaus gröfsten Teile katholisch gesinnt; aber Hooghstraeten, der hier bis zum Oktober gewirkt hatte, hatte sich der Protestanten kräftig angenommen, und der Magistrat, sowie der Pensionär befleifsigten sich einer zweifelhaften Haltung; sie verweigerten den Regierungstruppen den Eintritt und Durchmarsch. Da schwang sich die Statthalterin um Neujahr zu einer energischen Mafsregel auf. Sie enthob Hooghstraeten, der ja in Antwerpen weilte, der Obhut über Mecheln, und sandte hierhin ihren Haushofmeister Robert von Trazegnies, Herrn von Sepmeries. Nun wurde den Predigten ein Ende gemacht. Der kalvinistische Prädikant, der hier wirkte, wurde mitten in der Predigt festgenommen und an einem Baume aufgeknüpft; sein lutherischer Amtsbruder rettete sich durch die Flucht.[1])

Es konnte nicht Wunder nehmen, dafs bei solchen Erfolgen die Regentin und die katholische Partei das Haupt hoch zu tragen begannen. Die persönlichen Reibereien zwischen der Statthalterin und den ihr mifsliebigen Herren nahmen zu und verschärften sich. In der zweiten Hälfte des Dezembers fand ein Landtag der brabantischen Stände in Brüssel statt, zu dem sich auch Hooghstraeten aus Antwerpen einstellte. Es war ihnen eine Audienz bei der Herzogin gewährt worden; ehe sie aber eintrafen, schickten sie, und zwar auf Betreiben Hooghstraetens, ihren Greffier voraus und liefsen die Statthalterin bitten, sie nur in Gegenwart der Herren vom Staatsrate anzuhören, da der Beschlufs, über den sie berichten wollten, ganz geheim sei. Das Anliegen hatte eine persönliche Spitze; es war gegen Noircarmes gerichtet, der im Ratszimmer anwesend war, ohne auch nur dem erweiterten Staatsrate anzugehören, da er nicht Vliefsritter war. Hooghstraeten selber drang in Noircarmes, sich zu entfernen; aber die Regentin bestand darauf, dafs er bleibe. Nach Beendigung der Audienz richtete sie scharfe Worte des Tadels an Hooghstraeten; sie bedeutete ihm, dafs er sich als entlassen betrachten könne. Er antwortete trotzig, zehntausend Taler gebe er darum, seiner heiklen Mission in Antwerpen ent-

hoben zu werden; er rühmte sich seiner Dienste und verlangte die sofortige Vergütung seiner Unkosten. Die Herzogin erwiderte ihm, er solle sofort bezahlt werden, und wenn sie selber das Geld dazu hergeben müsse; sie nannte ihn, wie erzählt wurde, einen „rotznasigen Knaben", dem die Gnadenbeweise des Königs den Kopf verdreht hätten. Durch die Bemühungen seines Schwagers Mansfeld und Egmonts kam schliefslich eine Art Versöhnung zustande. Die Herzogin besorgte, dafs seine Absetzung in Antwerpen abermals Tumulte hervorrufen könnte; daher erneuerte sie seine Kommission für Antwerpen mit der Aufforderung, sich der Katholiken daselbst wirksam anzunehmen; mit Erbietungen seiner Dankbarkeit und seines guten Willens nahm der Graf von ihr Urlaub.[1]) Beständig wuchs die vom Herzoge von Arschot gestiftete Gegenliga, der „Mariechen-Orden", wie die Gegner spotteten. Ihre Mitglieder trugen Medaillen um den Hals mit dem Bilde der Jungfrau; als die Ketzer darauf höhnten, man vergesse Christum über Maria, verteilte Armenteros neue Denkmünzen, auf denen Christus und Maria zugleich dargestellt waren. Die Regentin und Mansfeld trugen sie mit Ehrfurcht; Armenteros bot auch dem Grafen Egmont ein Exemplar an; der nahm sie, „wie jenes Weib, dem der Teufel einmal alte Schuhe schenkte". Nach dem Siege von Lannoy ward die Gegenliga von einem Freudentaumel erfafst. Man trank auf den Banketten die Gesundheit des Königs und der Regentin; es erscholl der Ruf: „Es lebe Madame, die gute Herrin!" Man äufserte in diesen Kreisen, man wolle schon von selbst alles wieder ins Reine bringen, ohne dafs der König zu kommen brauche.[2])

Vor allem kam es der Regentin darauf an, für den unvermeidlichen Entscheidungskampf die Widersacher zu isolieren und als Rebellen deutlich zu kennzeichnen. Sie nahm zu diesem Zwecke einen Gedanken auf, den Maximilian von Melun, Vicomte von Gent, zuerst für die Stadt Arras angeregt hatte, deren Gouverneur er war, nämlich den Bürgern einen Treueid aufzuerlegen, „um die Guten von den Bösen zu unterscheiden".[3]) Die Herzogin und Mansfeld fanden die Idee sehr glücklich; nur gaben sie ihr eine allgemeinere Wendung. Auf Antrag Mansfelds wurde im Staatsrate beschlossen, dafs alle Mitglieder dieser höchsten Behörde, alle Gouverneure, Vliefsritter und Ordonnanzkapitäne schwören sollten, „dem Könige gegen jedermann und alle ohne Ausnahme zu dienen"; es wurde weiterhin festgesetzt, dafs alle

Gouverneure, Kapitäne, Kastellane, Baillis und alle Beamten, die mit der Verreichung von Lehen beauftragt waren, allen Edelleuten, Vasallen und Lehnsträgern, sowie den Reitern der Ordonnanzkompagnieen und allen Soldaten überhaupt denselben Treuschwur abzunehmen hätten; schliefslich wurden auch das gesamte Beamtentum, die Räte in den Zentral- und Provinzialbehörden, alle Lokalbeamten, Magistrate und Richter, ja sogar der gesamte Klerus zu neuer Eidesleistung verpflichtet. Am 2. Januar 1567 gaben Mansfeld, Arschot, Meghem, Berlaymont und Egmont die gewünschte feierliche Erklärung ab; es wurde darüber eine Akte aufgenommen, welche von ihnen unterzeichnet werden sollte. Sie taten es alle anstandslos; nur Egmont, der inzwischen nach Artois abgereist war, zögerte eine Zeitlang, indem er es für unnötig erklärte, nochmals zu wiederholen, was er so oft beteuert hätte; allerdings war kaum anzunehmen, dafs er noch lange auf seiner Weigerung bestehen würde; das förmliche Ende seines Widerstandes war abzusehen.

Von den Herren weigerten sich Oranien, Hoorne, Hooghstraeten und Brederode, dem Befehle der Regentin Folge zu leisten. Ihrem Beispiele schlossen sich aber nur wenige von den konföderierten Edelleuten an. Nur zwei Geusen unterwarfen sich in Utrecht nicht; in Holland hatten etwa Anfang März vierzehn Edelleute noch nicht den neuen Eid geleistet; aber nur die Hälfte verhielt sich direkt ablehnend, während der Rest zufällig verhindert war und sein baldiges Erscheinen vor den Kommissaren des Provinzialhofes versprach. Auch in den Ordonnanzkompagnieen erhob sich kaum irgendwelcher Widerstand gegen die Forderung der Regierung. In der Bande Berlaymonts wollte der Fähnrich nicht schwören; er wurde sofort entlassen. Selbst die Brederodes erwies sich als vollkommen zuverlässig; ein zu ihr gehöriger Reiter erregte wegen seiner Hinneigung zum Protestantismus so sehr den Unwillen seiner Kameraden, dafs er kassiert werden mufste; Anfang März wurde Brederode übrigens abgesetzt. Allein die Kompagnieen Oraniens und Hoornes nahmen zuerst eine bedenkliche Haltung ein; auf die Dauer konnten sie nicht allein bei ihrer Opposition verharren. Von den Geusen waren nur ein paar Dutzend, der alte Kern der protestantischen Mitglieder, fest entschlossen, ihr Schicksal mit dem Oraniens zu verknüpfen. Zahlreiche Konföderierte baten die Regentin demütig um Verzeihung; auf beiden Knieen flehte Audrignies sie um Gnade

an. Der Herr von Estaimbecque zeigte seine Bekehrung, indem er während der Predigt des Bischofs von Arras heifse Tränen vergofs; Esquerdes, einst der kecke Sprecher des Bundes, ein Schwager von Noircarmes, ging jetzt zur Messe und erklärte, als Katholik wolle er leben und sterben; er geriet mit Olhain und Longastre, die zu den wenigen Getreuen gehörten, in das heftigste Zerwürfnis. Die vollständige Auflösung der „adligen Gesellschaft" war eine unbestreitbare Tatsache.[1])

Ungleich verteilt waren die Kräfte und Mittel, wenn es zu einem letzten Waffengange zwischen der Brüsseler Regierung und der Opposition kam. Aber die Gefahr, die dem Protestantismus in dieser Richtung drohte, erschien gering im Vergleiche mit einer anderen. Fern im Süden ballte sich ein Unwetter zusammen, das seine düsteren Wolkenschatten unheimlich und riesengrofs bis nach dem Norden warf. Dem tosenden Orkane gegenüber, der sein Herannahen ankündigte, konnte der Sturmwind, der bereits über das Land dahinbrauste, als ein sanftes Fächeln leise bewegter Luft anmuten.

Anfang September 1566 empfing König Philipp die erste Kunde von den bilderstürmerischen Greueln. Er raufte sich den Bart und schwur bei der Seele seines Vaters Rache. Ein hitziges Fieber befiel ihn; die weiteren Nachrichten über die Vorgänge in Flandern wurden zuerst vom Herzoge von Alba entgegengenommen, und sie dienten, als sie schliefslich auch dem Monarchen mitgeteilt wurden, nicht zur Beschleunigung seiner Rekonvaleszenz. Acht Anfälle hatte er im Laufe des Septembers zu überstehen; erst zum Ende des Monats wurde er, wenngleich er sich noch schwach fühlte, wieder arbeitsfähig. Was er am meisten fürchtete, das war, dafs die Generalstände sich eigenmächtig versammeln könnten. Immer wieder aufs neue verbot er der Statthalterin ihre Einberufung, ja sogar die der Provinzialstände, damit nicht aus deren Schofse der Ruf nach einer allgemeinen Tagung erhoben würde; für den Fall, dafs die Generalstände doch von sich selber aus zusammentreten sollten, schickte er an die Herzogin eine Ordre, durch die dieser Schritt ausdrücklich als seinem Wunsche und Willen zuwiderlaufend verworfen wurde.

Eine rastlose Tätigkeit wurde im Laufe des Oktobers am spanischen Hofe entfaltet. Acht Tage lang wurde Kriegsrat gehalten, um die Vorkehrungen zu einer Strafexpedition nach den Nieder-

landen zu treffen. Die allgemeine Lage der Dinge setzte den Monarchen dazu in den Stand. Der Krieg mit den Osmanen stockte; mehr Mittel, als früher, standen dem Herrscher zur Verfügung. Soeben kam eine Flotte aus Amerika an, welche vier Millionen in Gold brachte; die Kortes machten ihm grofse Bewilligungen, und er nahm bei italienischen Bankiers erhebliche Summen auf. Zwar fehlte es nicht an Stimmen, welche zur Milde mahnten. Da waren vor allem Bergen und Montigny. Mifsmutig weilten sie fern von der Heimat; Bergen war von Krankheit gequält und konnte sich nur mühsam am Stocke fortbewegen; Montigny ward nicht gerne gesehen, da er auf der Reise seine Verwandten in Frankreich, die Montmorencys, besucht hatte. Sie befürworteten die Sendung des Prinzen Eboli; der galt von allen Spaniern in den Niederlanden als der beliebteste; auch wufste man, dafs er militärischen Mafsregeln und vor allem einer Übertragung des Oberbefehls an den verhafsten und gefürchteten Alba widerriet. Ihnen schlofs sich Hoppers mit allem Eifer an. Von allen Seiten aber wurde es dem König als dringend notwendig vorgestellt, sich endlich in Person nach den gefährdeten Provinzen zu begeben; der Papst, die Regentin und Fray Lorenzo stimmten darin überein. Sowohl das Oberhaupt der Kirche, als auch Margareta von Parma erinnerten Philipp daran, dafs sich sein Vater dereinst, um einer einzigen Stadt willen, unverzüglich auf den Weg nach Flandern gemacht habe.

Philipps Entschlufs war schon gefafst. Alba sollte das Werk der Rache vollbringen; er selbst wollte sich im Hintergrunde halten; denn mit seiner Anwesenheit im Lande schien ihm ein so unerbittliches Strafgericht, wie er es jetzt zu verhängen gedachte, wenig verträglich. Am 29. Oktober fand die entscheidende Sitzung statt, in der die Würfel über das Schicksal des unglückseligen Landes fielen. Nicht die Ausrottung der Ketzer sollte die Losung sein, sondern die Züchtigung von Rebellen: durch diese Vorspiegelung, deren Hohlheit niemandem entgehen konnte, hoffte er das Gewissen der geldgierigen Deutschen zu beschwichtigen, damit sie ihm Arm und Dienst gegen die stammesverwandten Glaubensgenossen liehen. Nur fremder Truppen wollte er sich nach Möglichkeit bedienen, da er den einheimischen nicht genug Brutalität und Grausamkeit gegen ihre Landsleute zutraute. Bereits im November plante er die Annahme von 33 Fähnlein Infanterie und 3000 Reitern in Deutschland; in

der Folgezeit sollte das deutsche Kontingent noch verstärkt werden; doch untersagte er die Aufnahme irgendwelcher Vorbehaltsklauseln in die Bestallungen der Deutschen, sodafs sie ihm zu unbedingter Folge gegen jedermann verpflichtet wären. Die altgediente spanische Infanterie aus Sardinien, Neapel und Sizilien wurde nach der Lombardei dirigiert, die leichte lombardische Reiterei mobilisiert und vermehrt, der Herzog von Savoyen um freien Pafs durch sein Land ersucht.

Durch nichts liefs sich Philipp in den blutigen Plänen beirren, die er nun einmal entworfen hatte, selbst nicht durch die Einsprache des obersten Hirten der Christenheit. Der Papst glaubte nicht recht daran, dafs Philipp wirklich zur Reise nach Flandern entschlossen sei; er wollte auch unnötige Strenge vermieden wissen. Im November erschien in seinem Auftrage am spanischen Hofe Alexander Cassal, Bischof von Ascoli, um dem Könige Vorhaltungen dieser Art zu machen. Der Nuntius führte eine so energische Sprache, dafs Philipp vor Wut schäumte; der Zweifel, den der Papst andeutete, hatte den Monarchen an der verwundbarsten Stelle getroffen. Wenn mit seiner Person etwas auszurichten wäre, so würde er sich, das liefs er nach Rom melden, nicht bedenken, sich in eine Barke zu werfen und das Meer zu durchkreuzen. Er bestand auf der Notwendigkeit umfassender militärischer Machtentfaltung: Karl V., so erwiderte er, habe es eben mit einer einzigen Stadt zu tun gehabt, er aber mit dem ganzen Lande. Sorgfältig hielt er die Fiktion aufrecht, als ob er ernstlich gesonnen sei, selbst zu kommen und Gnade zu üben. Er schrieb in diesem Sinne an Granvella und an die Regentin: als ein milder Fürst wolle er bei seiner Ankunft Verzeihung und Sanftmut walten lassen.

Am 1. Dezember wurde die förmliche Bestallung für Alba als General der niederländischen Armee ausgefertigt; in den letzten Tagen eben desselben Monats machte Philipp davon offizielle Anzeige nach den Niederlanden; zugleich wurde Berlaymont zum Generalintendanten des Heeres, Meghem zum General der Artillerie, Mansfeld zum Marschall der deutschen Reiterei ernannt. Der neue Günstling der Herzogin genofs noch kein allzu grofses Vertrauen beim Könige; er sollte von der Herzogin getrennt werden. Daher erhielt er den gemessenen Befehl, sich alsbald von Brüssel nach seinem Gouvernement zu begeben, — unter dem Vorwande, dafs seine Anwesenheit in Luxemburg deshalb

erforderlich sei, weil ja hier Alba zuerst mit der Armee den niederländischen Boden betreten würde. Noch zeigte Philipp freilich nicht sein wahres Gesicht. Er erklärte, dafs er Alba nur vorausschicke, um seine eigene Ankunft zu sichern, dafs er die Truppen nicht etwa entsende, um Krieg über das Land zu verhängen, sondern nur zur Abwehr, wenn man auf der Gegenseite gegen ihn den Krieg wagen sollte. Zwar hatte er der Statthalterin schon früher untersagt, die Hut über treue und katholische Städte und Provinzen Schädlingen anzuvertrauen, wie etwa dem Grafen von Hooghstraeten die über Mecheln; er hatte ihr verboten, Oranien Truppen zu unterstellen, aufser wenn unter ihm ein der Krone unbedingt treuer Offizier das Kommando führe; doch wollte er die Grofsen noch nicht warnen, indem er ihnen offenkundig sein Mifsfallen bezeugte. Noch am 30. Dezember schrieb er an Egmont einen gnädigen Brief voller Anerkennung. Er wollte die Schuldigen alle unversehens mit einem Schlage fassen; daher war es ihm garnicht besonders lieb, wenn vor Albas Erscheinen allzu grofse Energie durch die Brüsseler Regierung entfaltet wurde. Immer wieder riet er zur Vorsicht und Zurückhaltung, um die Rebellen nicht, wie er vorgab, zum äufsersten Widerstande zu treiben. Nur mit halbem Herzen bewilligte er der Statthalterin Gelder zum Zwecke kriegerischer Operationen; Alba sollte die endliche Unterdrückung des Aufstandes vorbehalten bleiben. Und vor allem sollte der Regentin keine Bestimmung über Strafe und Strafmilderung zustehen; ausdrücklich betonte er immer wieder, dafs er selbst nach seiner Ankunft die Entscheidung über den Pardon und über die Einberufung der Generalstände fällen wolle.

Seit der Mitte des Novembers war es in den Niederlanden bekannt, welch umfassende Rüstungen der König betreibe, und dafs er sich schwerlich in Person einstellen werde. Ein Edelmann in Hoornes Diensten, der aus Spanien zurückkehrte, hatte die unheilsvolle Kunde mitgebracht. Und bald sollten alle Zweifel getilgt werden, die etwa noch bestehen konnten. Ende Januar 1567 erliefs die Herzogin ein Rundschreiben, worin sie offiziell die bevorstehende Ankunft Philipps und Albas mit grofser Heeresmacht ankündigte; nur geringen Trost gewährte es, wenn sie dabei versicherte, es sei nicht des Königs Absicht, das Land ins Verderben und in die Knechtschaft zu stürzen, da er es vielmehr nur gegen alle Angriffe von aufsen zu verteidigen und

im Innern die Ruhe wiederherzustellen gedenke. Ähnliche Mitteilungen ergingen an die benachbarten deutschen Fürsten; es wurde darin beteuert, dafs der König mit dem Rate der Ordensherren und der Generalstände den Frieden im Lande neu schaffen wolle.[1])

Wen konnten solch heuchlerische Vorspiegelungen wohl täuschen? Das Schwert war geschliffen; es mufste herniedersausen.

Viertes Kapitel.

Die Entscheidung.

(Anfang 1567.)

Nur ein Mittel gab es, welches von Oranien und dem niederländischen Protestantismus das drohende Verhängnis abwenden konnte. Sie mufsten sich beide fest zu kräftigem Zusammenwirken aneinander schliefsen; sie mufsten sich zur Genüge mit Truppen versehen, um sich in denjenigen Positionen zu behaupten, die sie noch besafsen; wenn es ihnen also glückte, die Angriffe der Regentin abzuwehren, so mufsten sie dann weiterhin versuchen, dem spanischen Heere den Eintritt ins Land streitig zu machen.

Ob sie so vielfältigen und schwierigen Aufgaben aus eigener Kraft gewachsen waren, das war allerdings mehr als fraglich. Immer hatte ja die Regentin in der Furcht gelebt, dafs es den Protestanten beim Versuche einer Erhebung nicht an Unterstützung seitens ihrer benachbarten Glaubensgenossen in Frankreich und Deutschland fehlen würde. Es kam jedoch weder mit den Hugenotten noch auch mit den deutschen Protestanten zu einer fruchtbaren Verständigung. Wohl wurden lose Beziehungen zwischen den französischen und den niederländischen Reformierten angeknüpft; aber von festen Verabredungen war man weit entfernt; nicht einmal ernstliche Verhandlungen sind in dieser Richtung gepflogen worden, an denen die Häupter des Bundes, geschweige denn etwa Oranien, beteiligt gewesen wären. Oranien setzte alle seine Hoffnungen vielmehr auf das Reich und auf dessen ihm verwandte und befreundete Fürsten des lutherischen Bekenntnisses; schon um diese nicht zu verstimmen, sowie um nicht die Position der ihm unsympathischen Kalvinisten zu

verstärken, vermied er die engere Annäherung an die Hugenotten.[1]) Es sollte sich freilich alsbald herausstellen, dafs er bei den deutschen Lutheranern den Beistand nicht fand, auf den er rechnete.

Wie nebelhaft alle die Projekte waren, welche die Opposition in den letzten Jahren hin und wieder gefafst hatte, sich an das Reich zu ziehen, den Schutz des Reiches oder gewisser Reichsstände zu gewinnen, das ward nunmehr offenbar, als es mit ihrer Ausführung ernst wurde. Schon im Sommer hatte Philipp wie an den König von Frankreich, so an den Kaiser Maximilian das Ersuchen gelangen lassen, von ihrem Machtgebiete aus den niederländischen Rebellen keinen Vorschub leisten zu lassen. In eben diesem Sinne war der spanische Botschafter am Wiener Hofe, der Herr von Chantonnay, unermüdlich tätig. Schon am 23. August willfahrte Maximilian seinem Vetter, indem er den Obersten von Münchhausen und Holl die Annahme von Bestallungen gegen König Philipp verbot. Andererseits hätte er gerne die Mediation zwischen dem Könige und dessen rebellischen Untertanen übernommen. Er bot der niederländischen Regierung und dem adligen Bunde schriftlich seine Vermittlung an; die Herzogin Margareta hütete sich wohlweislich, den Konföderierten das Schreiben einzuhändigen, das an sie gerichtet war. An Philipp selber wandte er sich, indem er ihm die Zulassung der Augsburgischen Konfession anempfahl; als dieser Ratschlag im spanischen Konseil verlesen wurde, vergossen die anwesenden Mitglieder Tränen. Aufs bestimmteste verbot Philipp der Schwester, auf die kaiserliche Intervention einzugehen. Noch zum Ende des Jahres empfing Oranien vertrauliche Kunde vom Wiener Hofe, dafs sich der Kaiser, falls er von den Ständen darum ersucht würde, für die Niederlande beim Könige verwenden wolle, wofern diese sich vom Kalvinismus fernhielten. Dem Schwager Oraniens, dem Grafen Günther von Schwarzburg, vertraute Maximilian an: er müsse in der niederländischen Angelegenheit aus Rücksicht auf seine Söhne und die spanischen Hilfsgelder für den Türkenkrieg „simulato“ handeln; aber man brauche sich nicht darum zu kümmern, wenn er noch so „ernste“ Mandate ausgehen lasse.[2])

Was die Fürsten des Reiches anbelangte, insofern sie katholisch waren, so war es von vornherein nicht anzunehmen, dafs die freundschaftlichen Beziehungen, die Oranien mit einigen

von ihnen unterhalten hatte, seinen Bruch mit König Philipp überdauern, oder dafs sie ihm etwa gar für den Kampf mit dem Herrscher eine zuverlässige Stütze bieten würden. Das galt von den rheinischen Bischöfen, nicht minder vom Herzoge Heinrich von Braunschweig, mit dem er bisher in vertraulichem Verhältnisse gestanden hatte, und sogar vom Herzoge von Kleve. Noch Mitte September hatte Herzog Wilhelm dem Prinzen auf die Anzeige vom Bildersturme den Wunsch ausgedrückt, Philipp möge Milde gegen seine verführten Untertanen walten lassen; als aber zum Ende des Monats Franz von Hallewijn, Herr von Zweveghem, im Auftrage der Statthalterin bei ihm erschien, gab er für sie durchaus befriedigende Erklärungen ab. Er sprach seine Entrüstung darüber aus, dafs ihn das Gerücht der geheimen Teilnahme an den Umtrieben der niederländischen Rebellen bezichtigte; er beteuerte, dafs er niemals die Verpflichtungen brechen würde, die er dereinst im Lager von Venloo dem verstorbenen Kaiser gegenüber eingegangen sei. Er verbot seinen Untertanen in fremde Dienste zu gehen; immerhin wollte er sich nicht dazu verstehen, sein Land für Durchmärsche fremder Truppen zu schliefsen und den antispanischen Rüstungen in Westfalen entgegenzutreten. Im Laufe der Zeit wurde seine Haltung noch konniventer. Zum Ende des Jahres fand ein Kreistag der niederländisch-westfälischen Stände statt; gegen den Widerspruch zumal der gräflichen Bevollmächtigten setzte er den Beschlufs durch, dafs den Truppen Margaretens und Erichs von Braunschweig der Pafs durch das Gebiet des Kreises freistehen solle. Auf ein weiteres Anschreiben der Statthalterin antwortete er, indem er dem Könige alles Glück gegen die Rebellen wünschte und die Versicherung abgab, niemals habe er den Verleumdungen geglaubt, welche gegen Philipp ausgesprengt würden, und stets wolle er mit ihm gute Nachbarschaft halten.[1]) Der Sinneswechsel des Herzogs scheint noch in einem ganz bestimmten Punkte dem nassau-oranischen Interesse schädlich gewesen zu sein. Im Spätsommer 1566 bewarb sich Ludwig von Nassau um das Bistum Münster; es ist klar, welche Rückwirkung ein Erfolg dieser Bemühungen für die Stellung Oraniens in den Niederlanden haben mufste. Die Aussichten des Grafen waren nicht schlecht. Zwar wurden zwei Befürchtungen laut, die einander allerdings widersprachen, nämlich einerseits, dafs Ludwig die Religion im Stifte ändern würde, sowie andererseits, dafs er es dem spanischen

Hause Habsburg in die Hände spielen möchte; aber er liefs in beiderlei Hinsichten beschwichtigende Erklärungen abgeben. Sowohl beim Domkapitel wie auch unter den Räten des Bischofs hatte Graf Ludwig einigen Anhang; Ritterschaft und Städte waren für ihn gestimmt, und was sehr wichtig war, der Herzog von Kleve machte zuerst Miene, als ob er Münster nicht für sich begehre, sondern die Wahl Ludwigs zu begünstigen geneigt sei. Später liefs er aber, wie es scheint, den Grafen Ludwig fallen und betrieb die Kandidatur seines eigenen Sohnes; den Sieg trug schliefslich der katholisch gesinnte Graf von Hoya davon, der bereits Bischof von Osnabrück war.[1])

Eines mufste aber jetzt vor allem offenbar werden, ob nämlich die Fäden, die Oranien seit so vielen Jahren nach Sachsen und Hessen hinübergesponnen hatte, fest und haltbar genug waren, sodafs sie nunmehr ein unzerreifsbares Band zwischen ihm und seinen deutschen Verwandten bildeten. Dessen konnte er sicher sein, dafs ihre Sympathieen ihm und dem niederländischen Protestantismus gehörten; dachten sie doch selbst über den Bildersturm sehr milde. Es galt jetzt für den Prinzen, sie für sich und seine Schicksalsgenossen in Bewegung zu setzen. Mitte September ordnete Oranien den Grafen Ludwig von Wittgenstein nach Hessen und Sachsen ab, und zwar mit einem dreifachen Auftrage: er sollte eine Mediation der deutschen Fürsten bei König Philipp in Anregung bringen, freilich nur zu Gunsten der Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses; er sollte die deutschen Verwandten um Rat fragen, ob und inwieweit dem Prinzen die bewaffnete Gegenwehr gegen seinen Herrscher erlaubt wäre. Es war endlich des Prinzen Absicht, Grumbach und seine Spiefsgesellen, die im Dienste des Johann Friedrich von Weimar standen, für sich und seinen Anhang zu gewinnen; er meinte, dafs es dem Kurfürsten August sogar angenehm sein müfste, wenn das mittlere Deutschland von solch unsicherem Gesindel befreit würde; daher sollte Wittgenstein bei August anfragen, ob er mit diesem Plane einverstanden sei.

Nicht unfreundlich war die Aufnahme, welche Wittgenstein in Deutschland fand. In Kassel wurde er vom greisen Landgrafen Philipp empfangen; dieser erkannte die Gefahr vollkommen an, in der Oranien schwebte; aber er berührte auch den schwachen Punkt in des Prinzen Lage, ob nämlich auf die Konföderierten und auf die Stände wirklich Verlafs sei. Im übrigen erklärten die hessischen

Landgrafen, sie würden sich in ihrem Tun nach Sachsen richten; doch liefsen sie durchblicken, dafs sie an sich eine gewaltsame Erhebung Oraniens billigten, indem sie ihm rieten, zwar nicht die in der Acht befindlichen Grumbachschen, aber andere deutsche Truppen anzunehmen, und die Werbungen der niederländischen Reformierten zu dulden versprachen. Mitte Oktober traf Wittgenstein am sächsischen Hofe ein. Der Kurfürst war bereit, die vom Prinzen gewünschte Intervention zu betreiben; er wollte sie freilich, wie Wilhelm von Hessen, nur auf die Lutheraner, nicht auch auf die Kalvinisten bezogen wissen. Er riet nicht gerade von der Werbung des Grumbachschen Anhangs ab; doch er gab zu bedenken, dafs es sich dabei um Ächter handele, und dafs sich der Prinz daher die Ungnade des Kaisers zuziehen könne. Bezüglich der Frage des bewaffneten Widerstands sprach er sich gewunden, doch nicht ablehnend aus: Wolle der König Gewalt anwenden, so werde Gott die armen Christen schützen und dem Prinzen Mittel zu ihrer Rettung weisen. Sofort machte er dem Kaiser davon Anzeige, dafs er eine Mediation beim Könige ins Werk setzen wolle; er bat ihn, sich gleichfalls bei Philipp dafür zu verwenden, dafs dieser vom Wege der Gewalt ablasse. Er appellierte an Maximilians Wohlwollen für die lutherische Lehre[1]) und erinnerte, um dessen Mifsmut über den Bildersturm zu beschwichtigen, daran, dafs sich auch in Deutschland, als hier die reine Lehre gegen das Papsttum aufkam, allerlei Sekten und Schwärmerei der Wiedertäufer regten; er fügte hinzu: mit Gottes Hilfe und Zutun der Obrigkeit seien sie abgestellt worden, und so werde es auch in den Niederlanden gehen, wenn dort erst die Augsburgische Konfession zugelassen worden wäre.[2])

Soviel war jedenfalls ersichtlich: wenn überhaupt, so war von den deutschen Fürsten Hilfe nur insoweit zu erwarten, als es sich um den Schutz des Augsburgischen Bekenntnisses in den Niederlanden handelte. Ganz unverblümt stellte Landgraf Wilhelm das Verlangen, die niederländischen Kalvinisten sollten die Augsburgische Konfession annehmen; nicht minder begehrten er und Graf Johann von Nassau vom Prinzen selber, dafs er sich jetzt offen zum Luthertum erkläre. Johann war sogar so naiv zu meinen, dafs der Bruder, indem er dadurch gegen den Kalvinismus Stellung nähme, den Bruch mit dem Könige vermeiden könne. Von Entsetzen war er erfüllt, als eine kalvinistische

Schrift in deutscher Sprache erschien, die auf dem Titel den Prinzen als Schirmherrn des reformierten Bekenntnisses anführte;[1]) sie erregte Oranien in Deutschland mancherlei böse Nachrede. Noch jetzt hatte der Prinz Bedenken, alle Brücken hinter sich abzubrechen; er würde, so liefs er sich noch im Anfange des Novembers verlauten, der einzige unter den Grofsen des Landes sein, der den alten Glauben verlasse, und wenn er sich der Augsburgischen Konfession anschliefse, so werde er das Vertrauen der Reformierten einbüfsen. Dafs er sich aber jetzt auf die Dauer nicht mehr der Forderung entziehen konnte, entschieden Farbe zu bekennen, das konnte er sich nicht verhehlen, und so meldete er schon wenige Wochen später nach Deutschland, er sei zum Übertritte zum Luthertum entschlossen, — eine Botschaft, die bei seinen und seiner Frau Verwandten hellen Jubel und ungetrübte Befriedigung hervorrief. Auch daran ging er jetzt mit Ernst, die niederländischen Protestanten zum gleichen Schritte zu bestimmen. Noch im Herbste 1566 tauchte der Plan auf, zur Bekämpfung des Kalvinismus lutherische Prediger ins Land und zumal nach Antwerpen zu ziehen. Von vornherein zeigte sich freilich die Unmöglichkeit, die Reformierten französischer Zunge auf diese Weise zu gewinnen, da kein lutherischer Prädikant aufzutreiben war, welcher der französischen Sprache mächtig war.[2]) Die lutherische Gemeinde von Antwerpen und Graf Ludwig wandten sich mit Wissen und Willen Oraniens[3]) an die Grafen von Mansfeld in Mitteldeutschland um Überlassung einiger ihrer Prediger auf mehrere Monate; dem ehrenvollen Ersuche wurde entsprochen. Etwa ein halbes Dutzend deutscher Prediger tauchte zum Ende des Jahres in Antwerpen auf; die berühmtesten von ihnen waren Matthias Flacius Illyricus, Hesshuizen und Cyriacus Spangenberg. Wie sich voraussehen liefs, stifteten sie hier mehr Zwietracht als Eintracht, und anstatt Nutzen richteten sie vielmehr Schaden an, indem durch ihr Auftreten der Gegensatz zwischen den beiden Schwesterkirchen eher verstärkt wurde.

Die Kunde, dafs Oranien zur Annahme des Evangeliums bereit sei, steigerte die Sympathie in Deutschland für seine Sache. Als die Regentin an die deutschen Fürsten ein Rundschreiben erliefs, in dem diese zur Unterstützung der spanischen und zur Verhinderung der geusischen Rüstungen aufgefordert wurden, erhielt sie von Sachsen, Hessen und Württemberg sehr deutliche

Antwort: sie solle die Waffen niederlegen und das Augsburgische Bekenntnis zulassen; für die Duldung der Protestanten überhaupt sprach sich der Kurfürst von der Pfalz aus. Hatte die Statthalterin in ihrem Zirkular die Konföderierten als Rebellen hingestellt, deren Anmafsung durch die gröfsten Konzessionen nicht zu stillen sei, und welche die schrecklichsten Sekten begünstigten, so wies ein Protest der Verbündeten darauf hin, dafs allen Bewilligungen der Herzogin schon deshalb nicht zu trauen sei, weil sie bisher noch keine unzweideutige Entscheidung vom Könige selbst auf ihre Petition vom April empfangen hätten, und weil die Religionsverfolgung, nachdem sie eine Zeitlang geruht hätte, jetzt wieder aufgenommen würde. Nur der Kurfürst von Brandenburg machte eine Ausnahme; er gestattete, dafs seine Untertanen in spanische Dienste träten, um bei der Ausrottung der Kalvinisten und Wiedertäufer mitzuwirken; immerhin bat auch er den König, die Gewalt zu vermeiden und die Ruhe ohne Blutvergiefsen wieder herzustellen.[1]) War aber Oranien und den Reformierten damit geholfen, dafs seine deutschen Gönner Laufplätze und Durchmärsche im spanischen Interesse verboten? Bekam Philipp doch anderwärts deutsche Söldner zur Genüge. Schliefslich nahmen alle Pensionäre des Königs, selbst die lutherischen Bekenntnisses, ausgenommen nur Johann von Nassau, die Bestallungspatente an, die ihnen der König zuschickte. Wo der spanische Dukaten rollte, da schwiegen die Stimmen der Ehre, des Gewissens und die religiöse Zusammengehörigkeit; alles beeilte sich, seine Dienste dem Herrscher anzubieten, der über die Schätze der neuen Welt verfügte. Umsonst warnten Sachsen und Hessen den protestantischen Herzog Ernst von Braunschweig, sich gegen seine Glaubensgenossen durch den König mifsbrauchen zu lassen; die Regentin stellte ihm die Sachlage so dar, als sei den niederländischen Rebellen die Religion nur ein Vorwand, um sich gegen ihre rechtmäfsige Obrigkeit zu erheben.[2])

Immer mehr wuchs die Autorität der Regentin; immer bedrohlicher klang das Gerücht von den gewaltsamen Absichten des Königs, und nicht einmal die lahme Intervention, welche der Kurfürst seinem Neffen versprochen hatte, rückte sonderlich von der Stelle. Der Herzog von Württemberg wollte sich nur daran beteiligen, falls der Kurfürst von der Pfalz ausgeschlossen würde; August von Sachsen hatte zwar Baden, den Kurfürsten

von Brandenburg, die fränkischen Zollern, Mecklenburg und Pommern für den Plan gewonnen, wollte aber nur für die Anhänger der Augsburgischen Konfession eintreten. Freundlicher stand der alte Landgraf Philipp von Hessen den Kalvinisten gegenüber. Ihm ging die gemeinsame Sache des Protestantismus über die dogmatischen Abweichungen; auch war ein Schreiben der Antwerpener Reformierten auf ihn nicht ohne Eindruck geblieben, worin sie sich über die Verleumdungen beschwerten, die man in Deutschland gegen sie ausstreue, und ihre Abweichung von der Augustana dem Erkenntnisse eines Konzils oder einer Synode, oder auch der Generalstände anheimzustellen sich erboten.[1]) Als im Anfange des Dezembers Graf Johann in Utrecht weilte, faſsten die Nassauischen Brüder den Entschluſs, eine neue Hilfegesandtschaft in Deutschland umherziehen zu lassen, bestehend aus Johann selber, den Grafen Ludwig zu Königstein, Philipp von Hanau und Ludwig von Wittgenstein; sie sollten sowohl bei dem Kurfürsten August, als auch in Süddeutschland, bei den Pfälzern, in Württemberg und Baden, anklopfen.[2]) Es ward ihnen eine lange Instruktion erteilt; darin war mit besonderem Nachdrucke betont, daſs es dem Könige trotz seiner Versicherungen nicht sowohl auf die Züchtigung von Rebellen als vielmehr auf die Ausrottung von Ketzern ankomme, daſs er die Lutheraner ganz ebenso hasse, wie die Kalvinisten und Wiedertäufer, wenn er auch in seinen Briefen nach Deutschland immer nur diese beiden letzten ausdrücklich als seine Widersacher bezeichne, daſs er auch an der Zunahme des Protestantismus im Niederlande gerade dem Prinzen „als einem in der Augsburgischen Konfession geborenen und auferzogenen deutschen Fürsten“ die Hauptschuld zulege und beimesse. Die Mission der vier Grafen kam nicht zu Stande. Graf Königstein sollte als Gesandter des Kaisers nach England reisen; Graf Wittgenstein hatte sich eben vermählt, und Johann von Nassau selber ward durch Geschäfte im Kleveschen Dienste verhindert. Je verzweifelter des Prinzen Lage wurde, um so dringender wurden die Hilferufe, die er nach Deutschland erschallen lieſs. Um den Eifer Sachsens und Hessens anzuspornen, wuſsten er und Ludwig ihnen bereits in den ersten Tagen des Jahres 1567 zu berichten, daſs die lutherisch-kalvinistischen Unionsverhandlungen die besten Fortschritte machen. Aber der Bescheid, der ihnen wurde, war geradezu niederschmetternd. Landgraf Wilhelm riet den Nassauern,

sich nicht allzusehr auf die Hilfe der Fürsten zu verlassen: sie seien allzu antikalvinistisch gesinnt, um sich der Niederländer wirksam anzunehmen; eine Fürbitte sei das höchste, wozu sie zu bestimmen seien, und würde sich wohl König Philipp darum kümmern? Vorsicht, dafs sie nicht unversehens überwältigt würden, und Selbsthilfe, darauf seien die Niederländer nunmehr angewiesen; von Deutschland aus sei lediglich eine wohlwollende Neutralität zu erwarten; alles Übrige sei Gott zu befehlen.[1])

Selbsthilfe: das war das Losungswort für Oranien und die niederländischen Protestanten. Auf ihre eigenen Kräfte sahen sie sich angewiesen, und ob diese zum Widerstande gegen die Krone und das spanische System ausreichten, darauf wurde jetzt die Probe gemacht.

Zum Anfange des Dezembers hatte die Antwerpener Synode den Beschlufs bewaffneten Widerstandes gefafst; der Oberbefehl sollte Oranien, Hoorne oder Brederode angeboten werden. Gilles Le Clerq begab sich zunächst nach Vianen, um Brederode davon Mitteilung zu machen; beide reisten sodann nach Amsterdam zu Oranien und Ludwig von Nassau; Anhänger der neuen Religion stellten sich daselbst in grofser Anzahl ein, sowohl Edelleute als auch die Bevollmächtigten der reformierten Gemeinden Hollands. Am 14. Dezember hielten diese letzteren hier eine Synode ab; Graf Ludwig legte ihnen eine Proposition vor, worin er sie zur Einzahlung ihres Beitrages zur „Drei-Millionen-Petition“ und zur Annahme des Augsburgischen Bekenntnisses mahnte. Der Plan, den Weg der Gewalt zu beschreiten, wurde gebilligt; zuvor sollte der Herzogin allerdings noch eine Art von Ultimatum gestellt werden. Es war dies das Projekt der sogenannten „dritten Petition“, dafs nämlich die Regentin ihrerseits auf militärische Mafsregeln verzichte und den Akkord vom August aufrecht erhalte. Als Voraussetzung für ihren Anschlufs an die Sache des Protestantismus verlangten Oranien und Nassau allerdings die Union zwischen Lutheranern und Kalvinisten auf der Grundlage der Augsburger Konfession, da nur so auf wirksamen Beistand von den deutschen Fürsten zu hoffen sei; mit Aufträgen in dieser Richtung wurde Gilles Le Clerq am 20. Dezember nach Antwerpen zurückgeschickt; von da sollte er alle Provinzen ohne Ausnahme besuchen, um den Zusammenschlufs der beiden Bekenntnisse zu bewirken.[2]) Noch wollte Oranien nicht förmlich an die Spitze des Aufstandes treten; doch wurde vereinbart, dafs Graf Ludwig die

deutschen Höfe bereise; er sollte diejenigen Fürsten, auf deren Hilfe man rechnete, um ihre Ansicht befragen, und darnach gedachte sich Oranien alsdann zu entscheiden. Er unterschätzte nicht die Gefahren des Kampfes. Er war bereit, die Niederlande auf Nimmerwiedersehen zu verlassen, wenn ihm der König auf die Fürsprache der Fürsten hin erträgliche Bedingungen bewilligte; aber es widerstrebte ihm doch, nur für seine Person Rettung zu suchen, das Land, das ihm eine zweite Heimat geworden war, dem Wüten der Spanier und der Inquisition preiszugeben, sowie durch die Flucht gleichsam ein Eingeständnis seiner Schuld zu geben.[1])

Der Plan des Ultimatums für die Statthalterin wurde vom Antwerpener Konsistorium gebilligt. Jean Crespin und Taffin arbeiteten eine Supplik aus, worin sich die Reformierten bei dem adligen Bunde über den Bruch des Akkordes beschwerten; sie sollte den Verbündeten gleichsam als Unterlage für die Petition dienen, die diese dann der Regentin überreichen wollten. Leider ist uns nichts davon bekannt, welche Aufnahme die Wünsche der Nassauer hinsichtlich der Union beim Antwerpener Konsistorium und sonst im Lande fanden. Es läfst sich freilich annehmen, dafs sie auf entschiedenen Widerstand stiefsen. Wir hören, dafs sich Ende Dezember und Anfang Januar zahlreiche Geusen bei Brederode einstellten, darunter der Herr von Toulouse, der da offen sagte, lieber wolle er sterben, als das Augsburgische Bekenntnis annehmen. Am 7. Januar fand eine Zusammenkunft Brederodes mit Ludwig von Nassau im Rennesseschen Schlosse Ter Aa statt; viele konföderierte Edelleute und Konsistorialen waren zugegen. Es wird uns überliefert, dafs es hier zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Brederode und Graf Ludwig kam, und dafs schliefslich ein Beschlufs gefafst wurde, dessen Genehmigung dem Prinzen vorbehalten blieb. Wahrscheinlich bildete die Frage des Bekenntnisses den Gegenstand dieses Zwistes; vielleicht trat Brederode dafür ein, dafs sich der adlige Bund auch fernerhin der Gemeinden annehme, ohne deren förmliche Unterwerfung unter das Luthertum zu verlangen. Brederode zog mit seinem Gefolge unmittelbar darauf nach Amsterdam weiter, und es mufs hier mit dem Prinzen eine Verständigung erfolgt sein, durch welche die konfessionelle Selbstständigkeit der Reformierten in irgend welcher Form anerkannt wurde. Es wurden wohl zugleich Verhandlungen über die

Einzelheiten des Widerstandes gepflogen, den man der Herzogin leisten wollte, und eine Versammlung derjenigen Grofsen, die noch zur Opposition gehörten, wurde für den 30. Januar nach Breda ausgeschrieben. Ziemlich lange verweilte Brederode in Amsterdam und im nördlichen Holland; hier trafen ihn zwei Bevollmächtigte der Regentin, Pierre de Quaderebbe, Mayeur von Löwen, und Jacques de la Torre, Sekretär des Geheimrats. Sie hatten den Auftrag, ihm seine Werbungen, die Befestigung von Vianen und den Druck häretischer Schriften daselbst zu verbieten, desgleichen ihn zur Leistung des neuen Treuschwurs zu ermahnen. Er lehnte ihre Aufforderung ab, erklärte sich aber bereit, wenn man ihn im Verdachte der feindseligen Gesinnung gegen den König halte, aufser Landes zu gehen. Am 21. Januar kehrte er, von Toulouse und Dathenus begleitet, nach Vianen zurück; er musterte neue Truppen und arbeitete an der Verstärkung der Festungswerke. Umsonst war es nicht minder, wenn die Statthalterin durch Oranien auf Brederode einzuwirken versuchte; der Prinz liefs sich von diesem Erklärungen abgeben, durch die alle Anklagen einfach in Abrede gestellt wurden, und beteuerte deren Loyalität vor der Herzogin. Zusehends verschärfte sich die Sprache in der Korrespondenz Oraniens mit der Regentin; mehr und mehr fiel der dünne Schleier persönlicher Kourtoisie, der den politischen Gegensatz bisher notdürftig verhüllt hatte. Der Prinz tadelte ihr Vorgehen gegen Valenciennes; er weigerte sich, seiner Ordonnanzkompagnie den Treueid abzunehmen, und schickte sie ihr zu, damit sie sie selber schwören lasse. Und nun begab er sich, während Graf Ludwig nach Deutschland eilte, zum gröfsten Verdrusse Margaretens von Amsterdam über Haarlem nach Antwerpen; er erklärte, nachdem er Holland pazifiziert habe, wolle er jetzt wieder seiner Pflicht in Antwerpen genügen. Wie Hohn klangen diese Worte; denn konnte seine Ankunft in dieser Stadt einen anderen Zweck haben, wie sie zum Mittelpunkt des bewaffneten Widerstandes gegen die Krone zu machen?[1])

Auf dem Umwege über Breda ritt Oranien nach Antwerpen. Es war die letzte Versammlung der Liga, welche das alte Kastell der Nassauer um den 1. Februar in seinen Mauern beherbergte. Aufser dem Prinzen waren die Grafen von Hoorne, Hooghstraeten, Neuenahr und van den Bergh, sowie Brederode mit seinem Geusengefolge erschienen. Jedenfalls wurde die Supplik, die von Toulouse und Gilles Le Clerq entworfen worden war, in Breda

förmlich genehmigt; für den Fall ihrer Verwerfung wurde der Beschluſs gefaſst, die reformierte Kirche in der Freiheit ihrer Religionsübung durch das Mittel der Gewalt zu erhalten. Brederode sollte sich offen für sie erklären; der Prinz sollte sich zunächst neutral halten, aber im Geheimen den Aufständischen allen Vorschub leisten. Ein Heer von 6000 Mann Infanterie und 1200 Reitern sollte durch Brederode im Lande selbst aufgebracht werden; von Ludwig von Nassau hoffte man, daſs er an die 3 bis 4000 Pistolenreiter und 30 bis 40 Kompagnieen Fuſsvolk aus Deutschland herbeiführen würde.[1])

Zwei Tage vor Oranien, am 2. Februar, langte Brederode in Antwerpen an. Bevollmächtigte aller reformierten Kirchen des Landes waren hier anwesend; mit ihnen schloſs Brederode einen förmlichen Vertrag, durch den er ihren Schutz übernahm; dafür verpflichteten sie sich, jeder eine Summe von bestimmter Höhe aufzubringen; so fielen auf Valenciennes 20000 fl., eine Summe, die später verdoppelt wurde. Wie gewöhnlich, so war auch hier Brederode von einem ganzen Stabe konföderierter Edelleute umgeben; die beiden Toulouse, Cocq, Wingle, d'Andelot, Villers, Escaubecq, die beiden van der Aa, die beiden Trélon und die beiden Battenburg, Boisot u. a. m. hielten sich mit ihm zugleich in Antwerpen auf. Sie unterzeichneten mit ihm die Urkunde über das Bündnis mit den Gemeinden; er teilte ihnen den Wortlaut der neuen Petition mit.[2]) Noch am Tage seiner Ankunft verlangte Brederode schriftlich von der Herzogin freies Geleite nach Brüssel zur Überreichung der Bittschrift für sich und die verbündeten Adligen; deren Zahl war freilich seit den Tagen des Aprils vom Vorjahre und von St. Trond arg zusammengeschmolzen; nur etwa mit 30 bis 40 Pferden kündigte er sein Erscheinen an. Gerade hatte ihm die Regentin (2. Februar) ihrerseits ein Ultimatum geschickt, worin sie ihm zum letzten Male den Treuschwur und die Sistierung seiner Rüstungen auferlegte; um so weniger war sie gewillt, ihm für seine neue Aktion irgendwelches Entgegenkommen zu beweisen. Sie verbot ihm, Brüssel zu betreten; sie untersagte auch Oranien und Egmont, falls sie hierhin kommen wollten, Mitglieder des Bundes mitzubringen; sie gab den strikten Befehl, Brederode und seinen Anhang die Tore der Hauptstadt nicht mehr passieren zu lassen.[3]) Es blieb Brederode somit nichts übrig, als die beiden neuen Petitionen, sowohl die der reformierten Gemeinden an den Bund,

als auch die der Konföderierten selbst, von Antwerpen aus der Statthalterin übermitteln zu lassen. Die Antwort war unschwer vorauszusehen. Margareta erwiderte ihm (16. Februar), er habe gar kein Recht mehr, im Namen des Adelsbundes zu sprechen, da sich weitaus die meisten Mitglieder bei der Erklärung des Königs vom 31. Juli des verflossenen Jahres beruhigt hätten. Entschieden stellte sie in Abrede, den Protestanten jemals freien Gottesdienst bewilligt zu haben; sie wiederholte ihre Interpretation des Akkordes vom August und wies das Verlangen nach Abrüstung zurück; sie erklärte, dafs sie ihm auf weitere Petitionen überhaupt keinen Bescheid mehr erteilen würde, und befahl ihm und seinen Genossen, sich auf ihre Güter zurückzuziehen und sich um die öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr zu bekümmern, sondern Frieden zu halten, da sie sonst mit Gewalt gegen sie als Ruhestörer einschreiten werde. Deutlicher konnte die Herzogin nicht zeigen, dafs sie nunmehr bedingungslose Ergebung unter ihren Willen forderte; die Zeiten waren für immer vorüber, da sie sich noch durch Petitionen einschüchtern liefs.[1])

Hand in Hand mit dem Ultimatum der Verbündeten an die Regentin ging ein letzter Versuch derjenigen Grofsen, die noch bei der Liga verharrten, für den unvermeidlich bevorstehenden Kampf Egmont von der Regentin zu trennen. Von Breda aus folgten Oranien, Hoorne, Hooghstraeten und Neuenahr Brederode nach Antwerpen. Am 8. Februar wurde hier ein Kind Hooghstraetens getauft; nach Beendigung der Feier richteten die versammelten Herren gemeinschaftlich (am 10. Februar) ein Schreiben an Egmont: sie wollten eine neue Liga schliefsen, um dadurch den Predigten Einhalt zu gebieten, damit der König nicht mit Heeresmacht zu kommen brauche; darauf wollten sie durch Vermittlung der Stände den Monarchen um einen Generalpardon bitten; wenn dieser trotzdem auf seinen blutdürstigen Plänen bestehe, ihnen das Haupt abschlagen, das Land den Spaniern unterwerfen und als erobertes Gebiet behandeln wolle, so sollten sie ihm den Eintritt streitig machen. Wie die Antwort Egmonts lautete, steht nicht ganz sicher fest;[2]) im wesentlichen dürfte sie abschlägig gewesen sein, jedoch nicht so energisch, dafs nicht die alten Genossen durch persönliche Einwirkung doch noch einen Erfolg zu erzielen gehofft hätten. Hooghstraeten begab sich nach Gent und bat ihn, er möge nach Antwerpen kommen, damit sie sich hier alle zusammen über die

Gefährdung des Landes und ihrer eigenen Person verständigten. Egmont lehnte ab, indem er sagte, er habe dort nichts zu tun und wolle keinen Verdacht erregen. Damals war es, dafs Hooghstraeten zu einem Ratsherrn des flandrischen Hofes äufserte: „Der König will mit Heeresmacht kommen, und wir stehen mit verschränkten Armen da!“

Leider sind wir über die letzten Verhandlungen Egmonts mit den Herren von der radikalen Opposition lediglich auf seine eigenen Mitteilungen angewiesen, die er alsbald der Regentin vertraulich zugehen liefs, und die er später in seinem Prozesse machte. Offenheit und Vollständigkeit darf man von ihnen allen nicht erwarten; die der ersten Gruppe sind zudem von der Tendenz getragen, seine Standhaftigkeit gegenüber den Lockungen der alten Freunde ins rechte Licht zu stellen. Es scheint, dafs seine Haltung damals doch noch nicht ganz fest war, und dafs er seinem Schwanken erst dann ein Ende machte, als er (Mitte Februar) nach Brüssel zurückkehrte. Hier traf er mit Noircarmes zusammen, der soeben aus Tournai angelangt war, und unter dessen Einflusse vollzog sich seine völlige Abkehr von der Liga. Noircarmes stellte ihm vor, wie man ihn bisher von allen Seiten betrogen und mifsbraucht hätte; da vergofs Egmont Tränen, „so grofs, wie Erbsen“; Zweifel und Angst quälten seine Seele. Er merkte wohl, dafs es den Andern auch jetzt nur darum zu tun war, ihn durch das — voraussichtlich unfruchtbare — Projekt der Unterdrückung der Predigten von neuem auf die Bahn der Opposition zu sich hinüberzuziehen. Noircarmes diktierte ihm einen förmlichen Abschiedsbrief an die Herren in Antwerpen. Sie wurden darin gewarnt, gegen Gott, König und Ehre zu handeln, und ermahnt, ihrer Pflicht als treuer Vasallen eingedenk zu sein, da er sie sonst für seine Feinde ansehen müsse. Selbst wenn der König, so beteuerte Egmont, die Niederlande dem spanischen Regimente unterwerfe und ihn selbst seine Ungnade aufs schärfste fühlen liefse, so würde er doch niemals die Waffen ergreifen, sondern sich nur in das Privatleben, und falls es möglich wäre, aufser Landes zurückziehen; er verbat sich von ihnen jede weitere Korrespondenz über diesen Gegenstand. Eben jetzt (am 17. Februar) unterzeichnete er die Akte über den neuen Eid; er legte ihn ab in Gegenwart von Noircarmes in die Hände der Regentin, indem er schwur, gegen alle die zu kämpfen, welche sich als Rebellen

wider den König und die katholische Kirche erklären würden. Und dafs es ihm damit Ernst war, das bewies er, indem er der Regentin Kunde gab von den Anschlägen, die Oranien damals gegen Seeland im Schilde führte. Sofort nach dem Empfange seines letzten Schreibens forderten Oranien, Hoorne, Hooghstraeten und Brederode von Egmont die Briefe zurück, die sie ihm geschrieben hatten; er leistete dem Begehren Folge. Am Morgen des 21. Februars tauchte der Graf von Neuenahr plötzlich in Brüssel auf; er suchte Egmont auf, der noch im Bette lag, und kehrte sofort nach Antwerpen zurück, ohne sonst jemanden zu begrüfsen; es wurde erzählt, er habe Egmont im Auftrage der Liga eröffnet: wenn er gegen das handele, was er früher mit den übrigen vereinbart habe, würden sie ihn für wortbrüchig erklären. Das Tafeltuch zwischen Egmont und den alten Freunden war jetzt zerschnitten. Seinem Beispiele schlossen sich verschiedene Konföderierte an, um auch ihrerseits ihren Frieden mit der Regierung zu machen, so Beckerzeel, Risoir und van der Meere; sie versicherten der Herzogin, dafs sie mit der letzten Petition des Bundes nichts mehr zu tun gehabt hätten.[1])

Brederode und die Aktionspartei warteten nicht erst die Antwort der Regentin auf ihr Ultimatum ab, um sich für eine umfassende Offensive zu rüsten. Der Mittelpunkt des bewaffneten Widerstands, den sie jetzt betrieben, war Antwerpen; hier weilten in der ersten Hälfte des Februars alle Führer, Oranien, Hoorne, Hooghstraeten und Brederode.

Den ganzen Winter über hatte Hooghstraeten das Regiment in Antwerpen geführt, und zwar gemäfs den Intentionen Oraniens, indem er nämlich dem Luthertume allen möglichen Vorschub leistete, den reformierten Gottesdienst tolerierte, zugleich aber allen Ausschreitungen des Pöbels, der sich den Kalvinisten an die Fersen heftete, mit blutiger Energie steuerte. Die bedeutsamste Rolle nächst ihm spielte Oraniens Vertrauter Straelen. Der Prinz hatte ihn für die Dauer seiner Abwesenheit mit einer Art von Stellvertretung beauftragt; so hatte der Bankier, wiewohl er von der Brüsseler Regierung nicht darin anerkannt war, eine halbamtliche Stellung inne; man gab ihm den Beinamen eines „Tyrannen von Antwerpen“. Alle Bemühungen der Nassauer, eine Vereinigung der Lutheraner mit den Kalvinisten zu Stande zu bringen, blieben allerdings fruchtlos; es gelang ihnen

das nicht einmal in ihrer eigenen Stadt Breda, geschweige denn in Antwerpen, und doch hätte von hier das Beispiel für das übrige Land ausgehen müssen. Zwischen den aus Deutschland herbeigerufenen lutherischen und den kalvinistischen Prädikanten kam es zu heftigen Disputen; die einen gaben die Schuld der Schmähsucht und Intoleranz der anderen.[1])

Der Regentin waren diese Zustände ein Dorn im Auge; zumal die Anwesenheit der fremden Prediger. Zum Anfange des Jahres 1567 sandte sie drei Mandate nach Antwerpen: im ersten forderte sie die Ausweisung der ausländischen Prädikanten; das zweite teilte die Achterklärung von Valenciennes mit; das dritte verbot die Vornahme von Werbungen in der Stadt. Nach einigem Zögern entschlofs sich der regierungsfreundlich gesinnte Rath zur Veröffentlichung der drei Edikte (24. Januar). Gerade bei der Haltung des Magistrates konnte es nicht so schwer sein, die Stadt wieder in den Bereich der staatlichen Autorität zu ziehen. Mit Hooghstraeten allein wäre man wohl fertig geworden; die Rückkehr Oraniens und Brederodes aber stellte alles wieder in Frage. Soweit aber war der Herzogin der Mut bereits gewachsen, dafs sie selbst jetzt noch nicht an der Pazifikation Antwerpens verzweifelte. Kaum war Oranien hier eingetroffen, so sandte sie an ihn und den Magistrat den gemessenen Befehl, die Predigten zu sistieren. Der Magistrat ersuchte den Prinzen dringend um seine Mitwirkung bei der Ausführung dieser Ordre, und Oranien konnte sich dem nicht ganz entziehen. Am 10. Februar fafsten Oranien, Hooghstraeten und der Magistrat gemeinsam den Beschlufs: sie wollten die Predigten abstellen unter der Bedingung, dafs alles Vergangene vergeben und vergessen, und dafs alle Widerstrebenden drei Monate Zeit erhielten, um ihre Güter zu verkaufen, sowie das Land zu verlassen. Es ist richtig, dafs dieser Schritt bis zu einem gewissen Grade den Mafsnahmen widersprach, die man zehn Tage zuvor in Breda ins Auge gefafst hatte; aber so war es nun einmal Oraniens Art, mehrere Pfeile zugleich im Köcher zu halten; es war immerhin eine gewagte Sache, es auf einen Waffengang ankommen zu lassen, und ohne Zweifel hoffte man, dadurch Egmont zu gewinnen: setzten doch eben an jenem Tage (10. Februar) die letzten Bemühungen der Herren in dieser Richtung ein. Es war gewissermafsen ein äufserstes Friedensangebot, noch über das Ultimatum Brederodes weit hinausgehend,

da ja selbst die Predigten geopfert werden sollten. Aber die Regentin nahm nicht einmal diesen Vorschlag an. Wie sehr sie auch das Aufhören der Predigten wünschte, so wollte sie doch nichts bewilligen, wodurch dem Könige die Hände gebunden würden. Nach eingehenden Verhandlungen im Staatsrate gab sie den Befehl, dafs der gewünschte Pardon der Bestätigung durch den König vorbehalten bleiben müsse, und dafs schwerere Verbrechen, wie Kirchenschändung, Aufruhr, Verschwörung usw., auf jeden Fall davon ausgeschlossen sein müfsten. Es war klar, dafs auf dieser Grundlage zu einem friedlichen Abkommen mit den Kalvinisten nicht zu gelangen war, und es war wohl auch von vornherein dabei mehr die Absicht Oraniens, Zeit zu gewinnen, sowie Egmont wieder mit sich fortzureifsen, indem er ihm das mangelnde Entgegenkommen der Regentin recht deutlich vor Augen rückte.[1])

Dafs Oranien und Hooghstraeten im Ernste daran gedacht haben, Antwerpen der Regierung auszuliefern, ist um so weniger glaubhaft, als ja diese Stadt der Stützpunkt der militärischen Vorbereitungen und Pläne war, die Brederode jetzt im geheimen Einverständnisse und mit stillschweigender Duldung Oraniens betrieb. Durch die geusischen Edelleute nahm Brederode jetzt umfassende Werbungen in Antwerpen vor; grofse Vorräte von Waffen und Munition wurden eingekauft. Während nun Oranien und Hooghstraeten diese Stadt, die wichtigste der ganzen Niederlande, vor der Regierung hüteten, hatte Brederode im neu befestigten Vianen eine starke Position, von der aus er sich des benachbarten Utrechts, sowie Amsterdams, des bedeutendsten Platzes des Nordens, im Einvernehmen mit den zahlreichen Kalvinisten daselbst zu bemächtigen gedachte. Die seeländischen Inseln, zumal Walcheren mit Vlissingen, sollten durch eine Landung der Insurgenten gesichert werden. Oranien selbst wufste um diesen Plan und unterstützte ihn; er suchte sich der Kommandanten von Vlissingen und anderer Kastelle an der See zu versichern; das war um so wichtiger, als sich auf Walcheren eine grofse Menge von Geschützen befand. Indem man Antwerpen, Vlissingen, Utrecht und Amsterdam inne hatte, beherrschte man nicht nur die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, das Gouvernement Oraniens, sondern auch den Zugang von der Seeseite, die Verbindung mit Frankreich, England und zu Meere mit Spanien, die ganze Schiffahrt und den Handel des Landes,

seine Versorgung mit Getreide. Holland, Utrecht und Antwerpen waren gleichsam die natürliche Operationsbasis für Brederode; von hier konnte er seine Truppen gegen Meghem marschieren lassen und Ludwig von Nassau die Hand bieten, wenn der Graf mit den deutschen Söldnern anlangte; eben diesem gewährte Maastricht den Eintritt in die Niederlande. Wenn man sich Meghems entledigt hätte, so wollte man an der französischen Grenze gegen Noircarmes zum Entsatze von Valenciennes marschieren. In Antwerpen weilten Gesandte der belagerten Stadt, die auf schnelle Hilfe drängten. Brederode sagte ihnen, sie könnten auf Oranien rechnen, wie auf ihn selber, und der Prinz sprach ihnen in eigener Person Mut und Trost ein: ihre Sachen stünden besser, als sie dächten; schon werde im Bunde und in Deutschland für sie gerüstet. In der Tat hatte es damals den Anschein, als ob die Mission des Grafen Ludwig in Deutschland einen guten Erfolg haben würde. Der wichtigste von den deutschen Fürsten, August von Sachsen, dessen Beispiel für seine Genossen maſsgebend zu sein pflegte, hatte im Anfange des Februars die günstigsten Eröffnungen gemacht. Er riet dem Prinzen, sein Gouvernement zu behalten und sich offen zur Augsburgischen Konfession zu bekennen; er versprach, daſs er ihm, falls ihn der König darob bekriegen wolle, „wie ein Freund tun und die Haare bei ihm aufsetzen wolle." Sogar die Notwendigkeit gab er zu, daſs jetzt Lutheraner und Kalvinisten in den Niederlanden zusammenhalten müſsten, da diese jenen doch noch viel näher stünden als die Papisten. Eben damals befand er sich im Lager von Gotha; er erbot sich zu verhindern, daſs das Belagerungsheer nach der Einnahme Gothas in den Dienst des Königs träte, vielmehr zu befördern, daſs es sich vom Prinzen und seinen Anhängern anwerben lieſse. Zahlreiche deutsche Offiziere erklärten sich bereits dazu geneigt, und wenn auch der Kaiser auf Betreiben Philipps ein Verbot gegen die Werbungen Ludwigs ergehen lieſs, so war das nach seiner eigenen Mitteilung an Günther von Schwarzburg nur leerer Schein. Soldaten konnte Graf Ludwig in Deutschland jedenfalls bekommen, soviel er haben wollte, wenn er sie nur bezahlen konnte, und dafür muſsten ja die Konsistorien sorgen.

Ein bewegtes Leben und Treiben spielte sich in Antwerpen in der ersten Hälfte des Februars ab. Es war nicht die gewohnte Geschäftigkeit am Hafen, bei den Speichern, in den Kontors und

auf der Börse; die Stadt stand nicht mehr im Zeichen des Merkur, sondern des Mars. Auf der Straſse ertönte die Werbetrommel; wallonische Söldner waren herbeigeeilt, um hier Handgeld zu nehmen. Eine düstere Entschlossenheit beseelte die Kalvinisten. Je mehr das Land pazifiziert wurde, um so mehr strömten die Prädikanten nach Antwerpen; sie reizten hier durch ihre Predigten die Gläubigen aufs heftigste auf. Brederode ernannte Hauptleute; sie formierten Truppen und liefsen sie schwören, für den König, für den Herrn von Brederode und für das Evangelium zu kämpfen. Mit Entrüstung vernahm die Statthalterin die Kunde von diesen Vorgängen. Sie schrieb an Oranien und an den Markgrafen, solchem Unfuge zu wehren; auch der Magistrat wandte sich an die beiden. Der Markgraf entgegnete, er sei nicht stark genug, und die Angelegenheit ginge nicht ihn, sondern den Prinzen als den Gouverneur an; dieser hinwiederum behauptete, der Markgraf habe hier einzuschreiten. Schliefslich mufste sich Oranien zu einer Demonstration herbeilassen; er erliefs ein Edikt, durch welches alle Vagabunden und fremden Soldaten aus der Stadt ausgewiesen wurden.

Zwar war ja in Breda beschlossen worden, dafs sich nur Brederode für die Reformierten offen erklären, dafs sich aber Oranien noch im Hintergrund halten, zugleich freilich, im Besitze seiner Ämter befindlich, der Empörung heimlich alle Unterstützung angedeihen lassen sollte. Die Versuche zur Abstellung der Predigten und das Auftreten gegen die Werbungen erschienen wohl aber dem Herrn von Brederode als eine allzu grofse Nachgiebigkeit Oraniens gegenüber der Regierung; er besorgte, dafs ihn der Prinz im Stiche lasse. Er war aufs höchste verstimmt und wollte abreisen. Darüber waren die Edelleute des Bundes aufs äufserste bestürzt; sie baten ihn zu bleiben, und er riet ihnen, von Oranien bestimmte Erklärungen zu verlangen, ob er es mit ihnen halte. In der Stärke von 20 bis 25 Mann traten sie vor den Prinzen, der sie in Gemeinschaft mit dem Grafen Hooghstraeten empfing. Das Wort führte der Herr von Escaubecq. Er frug Oranien, was er und seine Genossen zu tun hätten, ob sie das Land verlassen sollten, oder ob sie auf seinen Schutz rechnen könnten; er liefs ihn wohl merken, dafs auch sie sofort gehen würden, wenn er nicht offen für sie Partei ergreife. Oranien erwiderte zuerst, er könne sie nicht förmlich in seine Protektion nehmen, doch wolle er sie mit seinem Rate unter-

stützen. Da sie dadurch nicht befriedigt waren, bat er sich einen Tag Bedenkzeit aus. Nachdem er sich mit den Grafen von Hooghstraeten und Neuenahr beraten hatte, eröffnete er am nächsten Tage den Verbündeten, er wolle sie in seinen Schutz stellen, wenn sie Geld beschaffen, d. h. die Konsistorien veranlassen könnten, ihre Versprechungen zu erfüllen. Brederode und die Edelleute beruhigten sich dabei; noch zweifelten sie damals nicht daran, dafs es ihnen an Geld in Hülle und Fülle nicht fehlen würde. Sie rühmten sich grofser Mittel: allein in Antwerpen, so prahlten sie, gebe es an die hundert Kaufleute, die ihnen monatlich an die 1500 fl. beisteuerten; manche hätten ihnen bereits an die 10 bis 20 000 fl. in barem Gelde gegeben. Die Regentin erfuhr, dafs die Geusen in Antwerpen 220 000, in in Gent 70 000 fl. aufgebracht hätten, und auch Graf Ludwig erzählte in Deutschland, in Antwerpen und Amsterdam habe man bereits je 300 000 Gulden beisammen. Wohl um dem Prinzen keine unnötigen Schwierigkeiten zu erregen und ihn seine Rolle als Vertrauensmann und Diener der Regierung noch eine Zeitlang weiter spielen zu lassen, verstanden sich Brederode und seine Soldaten dazu, Antwerpen zu verlassen. Brederode reiste am 16. Februar ab, nachdem er den Philipp von Marnix zum Generalschatzmeister zur Verwaltung der einlaufenden Gelder eingesetzt hatte; es ward schon dafür gesorgt, dafs dieser nicht allzu viel Arbeit in dieser Eigenschaft erhielt. Die Soldaten Brederodes, etwa 2000 an Zahl, rotteten sich bei Merxem vor den Toren Antwerpens zusammen; auch von hier verwiesen, zogen sie ihrem Herrn nach Vianen nach. Immerhin blieben noch zahlreiche Geusen in Antwerpen, und ihre Werbungen hörten noch keineswegs auf. Zwar bat der Magistrat Oranien und Hooghstraeten, diesem Treiben ein Ende zu machen; der Prinz jedoch antwortete ausweichend, und in der Tat hörten beide nicht auf, nach Kräften die Verbündeten zu begünstigen.[1])

Mit einem glücklichen Handstreiche der Geusen begann der Krieg. In Herzogenbusch weilten noch immer der Kanzler von Brabant und der Herr von Merode; sie hatten den Auftrag, die Bürger zur Aufnahme einer Garnison zu bestimmen. Nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt stand Graf Meghem mit seinem Regiment. Die Kalvinisten von Herzogenbusch liefsen bereits den Mut sinken; sie wandten sich an ihre Glaubensgenossen in Antwerpen, und, entsandt von diesen, erschien am

18. Februar Anton van Bomberghe, der früher als Kapitän unter dem Prinzen von Condé gedient hatte, plötzlich innerhalb der Mauern. Er berief die drei Glieder der Bürgerschaft und erklärte, er sei durch Brederode im Auftrage von Oranien und Hooghstraeten zu ihnen geschickt, um ihre Verteidigung zu übernehmen. Er brachte Geschütze auf die Wälle und feuerte auf die Truppen Meghems; indem er sich zum Kapitän der Stadt aufwarf, beherrschte er sie mit unbeschränkter Machtvollkommenheit. Er bildete eine Truppe von 800 Mann und liefs die Bürger schwören, die Stadt gegen jedermann ohne Ausnahme zu verteidigen. Die beiden Regierungskommissare wurden als Gefangene behandelt; das Haus, darin sie wohnten, wurde Tag und Nacht bewacht; sie wurden mit Schmähungen überhäuft, dafs sie die Stadt verraten und Meghem zur Bestrafung ausliefern wollten, und schwebten in Lebensgefahr. Bomberghe liefs sich hören, er halte die beiden fest als Geiseln für diejenigen seiner Gesinnungsgenossen, die etwa im Verlaufe des Krieges der Regierung in die Hände fallen würden. Er nannte sich Statthalter der Stadt und nahm ihre Schlüssel in Verwahrung. Zwar desavouierten Oranien und Hooghstraeten auf Anfrage seitens der Regierung und des Magistrats von Herzogenbusch den verwegenen Abenteurer, und er berief sich fortan nur noch auf Brederode; vom Rat befragt, ob Bomberghe in seinem Auftrage handele, bescheinigte Brederode den Empfang des Schreibens, indem er sagte, er werde sich die Angelegenheit überlegen und später Bescheid erteilen. In der Tat schrieb er später an die beiden Kommissare so, dafs über sein Einverständnis mit Bomberghe kein Zweifel bestehen konnte. Es schien, als wolle Brederode alle die Hoffnungen erfüllen, die man auf ihn setzte. Bis weit ins Ausland hin erscholl sein Ruhm. In Paris verkaufte man sein Bildnis an den Toren, nicht minder auf der Messe von St. Denis, „wie wenn er ein Scipio wäre".[1])

Dem glücklichen Anfange entsprach nicht der Verlauf. Wenn früher kleinmütig und verzagt, so trug die Regentin jetzt das Haupt stolz und kühn. Sie teilte nicht die Besorgnisse, die manch einer in ihrer Umgebung hegte, so Viglius, der von dem „unüberlegten und vorzeitigen" Unternehmen, noch vor der Ankunft des Königs den evangelischen Gottesdienst zu unterdrücken, die schlimmsten Folgen befürchtete. Jetzt kam sie zur Einsicht, dafs einige Kompagnieen Infanterie mehr nützten,

als der gute Wille der Seigneurs. Und imposante Machtmittel standen ihr nunmehr zur Verfügung. Noch zum Ende des Vorjahres hatte sie an die 100000 fl. monatlich für militärische Zwecke aufwenden können; am Beginne des neuen Jahres befahl ihr der König, zwei deutsche Regimenter unter dem Grafen Eberstein in Schaumburg aufzubringen und sofort ins Land einrücken zu lassen. Da war es kein Wunder, dafs sich bereits im Februar ihr monatliches Kriegsbudget verdoppelte und sogar im folgenden Monate nach der Aussage Berlaymonts, des Leiters der Finanzen, auf die enorme Summe von 300000 fl. stieg.[1])

Das Gepräge einer kräftigen Offensive trugen die Operationen der Regierungstruppen. Eine Belagerung von Herzogenbusch schien freilich für die nächste Zeit unausführbar; dafür wurde aber Meghem mit seinem Regimente in das Gouvernement des unzuverlässigen Prinzen von Oranien dirigiert. Aus seinem Lager von Herzogenbusch aufbrechend, überschritt er am 21. Februar bei Gorkum die Waal; er gelangte bis in die Gegend von Liesveld am Leck, etwas westlich von Vianen; das zu dieser Herrschaft gehörige Städtchen Ameide wurde geplündert. Brederode, wiewohl von einigen tausend Mann umgeben, wurde vom Schrecken gepackt. Er liefs am 25. die Bürger von Vianen auf das Schlofs kommen, und sie tauschten hier das Wechselgelöbnis aus, einander bis zum letzten Atemzuge beizustehen; trotz dieser heroischen Pose hielt es der „grofse Geuse“ für geraten, in der folgenden Nacht mit nur drei Pferden zu entweichen; er begab sich nach Amsterdam. Meghem fühlte sich gar nicht stark genug, gegen Vianen mit Belagerung oder Sturm vorzugehen; er zog es vor, sich erst Utrechts zu versichern. Zwar stand der Kommandant hier in besonderem Verhältnisse zu Oranien, aber die katholische Partei war erstarkt, und die Stände des Bistums hatten selbst um die Entsendung von Truppen gebeten. Am letzten Februar erschien Meghem vor Utrecht; er begehrte und erhielt ohne Widerstand Einlafs in Stadt und Festung. Die Bürger wurden entwaffnet und mufsten den neuen Eid schwören. Nachdem Meghem eine genügende Besatzung zurückgelassen hatte, wandte er sich gegen Vianen. Auch jetzt noch wollte er keinen direkten Angriff wagen; er beschränkte sich darauf, am andern Ufer des Leck ein Bollwerk anzulegen und der Stadt nach Möglichkeit die Zufuhr, sowohl zu Lande als auch auf dem Strome, abzuschneiden.

Das Kommando in Vianen führte Cocq; die Zustände, die sich hier entwickelten, waren geradezu trostlos. Es fehlte an Geld. Die Konsistorien hatten Brederode in Antwerpen versprochen, ihm sofort 60 000 fl. aushändigen zu wollen. Blutwenig aber war es, was sie in Antwerpen selber den Truppen ausgezahlt hatten; ein ganz geringes Handgeld kam auf den Mann. Nach Vianen wurden ihm darauf nur etwa 7000 fl. nachgeschickt; von den acht Kompagnieen, die hier lagen, erhielt die einzelne höchstens 1600 bis 1800 fl. Die Verpflegung war jämmerlich, es gab nichts als Käse; dazu kamen fortwährend neue Soldaten an, so einige Kompagnieen, welche die Brüder Battenburg in Geldern ausgehoben hatten und nunmehr stromabwärts herbeiführten. Bei dem Mangel an Truppen im Lager Meghems war es freilich nicht möglich, die Stadt streng abzusperren. Die Soldaten machten mitunter Ausfälle und ergossen sich plündernd und brandschatzend über die benachbarte Gegend; zumal die geistlichen Anstalten wurden schwer durch sie heimgesucht; diese Ausschreitungen trugen ihnen jedoch die Feindschaft und den Hafs der Bevölkerung ein. Selbst kleine militärische Vorteile errangen sie über die Regierungstruppen, so am 8. März über eine Abteilung von 800 Mann Meghems unter dem Befehle von Andrelecht beim Dorfe Meerkerk. Aber ihre Auflösung war doch nur eine Frage der Zeit. Immer wieder gingen ihre Offiziere nach Amsterdam, um von Brederode Geld zu holen, und immer wieder kehrten sie mit leeren Taschen zurück. Den betörten Soldaten gingen nach und nach die Augen auf; sie begannen daran zu zweifeln, ob sie wirklich im Namen des Königs in Sold genommen worden seien, wie Brederode und ihre Kapitäne ihnen vorgespiegelt hatten; sie verlangten ihre Pässe, um sich auf den Weg nach der Heimat zu machen.[1])

Unbestritten hatten die Regierungstruppen auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze das Übergewicht. Die Insurgenten waren in eine schwache, ja sogar klägliche Defensive gedrängt; der Fall von Utrecht, der stärksten Festung des Nordens, war für sie ein arger Schlag, da ihnen dadurch zum guten Teile die Möglichkeit genommen wurde, die östliche Hälfte des Gouvernements Oraniens wirksam zu beherrschen. Und noch schlimmer ging es ihnen auf dem westlichen Kriegsschauplatz, in Seeland. Um ihre Absichten auf die Inseln am Ausflusse der Schelde zu durchkreuzen, hatte der Brüsseler Hof in der zweiten Hälfte

des Februars Kommissäre nach Middelburg und den übrigen Städten gesandt. Sie überbrachten das strikte Verbot, irgend welche Truppen aufzunehmen, die nicht von der Herzogin selbst abgeordnet seien, am allerwenigsten solche, die unter Brederode und geusischen Kapitänen stünden; es ward weiterhin den Magistraten auferlegt, die Untersuchung gegen solche Personen zu eröffnen, die mit den konföderierten Edelleuten in Beziehungen stünden. Meghem wurde angewiesen, sich für alle Fälle, wenn es Not tue, bereit zu halten, um sich sofort von Holland nach Seeland werfen zu können; inzwischen schickte Margareta die Kompagnie des Herrn von Beauvoir nach dem wichtigen Kastelle von Seeburg (Ramekens). Oranien, von ihren Schritten unterrichtet, wollte ihr nicht Seeland ohne weiteres preisgeben. In seinem Auftrage begab sich der Baron von Boxtel, Leutnant seiner Ordonnanzkompagnie, nach Walcheren; er liefs hier die Trommel rühren und warb Soldaten angeblich im Namen des Königs; er überbrachte den Magistraten den Befehl, keinerlei Garnison aufzunehmen, von welcher Seite sie auch immer komme, also auch nicht auf Befehl der Statthalterin; d. h. er wollte etwaige Vorkehrungen des Hofes zum Schutze der Insel gegen die Truppen der Aufständischen vereiteln. So war der Boden vorbereitet für die Expedition, welche die Geusen jetzt nach Walcheren unternahmen.

Am hellen Mittage beim Schalle der Trommel zogen am 2. März drei Kompagnieen von je hundert Mann durch Antwerpen; sie standen unter dem Befehle des Herrn von Toulouse, des Jean Denys aus Flandern und eines Franzosen. Sie marschierten bis zum Dorfe Oosterweel am Hafen; hier schifften sie sich, jede in einem Fahrzeuge, ein; in dem des Marnix befanden sich noch Jean de Blois, Gilles le Clerq und Pieter Haeck, ein reicher seeländischer Edelmann, früher Bailli von Middelburg, jetzt ein begeisterter Anhänger des Protestantismus; durch seine Beziehungen auf der Insel hoffte man hier eine günstige Aufnahme zu finden. Das Ziel der Aufrührer waren das Kastell von Ramekens und die Stadt Vlissingen; Oranien wufste um ihr Unternehmen und hatte es gebilligt. Als sie vor Ramekens anlangten, stiegen Haeck und Gilles le Clerq an das Land; sie unterhandelten an die zwei Stunden lang mit dem Kommandanten Roland de Ghistelles, der ein Parteigänger Oraniens war. Haeck riet nach seiner Rückkehr, man solle ans Land steigen und die

Werbetrommel rühren, da es nicht an Zulauf fehlen würde. Aber man entschlofs sich weiterzufahren und nahm den Kurs nach Vlissingen. Da erlebte man eine grofse Enttäuschung. Die Vlissinger hielten ihre Tore geschlossen und empfingen die Ankömmlinge mit Kanonenschüssen; diese stachen wieder in See, und als sie sich am Morgen des 3. März der Stadt Arnemuiden näherten, wurde ihnen bedeutet, dafs man sie auch hier nicht dulden würde. Was blieb ihnen übrig, als wieder den Rückweg anzutreten? Schon hatte Egmont mehrere Kompagnieen in Sas van Gent, sowie eine grofse Anzahl von Schiffen und Booten zusammengezogen, um die Insurgenten in Walcheren heimzusuchen. Sie kehrten zurück nach Oosterweel und verstärkten sich hier durch Zuzug vornehmlich aus Flandern. Von hier durch Oranien, Hooghstraeten und den Magistrat einige Male fruchtlos zum Abzuge aufgefordert, hausten sie brennend und plündernd vor den Toren Antwerpens; militärisch waren sie kaum noch ernst zu nehmen; „die Bande von der verlorenen Hoffnung", so hiefsen die zuchtlosen Rotten im Volksmunde. Der Anschlag auf Seeland aber war gründlich vereitelt. Margareta sandte auf die Kunde von der Expedition Toulouses eine Kompagnie Infanterie nach Walcheren. Zwar weigerte sich Ghistelles zuerst, sie in Ramekens aufzunehmen; aber in Vlissingen fand sie Unterkunft. Die Stände von Walcheren und ganz Seeland erklärten sich gegen die Rebellen. Sie hielten zwölf Kriegsschiffe gegen neue Überfälle bereit und baten selber um Truppenverstärkungen. Allenthalben nahm man die Garnisonen auf, die von Brüssel her geschickt wurden, und selbst Ghistelles öffnete schliefslich in der Erkenntnis, dafs er ganz isoliert dastehe, (15. März) unter Beteuerung seiner Anhänglichkeit an den König und die katholische Religion den Regierungstruppen die Tore von Ramekens.[1])

Kaum war auch nur ein Schwertstreich erfolgt, und schon hatten die Insurgenten die empfindlichsten Fehlschläge erlitten, und das gerade in den Landschaften, die zum Gouvernement Oraniens gehörten, die zum Zentrum des Widerstandes gegen die Regierung werden sollten. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, dafs sich im Konflikte zwischen dem Prinzen und der Brüsseler Regierung die seiner Obhut anvertrauten Provinzen nicht auf die Seite ihres Statthalters stellten. Utrecht und Seeland hatte die Regierung bereits fest in der Hand; in

Holland machte die Unterwerfung sichtbare Fortschritte. Der Prinz selber hatte Kommissare zur Abnahme des neuen Treueids ernennen müssen, und wenn es unter denen, die der Zitation gehorchten, auch manchen gab, der auf dem Standpunkte stand: „Een gedrongen eedt is Godt leet!“, so waren es eben doch nur wenige, die sich schliefslich sträubten. Nicht weniger haltlos war des Prinzen Stellung in Antwerpen; wären nicht er und Hooghstraeten daselbst gewesen, so hätte der Magistrat die Predigten verboten und Garnison eingenommen; dann war es um den niederländischen Protestantismus geschehen. Er gab sich den Anschein, als ob er sich durch die kalvinistischen Demonstrationen imponieren liefse; schwerlich wird er darüber im Unklaren gewesen sein, wie leicht es war, sie zu unterdrücken, vorausgesetzt, dafs man dabei die Autorität der Regierung in Antwerpen wiederherzustellen ernstlich gewillt war. Ende Februar verhandelte er mit den Kalvinisten und Lutheranern über die Forderung unbedingter Unterwerfung, welche die Statthalterin gestellt hatte. Natürlich wollten die Befragten davon nichts wissen, und einer der üblichen Volksaufläufe wurde inszeniert, um den Schrecken spielen zu lassen.

Die Herzogin durchschaute sehr wohl des Prinzen Verfahren, und immer energischer drang sie in ihn, offen Farbe zu bekennen. Auf das Gerücht, dafs Oranien hinter den Rüstungen Brederodes stecke, wollte Margareta den Rat Assonleville an ihn schicken, um ihn zu neuem Treuschwure aufzufordern; der Staatsrat beschlofs jedoch, dafs Arschot, Egmont, Mansfeld und Berlaymont erst an ihn schreiben und ihn zu einer Zusammenkunft in Mecheln einladen sollten. Der Prinz liefs sie wissen, dafs er bei genügender Sicherheit nach Brüssel kommen wolle; als ihn die Herzogin darauf nach Brüssel kommen hiefs, antwortete er ablehnend und mit einem Proteste gegen ihre gesamte Politik; er schrieb damals an Egmont: er habe gehört, dafs ihm in der Hauptstadt übel mitgespielt werden solle. Seinerseits schlug er jetzt durch Hoorne den Grafen Egmont und Mansfeld eine Entrevue vor, und in der Tat trafen sich diese beiden mit Hoorne und Neuenahr in Mecheln; aber Oranien blieb aus, und es war nur die Rede davon, ob Hoorne seinen Eid erneuern solle. Nun ward Margareta des unfruchtbaren Schreibens müde; dazu kam, dafs sich der Konflikt des Kampfes um Seeland halber verschärfte. Auf Beschlufs des Staatsrates schrieb sie ihm (am

6. März) einen Brief, der, in ernstem Tone gehalten, eine Art von Ultimatum darstellte, und worin er nochmals zur Eidesleistung ermahnt wurde. Er erwiderte, dafs er keinen genügenden Grund sehe, den alten Schwur jetzt zu erneuern, dafs ihm auch die neue Eidesformel gegen Ehre und Gewissen gehe; er erklärte zugleich, dafs er sich aller seiner Ämter für enthoben ansehe, und bot die Rückgabe aller seiner Bestallungsbriefe an. Die Statthalterin weigerte sich, seine Demission anzunehmen, und so blieb die Angelegenheit vor der Hand in der Schwebe.[1])

Verzweifelt mufste die Lage des Prinzen erscheinen, und so sah er sie wohl selber an. Welches der Grund war, der ihm, im Gegensatze zu den übrigen Seigneurs, jeglichen Frieden mit der Regierung zur Unmöglichkeit machte, das wufste der Prinz ganz genau: unter den niederländischen Herren, so klagte er in jenen Tagen, gebe es wohl noch solche, denen die Freiheit des Landes lieb sei; aber sie nähmen sich die Religion „nicht recht zu Herzen," sondern stünden ihr „fast kaltsinnig" gegenüber, so dafs er nicht sehen könne, wie den armen Christen geholfen und die „Religion erhalten werden könne." Es lag auch für niemanden unter seinen alten Genossen ein so zwingender Grund vor, wie für ihn, die Sache des Protestantismus zu verfechten. Jedenfalls gab er sich über die Intentionen des Königs nicht den geringsten Zweifeln mehr hin; er meinte, dafs Philipp so schnell nicht aus Spanien herbeieilen, sondern erst Alba das Werk der Rache vollziehen würde; er warnte seine Freunde in Deutschland, sich allzu grofse Hoffnungen auf des Herrschers Milde zu machen. Nur in einem Punkte gab er sich noch einer optimistischen Täuschung hin, indem er sich von der deutschen Intervention immer noch einen grofsen Erfolg versprach.

Wenngleich der Prinz weit davon entfernt war, Antwerpen und den Protestantismus daselbst der Regierung preiszugeben, so genügte doch seine scheinbare Nachgiebigkeit gegen die Statthalterin, sowie sein ostentatives Einschreiten gegen Toulouse und dessen Truppen, um die Kalvinisten mit Mifstrauen gegen ihn zu erfüllen. Ebenso wie die Herzogin, so wünschten auch sie, dafs Oranien jetzt seine Karten aufdecke. Nach den Mifserfolgen, welche bisher ihre Unternehmungen begleitet hatten, schien nur er den Bedrängten noch Rettung in tiefster Not bringen zu können, und auf ihn richteten sich hilfeflehend die Blicke aller. Sie wufsten ja, dafs er zu ihnen hielt; wenn er

sich nun offen für sie erklärte und an ihre Spitze stellte, wenn er ihre Sache mit dem Zauber seines Namens umstrahlte, dann meinten sie, noch hoffen zu dürfen. Und war er nicht auch seinerseits schon kompromittiert genug, um endlich die Maske abwerfen zu können? Die letzten Verhandlungen mit der Statthalterin hatten gezeigt, dafs ein längeres Ausweichen für ihn nicht mehr möglich war. Wie im Februar die Edelleute, so traten am 10. März die Bevollmächtigten der Konsistorien an ihn heran; sie baten ihn, den Schutz des „Wortes Gottes“ sowie des Akkordes zu übernehmen, der ihnen im Vorjahre gewährt worden war; sie boten ihm dafür „eine grofse Summe“, wie ein englischer Agent zu berichten wufste, in Wahrheit nur 50000 fl. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dafs sich der Prinz in der Tat bereit zeigte, sich zum Führer der Bewegung vor aller Welt aufzuwerfen, selbst in diesem verzweifelten Momente, und dafs er die Konsistorien dessen versicherte. Aber ehe er nicht das Geld in den Händen hatte, konnte auch er nichts tun. Denn ohne dieses waren die deutschen Soldaten, um die sein Bruder warb, nicht zu haben, und beim Stande der Dinge konnte, wenn überhaupt etwas, nur ihr Eingreifen noch Rettung versprechen.[1])

Auch jetzt noch nicht vermochten die Konsistorien ihre Zusage zu halten, und so vollzog sich denn das Schicksal des Protestantismus mit überraschender Schnelligkeit. Die Sache war eben die, dafs die Armen, die sich unter ihnen befanden, durch Plündern und Rauben ihre Taschen zu füllen hofften, während die Reichen ihre Börsen geschlossen hielten. Toren, die sie waren; besser hätten sie ihre Schätze, als sie der Konfiskation preiszugeben und selber arm im Elende umherzuirren, zur Verteidigung ihres Bekenntnisses geopfert! Und schwerlich wären die Deutschen noch rechtzeitig zur Hilfe herangekommen; denn die Statthalterin holte jetzt zu den letzten und entscheidenden Schlägen aus.

Zuerst kam die Reihe an Toulouse. Schon hatte er sich auf etwa sechs Kompagnieen verstärkt; man durfte seine Truppen nicht weiter anschwellen lassen und mufste ihren Ausschreitungen ein Ziel setzen. Wie es scheint, war es seine Absicht, sich nach Antwerpen zu werfen; dadurch wäre die Stadt ganz und gar unter die Herrschaft des radikalsten Kalvinismus geraten. Mit dreihundert Hakenschützen, drei Kompagnieen Infanterie, von

denen zwei Egmont gehörten, sowie mit zwei Ordonnanzbanden schickte die Herzogin den Kapitän ihrer Leibwache, Philipp von Lannoy, Herrn von Beauvoir, gen Oosterweel. Am frühen Morgen des 13. März langte dieser dort an. Umsonst hatte Hoorne den Herrn von Toulouse durch seinen Bruder vor den feindseligen Absichten der Regentin warnen lassen. Als die Aufständischen die Angreifer herannahen sahen, wurden sie von eitel Freude gerührt. Sie wähnten, das seien die lange ersehnten deutschen Krieger, die Ludwig von Nassau zu ihrer Verstärkung herbeiführe; die Hauptleute riefen ihren Soldaten zu, jetzt sei alles gewonnen; alle tanzten und sprangen in ausgelassenem Jubel. Mit Absicht hatte Beauvoir die Fahnen seines Heeres senken lassen; erst als er ganz nahe an den Gegner herangekommen war, liefs er die Banner plötzlich erheben. Wie furchtbar war die Enttäuschung der Betörten, als sie die Kreuze, das Zeichen der königlichen Truppen, erblickten! Entsetzt schrien sie: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Das sind unsere Feinde!“ Es war ein förmliches Metzeln. Pardon wurde nicht gewährt. Alles mufste über die Klinge springen; wer dem Schwerte entging, wurde in das Wasser gedrängt oder in den Häusern und Scheunen verbrannt, die als Zufluchtsstätten aufgesucht worden waren. Zwar hatte die Statthalterin befohlen, die Führer nach Möglichkeit gefangen zu nehmen; vergebens jedoch bat Toulouse um sein Leben, indem er ein Lösegeld von 2000 Talern anbot. Er wurde in hundert Stücke zerhackt: so grofs war die Wut.[1])

Während sich also vor den Mauern Antwerpens ein greuliches Schlachten abspielte, erhob sich hinter ihnen ein ungeheurer Tumult. Der Magistrat, der davon Kunde hatte, dafs Beauvoir im Anzuge sei, hatte in der Nacht vom 12. zum 13. März, damit den Rebellen keine Hilfe aus der Stadt zukommen könne, die Brücken vor den beiden Toren, die nach Oosterweel zu gelegen waren, abbrechen, die Tore selbst sperren und durch starke Wachen besetzt halten lassen. Oranien und Hoogstraeten hatten dazu ihre Zustimmung gegeben, zum Teile wohl freilich von anderen Motiven geleitet. Es war ja unzweifelhaft, welches der Ausgang des Kampfes zwischen den undisziplinierten Truppen Toulouses und den kriegsgeübten Scharen Beauvoirs sein würde, auch wenn jene Zuwachs aus der Stadt bekämen. Und mufste sich nicht, falls von Antwerpen aus die Kalvinisten ihre Glaubensbrüder verstärkten, das Schlachtgewühl bis dicht an die Tore

der Stadt heranwälzen, sodafs der regierungsfreundliche Magistrat und die Katholiken dann Gelegenheit fanden, Beauvoir hereinzulassen? Auch konnten, während die Kalvinisten auf freiem Felde waren, die Katholiken einen Gewaltstreich zu Gunsten der Regierung wagen. Dann war der Verlust Antwerpens entschieden, und er, Oranien, geriet selbst in die Macht der Truppen der Regentin, gegen die er Mifstrauen zu hegen allen Grund hatte. Die Zahl der Kalvinisten in Antwerpen war damals gerade durch die grofse Menge flüchtiger Vlamen und Wallonen ansehnlich erhöht worden, die sich hierhin aus den durch die Reaktion betroffenen Gegenden, zumal aus Lille, Tournai und Seeflandern, gerettet hatten. Aus den Vorstädten hatte sich dieses arme Gesindel, das vor Hunger zu sterben drohte, nach dem Innern der Stadt gezogen, um sogleich dabei zu sein, wenn das Plündern losging.

Frühmorgens, in der Zeit von sechs bis sieben Uhr, wurde am 13. März in Antwerpen der Anmarsch Beauvoirs bekannt, und sofort rotteten sich die Kalvinisten in der breiten Hauptstrafse, in der Place de Meir, zusammen, gewillt auszubrechen, um ihren den Verzweiflungskampf fechtenden Brüdern beizustehen. Umsonst suchten Oranien und Hooghstraeten sie zu beschwichtigen; sie beschworen sie, innerhalb der Mauern zu bleiben, da es zu ihrem eigenen Besten sei. Die Gemahlin Toulouses lief von Strafse zu Strafse und jammerte, man lasse ihren Gemahl nebst seinen Gefährten ermorden. Schon setzte sich ein Teil in Marschbereitschaft, um das rote Tor zu stürmen, welches den direkten Ausgang nach Oosterweel gewährte. Oranien und Hooghstraeten folgten ihnen, um sie davon abzuhalten und ihnen zu wehren. Es kam zu den wildesten Auftritten. Mehr als einmal schwebten die beiden Herren in Lebensgefahr; ein Tuchscherer setzte Oranien die Büchse auf die Brust und schalt ihn einen ehrlosen und treulosen Verräter. Er habe sie, so wurde ihm zugerufen, zum Tanze geführt; jetzt wolle er zurück und sie im Drecke stecken lassen. Mit geraumer Not gelang es, die Leute bis zur Beendigung des Treffens und bis zum Abzuge Beauvoirs zurückzuhalten; dann, als es zu wirklicher Hilfeleistung schon zu spät war, liefsen die Herren unter der Erklärung, dafs sie alle Verantwortung für das Blutvergiefsen ablehnen müfsten, das daraus entstehen könnte, einen grofsen Haufen hinaus; als der aber in die Nähe Beauvoirs kam, zog er es vor, sich hinter die schützenden Mauern zurückzuziehen.

Die Wut der Antwerpener Kalvinisten war durch die Niederlage ihrer Glaubensgenossen vor den Toren nicht gedämpft, sondern eher verdoppelt. Zwar brachte Oranien einen Akkord mit den Konsistorialen zu Stande, durch die ihnen Anteil an der Bewachung der Stadt, sowie Aufrechterhaltung der Kapitulation vom September zugesichert und versprochen wurde, dafs der Magistrat keine Garnison ohne Zustimmung der ganzen Gemeinde aufnehmen solle. Aber die Menge der Aufständischen respektierte dieses Abkommen nicht; ihr stand der Sinn nach Mord und Beraubung der Priester, oder wenigstens, wie Modet wollte, nach deren Austreibung. Die Kalvinisten verlangten die Auslieferung des Stadthauses und der Stadtschlüssel; sie wollten das Regiment in der Stadt an sich reifsen. Der folgende Morgen fand sie wieder zusammengeschart auf der Place de Meir, mit Artillerie versehen; allenthalben erhoben sich Barrikaden. Sie verlangten, dafs die Lutheraner mit ihnen gemeinsame Sache machten, und sprengten sogar bereits aus, dafs sich die Martinisten mit ihnen vereinigt hätten. Diese aber erhoben dagegen Einspruch; sie fürchteten dem blutdürstigen Pöbel gegenüber für ihr Hab und Gut und erklärten sich gegen die Reformierten. Sie bewaffneten sich zugleich mit den katholischen Bürgern; auch die Nationen der fremden Kaufleute, die Hansen, die Italiener, die Engländer, die Spanier und die Portugiesen, zogen in Reih und Glied auf. Weit über 20000 Mann standen sich also, wie es hiefs, gegenüber, und zwar so, dafs die Kalvinisten die Mehrheit hatten; ein allgemeiner Strafsenkampf drohte auszubrechen. Hatte sich auch Oranien bereit erklärt, an die Spitze der Aktionspartei zu treten, wenn ihn die Konsistorien dafür mit Geld unterstützten, sodafs er ordentliche Truppen anwerben konnte, so durfte er doch nicht mit diesen Mordbrennern und Pöbelmassen gegen die ihm näherstehenden Lutheraner zusammenhalten. Freilich sein Verhalten war nicht sowohl ein Einschreiten mit Nachdruck und Gewalt gegen die Tumultuanten zu nennen, als vielmehr ein ununterbrochenes Bemühen, sie zu besänftigen und sie so vor der Vernichtung zu retten, der sie, falls es zum Schlagen gekommen wäre, nach dem Urteile vieler kaum entgangen wären. Denn sicher hätten die Katholiken die in der Nähe stehenden Regierungstruppen zur Hilfe gerufen, und es war klar, dafs die Niederlage der Kalvinisten ihre Vertreibung und Vertilgung, sowie die Auslieferung Antwerpens an die Regierung bedeutet

hätte. Das eben wollte der Prinz verhindern; er eilte von Partei zu Partei; er war so heiser, dafs er kaum noch sprechen konnte. Vor Aufregung und Erschöpfung brach er ohnmächtig zusammen; man spritzte ihm Essig ins Antlitz, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Die Konzessionen, die den Reformierten am Tage zuvor gewährt waren, wurden am 14. März wiederholt und erweitert; aber erst am dritten Tage, am 15. März, kam es durch Oraniens Bemühungen zu einem endlichen Ausgleiche auf der Grundlage dieser Bedingungen. Das Auftreten des Prinzen gerade in diesen Tagen ist immer der Gegenstand bitterer Vorwürfe gewesen, dafs er ein doppeltes Spiel getrieben habe. Man sagte ihm nach, dafs er Geld von beiden Seiten nehme, und entwarf Karikaturen, worauf er mit zwei Gesichtern dargestellt war, die Hände nach zwei Richtungen geöffnet haltend. In Wahrheit hatte er sich so benommen, wie es dem wohl verstandenen eigenen Interesse der protestantischen Aktionspartei durchaus entsprach. Denn es erhielt ihr noch ein letztes Mal die bedeutsamste Stadt des Landes, Antwerpen. Oranien hatte die Schlüssel in seiner Hut und vertraute die Wache wiederum, wie früher, den Kalvinisten an. Sein Leben hatte er für die Behauptung Antwerpens eingesetzt; er kam sich nach der Stillung des Aufruhrs wie „neugeboren“ vor.[1])

Aber selbst dieser Gewinn war auf die Dauer unfruchtbar. Die Hauptsache war jetzt der Entsatz von Valenciennes. Durch die Niederlage bei Oosterweel war ein Teil der kalvinistischen Truppen vernichtet worden; den andern hielt Graf Meghem in Vianen eingeschlossen. Aus dem Lande selber konnte der bedrängten Stadt keine Hilfe gebracht werden, und wo blieben die heifs ersehnten Deutschen unter Ludwig von Nassau? In jenen Tagen, als Oranien den Notschrei der Konsistorien zu erhören versprach, kurz vor dem Ausbruche des Tumults, war ein Kommissar der deutschen Söldner, mit denen Graf Ludwig verhandelte, in Antwerpen erschienen und hatte den Prinzen gefragt, ob die Soldaten den Marsch nach den Niederlanden antreten sollten. Oranien hielt ihn eine Zeitlang hin, ohne ihm eine Antwort zu erteilen. Welches kann die Ursache dieses Zögerns gewesen sein? Es gibt nur eine Antwort auf diese Frage. Nicht Unentschlossenheit, Furcht oder Doppelzüngigkeit war es, was ihn hinderte, das entscheidende Wort zu sprechen, sondern Geldmangel. Von den 50000 Gulden, die ihm die

Konsistorien sofort zahlen wollten, hatte er noch keinen Heller gesehen, und niemals hat er davon etwas empfangen. Daher war er schlechterdings aufser Stande, den Marschbefehl zu erteilen. Er wufste nur zu gut, dafs seine Landsleute ohne Geld nicht zu haben waren. Wo waren die drei Millionen Goldes, mit denen die Synode von Gent so prahlerisch in Worten um sich geworfen hatte? Es war, als schlüge jetzt die Sterbestunde des niederländischen Protestantismus. Denn das Schwert, das so lange über dem Haupte der Bürgerschaft von Valenciennes geschwebt hatte, es forderte jetzt seine Opfer.

Weder die Niederlage von Lannoy noch auch die Besetzung Tournais hatten auf die Kalvinisten in Valenciennes einschüchternd gewirkt. Allen Verboten zum Trotze hielten sie vielmehr am 5. Januar die so lange verschobene grofse Abendmahlsfeier endlich ab. Immer enger wurde die Einschliefsung; die Zernierungsarmee unter dem Kommando von Noircarmes wurde durch die Regimenter der Söhne von Mansfeld und Berlaymont verstärkt, und die Belagerer schoben ihre Laufgräben näher und näher an die Stadt heran; unter grofsen Schwierigkeiten wurde aus Arras und Mons die für die Beschiefsung nötige Artillerie zum Teile auf dem Wasserwege herbeigeschafft. Die Verteidiger blieben hartnäckig; sie brannten die Vorstädte nieder und legten den Raum vor den Mauern frei; die Weiber und Kinder, sowie eine Anzahl von Katholiken, denen man nicht traute, wurden trotz des Protestes des Magistrates ausgewiesen. Durch ihre Gesandten, die in Antwerpen weilten, wurden sie in ihrem Trotze bestärkt; die schickten ja gute Botschaft, dafs sie getrosten Mutes sein sollten, da die Rettung nahe sei. Woche auf Woche freilich verrann, ohne dafs das so heifs ersehnte Ersatzheer zu erblicken war. Das Glockenspiel liefs die Weise ertönen, nach der ein Lied des Psalmendichters Marot gesungen wurde; es kam ihnen aus tiefstem Herzen:

„Mon Dieu, mon Dieu, pourquoy m'as tu laissé
Loin de secours d'enuy tant oppressé
Et loin du cry que je t'ai adressé
En ma complainte!“

Wenn es nach dem Willen von Noircarmes gegangen wäre, so wäre dem unsinnigen und zwecklosen Widerstande schon

längst ein Ende gemacht worden. Er hielt die Befestigung nicht für so stark, dafs man nicht einen Sturmangriff wagen dürfte, und schon von einer ernsthaften Kanonade erwartete er die besten Wirkungen. Die Regentin war jedoch nicht ohne Bedenken; sie fürchtete den Eindruck, den das Mifslingen einer solchen Unternehmung hervorrufen mufste, und wenn ihr auch diese Zweifel allmählich schwanden, so wollte doch der König nichts überstürzt wissen. Ihm war es am liebsten, wenn sich die Herzogin, anstatt mit allzu grofser Energie vorzugehen, darauf beschränkte, zu temporisieren und die Dinge so lange hinzuhalten, bis Alba mit seinem Heere anlangte, um der Empörung den Kopf zu zertreten. Nach monatelangem Zögern gab er am 13. März 1567 in einem sehr gewundenen und stark verklausulierten Briefe seine Zustimmung zur Erstürmung der Stadt; deutlich genug gab er auch jetzt noch, wie es seine Art war, den Wunsch zu erkennen, dafs man lieber das Äufserste vermeide, und dafs man vielmehr durch neue Unterhandlungen oder durch Hunger und Not die Widerspenstigen zur Ergebung bewege. „Denn stets bin ich von Natur mehr geneigt, Milde walten zu lassen, wie Schärfe, und ich möchte nicht gern das Blut meiner Vasallen und Untertanen vergiefsen, was doch unabwendbar wäre, wenn die Stadt durch Gewalt genommen werden müfste.“ Aber ehe noch diese, wenngleich so stark verschränkte Genehmigung des Monarchen eintraf, war das Los bereits gefallen.

Noch einmal hatte es die Herzogin mit einem weitherzigen Entgegenkommen versucht. Sie kündigte den Bürgern an: sie wolle den Herzog von Arschot und den Grafen Egmont an sie senden, um ihnen eine ehrenvolle Kapitulation anzubieten. Zur selben Zeit, wie diese Nachricht, trafen Briefe von den Bevollmächtigten in Antwerpen ein: Oranien habe ihnen soeben erklärt, es gebe für sie keine Hoffnung mehr auf Entsatz; sie möchten die Bedingungen Egmonts und Arschots annehmen; auch die konföderierten Edelleute und die Antwerpener Kirche gaben ihnen denselben Ratschlag. Im Grofsen Rate wurde die Trauerbotschaft verlesen. Da erhob sich ein wildes Toben gegen den Prinzen. Guy de Brès nannte ihn einen nichtswürdigen Bösewicht, der die Stadt getäuscht und ins Verderben gestürzt habe, und den Gott dereinst noch strafen werde. An eine falsche Stelle waren diese Anklagen gerichtet; an die

eigne Brust hätte man schlagen, den eigenen Geiz und Mangel an Opfermut verwünschen müssen. War doch von der Quote, die auf Valenciennes fiel, hier auch nicht ein einziger Pfennig aufgebracht worden; es war nicht einmal eine ernsthafte Kollekte veranstaltet worden. So schwer traf die Bürger solche Hiobspost, dafs viele wähnten, sie sei eine lügnerische Verleumdung, um sie zu hintergehen. Das Unglaubliche geschah. Am 14. März trafen Egmont und Arschot in Beuvrage ein, einem Dörfchen bei Valenciennes; wenn die Stadt sich erbiete, Garnison aufzunehmen, so meldeten sie im Auftrage der Regentin, solle es jedermann freistehen, binnen vierzehn Tagen mit seinem ganzen Vermögen abzuziehen. Alle Ermahnungen der beiden Herren blieben fruchtlos. „Glaubt nur", so sagte Arschot, „früher oder später werdet Ihr Euch doch unterwerfen müssen, und es ist am weisesten, es jetzt zu tun; so werdet Ihr Euch den Ruf der Weisheit retten und dem Könige die gebührende Huldigung leisten". Aber man traute den Versprechungen nicht. „Es ist besser", bemerkte einer der Unterhändler zu Egmont, „vor der Bresche als durch den Henker zu sterben". Zwar sprach Guy de Brès vor der Bürgerschaft für die Annahme der Anträge der Regierung; aber auf den Widerspruch des älteren Herlin, eines der einflufsreichsten Konsistorialen, und des Predigers La Grange wurden sie verworfen. Eine Bürgergarde, die gerade auf dem Markte stand, schwur, sie wolle lieber auf den Wällen sterben, als sich ergeben. Es wirkte dabei der Umstand mit, dafs man irgendwie davon Kunde erhalten hatte, dafs der König in seinen bisherigen Briefen sich gegen die Forzierung der Stadt aussprach; daher glaubte man noch nicht, dafs es zum Äufsersten kommen würde.

Die Geduld der Regentin aber war jetzt erschöpft. Zwar herrschte in ihrem Rate noch keine Einhelligkeit; noch gab es hier Stimmen, die das Unternehmen für allzu gefährlich erklärten, so vor allem Berlaymont. Er, der von jeher Kardinalist gewesen war, sah es nicht gerne, dafs andere Gelegenheit erhielten, sich auszuzeichnen, zumal Männer, die, wie Mansfeld und Noircarmes, früher zur Opposition gehört hatten. Aber Egmont, der bei seiner Anwesenheit in Beuvrage die Festungswerke der Stadt rekognosziert hatte, erstattete einen günstigen Bericht über ihre Einnehmbarkeit. Ohne die Einwilligung Philipps abzuwarten, gab daher die Regentin das Zeichen zum Sturme; sie schrieb Noircarmes:

Im Namen Gottes möge er das weitere geschehen lassen! Nun liefs Noircarmes seine Geschütze spielen, die zwölf Apostel, die vier Evangelisten, die Nachtigall, den Teufel mit seiner Mutter, und wie sie alle hiefsen. Nach einer fürchterlichen Kanonade von 3000 Kugeln, die ohne Unterbrechung anderthalb Tage währte, ergab sich die Stadt am 23. März auf Gnade und Ungnade. Mit dem ersten Schusse bereits sank den Bürgern der Mut; sie schickten jetzt Abgeordnete an Noircarmes, die insbesondere Fürbitte für die Prediger einlegen sollten; der aber bedeutete ihnen, dafs es jetzt keine Zeit mehr für Unterhandlungen und Bedingungen sei. Anstatt die Wälle zu besetzen und die Bresche zu verteidigen, um dort, wie sie so oft beteuert hatten, für die Vaterstadt zu sterben, hielten sich die Bürger versteckt in den Häusern; oder sie warfen sich in den Strafsen, Psalmen singend, mit Weibern und Kindern auf die Knie; mit Buchsbaumzweigen gingen sie dem Sieger entgegen, als Noircarmes, am Nachmittage des Palmsonntags, mit dreizehn Kompagnieen seinen Einzug in der eroberten Hochburg des niederländischen Kalvinismus hielt.

Unendlich war der Jubel der Regierung und der katholischen Partei über den Fall von Valenciennes. Im ganzen Lande ordnete die Statthalterin die Abhaltung von Dankfeiern an. Wie freute man sich nachträglich über die Halsstarrigkeit der Ketzer, welche die günstigsten Bedingungen ausgeschlagen hatten, sodafs über sie ein um so furchtbareres Strafgericht verhängt werden konnte! Erst recht entgingen sie jetzt dem Henker nicht. Alsbald nach der Kapitulation wurden die Bürger entwaffnet, ihre Häuser durchsucht; man fand dabei, dafs bei diesen seit Jahren ganze Strafsen hindurch die Zwischenwände durchbrochen waren, damit man sich zu förmlichem Gottesdienste versammeln könnte, ohne aus der Haustür treten zu müssen, wobei man gesehen zu werden befürchtete. Sofort begannen die Verhaftungen; der ältere Herlin eröffnete den Reigen. Guy de Brès, La Grange und der jüngere Herlin stiegen zur Nachtzeit mit Hilfe von Stricken über die Stadtmauer; dann fuhren sie auf einem Boote die Schelde hinab, schlugen sich westwärts in den grofsen Wald von Raismes und gingen über Nivelles und die Scarpe nach dem Dorfe Rumegies in der Nähe der Abtei von St. Amand, bereits auf dem Gebiete der Bailliage von Tournai. Schon wähnten sie sich gerettet; vor Hunger erschöpft, kehrten

sie in einer Schenke des Dorfes ein, um sich gütlich zu tun; da erregte die reiche Kleidung Herlins Verdacht; ihre Anwesenheit wurde dem Grand Maire von St. Amand gemeldet; dieser nahm die Unglücklichen fest und lieferte sie in Tournai ein. Welche Genugtuung über den unverhofften Fang! Es entspann sich zunächst ein edler Wettkampf zwischen den Behörden der Bailliage von Tournai und denen von Valenciennes: von hier waren sie entflohen; dort waren sie erwischt worden, und zumal Guy de Brès stammte aus Tournai und hatte eben daselbst lange Jahre gewirkt; ja er war sogar in diesem Orte schon einmal in effigie verbrannt worden. Die Regentin entschied sich für Valenciennes; die Gefangenen wurden dort hingebracht und nach vielfachen Verhören verurteilt, die Herlins, Vater und Sohn, in Rücksicht auf ihren Stand zur Enthauptung, die beiden Prädikanten zum Stricke. Der ältere Herlin wollte die Schande öffentlicher Hinrichtung nicht über sich ergehen lassen; er versetzte sich im Gefängnisse fünf bis sechs Dolchstöfse in die Brust und den Bauch; man fand ihn noch lebend im Kerker und trug ihn bereits halbtot und bewufstlos auf einem Stuhle zum Schafotte, wo der Spruch an ihm vollstreckt wurde; sein Selbstmordversuch tat dem Ansehen der Reformierten Eintrag. Perégrin La Grange ging unerschrocken und ungebeugt in den Tod, Guy de Brès dagegen, nicht ohne dafs seine Bekenntnistreue stark erschüttert worden wäre; vor seiner Exekution ermahnte er das Volk zum Gehorsam gegen den König und die Obrigkeit.[1]) Mit ihrer Hinrichtung fing die Arbeit des Nachrichters in Valenciennes erst an.[2])

Der Eindruck, den der Fall von Valenciennes im ganzen Lande machte, war überwältigend. Die noch beim Widerstande beharrenden Städte stellten nach und nach den Kampf ein. Harderwijk hatte sich schon am 10. März an Meghem ergeben; zum Anfange des Aprils folgten Bommel, Venloo und Roermond; sie jagten die Prädikanten fort und baten um Gnade; damit war Geldern endgültig zur Ruhe gebracht. Um dieselbe Zeit wurde Limburg militärisch besetzt; Junius, der bisher hier gewirkt hatte, ergriff die Flucht. Hasselt hatte sich seinem Herrn, dem Bischof von Lüttich, schon Mitte März ergeben; nur Masseyck trotzte ihm noch, desgleichen Maastricht. Gerade diese Stadt aber war von Wichtigkeit, da sie die Verbindung mit Deutschland beherrschte; daher gedachte ihr die Regentin

jetzt das Schicksal von Valenciennes angedeihen zu lassen. Noircarmes wurde zum General von Brabant ernannt; er sollte als solcher die Belagerung von Maastricht leiten; mit einem Heere von 21 Kompagnieen Infanterie und zehn grofsen Geschützen wurde er dahin entsandt. Die Maastrichter warteten die Ankunft des Entsetzlichen nicht erst ab. Sie vertrieben ihre Prediger (2. April) und boten dem Bischof und der Regentin ihre Unterwerfung an. Durch die Vermittlung des geistlichen Herrn suchten sie von dieser möglichst milde Bedingungen herauszuschlagen, und in der Tat verwandte sich Groesbeck unter Hinweis auf die gute katholische Gesinnung der Mehrheit unter den Bürgern dafür, dafs sie nur eine Garnison von zwei Kompagnieen zu nehmen brauchten. Aber die Herzogin lehnte das in Rücksicht auf die militärische Bedeutung des Platzes ab, und Noircarmes marschierte unbeirrt weiter auf die Stadt los. Da ergab sie sich ihm auf Gnade und Ungnade; mit sechs Fähnlein rückte er am 13. April in ihr ein; die fünfzehn Kompagnieen, die den Rest seiner Armee bildeten, dirigierte er nach Turnhout, das in der Mitte zwischen Antwerpen und Herzogenbusch gelegen war, um diese beiden Orte in Schach zu halten; zugleich war man hier auf dem Wege nach Vianen, sodafs man Meghem in seinem Kampfe gegen die Truppen Brederodes unterstützen konnte. Und nun erfüllte sich zunächst das Schicksal von Herzogenbusch. Schon hatte hier das Beispiel von Valenciennes schreckhaft gewirkt; dazu kam, dafs die Herzogin durch öffentliches Mandat alle Einwohner mit Weibern und Kindern für verhaftet, ihr Vermögen beschlagnahmt, alle Privilegien und Freiheiten solange für suspendiert erklärte, bis der Kanzler von Brabant und der Herr von Merode in Freiheit gesetzt worden wären; sie lehnte jegliche Verhandlung ab, ehe nicht diese ihre Forderung erfüllt sei. Den Herzogenbuschern sank der Mut; Bomberghe fühlte, dafs seine Lage unhaltbar wurde; am 11. April verliefs er die Stadt. Mit ihm wanderten an die zweitausend Personen aus; sie nahmen ihren Weg nach Wesel und Kleve. Zum letzten Male wurde am 13. April gepredigt; es flossen heifse Tränen bei dieser „Abschiedspredigt“. Neun Tage später beschlossen die drei Glieder die Aufnahme von Garnison; mit gefalteten Händen baten ihre Bevollmächtigten die Herzogin, die Stadt nicht bombardieren zu lassen; sie erklärten sich bereit, alles zu tun, was sie wolle.

Wie bei den Städten, so auch schmolz der Trotz in den höheren Schichten der Opposition. Bis auf wenige Ausnahmen hatte sich ja bereits der mittlere Adel unterworfen, und die Regierung scheute sich jetzt nicht mehr, die Rädelsführer der Geusen festzunehmen, wenn sie ihrer habhaft werden konnte. Und ebenso splitterten jetzt die letzten Reste der alten Liga ab. Kuilenborg lehnte Mitte März jede Verantwortung für die dritte Petition des Bundes ab, indem er beteuerte, sich seit der Versammlung von St. Trond um diesen nicht mehr bekümmert zu haben. Zum Ende des Monats fragte van der Bergh bei seinem Schwager Oranien an, ob er den Eid leisten solle; dieser antwortete keineswegs abratend, da ja der neue Schwur nichts weiter als „eine Rekognition der vorigen Pflicht“ sei. Um dieselbe Zeit weilte die Mutter Hooghstraetens in Brüssel, um den Sohn wieder mit der Regentin zu versöhnen. Mitte April erklärte sich der Graf bereit, von Antwerpen nach Brüssel zu kommen, um den Treueid zu schwören; die Herzogin nahm das Anerbieten dankend an, bat ihn jedoch, in Rücksicht auf die Lage der Dinge in Antwerpen dort zu bleiben und dem Magistrate bei den Verhandlungen über die Aufnahme von Garnison beizustehen, falls er dabei nützen zu können hoffe. Selbst Hoorne trat den Rückzug an. Zwar kehrte eben damals sein Sekretär aus Spanien zurück, aber ohne einen positiven Bescheid zu bringen; nur einige nichtssagende Erklärungen liefs ihm der König durch seinen Bruder Montigny und durch den Prinzen von Eboli übermitteln. Noch im März hatte er der Statthalterin vorgehalten, dafs er den verlangten Eid, „dem Könige gegen alle zu dienen“, schon deshalb nicht leisten könne, weil seine Güter zum gröfsten Teile aufserhalb der Niederlande lägen und zum Reiche gehörten, dafs er Rücksicht nehmen müsse auf seine übrigen Lehnsherren, sowie auf seine Verpflichtungen gegen das Reich und den westfälischen Kreis, zu dessen Ständen er zähle. Nun aber bearbeiteten ihn Egmont und Mansfeld, um ihn zur Unterwerfung zu bewegen. Im April sandte Mansfeld seine Frau nach Diest zu Hoorne, der ihr Bruder war, sowie den Gaspar de Robles, Herrn von Billy, Gouverneur von Philippeville, einen Portugiesen von Herkunft, Sohn der Amme Philipps II., der als Page im Hause des Prinzen René von Oranien aufgewachsen war und seine in der Zukunft noch bedeutsamere Laufbahn als Günstling der Nassaus begonnen

hatte. Stundenlang schüttete der Admiral vor ihnen sein Herz aus über die schlechte Behandlung, der ihn der König aussetze; umsonst versuchte Robles mehrere Male ihn zu unterbrechen; als der Graf endlich fertig war, zückte Robles seinen Degen und gab ihn Hoorne mit den Worten: „Sehen Sie diesen Degen! Entweder müssen Sie gegen den König kämpfen, oder sein Vasall sein. Wählen Sie das eine oder das andere; ein drittes gibt es nicht!“ Da erschrak der Admiral; er reiste mit Robles nach Brüssel und, von Egmont und Mansfeld geleitet, trat er am 13. April vor Margareta; er erneuerte seinen Eid und schrieb an den König einen demütig ergebenen Brief. Er nahm seinen Sitz im Staatsrate wieder ein und stellte sich zwei bis drei Male daselbst ein; schon befürchtete man in den kardinalistischen Kreisen, dafs sich ein intimeres Verhältnis zwischen Egmont, Hoorne, Mansfeld, Arschot und Aremberg anbahnen würde, und Berlaymont klagte schon, von ihnen zurückgesetzt zu werden. Aber die Entfremdung, die zwischen der Herzogin und Hoorne nun einmal bestand, liefs sich doch so leicht nicht überwinden. Schon am 17. April verliefs Hoorne in nicht gerade sehr gehobener Stimmung die Hauptstadt; er begab sich nach Weert, wo er den katholischen Gottesdienst wieder herstellte.[1])

Wie hatte sich doch die Lage binnen Jahresfrist geändert! Morillon verfehlte am Jahrestage der Überreichung der ersten Geusenpetition nicht, seine Gönner in Rom darauf aufmerksam zu machen, indem er ein „Gottseidank“ hinzufügte, das ihm gewifs aus vollstem Herzen kam. Es war das Ergebnis der Entwicklung dieses einen Jahres, dafs der Prinz von Oranien so gut wie allein stand. Die katholische Opposition, die er so lange so trefflich zu schieben und für seine politischen und persönlichen Ziele nutzbar zu machen gewufst hatte, war von ihm abgefallen; denn sie konnte auf die Dauer nicht mit der protestantischen Opposition gehen, die Oranien, wenngleich nicht geschaffen, so doch entfesselt hatte, da sie sich ohne den Rückhalt auf ihn schwerlich jemals soweit hervorgewagt hätte. Eben diese letztere hatte ihn weit überholt; sie trug eine entschiedene Tendenz zur Selbstständigkeit und wollte sich nicht lediglich durch den Nassauer als Werkzeug und Vorspann für dessen besondere politische und dynastische Zwecke brauchen lassen; sie war mit Toleranz nicht zufrieden, sondern strebte nach Herrschaft. Er hatte sie gegen die Regierung ausspielen wollen; dabei war sie ihm über den

Kopf gewachsen. Zugleich aber hatte es sich herausgestellt, daſs ihre Kräfte weit hinter ihren Ansprüchen zurückblieben; eine wirksame Verbindung mit ihr war für den Prinzen, selbst als er den Entschluſs dazu faſste, schon deshalb unmöglich, weil sie die Mittel entweder nicht besaſs oder nicht hergab, welche zur Entfaltung eines erfolgreichen Widerstandes nötig waren. Hatte nicht Philipp II. recht, als er auf die Nachricht von den ersten Werbungen in Deutschland im Namen des Prinzen ausrief: „Also dieses Gräflein will Krieg gegen mich führen“.

Was blieb Oranien da zu tun noch übrig? Es schien, daſs seines Bleibens in Antwerpen und überhaupt im Lande nicht mehr war. Die Herzogin verwarf das Abkommen, das er während des Tumultes mit den Antwerpener Kalvinisten geschlossen hatte; sie verlangte, daſs die Stadt Garnison nähme. Nur ein Heilmittel erblickte der Prinz für die Herstellung einer dauerhaften Ruhe und Ordnung im Lande: anstatt Heranziehung fremder Truppen unter Alba den Erlaſs eines Generalpardons und den Zusammentritt der Generalstände. Selbst wenn die Herzogin gewollt hätte, so waren doch die Weisungen des Königs in diesen Punkten so bestimmt und unzweideutig, daſs sie ihm darin nicht die geringsten Zugeständnisse in Aussicht stellen konnte. Sie bestand vielmehr darauf, daſs er den neuen Eid schwöre, und verweigerte ihm, wiewohl ihr der Monarch dazu die Vollmacht erteilt hatte, die nachgesuchte Entlassung aus seinen Ämtern; es war ihre Absicht, den Prinzen im Lande zu halten bis zur Ankunft des Königs: mochte dieser dann mit ihm abrechnen! Aber eben weil Oranien mit Bestimmtheit voraussah, daſs zwar Alba, aber nicht Philipp kommen würde, muſste ihm jede auch noch so äuſserliche Unterwerfung als eine zwecklose Selbsterniedrigung erscheinen; er wuſste, daſs er sein Leben unnütz aufs Spiel setze, wenn er sich durch die eitele Hoffnung, seine Güter zu retten, zum Bleiben bestimmen lieſs. Aus Hessen schickte ihm noch wenige Wochen vor seinem Tode der greise Landgraf Philipp in der Erinnerung an seine dereinstige Gefangennehmung durch Alba den „treuen Rat“: Der Prinz und seine Genossen möchten sich durch die gleiſsnerischen Worte der Regentin nicht Honig „ums Maul schmieren lassen“; er kenne den Duca de Alba und die Spanier recht wohl; wenn der Herzog oder der König selbst mit Heeresmacht ins Land kämen und die Herren „im Namen einer Beratschlagung oder Vergleichung“ vor sich lade, so möchten sie

nicht allzu viel Vertrauen haben und rechtzeitige Vorkehrungen treffen, damit sie nicht „übereilt würden“. Schon seit Weihnachten war Oranien nicht mehr zur Messe gegangen; selbst am Ostertage (am 30. März) erschien er zum Erstaunen des Volkes nicht mehr in der Kirche. Titelman brachte in Erfahrung, dafs sein Beichtvater, ein Augustinermönch, ein Häretiker sei, den die Marquise von Bergen aus ihrer Stadt verjagt hatte. Täglich verkehrte er mit den geusischen Kapitänen, die bei Oosterweel mitgefochten hatten, und gerade sein bevorstehender offener Anschlufs an das Luthertum bewirkte eben damals eine vorübergehende Besserung seines Verhältnisses zur Gattin.[1])

Sein Entschlufs war gefafst, und alle Versuche der Herzogin, ihren Sieg durch seine Unterwerfung zu erhöhen, blieben erfolglos. Ende März begab sich der Staatssekretär Berty in ihrem Auftrage nach Antwerpen; er überbrachte dem Prinzen die Weisung, nach Utrecht zu gehen und dort die Geschäfte seines Gouvernements aufzunehmen. Wie hätte sich Oranien in den Machtbereich der Meghem'schen Truppen begeben können! Er lehnte den unbedingten Treueid ab aus ähnlichen Gründen, wie zuerst Hoorne, indem er nämlich darauf hinwies, dafs er auch Vasall des Kaisers sei, dafs er auch gegen die ihm befreundeten deutschen Fürsten, wie gegen den Herzog von Kleve, unter allen Umständen dem Könige zu dienen Anstand nähme. Er berührte wiederum das innerste Motiv seines Widerstandes: wie könnte er im Amte und im Lande bleiben, falls die Plakate streng gehandhabt würden, da doch seine Frau lutherisch gesinnt sei? Unverhohlen gab er endlich seinem Mifstrauen gegen Albas Sendung Ausdruck. Umsonst suchte Berty seine Einwendungen zu widerlegen; er mufste unverrichteter Dinge nach Brüssel zurückkehren.

Noch gab Margareta die Hoffnung nicht auf, ihren Triumph durch die freiwillige Unterwerfung des Hauptführers der Opposition zu krönen; sie griff zum denkbar stärksten Mittel. Mit ihrem Wissen und Willen trafen sich Egmont und Mansfeld mit Oranien im Dorfe Willebroek bei Mecheln, halbwegs zwischen Brüssel und Antwerpen; auch Arschot sollte hinreisen, ward aber durch Krankheit verhindert. Leider ist uns kein authentischer Bericht im Zusammenhange über diese letzte Begegnung Oraniens mit den einstigen Freunden erhalten. Wir wissen nur, dafs sich Oranien nicht ohne einige Bitterkeit vor ihnen aus-

sprach. Er warf Mansfeld vor, er sei der erste bei der Liga gewesen und habe sich von ihr als erster zurückgezogen. Als Egmont bemerkte, das Unternehmen, das sie dereinst betrieben hätten, sei nun einmal gescheitert, versetzte Oranien, es hätte zu einem guten Ende gebracht werden können, wenn sich der Graf nicht zurückgezogen hätte. Schnell erwiderte dieser, niemals würde er etwas gegen den König ins Werk setzen; darauf schwieg der Prinz. Allen Mahnungen zum Trotze bestand er auf seiner Demission; er kündigte seine Absicht an, nach Breda und dann nach Deutschland zu gehen. Es ist zu vermuten, dafs sich der Prinz sehr zurückhaltend in Willebroek benahm, dafs er sein Mifstrauen gegen den König in sich verschlofs, um sich nicht den Anschein des Schuldbewufstseins zu geben, und dafs er sich wohl auch gehütet hat, Egmont gegenüber irgendwelche Warnungen laut werden zu lassen,[1]) schon aus Rücksicht auf die Gegenwart Mansfelds, sodann weil er auch Egmont selber nicht mehr traute. Vor Hooghstraeten schalt er in jenen Tagen den einstigen Freund einen wortbrüchigen Verräter, und die Vertrauten seiner Umgebung schoben alle Schuld auf die übrigen Herren: Der Prinz sei verführt worden durch Egmont, Hoorne, Brederode und Montigny, die ihn auf dasselbe Niveau der Armut herabziehen wollten, auf dem sie selber stünden; er sei durch sie geradezu gezwungen worden, sich ihnen gegen Granvella anzuschliefsen, und jetzt kehrten ihm alle den Rücken. Allerdings waren diese Äufserungen darauf berechnet, Granvella hinterbracht zu werden. So war es nun einmal des Prinzen Art: er wollte nicht alle Brücken hinter sich abbrechen und meinte wohl, dafs es doch noch einmal zu einer Verständigung irgendwelcher Art, wenn auch nur über seinen Güterbesitz, kommen könnte, bei der eine günstige Gesinnung und Fürsprache Granvellas ihm nützlich sein möchten.[2])

Zwar entspann sich selbst nach der Zusammenkunft von Willebroek noch eine kurze Korrespondenz zwischen der Regentin und dem Prinzen; aber es war vorauszusehen, dafs sie unfruchtbar bleiben würde. Noch jetzt hätte der Prinz den offenen Widerstand nicht verschmäht, wofern ihm nur dafür die Mittel geboten worden wären. Am 3. April fand eine Synode in Antwerpen statt; ihre Bevollmächtigten wandten sich noch einmal an ihn um Rat und Hilfe. Er sagte ihnen, er wisse gute Mittel, sie durch die Hilfe der deutschen Fürsten zu

schirmen, falls sie „Namen und Titel der Augsburgischen Konfession gebrauchen wollten“; als sie erwiderten, dafs ihnen das ihr Gewissen verbiete, fragte er sie, ob sie sofort 5 bis 600 000 Gulden aufbringen und ihm zur Verfügung stellen könnten. Sie bejahten, wollten jedoch wissen, wie er sie zu verwenden gedenke. Er entgegnete: das könne er ihnen nicht mitteilen; denn wenn sein Vorhaben ruchbar würde, sei es nicht mehr ins Werk zu setzen; sie müfsten ihm das Geld unbeschränkt anvertrauen. Da sie das nicht wollten, zerschlugen sich die Verhandlungen. Da war für ihn das Spiel verloren. Am 6. April zeigte er der Regentin durch Hooghstraeten an, dafs seine Abreise aus Antwerpen bevorstände; schon am folgenden Tage erging von ihr an die Stadt die Aufforderung zur Aufnahme einer Garnison, und drei Tage später der Befehl, dafs alle Prediger binnen drei Tagen bei Galgenstrafe Stadt und Land zu verlassen hätten. Die Prädikanten wurden sofort vor den Rat geladen; es wurde ihnen die Ausweisungsordre vorgelesen. Umsonst protestierten die lutherischen Geistlichen dagegen, indem sie sich auf ihren guten Wandel beriefen; sie erreichten nicht mehr, als dafs ihnen der Magistrat ein Leumundszeugnis bewilligte.

Die Stunde der Trennung schlug. Am 10. April nahm Oranien vom „breiten Rate“ Abschied. Den Tag nachher reiste er ab; seine letzten Worte waren: „Adieu Antwerpen; ich kann Euch nicht helfen!“ Es wurde erzählt, er habe gesagt: Alle, die Gut und Leben bewahren wollten, sollten ihm folgen. „Was für ein Jammer, Seufzen und Klagen in der Stadt Antorf war, als Ihre fürstl. Gnaden von dannen verrückten, ist nicht auszusprechen“, so berichtete eine gleichzeitige Zeitung. Er war umgeben von einer Garde von 150 Hakenschützen. Tausende gaben ihm das Geleite, vor allen anderen Hooghstraeten und Straelen. In seinem Gefolge waren diejenigen unter den konföderierten Edelleuten, die bis zuletzt bei ihm in Antwerpen ausgehalten hatten, Villers, Escaubecq, auch Pieter Haeck, der bei dem verunglückten Anschlage auf Seeland als Führer gedient hatte, der Pensionär Wesenbecke, der nunmehr in seine Dienste trat, Prädikanten beider Bekenntnisse, wie Taffin und Flacius Illyricus, Konsistoriale, so Marcus Perez, der dann von Breda nach England ging, Philipp Marnix, der Schatzmeister ohne Schatz. „Die fetten Vögel fliegen davon, und wenn Ew. Hoheit nicht Vorkehrungen trifft, so bleiben uns nur die mageren übrig“,

so schrieb Meghem an die Herzogin. Wer sich irgendwie kompromittiert fühlte, der tat gut daran, sich ins Ausland und damit in Sicherheit zu bringen; die Schelde wimmelte von Böten, die mit Exulanten überladen waren; grofse Häuser und ganze Nationen verliefsen Antwerpen, und es war die höchste Zeit. Schon am 11. April beschlofs der Breite Rat fast einstimmig die Aufnahme der Garnison, und es war um Antwerpens Freiheit und Blüte nun für immer geschehen.

Bis nach Breda führte den Prinzen zunächst der Weg; er wufste freilich, dafs ihm auch hier, auf dem Schlosse der Ahnen, keine allzu lange Rast beschieden war. Das war noch seine Sorge, wie er die Erbschaft der Väter, wenn auch nicht für sich, so doch für sein Haus und seine Nachkommen, retten könnte. Er beschied den Grafen Philipp von Buren, der in Löwen studierte, nach Breda; zum letzten Male sahen sich hier Vater und Sohn. Er scheint sich mit der Absicht getragen zu haben, dem Sohne seine Güter zu übertragen: der hatte ja nichts verbrochen, war katholisch erzogen und geblieben; selbst wenn der Vater geächtet und seines Vermögens verlustig erklärt wurde, konnte Philipp dem unschuldigen Jüngling schwerlich auf die Dauer den angestammten Besitz der Familie vorenthalten; so blieb das Haus Nassau in den Niederlanden bestehen. Immerhin handelte es sich bei der Rente, deren Verlust ihm durch seine Flucht drohte, um etwa 50 000 Gulden im Jahre; so hoch war der Reinertrag seiner Güter. Das war offenbar der Grund, weshalb er den Grafen Philipp nicht mit sich nach Deutschland nahm, sondern nach Löwen zurückschickte: was konnten die Spanier dem Knaben im Ernste zufügen? Was er selber nach Deutschland mitnahm, das war nicht viel an barem Gelde, mehr an Pretiosen und anderen Mobilien.[1])

Nicht einer Flucht sollte seine Abreise gleichen; daher nahm er die Miene an, als ob er nur auf kurze Zeit, um seine Familienangelegenheiten zu ordnen, nach Deutschland ginge; in diesem Sinne schrieb er an die Grafen Bergen, Egmont und Hoorne, sowie an die Statthalterin und Philipp selbst. Er betonte vor ihnen, dafs er schon vor Jahresfrist um seinen Abschied gebeten hätte, und sprach sein Bedauern darüber aus, dafs er damals nicht darauf bestanden habe, weil er dann vor den Verleumdungen bewahrt geblieben wäre, denen er sich jetzt ausgesetzt sehe. Es fehlte ihm nicht an einer Rechtfertigung dafür,

dafs er sich entfernte, obwohl ihm die Regentin den Abschied verweigert habe: hatte doch der König, so erklärte er, verlangt dafs alle diejenigen, welche den neuen Eid nicht schwören wollten, ihrer Ämter zu entheben seien; daher betrachte er sich mit Recht als seines Dienstes entlassen. Er machte keinen Hehl daraus, dafs er die jüngste Politik der Regierung mifsbilligte. Er wolle nicht, so liefs er Bergen wissen, offenbar, damit dieser es dem Herrscher mitteile, zusehen, wie dieses schöne Land ruiniert werde, noch weniger dabei mitwirken; daher ziehe er sich auf einige Zeit zurück. Schärfer war seine Sprache gegen Hoorne: er könne die Augen nicht zudrücken, wo es gegen das Wohl des Vaterlandes, sein Gewissen und sein Seelenheil verstofse. Er wiederholte die Worte Philipps von Hessen: er wolle sich nicht Honig um das Maul schmieren lassen; Sattel und Zaum gedenke der Spanier ihnen anzulegen; aber er habe nicht so starke Flanken, um solches zu tragen, und sei auch nicht gesinnt, andere damit zu belasten. Beide überschüttete er mit Freundschaftsbezeugungen, zumal Egmont: „Sei überzeugt, dafs niemand mehr dein Freund ist, als ich, und dafs du von mir alles ungescheut fordern darfst; denn die Liebe zu dir hat in meinem Geiste so feste Wurzeln geschlagen, dafs sie nicht durch den Unterschied des Ortes und der Zeit geschwächt werden kann, und ich bitte dich, dafs du mir deinerseits dein altes Wohlwollen bewahrst.“ Selbst an Aremberg schickte er durch Hoorne freundliche Worte; über den Herzog von Arschot liefs er sich in fast überschwenglichen Tönen aus. An Margareta von Parma richtete er ein Abschiedsschreiben in den Ausdrücken der tiefsten Dankbarkeit und Ergebenheit; er bat sie, seiner ältesten Tochter Maria, die zu ihrem Gefolge gehörte, zu gestatten, dafs sie auf einige Zeit mit ihm nach Deutschland gehe, um ihre alte Grofsmutter noch einmal vor deren Tode zu sehen. Und dem Könige gab er einen Rechenschaftsbericht über sein Verhalten seit dem Sommer des Vorjahrs; er schlofs mit der Versicherung, er wolle mit Gottes Hilfe ein treuer Vasall und gehorsamer Untertan bis zum letzten Atemzuge bleiben. Erwartete er wohl, dafs man ihm Glauben schenke? „Doppelsinnig und versteckt“, so nannte ihn damals die Gräfin Aremberg; sie erinnerte sich daran, dafs ihr seine erste Gemahlin, Anna von Buren, drei Monate vor ihrem Tode einmal geklagt hatte: sie kenne den Prinzen und sein Inneres noch so wenig, als an jenem Tage, da sie ihn zum

ersten Male gesehen habe. Aber es wurde auf beiden Seiten mit derselben falschen Münze gezahlt, und was der Prinz schliefslich damals noch wollte, das war eigentlich nicht mehr, als eine gewisse Freiheit der Bewegung, sowie Sicherheit von Leben und Habe.

Auch in Breda sah sich Oranien aufs schwerste gefährdet. Im Norden stand Meghem bei Vianen, und vom Süden her rückten jetzt die Truppen von Noircarmes heran. Als sie sich des benachbarten Turnhout bemächtigten, da hielt der Prinz jeden weiteren Verzug für verhängnisvoll. Am 22. April brach er in Eile von Breda auf. Die einheimische und katholische Dienerschaft wurde entlohnt und entlassen; die Stadt Breda wurde ermahnt, Garnison zu nehmen und der Statthalterin zu gehorchen. Noch zwei Stunden vor seiner Abreise sprach ihn der Löwener Professor Elbertus Leoninus. Auch ihm sagte er: nur seiner Frau halber verweigere er den Eid, um nicht mit ihrer Hinrichtung beginnen zu müssen; er habe wohl die Mittel an der Hand gehabt, und er sei darum hart angegangen worden, gewaltsamen Widerstand zu leisten, aber er habe sich ihrer nicht bedienen wollen. Wohl ein Dutzend Jahre lang hätte er den König verhindern können, die Niederlande wieder zu betreten; er habe jedoch bedacht, dafs auf die Dauer der Herrscher doch den Sieg gewinnen würde; niemals habe er ernstlich an Kampf gedacht, und sein ganzes Leben wolle er dem König ein demütiger Diener, loyaler Vasall und gehorsamer Edelmann verbleiben. Sogar das stellte er in Abrede, dafs er von persönlicher Feindschaft gegen Granvella erfüllt sei. Über Grave und durch das Klevesche zogen die Exulanten nach der Grafschaft Nassau; unweit Köln trafen sie die Interventionsgesandten der deutschen Fürsten; der Prinz hatte mit ihnen eine Unterredung im Schlosse von Bensburg. Es war die höchste Zeit, dafs Oranien das Land verliefs. Eben damals wurden durch die Aussagen der Gefangenen von Valenciennes seine Beziehungen zu den Abgeordneten dieser Stadt in Antwerpen aufgedeckt, und wenige Tage nach seiner Entfernung wurde Breda durch das aus Deutschland anrückende Regiment Schaumburg besetzt.

Gewifs fühlte sich die Herzogin unter diesen Umständen einigermafsen froh und erleichtert, dafs der ehemalige Günstling und Vertraute bereits aufser Landes weilte. Eben jetzt stand sie auf der Höhe des Erfolges. Am 26. April marschierten sechs-

zehn Kompagnieen unter dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld in Antwerpen ein; die protestantischen Kirchen waren inzwischen bereits niedergerissen worden. Zwei Tage später hielt die Herzogin ihren Einzug, voll Achtung und freudig — wenigstens wohl vom katholisch gesinnten Teile der Bevölkerung — begrüfst. Im Vollgefühle ihres Sieges beantwortete sie von Antwerpen aus (am 30. April) des Prinzen Abschiedsbrief; sie übertraf ihn, wenn es möglich war, noch an Unaufrichtigkeit: bei seiner Liebe zum Herrscher, die ihr ja so bekannt sei, bei seinen trefflichen Eigenschaften zweifele sie nicht daran, dafs er stets ein treuer Diener des Königs bleiben werde. Von „ganz gutem Herzen“ dankte sie ihm für die Beteuerungen seiner Ergebenheit und Dankbarkeit: „Ich versichere Sie, mein guter Vetter, dafs ich stets bereit sein werde, Ihnen in allen Stücken, wo immer ich kann, zu helfen, beizustehen, Ihnen Wohlwollen und Freundschaft zu erzeigen; ich habe Sie stets geliebt, wie wenn Sie mein Sohn oder mein nächster Verwandter wären.“ Es war nicht die Sprache der Zuneigung, nicht einmal die des Mitleids mit dem Besiegten, sondern die der pursten Verstellung und Heuchelei; aber Oranien war selbst allzu sehr Virtuos auf diesem Instrumente, als dafs er sich durch solches Spiel täuschen liefs.[1])

Nur Brederode in Amsterdam blieb von den Grofsen noch übrig; auch seine Tage waren jedoch bereits gezählt. Mitte Februar hatte die Herzogin die Kapitulation verworfen, die Oranien den Kalvinisten dieser Stadt gewährt hatte, derzufolge sie innerhalb der Mauern predigen durften. Das gab das Signal zu neuen Unruhen; das Konsistorium rief Brederode herbei, indem es ihm eine Summe von 50 000 Gulden aufzubringen versprach. Brederode, der sich ohnehin in Vianen nicht mehr ganz sicher fühlte, folgte dem Rufe; von einigen Edelleuten begleitet, kam er unerkannt am Nachmittage des 27. Februars an. Offenbar war es seine Absicht, seine Truppen hereinzuführen und sich also zum Herrn der Stadt aufzuschwingen. Diesem Vorhaben widersetzte sich der katholisch gesinnte Magistrat, der wohl am liebsten zur Sicherung gegen die geusischen Pläne Garnison genommen und zu diesem Zwecke auch gern dem in der Nachbarschaft stehenden Grafen Meghem Einlafs gewährt hätte; aber dafür war er doch nicht stark genug; auch war Meghem so verhafst, dafs man bei solchem Unternehmen auf den äufsersten Widerstand gefafst sein mufste. Um die Mitte des März erschien

der Sekretär de la Torre als Bevollmächtigter der Regentin in Amsterdam; er forderte, sekundiert durch den Magistrat, Brederode auf, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen. Obgleich er versicherte, er sei bereit, zu Pferde zu steigen, um die Rebellen zu bekämpfen, war Brederode zur Abreise nicht zu bewegen. Mehr als hundert Kalvinisten umlagerten zur Nachtzeit die Herberge, in der er wohnte, damit er nicht mit Gewalt entfernt würde. Unablässig strömten ihm Geusen zu; eine Menge insbesondere friesischer Edelleute weilten in seiner Umgebung, darunter vor allem Sievert Beyma und Hartmann Galama, daneben van der Aa, Leefdael und Peter Dathenus. Mit Scheibenschiefsen und Trinkgelagen, wobei der Ruf: „Vivent les Gueux!“ recht oft und kräftig ertönte, vertrieben er und seine Genossen sich die Zeit; seine Anhänger führten befremdliche Reden, er habe das nächste Anrecht auf die Grafschaft Holland, und bald werde er sich in ihrem Besitze sehen. Niemand wagte sich an ihn und die Kalvinisten heran, und schon machten sie jetzt den Versuch, die Stadt vollkommen in ihre Gewalt zu bringen. Am 19. März brach abermals ein Tumult aus. Es wurde beschlossen, Brederode mit Genehmigung des Prinzen von Oranien als des Gouverneurs zum „Chef und Kapitän“ der Stadt anzunehmen. De la Torre wurde gefangen gesetzt, und es wurde ihm in der Haft übel mitgespielt; drohten ihm doch Beyma und Galama, sie wollten ihn aufhängen; es gelang ihm jedoch glücklich zu entkommen.

Trotz dieses Erfolges vermochte sich Brederode nicht auf die Dauer zu behaupten. Oranien konnte gerade in jenen Tagen, zum Ende des März, wenig Lust verspüren, aus seiner bisher sorgfältig gewahrten Reserve und scheinbaren Neutralität herauszutreten. Er wollte nicht öffentlich seine Zustimmung zur Ernennung Brederodes geben; er berief sich darauf, dafs er bereits um Enthebung von seinen Ämtern nachgesucht hätte, und überliefs die Angelegenheit, da sie ihn nichts mehr angehe, der Regentin und dem Staatsrate zur Entscheidung. Er vermied es aber auch unter eben demselben Vorwande, sich des Magistrats irgendwie tatkräftig anzunehmen; er sandte vielmehr an Brederode einen Edelmann mit geheimen mündlichen Aufträgen, über deren Inhalt wir nichts erfahren. Welcher Art sie gewesen sind, ist daraus zu ersehen, dafs Brederode nunmehr erklärte, er werde aus Amsterdam nur auf Gebot des Prinzen weichen; obgleich

darum ersucht, weigerte sich Oranien jedoch, diesen Befehl ergehen zu lassen. Aber andererseits wurde es Brederode durch diesen Gang der Dinge unmöglich, eine offizielle Autorität in der Stadt zu gewinnen, und seine Lage wurde immer kritischer, zumal da es ihm an Mitteln gebrach. Umsonst verlangte er von den Amsterdamern eine grofse Summe, wie es heifst, von 80000 Talern; nicht einmal die Reformierten lieferten ihm die versprochenen Gelder. Alles verschlofs vor ihm die Börse, selbst die reichen Kaufleute unter den Kalvinisten zogen sich von ihm zurück; sie besorgten, dafs er sie mit seinen Darlehnsgesuchen bestürme, und dafs, wenn er wirklich das Regiment in die Hände bekomme, eine Schreckensherrschaft des raubgierigen und blutdürstigen Pöbels eintreten würde; daher fürchteten sie ihn schliefslich nicht weniger als die Katholiken.

Der Fall von Valenciennes liefs auch bei Brederode keinen Zweifel mehr darüber bestehen, dafs jeder weitere Widerstand nutzlos sei; dazu kam, dafs er in Amsterdam selbst seine Stellung nicht zu befestigen vermochte. Wie sollte er aber seine unbezahlten Truppen und die Edelleute seiner Umgebung los werden, die alle ihre Hoffnungen auf ihn setzten? Seinen Friesen erzählte er, er sei bereits vom Magistrat als Kapitän der Stadt angenommen, sie sollten es nur geheim halten; im Herzen wünschte er sie „zum Teufel“. Anfang April sandte er einen Diener nach Antwerpen zu Oranien und bat diesen um Geld, damit er seine Truppen in Vianen verabschieden könne. Der Prinz antwortete ihm: er würde gerne mit seinem eigenen Blute helfen; aber von den Konsistorien habe er nichts erhalten, und selbst vermöchte er nicht einmal ein Darlehen von 6000 Gulden aufzubringen. Darauf schrieb Brederode an Egmont und Mansfeld, damit diese eine Kapitulation zwischen ihm und der Herzogin vermittelten; er erbot sich, bis zur Ankunft des Königs aufser Landes zu gehen oder ruhig in Vianen zu bleiben, und schickte ihnen ein Blankett mit seiner Unterschrift, indem er sie nur bat, keinerlei Bedingungen festzusetzen, durch die seiner Ehre Abbruch geschehe, und die Edelleute seines Anhanges mit in das Abkommen einzuschliefsen. In der Tat wurden gewisse Artikel aufgesetzt; darin wurden ihm Aufnahme einer Garnison in Vianen und Entfernung ins Ausland auferlegt, aber Genufs und Verwaltung seines Vermögens bis zum Richterspruche des Königs zugesichert.[1]) Da lief ein Befehl des Königs (am 26. März) ein,

die Statthalterin dürfe niemandem Pardon gewähren und keine andere, als unbedingte Unterwerfung annehmen; darauf wurden die Verhandlungen zwischen Brederode und dem Hofe abgebrochen.

Stets ungeduldiger wurden seine Soldaten; in Amsterdam konnte er sich kaum noch länger halten. Da ordnete er noch einen Diener nach Breda mit der Bitte ab, der Prinz möge seine Pflicht tun und das Geld für die Truppen schaffen. Als der Diener in Breda eintraf, war Oranien bereits seit einigen Tagen nach Deutschland gereist. Brederode wagte nunmehr einen letzten verzweifelten Versuch, sich Amsterdams zu bemächtigen und dadurch seine Söldner zu befriedigen. Er gab dem Gros seines kleinen Heeres den Befehl, in aller Heimlichkeit von Vianen abzuziehen und sich nachts Amsterdam zu nähern, wo ihm die Kalvinisten Einlafs gewähren würden. Allzu grofse Hoffnung setzte er selber nicht auf das Gelingen seines Planes; denn er traf alle Vorbereitungen, um sich zur rechten Zeit, falls das tollkühne Unternehmen mifsglückte, in Sicherheit zu bringen. Um ihn loszuwerden, hatte ihm die Stadt ein Darlehen von 8000 Gulden auf seine Güter gewährt; so verfügte er wenigstens über einige Mittel für sich selbst. Während drei Kompagnieen unter dem Befehle von Jan Renesse, Nieveld und Huchtenbroeck in Vianen zurückblieben, rückten acht andere, etwa 3000 bis 4000 Mann stark, unter Wingle, Andelot, Cocq, den Brüdern Battenburg, Leefdal, Longeval und dem Kapitän Augustin Wynants heran. Einige von den Hauptleuten gingen voran nach Amsterdam und verabredeten hier wohl mit Brederode die Einzelheiten des Planes; sie kehrten am Abende des 26. Aprils zum Heere mit dem fröhlichen Bescheide zurück, dafs man auf jeden Fall am nächsten Morgen Geld bekommen würde. Es war verabredet worden, dafs um etwa drei Uhr am Morgen die Truppen am Haarlemer Tore sein sollten, wo sie Einlafs finden würden; um die Aufmerksamkeit der Bürger von diesem Vorgange abzulenken, sollte an dem entgegengesetzten Tore durch einige wenige Knechte mit ein paar Trommeln falscher Alarm geschlagen werden. Inzwischen traf Brederode die Vorbereitungen zu seiner Abreise; als das Sievert Beyma, der Führer der Friesen, merkte, ging er nach der Herberge des Gönners, drang in seine Kammer und sprach zu ihm: „Wie, gnädiger Herr, ich hatte gemeint, dafs Ihr uns solches wissen lassen würdet; habt Ihr mir doch gesagt, Ihr

würdet mich beschirmen. Die Friesen werden sagen, dafs Ihr sie verratet, und Mynheer weifs sehr wohl, dafs wir nach Ihrer Abreise nicht länger hier bleiben können". Brederode stellte es ihm darauf frei, mit ihm zu reisen; aber es scheint, dafs er ihn schliefslich doch bewog, die Nacht noch in der Stadt zu bleiben und den Ausgang des Unternehmens abzuwarten, indem er ihm für den Fall des Fehlschlages seinen Wagen zur Verfügung stellte. Darauf bestieg er mit Frau und Gefolge das Schiff, stoppte aber eine halbe Meile vor der Stadt und hielt bis zum Anbruche des Morgens. Die Friesen blieben in der Stadt, offenbar um den Truppen, falls sie innerhalb der Tore wären, als Führer zu dienen. Aber der Anschlag mifsglückte. Zwar fand der falsche Alarm zur bestimmten Stunde statt; aber das Gros verspätete sich und kam erst zwischen acht und neun Uhr am Haarlemer Tore an, als die Bürger bereits gewappnet und zur Abwehr bereit waren; selbst unter den Kalvinisten graute wohl vielen vor der Anarchie, welche diese zuchtlosen Banden heraufbeschwören mufsten. Als Beyma und die Friesen, die bei ihm waren, merkten, dafs der Plan vereitelt sei, flüchteten sie auf Brederodes Wagen zunächst nach Haarlem; als sie unterwegs hörten, dafs dort Meghem stünde, machten sie kehrt und schlossen sich dem Gros des Heeres an. Brederode aber lichtete den Anker und stach in See. Am 30. April langte er in Embden an; er fand keine günstige Aufnahme; der Graf von Ostfriesland wollte ihn nicht vor sich lassen, und so ging er weiter ostwärts zum Bischofe von Bremen. Morillon hatte wohl nicht Unrecht, wenn er über Brederode urteilte: dieser hätte noch viel grofses Unheil anrichten können, wenn er beherzter wäre.

Während Brederode dem Exile zusteuerte, wo er ein frühes Grab finden sollte, lagerten seine Truppen vor Amsterdam, ohne dafs er ihnen einen Heller Geldes zurückgelassen hätte. Sie baten unter Hinweis auf ihre Armut den Magistrat um Lebensmittel und Schiffe. Der schickte ihnen Brot, Bier und Käse heraus, liefs ihnen aber sagen, dafs er den Seeleuten nichts zu befehlen habe. Sie zogen darauf, die Stifter und Kirchen plündernd und brennend, durch das Waterland nach Hoorne; zwar verfolgte sie Meghem; aber er konnte ihnen wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes, wegen der zahlreichen Wasserläufe keinen Schaden zufügen. Sie blieben in Hoorne zwei Tage liegen, konnten aber hier keine Schiffe erlangen. Nur eine Barke trieben sie auf; darin setzten

etwa hundert Mann, darunter die vornehmsten Hauptleute, die Brüder Battenburg, Sievert Beyma, Hartmann Galama, Wilhelm Bonga und Maximilian Cocq, über den Zuyder See; es ward ihnen zum Unheile. Die übrigen zogen weiter nach Medemblijk; hier schifften sie sich ein und fuhren ab, indem der Hauptmann der Zitadelle ihnen einige Kanonenschüsse nachsandte. Sie gedachten nach Embden zu segeln; aber widrige Winde zwangen sie zu südlichem Kurse; nicht weit von Amsterdam, in der Nähe von Muiden, landeten sie. Meghem war ihnen mit einigen kleinen Schiffen gefolgt; aber er erreichte sie nicht mehr. Sie marschierten unbelästigt durch das Utrechtsche, durch die Veluwe und Betuwe und über den Rhein bei Huissen nach dem Kleveschen. Hier lösten sie ihre Fähnlein auf und liefen auseinander. Schlimmer ging es den Genossen, die sich von ihnen in Hoorne getrennt hatten. Auch sie hatten unter den widrigen Winden zu leiden und wurden an die friesische Küste in der Nähe von Harlingen, der Hafenstadt Leeuwardens, verschlagen. Sie hatten ihre Schiffsleute übel behandelt; um sich zu rächen, gaben diese einem Fahrzeuge Zeichen, welches ihnen begegnete; es stand unter dem Befehle des Kapitäns Ernst Mulart und gehörte zu einer Flottille von sechs Barken, welche Aremberg ausgerüstet hatte, um auch zur See den flüchtigen Protestanten den Weg nach Ostfriesland zu verlegen. Das geusische Schiff wurde angehalten und am 5. Mai in Harlingen eingebracht; im Gepäcke fand man eine Menge Gold- und Silbersachen, die aus den nordholländischen Klöstern stammten. Aremberg liefs Galgen aufrichten und wollte die Gefangenen als Kirchenräuber aufknüpfen lassen; aber der friesische Adel, sowohl Edelleute, wie Edeldamen, baten um Gnade für ihre Landsleute; und in der Tat verwandte sich für sie Aremberg selber bei der Regentin. Diese befahl, die gemeinen Soldaten teils aufzuhängen, teils auf die Galeeren zu schicken; die gefangenen Offiziere und Edelleute wurden nach den Staatsgefängnissen zu Vilvoorde und Rupelmonde überführt; da wurden sie der peinlichen Frage unterworfen und sahen dem sichern Lose des Todes durch Henkershand entgegen; daran vermochten alle Fürbitten von Verwandten und Standesgenossen, selbst des Viglius für seine Landsleute, nichts zu ändern.[1])

Es war nicht mehr viel zu tun, um das Werk der Unterwerfung zum letzten Ende zu bringen. In Vianen lagen noch

drei Kompagnieen; sie machten am 2. Mai einen Ausfall, um sich der jenseits des Leck gelegenen, neu erbauten Befestigungen bei Vreeswijk zu bemächtigen, durch welche sie im Schach gehalten wurden, wurden aber durch Meghems Leutnant de Witt geschlagen. Jan van Renesse, einer der Hauptleute, fiel in die Hände des Feindes; er wurde im Kastell von Vreedenburg festgesetzt. Ein besonderer Liebling Brederodes, war er der katholischen Religion treu geblieben; auch nach dem Bildersturme blieb sein Zimmer mit Kruzifix und Heiligenbildern ausgestattet; trotzdem ward auch er zum Tode durch das Schwert bestimmt.[1]) Die Folge dieser Niederlage war der Fall Vianens; eine Deputation der Bürgerschaft teilte schon am folgenden Tage der Herzogin in Antwerpen mit, dafs sie sich auf Gnade und Ungnade ergäbe. Da Meghem sich noch auf der Verfolgung des Brederode'schen Gros befand und Noircarmes auf Befehl der Herzogin bereits auf Amsterdam marschierte, besetzte Herzog Erich von Braunschweig mit seinen Soldaten Vianen und das benachbarte Ameiden; er genofs in vollen Zügen das Gefühl der Rache am langjährigen verhafsten Gegner, indem er dessen Untertanen mifshandelte und sich der Artillerie und der Munition bemächtigte, die er in den beiden Schlössern fand, sowie der Mobilien Brederodes. Die Herzogin mifsbilligte sein Verhalten aufs schärfste; sie befahl ihm, die Besitzungen und die Habseligkeiten Brederodes entweder Meghem oder Noircarmes zuzustellen. Am 8. Mai kamen Noircarmes und Boussu vor Amsterdam an; sie brachten mit sich die Artillerie von Valenciennes. Da sank auch den Amsterdamern der Mut; schon am nächsten Tage konnten beide Herren mit vier Kompagnieen ihren Einzug halten. Sie befahlen, dafs die Soldaten den Reformierten ins Quartier gelegt würden; aber der Magistrat verteilte sie gleichmäfsig unter die Einwohner beider Bekenntnisse. Auch Delft, Leiden, Briel erhielten Garnisonen, nicht minder in den nächsten Wochen Groningen und Deventer. Wohl waren noch zahlreiche Protestanten im Lande; aber wie Mansfeld dem Könige schon am 12. April geschrieben hatte, es gab hier keinen Prediger und keine ketzerische Religionsübung mehr. Wie der Süden, so war auch der Norden jetzt vollständig zur Ruhe gebracht. Triumphierend konnte die Statthalterin am 22. Mai dem Bruder melden: „Es bleibt keine Stadt mehr übrig, die noch ungehorsam wäre, und ich warte nur darauf, welche Mafsregeln mir

Ew. Maj. anbefehlen wird, um dauerhaft geordnete Zustände im Lande herzustellen; so oft schon habe ich Eure Majestät darum ersucht".[1])

Der bewaffnete Widerstand war allenthalben niedergeschlagen; war es da anzunehmen, dafs sich die Brüsseler Regierung durch eine lahme Fürbitte der deutschen Fürsten würde einschüchtern lassen? Zum Anfange des Jahres hatte eine Tagfahrt zu Fulda stattgehabt; hier war eine Interzessionsschrift für die niederländischen Protestanten ausgearbeitet worden. Sechs Fürsten nahmen an dieser diplomatischen Aktion teil: die Kurfürsten August von Sachsen und Joachim von Brandenburg, die Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach und Karl von Baden, Herzog Christoph von Württemberg und Landgraf Wilhelm von Hessen. Der Kurfürst von der Pfalz wurde seines reformierten Bekenntnisses halber nicht mit zugezogen; auch erstreckte sich die Intervention ausdrücklich nur auf die Lutheraner, nicht auch auf die Kalvinisten. Immerhin war das in der Instruktion ziemlich schonend zum Ausdrucke gebracht. Es war in ihr gesagt: die Rüstungen der Regierung seien wohl weniger zur Unterdrückung der armen Christen der Augsburger Konfession bestimmt; diejenigen niederländischen Protestanten, die sich nicht zu dieser Konfession hielten, gehörten mehr zum gemeinen Pöbel; aber auch für sie sei Besserung zu erhoffen, denn sie seien nur deshalb in die kalvinistischen Irrtümer verfallen, weil bisher die reine Lehre Luthers im Lande nicht öffentlich gepredigt werden dürfte. Das Schriftstück war reichlich gespickt mit Ausfällen gegen das Papsttum und das Tridentiner Konzil; es schlofs mit der Bitte um Aufhebung der Verfolgung und um Freistellung der Augsburger Konfession.

Für Ende März schrieb Kurfürst August eine Begegnung der Gesandten der interzedierenden Fürsten in Köln aus; von hier sollten sie sich nach Brüssel begeben. Aber die Mission verzögerte sich, vermutlich im Zusammenhange mit dem Gothaischen Kriege, der erst im April zum Abschlusse gelangte. Inzwischen wurden von spanischer Seite Versuche gemacht, den Kurfürsten August zu gewinnen. König Philipp schrieb ihm einige freundliche Briefe, worin er ihn anging, den niederländischen Rebellen keinerlei Hilfe zu gewähren und insbesondere als das Oberhaupt der Gothaischen Exekution zu verhindern, dafs sie die Belagerungstruppen anwürben. Dieses Ansinnen war freilich insofern über-

flüssig, als es den Aufständischen an Mitteln dazu mangelte. Aus dem Lager von Gotha schickte der Kurfürst an Chantonnay, der sich zur Zeit in Prag befand, eine Antwort, die alles andere eher, als schroff und feindselig klang. Zwar sprach er den sehnlichen Wunsch aus, dafs die niederländischen Unruhen „durch billiche, sühnliche, gleichmäfsige christliche Mittel und Wege dermassen förderlich zu guter friedlicher Endschaft gebracht und gestillt würden", damit Blutvergiefsen und andere Weiterungen verhütet würden; aber er beteuerte zugleich, dafs es sein ernstliches Streben sei, mit Philipp und dem ganzen Hause Österreich in guter und vertrauter Nachbarschaft und Freundschaft zu stehen; kein Wörtchen der Mifsbilligung und des Tadels über Philipps niederländisches System war in dem Schreiben zu finden. Wenige Tage später erschien ein Agent Chantonnays, Emanuel Welser, am Hofe Augusts, um sich bei diesem für die wohlwollenden Gesinnungen zu bedanken, die er im Verlaufe der Empörung bisher dem Könige gegen die Rebellen bezeugt habe, und um ihn zu bitten, darin fortzufahren. Es ist daher schon möglich, dafs Strada recht hat, wenn er andeutet, dafs der Kurfürst, als nun im Mai die Interzession von statten ging, seinen Bevollmächtigten im Geheimen beauftragt habe, die Saiten nicht allzu straff zu spannen. Wahrscheinlich glaubte August übrigens in der Tat, für Oranien sowohl direkt als auch indirekt, nämlich durch die Vermittlung des Kaisers, am besten wirken zu können, wenn er dem Könige möglichst gute Worte gäbe. Dafs nach der Einnahme von Gotha der Kaiser die Armee in sein Wartegeld nahm, konnte den Geusen bei ihrem Mangel an Mitteln ziemlich gleichgültig bleiben. Maximilian gab sich freilich vor Philipp den Anschein, als ob er ihm damit einen recht grofsen Gefallen erweise, und verlangte natürlich, dafs ihn der Vetter dafür schadlos halte; das hiefs soviel, wie sich auf spanische Kosten eines Heeres zu versichern.

Da sich die Regentin noch in Antwerpen befand, mufsten die Gesandten der intervenierenden Fürsten ihr hierhin nachreisen. Am 20. Mai wurden sie durch die Herzogin in Gegenwart von Viglius, Egmont, Arschot, Mansfeld, Berlaymont und Bruxelles empfangen. Sie brachten ihre Werbung vor und überreichten die Interzessionsschrift. Sie wurden entlassen, indem ihnen Mansfeld bedeutete, dafs sie jeden Verkehr mit den Antwerpener Bürgern aufs strengste zu vermeiden hätten. Mansfeld hielt

den sächsischen Vertreter zurück; der sagte ihm unter der Hand, dafs sein Herr, der Kurfürst, nicht in Feindschaft mit dem Hause Österreich geraten wolle. Die ganze Sache war nicht angetan, der Regentin zu imponieren; andererseits fühlte sie sich durch die Seitenhiebe auf die papistische Abgötterei arg verletzt. Sie wollte die Gesandten, wie erzählt wird, zuerst ohne Antwort nach Hause entlassen; schliefslich liefs sie eine Entgegnungsschrift aufsetzen, die ihnen durch den deutschen Sekretär Scharberger in der Abschiedsaudienz am nächsten Tage vorgelesen wurde: die Fürsten seien schlecht unterrichtet, da sie leider den Aufständischen mehr Glauben als dem Könige geschenkt hätten. Um Rebellen und Kirchenschänder zu strafen, hätte man ausländische Truppen annehmen müssen, zu keinem anderen Zwecke. Die Fürsten hätten sich die Mühe und Kosten der Gesandtschaft sparen können. Sie würden im eigenen Lande solche Empörung noch viel weniger dulden; daher hätten sie kein Recht, sich darum zu kümmern, was in dem Reiche des Königs vor sich gehe, und zwar um so weniger, als er sich in ihre Regierung, sowohl in geistlichen als auch in weltlichen Sachen, nicht einmische und niemals Untertanen gegen ihren Herrscher aufhetze. Daher sollten sie ihn mit solchem Ansinnen verschonen und ihm lieber bei der Pazifikation seines Landes helfen. Die Herzogin versprach, die Interzessionsschrift, „wiewohl es ohne sonderliche Not ist", an den Monarchen weiter zu befördern, der dann das weitere verfügen würde. Als die Gesandten erwiderten, sie wollten Rebellen und Bilderstürmer nicht mit in ihre Fürbitte eingeschlossen haben, sondern bäten nur um Einstellung der Inquisition und Zulassung der Augustana, replizierte die Statthalterin, dafs es bei dem einmal erteilten Bescheide verbleiben müsse. In jeder Weise wurden sie schlecht behandelt. Als sie der Graf Königstein, der in kaiserlicher Mission für England gerade Antwerpen passierte, mit Egmont, Mansfeld, Berlaymont und dem Erzbischofe von Cambrai zu Tische lud, erschien von diesen Herren kein einziger; ihr Verkehr wurde aufs schärfste überwacht. Mifsvergnügt reisten sie alsbald ab; die deutschen Fürsten hatten durch ihre Aktion nicht den geringsten Erfolg erzielt, sondern höchstens sich selber kompromittiert und den niederländischen Protestanten geschadet. Wilhelm von Hessen und Christoph von Württemberg waren wohl über diese „spöttliche und schimpfliche" Antwort der Regentin sehr entrüstet;

Herzog Christophs Meinung war, man solle sie lehren, sich anders zu benehmen; aber er wufste dafür keinen anderen Rat zu erteilen, als den niederländischen Truppen den Pafs durch die evangelischen Länder zu verwehren. Als ob diese nicht auch andere Wege finden oder sich im Notfalle sogar mit Gewalt den Durchzug erzwingen konnten![1])

Anfang Mai langte Oranien im Nassauischen an; er nahm zuerst seinen Aufenthalt in Siegen; etwa vier Wochen später siedelte er nach der Stammburg Dillenburg über. Jetzt erst, auf deutschem Boden, durfte er die Maske fortschleudern, offen das Antlitz zeigen und dem heimlichen Spiele ein Ende machen, in das er durch die Übermacht der Verhältnisse hineingedrängt worden war. Die Träume von Glanz, Ruhm und Reichtum, die damals den Knaben gelockt hatten, das Land der Väter und das Bekenntnis der Kindheit zu verlassen, waren in Nichts zerronnen, und arm, wie er dereinst ausgezogen war, kehrte der durch Sturm und Schicksal gereifte Mann zurück in die Arme der Heimat und des früheren Glaubens. Am 13. Juni bat er den Landgrafen Wilhelm von Hessen, ihm den Pfarrer Nikolaus Zell aus Treysa eine Zeitlang zur Belehrung im lutherischen Bekenntnisse zu überlassen: „Wir wollten von Herzen gern zu Stärkung und Bestätigung unseres Gemütes und Gewissens die Zeit, die wir allhier und aufserhalb unserer niederländischen Grafschaften und Herrschaften verbleiben, in und mit Lesung und Auslegung der heiligen göttlichen Schriften anlegen und zubringen. Denn wir tragen zu solchem unsern christlichen Eifer, ohne Ruhm zu melden, eine sonderliche Affektion". Landgraf Wilhelm schickte dem Prinzen den erbetenen Geistlichen und ein Exemplar der loci communes des Melanchthon mit den herzlichsten Wünschen: „Wünschen auch von Gott dem Allmächtigen, Seine Allmacht wolle E. L. und den Ihrigen zu solchem christlichen Vorhaben seine göttliche Gnade und Segen verleihen, dafs dieselbigen darin also fortfahren, beständiglich verbleiben und die rechte wahre Erkenntnis Christi und seines seligmachenden Wortes erlangen, auch dadurch derselbigen Seelenheil gefördert, die Ehre Gottes gepriesen und die wahre reine christliche Religion weiter ausgebreitet werden möge".[2])

Die Hoffnungen des biederen Landgrafen sollten nicht in Erfüllung gehen, wenigstens nicht so, wie er sie hegte. Protestant ist Wilhelm von Oranien wohl damals geworden, aber trotz des

Unterrichts durch den gelehrten Pfarrherrn von Treysa kein Lutheraner im Sinne des „reinen Wortes“; sonst wäre ihm auch in der Folgezeit das Zusammenwirken mit dem niederländischen Protestantismus unmöglich geworden. So, wie die Dinge damals standen, mufste man freilich daran zweifeln, ob für eine Erhebung sowohl Oraniens als auch des niederländischen Protestantismus überhaupt noch die geringste Aussicht vorhanden war. Die Rolle beider schien ausgespielt: was sollten sie noch gegen die siegreiche Statthalterin, was gegen die von Süden herannahende Streitmacht Albas in ihrer Verlassenheit, Mittellosigkeit und Opferunlust vermögen? Und was das schlimmste war, bei beiden Teilen hatte sich bisher ein gegenseitiges Mifstrauen nicht überwinden lassen; der eine zieh den andern des Mangels an Energie und Offenheit: als der Prinz die Niederlande verliefs, bestand unverkennbar eine gewisse Spannung zwischen ihm und den Reformierten. Er warf ihnen vor, dafs sie ihm ihre Versprechungen finanzieller Beihilfe nicht gehalten hätten; sie ihm, dafs er sich nicht ohne Umschweife für sie erklärt, sondern sie halb und halb verraten habe. Mufste da nicht jeder Versuch eines abermaligen Zusammenschlusses von vornherein aussichtslos erscheinen? Sangen doch die flandrischen Buschgeusen damals:

„Want onse hope die hadden wy ghestelt,
Op Heeren en Voorsten groot van staten,
Ende oock hier op der cooplieden gheldt,
Maar alle dese hebben ons nu verlaten,
Dan t'is loon nae werck; want al ons praten
Was van Oraengiens gheweldt en Breeros macht,
Dus is't wel weert, dat men ons belacht“.

Und doch lag die Sache so, dafs nur Oranien ihnen Rettung bringen konnte; von ihm hing es ab, ob nur „für eine Zeit“ oder für immer „das Rühmen und Lachen der Geusen in bittere Tränen verwandelt werden sollten“. Durch den Übertritt zum Protestantismus hatte Oranien alle Brücken abgebrochen; bald mufste er einsehen, dafs alle Versuche, durch Vermeidung des offenen Beitrittes zur Partei der Aktion, durch Intervention der deutschen Fürsten seine Güter zu retten, umsonst waren, dafs es gegen Philipp und Alba nur ein Mittel gab: den offenen Krieg. Da sanken die letzten ängstlichen Bedenken; da nahm

er die Bundesgenossen, wo er sie fand, und als diese sahen, dafs es auch ihm ein heiliger Ernst war, flossen ihm die Mittel reichlich und willig. Die Berührung mit der Muttererde stählte ihn zu kühner Tat. Sie gab ihm den hohen Mut und die trotzige Kraft, den Riesenkampf für die Freiheit der Niederlande und des Glaubens gegen die spanische Zwingherrschaft zu bestehen. Der Sieg sollte sein werden, freilich um den Preis seines Blutes.

Anmerkungen.

Die erste, fett gedruckte Ziffer bedeutet die Seitenzahl, die darauf folgende Ziffer die Nummer der Anmerkungen, die zu den einzelnen Seiten gehören.

518, 1. BA. KS. Undatierte Denkschrift des Castellanos. Anfang 1566. Castellanos reiste Mitte Januar 1566 aus Brüssel nach Spanien (vgl. CPh. I, 395, d. 27. Januar 1566); alsbald nach seiner Ankunft daselbst forderte ihn der König zur Einreichung der zitierten Denkschrift auf.

518, 2. Ebenda.

518, 3. BA. KS. Memorial des Fray Lorenzo (d. Brüssel 15. Februar 1565).

518, 4. BA. Pp. Nr. 161 (d. Brüssel 31. Dezember 1565). Die Herzogin dankt dem Könige „de la provision faicte par Icelle [S. M.] de 75000 ducatz de 27 groz pour le payement des pensionnaires Allemans et aultrement". Als Pensionäre werden u. a. genannt Erich, Ernst und Philipp von Braunschweig, der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, die Grafen von Solms und Schaumburg, Oberst Schwendi.

518, 5. Ebenda Nr. 161, S. 199 ff. (d. Brüssel 22. Juli 1565) und S. 220 ff. (d. Brüssel 12. Januar 1566).

518, 6. CGr. I, 152.

519, 1. Denkschrift des Castellanos (vgl. Anmerkung 518, 1) und Bericht der Herzogin vom 12. Januar (vgl. Anmerkung 518, 5).

519, 2. Ebenda und Pp. Nr. 104, S. 5 ff. (Bericht, d. Brüssel 11. Jan. 1566).

520, 1. Ebenda S. 2 (d. Brüssel 5. Januar 1566). CGr. I, 23 (d. 4. Dezember 1565), BA. KS. (Fray Lor. an Erasso, d. 27. Dezember 1565).

520, 2. Vgl. Brugmans a. a. O. S. 153 f.

520, 3. Vgl. zum folgenden: Livre Synodal contenant les articles résolus dans les synodes des églises Wallones des Pays-Bas. 1896. I, sowie aus der umfangreichen Literatur Ypey-Dermout, Geschied. der nederl. hervormde kerk. 1819. I, 298, Aantek. 140 f. Deventer, Het jaar 1566. 1856, S. 74. Ollier, Guy de Brès. 1883, S. 80. Ritter, Anfänge des niederl. Aufstandes, Hist. Zeitschrift 58, S. 407 ff. H. v. Hoffmann, Das Kirchenverfassungsrecht der niederl. Reformierten. 1902.

521, 1. Über ihn das schon genannte Buch von Ollier, sowie A. van Langeraad, Guido de Bray. 1884. Vgl. zu beiden Werken Rutgers, Calvijns invloed[2] (1901), S. 139.

521, 2. Der Titel lautete: Confession de foy, Faicte d'un commun accord par les fidèles qui conuersent ès pays-bas, lesquels desirent viure selon la pureté de l'Euangile de nostre Seigneur Jesus Christ. M. D. LXI.

522, 1. Anbei ein Verzeichnis der wichtigsten Gemeinden mit ihren Beinamen: Antwerpen (La Vigne), Armentières (Le Bouton), Arras (La Pensée),

Audenarde (La Fleur de Lys oder La Giroflée), Brüssel (Le soleil), Douai (La Gerbe), Gent (Le Glaive oder La Fleur de Lys), Hondscote (La Pierre), Lille (La Rose), Louvain (La Violette), Mecheln (La Meule), Meenen (L'Olive orientale), Nieuwkerken (L'Arbre), Orchies (L'Ortie), Le Quesnoi (L'Olive occidentale), Roubaix (L'Olive orientale), Tournai (La Palme), Valenciennes (L'Aigle).

522, 2. „Faicte d'un commun accord", worauf im Livre Synodal, Préface S. 5 aufmerksam gemacht wird.

523, 1. Ich schliefse mich hier der Erklärung Rahlenbecks (Le Protestantisme dans le pays de Limbourg, S. 9) an, welcher das rätselhafte Teur (Livre synodal, S. 1) mit dem (in der Lüttichschen Grafschaft Franchimont gelegenen) Theux identifiziert. Andere m. E. weniger glückliche Versuche, den Namen Teur zu erklären, bei Ypey-Dermout, Aantekeningen S. 139 und v. Hoffmann, S. 51. Der provinziale Charakter der Synoden von 1563 erhellt schon daraus, dafs die von Teur (Theux) und Armentières an demselben Tage (26. April) stattfanden.

527, 1. Hessels, Ecclesiae London.-Bataviae Archivum II, 150 und 202 ff. (Zusammenstellung der H.'schen Ketzereien); vgl. Schickler, Les églises du refuge I, 117 und Goeters, Adrian van Haemstedes Wirksamkeit in Theol. Arbeiten, N. F., Heft 8, S. 50 ff.

527, 2. S. den Brief Karls van Utenhove bei Hessels II, 162 (d. Antwerpen 16. Mai 1561).

527, 3. H. ter Haar, Specimen historico-theologicum Petri Datheni vitam exhibens, 1858, S. 27.

527, 4. S. Möller-Kawerau, S. 279.

527, 5. In dem Neudrucke der Konfession von 1566 ist dieser Passus verändert und lautet: „sondern auch das heilige Amt zu handhaben: um zu wehren und abzuschaffen" usw. Fruin (Werke I, 401) macht zu dieser Abweichung die Bemerkung: „Bedrieg ik mij niet, dan mogen wij uit deze verandering opmaken, dat de ondervinding der laatste zes jaren voor de protestanten niet verloren was gegaan, en dat zij reeds hadden ingezien, hoe gevaarlijk het was de beoordeeling van wat met den bijbel al of niet overeenkomt, aan een vorst als koning Philips op te dragen". Ich kann einen sachlichen Unterschied zwischen den beiden Redaktionen nicht finden; dazu kommt, dafs die darauf folgenden näheren Erläuterungen über den Beruf der Obrigkeit in religiösen Dingen („um zu wehren und abzuschaffen" usw.) wörtlich in beiden Texten mit einander übereinstimmen, — abgesehen davon, dafs im späteren zum Schlusse die Wiedertäufer und Schwarmgeister ausdrücklich als die genannt werden, deren Lehre betreffend die Obrigkeit, Gütergemeinschaft usw. zu verwerfen sei.

528, 1. H. O. Janssen, De kerkenhervorming te Brugge, 1856, I, 12 ff.

529, 1. BA. Pp. Nr. 512 (Conseil des troubles Nr. 18), fol. 180. Auch die übrigen Notizen im Texte sind den Akten des Conseil des troubles entnommen.

531, 1. CPh. I, 383.

531, 2. CGr. I, 19 (d. 2. Dezember 1565).

531, 3. Vgl. über ihn J. Schotel, Floris I en II van Pallant, 1846, S. 16, 24 Anm. 11 und 13.

532, 1. In einem anonymen Memorial (d. Brüssel 15. Februar 1566 BA. KS.), dessen Autor offenbar Alonso del Canto ist, wird die Frage erörtert, ob Vianen „es sugeta al Conde di Olanda y no; y todos, quanto letrados hay, dicen que sin falta lo es; esta el placido para sentenciar muchas dias ha, y el presidente de Malinas, como es pariente de Brederode y del marques de Vergas, lo entretiene diciendo que aora no es tiempo de declarar esta sentencia". Der König wird aufgefordert, die sofortige Publikation der Sentenz anzuordnen.

532, 2. Bakhuizen van den Brink, Studien en Schetsen, 1863, I, S. 62 Anm. 1.

532, 3. Vgl. über Hames ebenda S. 237 ff. und Rahlenbeck in der Rev. de Belg. 62, S. 20 ff.

533, 1. PGr. IX, 221. 458. Chr. I, 111. CPh. I, 364.

533, 2. Dazu gehört insonderheit ein Brief des Hames an Beckerzeel, BA. Pp. Nr. 538, fol. 9, gedruckt bei Rahlenbeck (vgl. 532, 3). Mit Recht bezeichnet R. das Schreiben als sehr rätselhaft; aber er geht fehl, wenn er die darin enthaltenen Anspielungen in politischem Sinne deutet, wenn er auf Grund dieses Briefes davon spricht, dafs Hames in Gent und Brügge damals als „commis voyageur de la révolution qui se prépare" aufgetreten sei, wenn er unter dem von Hames erwähnten „Rotkopfe" (rousseau) eine kalvinistische Persönlichkeit verstehen will, etwa gar den Peter Dathenus, der zu jener Zeit gar nicht in den Niederlanden verweilte. Der Zusammenhang ist offenbar folgender: Hames hielt sich in der Umgebung Montignys auf, der in Brügge mit den Engländern verhandelte; Egmont, gerade aus Spanien zurückgekehrt, hatte mit Montigny eine Zusammenkunft in Gent vereinbart, die nicht zu Stande gekommen war. Hames, der Beckerzeel bei dieser Gelegenheit zu sehen gehofft hatte, schickte ihm nun den zitierten Brief, der sich aber rein auf persönliche Verhältnisse, ohne jeden politischen Beigeschmack, bezieht.

533, 3. „Je demeurerois sur la confession d'Ausburg. Monseigneur le conte n'a aulcun courroux touchant la crédence." BA. Pièces du 16. siècle, vol. I, fol. 181 (d. 12. Juli 1566). In einer Nachschrift empfiehlt er, die Augsburger Konfession, wenngleich unter einem Proteste, so doch immerhin anzunehmen; man sieht daraus, dafs ihm das Dogmatische doch immer in zweiter Linie steht.

533, 4. Vgl. zu diesem Punkte GvP. II, 54 (Hooghstraeten an Ludwig von Nassau vom 17. März 1566, mit einem Verzeichnisse der Spielschulden Ludwigs, darin u. a. der Passus: „Item plus m'at le Sieur de Hames assigné sur le dit Conte Lodewich sexze escuz" usw.).

534, 1. Vgl. u. a. W. Broes, Filip van Marnix, 1889, II, S. 2 ff. E. Quinet, Marnix de Ste Aldegonde, 1854, S. 13 ff. Th. Juste, Vie de Ste Aldegonde, 1858, S. 3 ff. van Buren, De staatkundige beginselen van Ph. van Marnix, 1859, S. 57 ff. usw.

534, 2. Vgl. den u. a. bei Gerdes, Scrinium Antiquarium I 2, S. 544 ff. gedruckten Brief des Philipp van Marnix an Beza und insbesondere die Nachschrift S. 548 f. Der Brief ist hier allerdings in ein falsches Jahr gesetzt (1566 statt 1564); vgl. Fruin VII, 89.

536, 1. PGr. IX, 391, Anm. 2 (d. 4. Juni), S. 390 (d. 10. Juli), S. 405 (d. 26. Juli 1565).

536, 2. So vor Allem in der „vraye narration et apologie des choses, passées au Pays-Bas, touchant le fait de la religion, en l'an M. D. LXVI. Par ceus qui font profession de la religion reformée au-dit pays. Imprimé en l'an M. D. LXVII", neu herausgegeben in J. van Toornenbergen, Philipps van Marnix van Ste Aldegonde godsdienstige en kerkelijke geschriften, 1871, I, 47: „De l'autre costé les anciens ennemis de la maison de Bourgoigne ne laissèrent eschapper ceste occasion, pour par tous moyens sonder les coeurs des habitans du Pays, s'il y avoit ordre pour les faire quitter la fidelité qu'ils devoyent à leur Prince naturel" usw. (Vgl. zur Frage der Autorschaft des Marnix Fruin VII, 100 ff.)

537, 1. Vgl. Fruin I, 384 f.

587, 2. S. über ihn u. a. F. W. Cuno, Franciscus Junius der Ältere, 1891.

538, 1. Vgl. hierzu Schickler I, 141. Rahlenbeck in den Proceedings of the Huguenot Society of London, 1894, IV, 22 ff. F. Pijper, Jan Utenhove, 1883, S. 239 ff.

538, 2. Bischof Grindal an Joh. Utenhove: „Nosti quam bene de Ecclesia merita est illa Mercatorum Societas, ut interim taceam, quantum multi boni viri illis privatim debeant" (d. London 10. Februar 1563; Hessels a. a. O. II, 212).

539, 1. Jan Utenhove (d. J) an seinen gleichnamigen Oheim. (d. Paris 5. Juni 1565). Ebenda S. 242 f.

540, 1. Nach einer dem Könige überschickten spanischen Übersetzung. BA. KS.

542, 1. Vornehmlich nach den zum Schlusse von PGr. IX und zum Anfange von CGr. I mitgeteilten Briefen und Berichten der Korrespondenten Granvellas.

543, 1. Ebenda S. 40 (d. 9. Dezember 1565), S. 128 (d. 17. Februar 1565).

543, 2. BA. KS. (d. 27. Dezember 1565).

543, 3. Ebenda (d. Arras 25. Dezember 1565). Auf Egmonts Verhandlungen in Spanien bezieht sich darin der Passus: „suivant que plus amplement l'ay déclaré à V. Mté de bouche, moi estant dernièrement en Espaigne" usw.

544, 1. Ebenda (d. 22. Jaunar 1566).

545, 1. Ebenda vom 24. November 1565, 9. und 11. Januar 1566 (Berichte des Guzman de Silva, der Herzogin und ihres Geheimsekretärs).

545, 2. CGr. I, 111. 130 (d. 10. und 17. Februar 1566).

546, 1. BA. KS. (Bericht Lorenzos, d. 15. Februar).

547, 1. Ebenda (d. 13. Februar).

547, 2. CGr. I, 38. 40 und die in den vorigen Anmerkungen zitierten Berichte Lorenzos.

547, 3. BA. KS. (Bericht Armenteros, d. 11. Januar).

548, 1. CGr. I, 40. Die Hauptquellen für das Folgende sind die franz. Dep. vom 11. Januar 1566, erhalten in einer für den König bestimmten span. Übersetzung (BA. KS.) und die damit übereinstimmenden Memoiren von Hoppers S. 287 ff., daneben die Vita Viglii 45. CGr. I, 71. 89. Rfbg. 316 (Verhör Egmonts, d. 13. November 1567).

549, 1. Das an den brabant. Hof ist datiert vom 18. Dezember (gedruckt Wes. 323), das an den Marquis von Bergen vom 23. Dezember. Rfbg. 256.

550, 1. Französische Depesche vom 11. Januar 1566.

550, 2. BA. KS. (d. 21. Dezember und 9. Januar 1566.

550, 3. BA. Pp. Nr. 161, fol. 220 (Französische Depesche, d. 12. Januar).

552, 1. Rfbg. 256. CPh. II, 532.

552, 2. CGl. II, 106. 112.

552, 3. CPh. I, 386. 388. 397. BA. KS. (Denkschrift Cantos vom 15. Februar).

553, 1. Vgl. z. B. WA. OR. (Wildberg an Lorich, Vianden, ohne Datum).

553, 2. MA. Württ. 1565/66. Zeitung aus Brüssel, durch Herzog Christoph an Landgraf Wilhelm geschickt, der darauf an Oranien den Brief GvP. I^{2}, 446 schrieb.

555, 1. Es führte den Titel „Brief Discours envoyé au Roy Philippe nostre sir et souverain Seigneur, pour le bien et profit de sa Maiesté et singulièrement de ses pays-bas: Auquel est monstré le moyen qu'il faudroit tenir pour obvier aux troubles et emotions pour le faict de la Religion et extirper les sectes et heresies pullulantes en sesdicts pays". Vgl. dazu Fruin, Vespr. geschr. VII, 75 ff. Der Autor selber nennt sie „oratio scripta ad Hispaniarum regem pro libertate publica et abrogatione Inquisitorii edicti". S. S. P. Haak, Paulus Merula, Leidener Dissertation von 1901, S. 154.

555, 2. CGr. I, 110. Wes. I, 31 ff. Vraye narration et apologie des choses usw. bei Toornenbergen I, 46. BA. KS. (d. 13. Februar).

555, 3. „Que en esto articulo catolicos y todos son conformes y de una voluntad." BA. KS. (Bericht des Lorenzo, d. 3. Mai).

555, 4. CGr. I, 180.

556, 1. Bericht des Fray Lorenzo vom 25. Dezember 1565. BA. KS.

556, 2. Es handelt sich um die Abtei Doest, die mit Brügge, und die Probstei Watene, die mit S^{t} Omer vereinigt werden sollte. (Französische Depesche, d. 11. Januar 1566.) Durch Bescheid vom 2. März lehnte Philipp das Ansinnen ab. BA. Pp. Nr. 104, S. 11 ff.

556, 3. BA. KS. (Berichte Margaretens und Lorenzos vom 11. und 7. Januar 1566).

557, 1. Undatiertes Memorial des Fray Lorenzo 1565/66 und „Relacion para la M^{ad} del Rey N. S^{or} de las personas que tienen cargo de justicia y por favorescer à los hereges no lo administran" (d. a. 1566). Memorial desselben vom 15. Februar 1566. BA. KS. Ebenda Pp. 509, Conseil des troubles, T. XV, fol. 1 ff.: „Extraict des charges trouvées en l'information contre le magistrat et amman de Bruxelles".

558, 1. BA. KS. (Berichte Lorenzos, d. 28. Januar und 15. Februar 1566).

558, 2. Ebenda, Corr. de Frize III, 380 (d. 22. Dezember 1565). KS. (Depesche, d. 11. Januar 1566).

558, 3. Vgl. Wes. 135 ff.; fernerhin die Aktenstücke ebenda S. 328 ff. CPh. II, 535 ff. CGr. I, 146 ff. (d. 10. März 1566) und S. 169 ff. (d. 24. März). Interessant ist die ebenda S. 198, Anm. 2 wiedergegebene Notiz aus dem Löwener Stadtarchive über den geringen Eifer des Löwener Rates in der Angelegenheit.

560, 1. Vgl. zum Folgenden von der reichen Literatur insbesondere J. W. te Water, Historie van het verbond en de smeekschriften der Nederlandsche Edelen (1565—67). 1776, I, 60 ff. Deventer, Het jaar 1566. 1856,

S. 16 f. Fruin, Voorspel in Verspr. Geschr. I, 366 ff. Paillard, Huit mois de la vie d'un peuple, Mémoires couronnés publ. par l'acad. Royale. 1878, T. 28, S. 36 ff. (nicht ohne Irrtümer). Ritter, Über die Anfänge usw. Hist. Zeitschrift 58, S. 416 ff. J. Kaufmann, Über die Anfänge des Bundes der Adelichen und des Bildersturmes. Bonner Dissertation von 1889, S. 2 ff. S. P. Haak, Paulus Merula. Leidener Dissertation von 1901, S. 144 ff.

561, 1. In der Apologie Ludwigs von Nassau, herausgegeben von Blok S. 197, und in der Vraye narration a. a. O. S. 47. Beide Darstellungen variieren insofern, als hier erzählt wird, die kalvinistischen Gemeinden hätten die Verlockungen von französischer Seite zum Abfalle von Burgund entrüstet zurückgewiesen, während dort berichtet wird, sie hätten ihre Bereitschaft erklärt, „sich in frembde bundnis zu begeben".

562, 1. Am 10. August 1565 schreibt Brederode aus Kleve an Graf Ludwig nach Spa, indem er diesen in einer Nachschrift bittet, ihn „à la bonne grâce de tous ses Syngneurs" zu empfehlen; also scheinen damals gerade mehrere Edelleude in Spa geweilt zu haben, und wohl eben diejenigen, mit denen Ludwig über das Kompromifs verhandelte.

562, 2. Für diese Rekonstruktion des Herganges spricht vor allem die Aussage Andelots, dafs ihm Thoulouse in Gegenwart von Gilles Le Clerq erzählt habe, „que mucho tiempo atrás habia trabajado con el dicho Mᵉ Gilles para venir al dicho compromiso, y que tambien se habia enojado en Spa con el dicho conde Luis de Naxao" (Corr. Gr. II, 639). Kaufmann a. a. O. S. 26, Anm. 2 will für enojado überflüssigerweise embiado lesen; Poullet übersetzt richtig (Corr. Gr. II) das fragliche Wort mit occupé.

562, 3. Ähnlich Kaufmann; doch teile ich nicht alle seine Ansichten, zumal was seine Ausführungen über das Verhältnis des Kompromisses der Edelen zum Kompromisse der Kaufleute (gedruckt bei Deventer, S. 73 f.) betrifft. Das letztere ist uns undatiert und ohne Unterschrift erhalten, und es läfst sich daher nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob wir es nicht mit einem blofsen Entwurfe zu tun haben. Unhaltbar ist jedenfalls Kaufmanns Versuch (S. 15 ff.), es in die Zeit von August bis Dezember zu verlegen, nämlich zwischen dem Beschlusse von Spa behufs Stiftung des adligen Bundes und dessen förmlichem Abschlusse im Dezember. Die Kaufleute erklären darin, sie wollten nach dem Vorbilde der Edelleute handeln, welche sich vor einiger Zeit (depuis quelque temps enchà) entschlossen hätten (se sont délibérez), beim Könige gegen die Plakate zu protestieren und durch einen Bund die Mittel zu suchen, sich ihrer ganz und gar zu entledigen. Das kann nicht auf die Zusammenkunft zu Spa bezogen werden; denn der Beschlufs, beim Könige vorstellig zu werden, d. h. zur Einreichung der Requête vom April 1566, wurde erst zu Breda ungefähr ein Vierteljahr nach dem Abschlusse des Kompromisses der Edelen gefafst. Auch ist in dem Kompromisse der Kaufleute davon die Rede, dafs sie „irgend welche Moderation" der Plakate hindern wollen; die Beratungen über die Moderation fallen nun gerade in das Frühjahr 1566. Um dieselbe Zeit berichtet Meghem der Statthalterin, dafs sich eine neue Liga „entre quelques bourgeois des villes" bilde, die nach dem Vorbilde der adligen Liga gewisse Abzeichen trage (Margareta von Parma an den König, d. Brüssel 4. Mai 1566. CPh. I, 413); danach wäre ich geneigt,

anzunehmen, dafs das Kompromifs der Bürger zwar nicht ein blofser Entwurf geblieben, aber erst in das Frühjahr 1566 zu setzen ist.

562, 4. Die Hauptquelle für die ersten Versammlungen, auf denen der wirkliche Abschlufs des Kompromisses stattfand, sind die Mitteilungen des Antwerpener Predigers Junius sowohl in seiner Vita als auch noch genauer in Aufzeichnungen, die wiedergegeben sind bei Brandt, Historie der Reformatie I, Byvoegselen S. 53 und neuerdings bei P. Haak, Paulus von Merula S. 144 ff. Allerdings bieten die von Junius gemachten Angaben über die Datierung der Vorgänge grofse Schwierigkeiten. In der Vita wird erzählt: „Ex Nobilitate pauculi de causa religionis et bono solliciti diem inter se dixerunt, qua consilium commune de re tota capturi essent. Fuit autem dies illa Octobri ineunte, qua die Parmensis Principis nuptiae cum Lusitana celebrandae erant". In seinen Mitteilungen an Merula gibt Junius sogar die Tage an, und zwar:

„2. Nov. 1565. Concione habita a Francisco Junio in domo Culemburgica sermo haberi coepit de consilio ineundo adversus mandatum Inquisitionis: etiam placuit Principes Germaniae praestantes ad foedus invitari per legationem."

„3. Nov. Nuptiae inter Farnesium principem Parmensem et Lusitanam."

„4. Nov. Consilium captum est, atque constitutum de foedere cum solis Principibus Germaniae ineundo."

„6. Nov. Constitutum de intestino foedere ineundo intus in Provinciis Belgicis mandatumque singulis, ut alios in foedus commune viros nobiles invitarent."

„6. Nov. De confederatie ende verbondt van de edelen jegens het concilie van Trente, Inquisitie ende rigoureuse placaten, ghemaect tot Brussel in het hus van Culembourg."

Die beiden Berichte des Junius stimmen insofern überein, als sie die konstituierende Versammlung des Bundes in die Zeit der Hochzeitsfeier Alexanders Farnese setzen; aber während im einen vom Anfange des Oktobers gesprochen wird, nennt der andere den November. Nun kann der Oktober nicht in Frage kommen, da die Prinzessin erst im Beginne des Novembers anlangte; aber auch die ausführlicheren Aufzeichnungen, in denen die einzelnen Daten vom November angeführt sind, treffen nicht zu. Denn die Infantin erschien erst am 11. November in Brüssel, und noch am selben Tage fand die Trauung statt. Man hat nun angenommen, dafs die Erzählung des Junius insofern richtig sei, als der Abschlufs des Kompromisses tatsächlich zur Zeit der Hochzeit Alexanders erfolgt sei, ohne dafs man jedoch den Einzeldaten des Junius trauen zu dürfen glaubte (vgl. z. B. Fruin I, 368 Anm. 4). Kaufmann (S. 30) geht gleichfalls von der Meinung aus, dafs die Entstehung in den Zeitraum zwischen der zweiten Hälfte des Novembers und Mitte Dezember fällt, und dafs es voraussichtlich unmöglich bleiben werde, in diesem Raume den Tag zu fixieren; immerhin hält er es für sehr wahrscheinlich, dafs der Abschlufs in die Zeit vom 1. bis 8. Dezember zu setzen sei. Seine Gründe dafür sind allerdings nicht stichhaltig. Die Verhandlungen bei Oranien, von denen Morillon für diese Zeit berichtet, haben mit dem Bunde der Edelen nichts zu tun; sie können sich nur auf die Liga der Grofsen, nicht aber auf den Bund der Edelen beziehen. Die Aussagen der Gefangenen von 1567, wie des Maximilian von Blois, beziehen sich nicht auf die konstituierenden

Versammlungen, bei denen Junius zugegen war, sondern auf spätere Sitzungen, in denen die Beschlüsse der ersteren lediglich ausgeführt wurden; sie sind also, wenn auch in ihnen der Dezember genannt wird, nicht als Anhaltspunkt für den Abschluſs des Kompromisses verwendbar. Zwar reiste endlich Hames am 8. Dezember mit Hoorne nach Löwen; aber daſs die Beratungen über die Entstehung des Kompromisses bis dahin beendigt sein muſsten, geht aus dieser Tatsache nicht hervor; wir wissen nicht, wie lange der Aufenthalt des Hames in Löwen dauerte; er kann auch nur eine kurze Unterbrechung der Verhandlungen bedeutet haben. Immerhin dürfte Kaufmann mit seiner Ansicht das Richtige getroffen haben. Es ist auffallend, daſs zwar die Tagesdaten bei Junius genau spezifiziert sind, daſs er sich aber hinsichtlich der Monatsangaben nicht nur irrt, sondern sogar selber widerspricht. Dieser Umstand führt zur Vermutung, daſs seine Mitteilungen auf tagebuchartige Aufzeichnungen zurückgehen, bei denen zwar die Tage der einzelnen Geschehnisse, nicht aber der Monat vermerkt war, und daſs Junius dann diesen letzteren aus dem Gedächtnisse ergänzte, aber falsch (Anfang Oktober bezw. November). Wenn man in den bei Brandt und Haak wiedergegebenen Notizen statt November vielmehr Dezember einsetzte, so lieſsen sich alle Schwierigkeiten leicht und restlos heben. Auch die Angabe, daſs im Anfange des in Frage stehenden Monats die Hochzeitsfeierlichkeiten des Prinzen von Parma stattfinden sollten, läſst sich damit einigermaſsen vereinigen. Denn zwar fand die Trauung Alexanders am 11. November statt (vgl. darüber und über die weiteren Vorgänge des Beilagers am 12. den Bericht des Sekretärs Bave an Granvella, d. 4. Dezember 1566, Corr. Gr. I, 33); die Festlichkeiten dauerten aber bis in den Anfang des Dezembers hinein, und zwar fanden noch zwei gröſsere Feiern statt, am 18. November ein Bankett mit Tanz, Tournier und Maskerade (ebenda S. 34), sowie ein Tournier auf dem groſsen Markte zu Brüssel, welches auf den 2. Dezember angesetzt war (ebenda), und welches Viglius (ebenda S. 38) le dernier acte des festes nuptiaulx nennt. Allerdings spricht Junius ausdrücklich vom 3. Dezember, und es müſste dann ein neuer Irrtum bei ihm hinsichtlich des Tagesdatums vorliegen, der aber unerheblich wäre. In der Vita Viglii (S. 44) und bei Strada (Ausgabe von Antwerpen, 1635) wird die Hochzeit Alexanders mit dem Andreastage (30. November) in Zusammenhang gebracht, — offenbar weil die Festlichkeiten eben damals infolge ihrer Verbindung mit dem Ordensfeste gewissermaſsen ihren Höhepunkt erreichten. Aus allen diesen Gründen darf als gesichert angesehen werden, daſs der Abschluſs der Liga tatsächlich in die ersten Tage des Dezembers 1566, unmittelbar nach dem Andreasfeste und zum Ende der Hochzeitsfeierlichkeiten Alexanders Farnese, erfolgte.

563, 1. Am 2., falls man das Tagesdatum des Junius annimmt, am 1., falls man seiner Angabe folgt, daſs die Versammlung am Tage vor dem groſsen Feste stattfand, welches Anfang Dezember, und zwar eben am 2., zu Ehren der Vermählung Alexanders gegeben wurde. Vgl. die vorige Anm.

564, 1. Er ist auch in dem sogleich zu erwähnenden „Cathalogue des gentilhommes confédérez de l'année 1565“ aufgeführt; vgl. über ihn und den mit ihm verwandten Marco Perez CGr. I, 220 Anm. 2. Er war infolge seiner Doppelstellung der natürliche Mittelsmann zwischen den Konsistorien und dem konföderierten Adel.

564, 2. Die Quelle für die oben erwähnte Versammlung im Hause von Hames ist das spätere Geständnis des Maximilian von Blois, der, von Leefdal eingeführt, an ihr teilgenommen hatte (gedruckt CGr. II, 652 f.). Es ist nun die Frage, in welchem Verhältnisse die von Blois erwähnte Versammlung, in welcher, wie wir alsbald noch sehen werden, das Kompromifs beschlossen und unterzeichnet wurde, zu der letzten der von Junius erwähnten Versammlungen steht, die am 6. Dezember im Hause Kuilenborgs stattgehabt haben soll. Haak (S. 149) identifiziert beide Versammlungen; er nimmt an, dafs die Zusammenkunft im Hause des Hames geschehen sei, und dafs Junius das Gedächtnis einen Streich spiele, wenn dieser sie nach dem Hause Kuilenborgs verlege. Dieser Ansicht möchte ich nicht beipflichten. Ein Irrtum des Junius hinsichtlich der Örtlichkeit ist weniger glaubhaft, als ein solcher in der Zeit. Die Versammlung, von der Junius in diesem Falle spricht, ist zweifelsohne Anfang Dezember zu setzen; die, auf welche sich die Aussage von Blois bezieht, „vers la Noël de 1565", also etwa in die Mitte des Dezembers. Nun findet sich bei Junius allerdings alsbald nach der Notiz über die erste Sitzung, die er selber eröffnete, angeblich vom 2. „November" 1565 eine Liste der „confederati primi", in welcher auch Maximilian von Blois genannt wird. Es ist doch aber sehr zu bezweifeln, ob der Ausdruck confederati primi in dem Sinne zu verstehen ist, dafs es sich dabei um Teilnehmer der Versammlung handeln solle, die nach Junius am 2. November, in Wirklichkeit am 1. oder 2. Dezember abgehalten wurde. Wir wissen ganz sicher, dafs Blois nicht zu den ursprünglichen Konföderierten gehörte, sondern ihnen erst von Leefdal zugeführt wurde, nämlich in das Haus des Hames, und da er dafür selbst den Zeitpunkt „vers la Noël" angibt, so haben wir keinen Grund, an der Richtigkeit seiner Aussage zu zweifeln. Demnach müfste der Hergang der Dinge ungefähr folgender sein: Anfang Dezember wird im Hause Kuilenborgs der Beschlufs der Erweiterung des Bundes gefafst; am 8. Dezember reist Hames mit Hoorne nach Löwen. Inzwischen wurde das Kompromifs ausgearbeitet; zu seiner Verlesung und Genehmigung wurde Mitte Dezember nach Hames Rückkehr aus Löwen in dessen Hause eine neue Versammlung anberaumt (Hames war selbst dabei zugegen, wie aus dem Urteile Albas gegen ihn vom 17. Mai 1568 erhellt), zu der Leefdal den Blois mitbrachte; hier wurde das Kompromifs gelesen und gebilligt. Da Ludwig von Nassau an ihr teilnahm, mufs sie sich vor dem 19. Dezember ereignet haben, da Ludwig an diesem Tage bereits in Antwerpen ist (Junius bei Haak S. 154). Der Ausdruck „primi confoederati" an der Spitze der Juniusschen Liste bezieht sich somit nicht auf die Teilnehmer an den Versammlungen in der ersten Dezemberwoche, sondern auf die ersten Unterzeichner des Kompromisses (Mitte Dezember), zu denen ja Maximilian von Blois gehörte.

564, 3. Verhör des Maximilian von Blois vom 9. August 1567: „dict sur ce requis en esclaircissement de son premier examen, que estant mené par Leefdale chez Hames pour le faict du compromis que le C^te^ Lodovyk et Brederode y sont survenuz ensamble, mais ne y arrestèrent gueres laissant luy qui parle avecq les aultres mectre au net led. compromis, et avant partir de là signarent les sept compromis que dict est, et furent expres envoyéz aud. Brederode et conte ne scait par qui, lesquelz subsignarent". (BA. Ra. 62 Nr. 57: 1567, Prisonniers de Vilvorde.)

564, 4. So übereinstimmend Ludwig selbst in seiner Apologie S. 205 ff. und Maximilian von Blois (CGr. II, 653).

564, 5. BA. Pp. 529, S. 100 ff. (Cargos contra el conde Lodovico de Nassao).

564, 6. Poullet (CGr. II, 653, Anm. 6) findet hinsichtlich dieses Punktes der Aussage des Blois einen Widerspruch mit der Liste bei GvP. II, 58 ff. Die daselbst mitgeteilte Deputierten-Liste bezieht sich jedoch auf das Aufgebot der Ritterschaft in den einzelnen Provinzen zur Übergabe der Petition im Anfange des Aprils 1566, während es sich bei den vorliegenden Angaben des Blois um die Sammlung von Beitrittserklärungen für den Bund handelt.

565, 1. Das Kompromifs ist gedruckt u. a. GvP. II, 2 ff. Zur Frage der Autorschaft sei nur bemerkt, dafs nunmehr die des älteren Thoulouse durch das Geständnis des Maximilian von Blois über allen Zweifel erhaben feststeht (CGr. II, 628: „que el dicho Tolosa habia ordenado una forma de cierto compromiso"). Haak (S. 147, Anm. 4) wirft die Fragen nach der Autorschaft des Kompromisses und der Petition vom April durcheinander. Er zieht ebenda auch eine Bemerkung Fruins (Verspr. geschr. I, 370, Anm. 1) heran, der die führende Rolle des älteren Marnix bei der Stiftung des Bundes unter der Begründung anzweifelt, dafs mit dem Namen „Les Seigneurs de Thoulouze" ebensogut Jean wie Philipp zu verstehen seien. Das ist richtig; aber wenn lediglich vom Sgr. de Toulouse die Rede ist, so ist nur Jean gemeint; vgl. z. B. in der Aussage des Blois: „El senor de Tolosa, Gueldres; su hermano Henao ó Flandes".

565, 2. Nach dem Geständnisse von Blois (CGr. II, 630) waren die Teilnehmer der Versammlung bei Hames „zum gröfsten Teile" Protestanten; insoweit er sie namentlich aufführt, dürften sie es wohl sämtlich gewesen sein.

565, 3. Unter den primi confoederati der Liste des Junius wird ein Fredericus Coquius de Naerwijnen genannt. In dem Catalogue des gentilsh. conf. wird aufser Maximilian nur Robert Cocq genannt; auch ist ein dritter Bruder, Namens Friedrich, nicht bekannt (Haak S. 150, Anm. 6), so dafs wohl bei Junius Robert statt Friedrich zu lesen ist.

565, 4. Nach Haak (S. 151, Anm. 4) soll er nirgends unter den Verbündeten genannt sein; im Catal. des gentilsh. conf. aber wird er mit der Bemerkung decapité aufgeführt. Bis Erard von Merode das Verzeichnis nach der Liste des Junius, darauf nach dem Verzeichnisse der Deputierten nach den einzelnen Provinzen zum Aufgebote für die Übergabe der Petition vom April 1566 bei GvP. II, 57 ff.

565, 5. Ebenda S. 58 „Risver" genannt, offenbar falsch für Risoir.

566, 1. In den gegen ihn zusammengestellten Cargos (vgl. Anm. 564, 5) wird Ludwig von Nassau vorgeworfen, dafs er trotz des Versprechens, das er im August der Herzogin gegeben habe, für den Bund nicht mehr zu werben, doch noch in der Folgezeit den Sgr. de Rye in Burgund und die Friesen (durch Sivert Beyma) gewonnen habe. Damit stimmen die Aussagen Beymas und der übrigen in Rupelmonde gefangenen und verhörten Edelleute überein.

566, 2. Dafür einige Beispiele aus den Prozefsakten der 1567 gefangenen Konföderierten. Verhör Giselberts von Battenburg am 7. August 1567: „Interrogué sur sa foi, dict qu'il requiert d'avoir spécification des poinctz. Et néantmoins dict qu'il ne tient que deux sacremens, et que Christ est le chief

de l'église, et qu'il y a seulement une église dont Christ est le chief". — Sein Bruder Theodor erklärte in seinem zweiten Verhör, „que su intencion habia sido de serbir al dicho señor de Brederodes, para defendar el Evangelio, mercaderes y consistorios de la nueva religion, per cuanto él era de la dicha nueva religion, mas no calvinista, ni martinista, antes se atenia á la religion de donde Christo era la cabeza". Am 7. Juli 1567 präzisierte er seinen Standpunkt weiterhin dahin, „qu'il croit seulement deux sacramens qu'il y a seulement une église des fidelz separéz en divers lieulx, dont Christus est le chief; il y a esglise visible et invisible pour ce qu'il y a aulcuns que ne s'osent monstrer pour les persécutions"; von der Messe meinte er, „dat sy groffelyck mest". — Verhör des Pierre d'Andelot vom 8. August 1567: „Sur sa foy, dict qu'il recognoist Christ pour chief de l'église, et que le pape est ung principal ministre, n'ayant faict profession de la nouvelle religion, et croit que le corps de Jesu Christ est partout et principalement en l'hostie quand elle est consacrée. Croit que la messe est sacrifice et croit ce que croit l'anchienne Romaine Catholique église et [veult] vivre et mourir selon les statutz d'Icelle". — Verhör des Maximilian von Blois, gen. Cocq vom 9. August: „Requis sur sa foi, dict n'estre ni Calviniste ny Martiniste ny de la confession d'Ausbourg, mais qu'il se tient à la pure parole de Dieu comprins au viel et nouveau testament ne treuvant que deux sacremens. De la messe dict que Dieu n'abite point en temples faictz des mains et ne peult estre contracté de mains d'hommes". — Der Friese Sivert Beyma gesteht, daſs er der Augsburgischen Konfession zugetan sei und deren Zulassung erstrebt habe (11. August 1567). — Verhör des Hartmann Galama vom 12. August: „Gevraacht van zyn geloove, seegt te houden die confessie van Ausbourch ende en weet nyet, hoeveel sacramenten daer zyn in der kerken". — Wilhelm Bonga gesteht am 13. August: er habe letzten Ostern in einem groeningischen Dorfe gebeichtet und kommuniziert; doch sei, wie er gehört habe, der Pastor protestantisch; er wolle mit den Anhängern der neuen Lehre nichts zu tun haben und habe das Kompromiſs nur aus Furcht vor der Inquisition unterschrieben. — Von Philip van der Meeren sagt ein Kleriker aus: „par commun bruyct qu'il a signé le compromis, mais touttesfois qu'il le tient pour bon catholique". (Pap. d'état 509. Conseil des troubles fol. 29 b.)

567, 1. Im Brüsseler Archive befindet sich ein Aktenstück (Pap. de l'état, Restitution Autrichienne de 1862 farde Nr. 57), betitelt „Cathalogue des gentilhommes confédérez de l'année 1565". Es ist ein alphabetisch (nach Vornamen) angelegtes Verzeichnis. Nach jedem Namen ist die Heimat des Betreffenden vermerkt; darauf folgt mitunter eine Marginalnote über das spätere Schicksal (z. B. banny, decapité à Utrecht, trespassé, prisonnier, tué à Oostruweel lez Anvers bei Jean von Marnix, der hier allerdings fälschlich Jacques genannt wird, usw.); für diejenigen Namen, bei denen die Randbemerkung fehlt, ist am Anfange des Ms. ein für alle Male gesagt: „Nota que les noms non appostillez au marge sont des gentilzhommes qui ne se sont bougéz du pays". Die Liste ist augenscheinlich offizieller Natur; sie sollte die Ergebnisse der Untersuchung über die Konföderation zusammenfassen. In einem zweiten Register sind die Konföderierten nach ihren Heimatsprovinzen verzeichnet („De Brabant 46, De Flandres 21, De Hollande 59, De Frize 87, De Nanur 30, De Haynault 19, D'Artois 10, De Lille 11, De

Luxembourg 10, D'Utrecht 17, De Gueldres 9, De Malines 4, Et d'aultres pays 8, non y compris les 28 derniers sans noms" [d. h. Unterschriften, die nur das Gut des Unterzeichners, nicht den Namen melden, z. B. Sgr. de la Roche usw.]). Beide Listen weichen nur unwesentlich von einander ab. Über ihre Entstehung gibt die Marginalnotiz bei Philipp von Marnix Aufschluſs: „Idem [sc. banny] et à présent prisonnier"; sie sind also in der Zeit vom Herbst 1573 bis zum Herbst 1574 verfaſst. Die Gesamtzahl, welche der „Katalog" angibt, beläuft sich auf 359. Es läſst sich aber erweisen, daſs der Katalog unvollständig ist. So fehlt z. B. von den bekannteren Mitgliedern Charles de Houchin, Sgr. de Longastre. Für Holland ist einiges Kontrollmaterial vorhanden in Mitteilungen des Bandes des Brüsseler Archivs Pap. d'état Nr. 531; darin ist u. a. ein gleichzeitiges Verzeichnis derjenigen Edelleute und Vasallen Hollands enthalten, welche dem Bunde zwar angehört, aber Anfang 1567 ihn verlassen und ihren Eid erneuert hatten; darin finden sich drei Namen, die im „Kataloge" fehlen. Yvoy van Mijdrecht hat (Nieuwe werken van de Maatschappij der nederl. letterkunde te Leyden I. Deel, II. Stuck, 1825, S. 233 ff.) eine Liste der Adligen Hollands veröffentlicht, welche Anfang 1567 zur Erneuerung des Treueides zitiert wurden; darnach gehörten zur holländischen Ritterschaft damals 134 Personen. Im eben erwähnten Bande des Brüsseler Archivs gibt es ein Verzeichnis derjenigen holländischen Edelleute, welche nicht dem Bunde angehörten; es weist 64 Namen auf; folglich zählte der Bund in Holland 70 Mitglieder, während der „Katalog" nur 59 anführt. — Eine aus älteren Manuskripten und Druckwerken zusammengestellte Geusenliste gibt Te Water I, 236 ff.; die vier handschriftlichen Listen, auf die er sich dabei stützt, sind gedruckt IV, 17 ff. Eine ausführliche Kritik seiner Liste und deren Quellen ist hier nicht möglich. Sie enthält ca. 430 Namen. Allerdings hat Te Water oft, anstatt seine Quellen zu verarbeiten, die darin gefundenen Namen einfach wiederholt, auch wenn sich die Personen decken; vgl. z. B. S. 236 Audegonde und S. 251 Philipp von Marnix. Das Te Watersche Verzeichnis hat ca. 220 Namen, die im Kataloge fehlen, dieser dagegen ca. 165, die bei Te Water nicht angegeben sind. Viele Namen sind bei Te Water stark verstümmelt, vornehmlich diejenigen, die der handschriftlichen Liste B (IV, 24 ff., Beilage D) entstammen, die ihre Entstehung einem gleichzeitigen Diktat verdankt. Auch führt er Adlige als Mitglieder auf, von denen wir aus amtlichen Quellen (z. B. aus dem soeben erwähnten Verzeichnisse der holländischen Edelleute, die nicht das Kompromiſs unterzeichnet hatten) wissen, daſs das nicht der Fall war, so in Holland Nikolaus von Bronkhorst und Otto von Egmont. Mit Vorsicht ist insbesondere Te Waters vierte handschriftliche Liste D (IV, 33 ff., Beilage F) zu benutzen. Um die Teilnehmer des Kompromisses möglichst vollständig festzustellen, müſste der offizielle „Katalog" an der Hand der Te Waterschen Listen ergänzt werden, — eine Aufgabe, die hier zu lösen nicht der Ort ist.

567, 2. „Jehan de Longueval, d'Artois, un flameng bruslé tout vif."

568, 1. Aus den Aufzeichnungen des Junius, angemerkt unter dem Datum sub fine November, und zwar soll nach Junius als Tag der Ausführung der 3. Dezember festgesetzt worden sein. Bei der Unsicherheit der ersten Daten, die Junius gibt, ist es wohl möglich, daſs dieser Plan erst im Dezember gefaſst wurde; oder er wurde bereits erörtert vor der definitiven Konstituierung des Bundes.

569, 1. Vgl. hierzu Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation, 1889, I, S. 265 ff.

569, 2. „car il serait à craindre que trouverois un aultre au logis." (GvP. II, 24, d. 25. Januar 1566).

570, 1. Die Vollmacht der „ministri et pastores Ecclesiarum, quae in Inferioribus Regis Philippi regionibus" für Gilles Le Clerq (vom 27. Dezember 1565) ist gedruckt bei Cuno, Fr. Junius S. 21 („Quare rogamus fratres, quibuscum eadem res communicabitur, ad quos eadem pertinet conciliatio ad odium commune extinguendum . . .").

570, 2. WA. I, 3, 572 (Jean Taffin an Graf Ludwig, d. Metz 4. Januar 1566).

570, 3. Seinem ersten Verhöre zufolge reiste d'Andelot, alsbald nachdem er das Kompromifs unterzeichnet hatte, „pour certaines affaires siennes" nach Burgund, zugleich in der Hoffnung, dadurch vom Bunde loszukommen. Dafs diese Reise aber nicht so harmlos war, zeigen ein späteres Interrogatorium Andelots (BA. Pp. 242. Lettres missives, 1567, fol. 47 ff.), sowie mehrere Briefe des Gilles Le Clerq aus Augsburg vom 19., 20. und 26. Februar 1566 und ein Brief von Taffin an Gilles Le Clerq vom 8. Januar, die in die Hände der Regierung fielen. Vgl. Deventer S. 17, Anm. 1.

571, 1. GvP. II, 23 und 29 (Or. an Ludwig, d. Breda 25. Januar und 10. Februar 1566).

571, 2. Ebenda S. 37. Es handelt sich dabei, wie Ritter, Historische Zeitschrift 58, S. 425 f. darlegt, höchst wahrscheinlich um die „Vermahnung der Pfarrherren in Magdeburg" vom April 1549.

572, 1. Gedruckt bei Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen I, 620 ff. mit einem Begleitschreiben Johann Casimirs an Friedrich III. vom 16. Januar 1566.

572, 2. Es ist dies der sog. „Libellus supplex christianorum in Germania Inferiore propter veram religionem afflictorum, imperatori in comitiis Augustanis exhibitus. A° 1566", bei J. van Toornenbergen, Eene bladzyde uit de geschiedenis der Nederlandsche Geloofsbelydenis, 1861, S. LVII ff. Ihm war beigefügt eine Druckschrift, welche in kurzer Fassung die Lehren und Prinzipien der niederländischen Kirche darstellte (Oratio ecclesiarum Christi usw. 1566, wiederholt ebenda S. LXV ff.). Mit Recht bestreitet m. E. Fruin (VII, 88 ff.) die Ansicht, dafs Philipp von Marnix der Autor der beiden Schriften sei; ebenso wiederlegt Fruin (ebenda S. 91 ff.) die Behauptung, dafs damals zugleich ein Exemplar der Konfession von 1566 oder (wie Toornenbergen will) von 1565 beim Kaiser mit eingereicht worden sei.

573, 1. Nach dem Briefe des Hames an Ludwig von Nassau, d. Breda 27. Februar 1566 GvP. II, 36. Kaufmann (a. a. O. S. 33) hat richtig erkannt, dafs aus diesem Briefe des Hames hervorgeht, dafs Oranien bereits das Projekt der Supplik dem Bunde vorgelegt hatte. Wenn er aber die Aussagen Cocqs und Andelots vom Jahre 1567 zum Beweise dafür heranzieht, dafs die Petition zu den ersten Plänen des adligen Bundes selber gehörte, so kann ich ihm nicht beistimmen. Das Geständnis Cocqs enthält nichts derart, sondern besagt das Gegenteil („diciendo que para la institucion de la dicha confederacion no se habia de publicar cuando querian presentar alguna requesta, sino tenerla [sc. la dicha confederacion] secreta entre ellos y defender el uno al otro en caso que fuesen tomados de los de la dicha inquisicion, y que estubierón

harto congojados de que tres mes despues habian resuelto de presentar requesta á Su A. para abolir la dicha inquisicion"). Wenn Andelot sagt, er habe auf Antrieb von Thoulouse unterzeichnet „el compromiso de los gentileshombres, que estaban determinados de presentar la requesta á Su Alteza para abolir la inquisicion", so lag es ihm ganz fern, damit eine genaue Zeitangabe in dem Sinne liefern zu wollen, als ob der Bund schon eben damals zur Überreichung der Requête entschlossen gewesen wäre. Die bitteren Worte von Hames zeigen vielmehr deutlich, dafs der Gedanke der Requête dem Bunde wider seinen Willen durch den Prinzen aufgenötigt wurde. Der geistige Urheber der Petition vom April 1566 ist ganz allein Oranien.

573, 2. Einige feste Anhaltspunkte über die Vorgänge zu Breda im Laufe des Februars gewähren die Briefe der Korrespondenten Granvellas und des Fray Lorenzo nach Spanien. Nach einem Berichte Morillons vom 10. Februar (CGr. II, 116) waren in Breda um diese Zeit Egmont, Hoorne, Montigny und Brederode, während der Herzog von Kleve erwartet wurde. Dasselbe erzählt Fray Lorenzo; er fügt hinzu, der Herzog sei krankheitshalber nicht gekommen, und daher seien Hoorne und Montigny nach Kleve zu ihm gereist (BA. KS., d. 13. Februar). Die Mitteilungen Lorenzos über den Inhalt dieser Verhandlungen zu Breda — es habe sich darum gehandelt, ob die Liga den Grafen von Kuilenborg wegen seines Abfalles zum Protestantismus in Schutz nehmen solle — sind natürlich unzuverlässig. Alonso del Canto schreibt am 26. Februar (CPh. II, 398) an Philipp: Bei der letzten Versammlung zu Breda seien zugegen gewesen Egmont, Bergen, Hoorne, Montigny, Kuilenborg und Brederode; Oranien, Hoorne und Montigny hätten darauf den erkrankten Herzog von Kleve besucht, während Egmont nach Brüssel zurückgekehrt sei. Die Nachricht Cantos von der Reise Oraniens nach Kleve wird bestätigt durch eine Unterhaltung des Prinzen mit der Statthalterin am 27. März, worin jener erwähnt, dafs er erst vor kurzem beim Herzoge gewesen sei (BA. KS., d. 3. April 1566). Pero Lopez zeigt am 2. März (CGr. II, 136) Granvella an, dafs zur Zeit Oranien, Hoorne, Bergen, Montigny, der Graf von Schwarzburg und ein Markgraf von Baden in Breda seien; er gibt auch einige Details über den Inhalt der Verhandlungen, die zum Anfange des Februars in Breda gepflogen wurden; sie sind allerdings mit nicht geringerer Kritik, wie die Mitteilungen des Fray Lorenzo, aufzunehmen. Die Reise Oraniens nach Kleve mufs zwischen den 12. und 24. Februar fallen, an welch beiden Tagen seine Anwesenheit in Breda sicher bezeugt ist (CGl. II, 116, d. 12., und S. 121, d. 24. Februar 1566). Die Nachricht von der Anwesenheit eines Markgrafen von Baden beruht wohl auf falschen Gerüchten. Te Water IV, 323 ff. veröffentlicht das gleichzeitige Tagebuch eines Dieners Brederodes; darnach kam Egmont am 22. Februar in Vianen an und reiste darauf mit Brederode und dessen Gattin nach Breda. Dafs Egmont nach Breda von Vianen aus kam, bezeugen auch die Aussagen, die er in seinem Prozesse später machte. Wenn aber die Zeitangabe des Tagebuches richtig wäre, so müfste Egmont mit Brederode zweimal im Februar 1566 in Breda gewesen sein, sowohl im ersten als auch im letzten Drittel dieses Monats. Anderweitig ist uns aber ein Aufenthalt Egmonts und Brederodes in Breda nur für den Anfang (vgl. u. a. die Lettre autographe Egmonts betreffend Leefdael, d. Breda 6. Februar 1566, im Anhange bei Bavay, Procès du comte d'Egmont, 1854),

nicht auch für das Ende des Februars bezeugt, sodafs wir in dem Datum des Tagebuchs irgend einen Fehler zu erblicken haben; statt 22 soll es wohl heifsen 2 (Februar). Ausdrücklich berichtet auch Alonso del Canto (CPh. I, 398), dafs Egmont vor der Reise Oraniens zum Herzog von Kleve in Breda gewesen, dann in Brüssel geweilt und mit den übrigen Herren erst wieder in Hooghstraeten (12. März) zusammengetroffen sei.

574, 1. So lautete die Äufserung nach den „Cargos contra el Conde d'Egmont" (BA. Pp. 529, fol. 16 ff.): „Que pues el no tenia hijos, se opposiesse a la inquisicion, que en nada le faltarian". Nach der Anklageschrift (M. de Bavay, Le procès du comte d'Egmont, 1854, S. 114): „Vous debvez cela porter [sc. tollir l'inquisition], et ne vous manquerons en rien". In der von ihm selbst verfafsten Verteidigungsschrift (vom 12. Februar 1568) antwortet Egmont (ebenda S. 146) auf diese Anklage: „Ledict article n'est véritable, attenduque jamais le S^{r} de Brederode ne m'a dict mot qui soit, du faict de la requeste avant la présenter, parquoy celluy qui a rapporté cela s'est fort oblié". Diese Entgegnung weicht aus; es handelt sich bei dem Gespräche Egmonts mit Brederode keineswegs um die Petition, von der damals noch gar nicht die Rede war; denn die betreffende Unterhaltung soll stattgehabt haben „avant ladicte requeste présentée ... ledict deffendeur et le Sgr. de Brederode estant à Breda"; das kann aber nur bei dem Konvent im Anfange des Februars gewesen sein, da sich Egmont und Brederode eben nur damals zusammen in Breda befanden; der Beschlufs zur Überreichung der Petition wurde aber erst vier Wochen später gefafst. In den oben erwähnten Cargos ist der in Frage stehende Punkt unter Nr. 33 angeführt; es findet sich dabei die Randbemerkung, dafs er durch das eigenhändig unterzeichnete Geständnis Egmonts erwiesen sei. — Die Aussagen Egmonts über die Vorgänge in Breda und Hooghstraeten sind überhaupt sehr zurückhaltend; die Geständnisse Hoornes gewähren viel reichere Aufschlüsse.

574, 2. Vgl. die Kondolenzschreiben der Herzogin von Parma an den Prinzen und die Prinzessin vom 5. März bei CGl. II, 125 ff.

574, 3. Nach dem 27. Februar; denn an diesem Tage schrieb ihm noch Hames aus Breda; er mufs aber alsbald nachher zurückgekehrt sein, sodafs ihn der Brief von Hames kaum noch in Deutschland erreichte. Die Anwesenheit van den Berghs wird bezeugt durch das Tagebuch bei Water IV, 314.

574, 4. Vgl. das spätere Geständnis Hoornes in seinem Prozesse im Suppl. I, 152 f.

574, 5. Andelot berichtet, der ältere Marnix habe die Petition dem Grafen Ludwig vorgelegt, und sie sei von diesem zu weitschweifig befunden worden; wenn er hinzufügt, dafs er nicht wisse, ob Marnix auch der Verfasser sei, so wird das durch das Zeugnis Cocqs aufser Zweifel gestellt. In seiner Apologie (S. 215) erzählt Ludwig von Nassau, er habe die „Supplication uff der anndernn hernn unnd vom Adell beschehenn annhalten unnd bittenn uffs papyer gebracht". Dies dürfte auf Grund des Geständnisses Andelots so zu verstehen sein, dafs Ludwig den ursprünglichen Entwurf von Marnix verkürzend überarbeitet hat. Die definitive Redaktion und die Mundierung fanden erst nach dem 12. März (nach dem Konvent von Hooghstraeten) statt; vgl. den Brief des Grafen von Hooghstraeten an Ludwig von Nassau vom 17. März bei GvP. II, 53.

575, 1. Vgl. das undatierte Memoire GvP. II, 57 ff. Es ist noch vor dem 12. März entstanden, wie aus der Aussage Andelots hervorgeht, der nach Luxemburg abgeschickt wurde, aber noch vor seiner Abreise gewahrte, wie Oranien und die anderen Herren zur Zusammenkunft mit Egmont nach Hooghstraeten aufbrachen.

575, 2. Die Hauptquellen über den Konvent von Hooghstraeten sind die Apologieen Oraniens (Lacroix S. 90 f.), Ludwigs von Nassau (hrsg. von Blok S. 211 ff.), sowie die Aussagen Hoornes in seinem Prozesse (in der Deduction de l'innocence de messire Philipp Conte de Hornes S. 235 f. und im Supplément à Strada I, 152 ff.). Das Geständnis Egmonts ist reservierter (Bavay S. 125).

575, 3. Dafs Montigny auch in Hooghstraeten war, ergibt sich aus seinem Briefe an die Herzogin, worin er ihr Anzeige von der Existenz des Bundes macht (BA. KS., d. Weert 18. März 1566).

577, 1. Ritter meint (a. a. O. S. 427 f.), dafs der Beschluſs zur Übereichung der Supplikation erst nach der Rückkehr Egmonts und Hoornes aus Hooghstraeten nach Breda (also nach dem 13. März) gefafst worden sei, und dafs Egmont in Hooghstraeten noch nichts von der Absicht der Petition erfahren habe. Die erstere Ansicht stützt er auf einen Brief Hooghstraetens an Ludwig von Nassau (d. Hooghstraeten 17. März 1563), worin jener diesem seinen Dank ausspricht „de la prime advertanche que estez servy de me faire, sy particulièrement de la résolution qu'avés prins par l'advis de messeurs le Prinche et Conte de Hornes, ... et certes croyeroy bien qu'une belle remonstrance serviroit de beaucoup d'estre faicte". Aber daraus darf man doch nicht schliefsen, dafs der Beschluſs zur Petition (wenigstens insofern es sich um einen Beschluſs des Adelsbundes handelt) erst nach der Versammlung von Hooghstraeten gefafst wurde; dem widerspricht die bestimmte Aussage Andelots (CGr. II, 636 f.). Es wird daher nötig sein, die „Resolution", die zu Breda nach dem 13. März gefafst wurde, so aufzufassen, dafs sie sich nicht als ein Beschluſs des Bundes, sondern desjenigen Teiles der Herren darstellt, der Fühlung mit dem Bunde zu behalten gedachte, d. h. Oraniens, Hoornes, Bergens, dem dann auch noch Hooghstraeten, Brederode und Kuilenborg in ihrer Eigenschaft als Vliefsritter beipflichteten, bezw. als eine Art von Bestätigung des schon vor dem 13. gefafsten Bundesbeschlusses durch die genannten Herren. Was die zweite Behauptung Ritters anbetrifft, so wird sie widerlegt durch die Aussage Egmonts bei Bavay S. 125 („le matin devant mon partement de là ... fut dict ... que Msr de Bréderode et quelques aultres seigneurs et gentilshommes avoient résolu de présenter une requeste à son Alteze touchant l'inquisition et les placcards, et que dedans dix jours se debvoient trouver tous à Bruxelles à ceste fin"). Auch hieraus erhellt, dafs der eigentliche Beschluſs vor der Versammlung zu Hooghstraeten bereits festgestellt worden war.

578, 1. BA. Pp. Nr. 529 (Informations contre les principaux Seigneurs) fol. 8 ff. gegen den Marquis von Bergen-op-Zoom: „Que estando el dicho Marques en Cambray y ido à Spaña, una manana en la cama dixo al Sor de Norcarmes, que el havia puesto la mano en la requesta de los confederados, y sino fuera por el, la dicha requesta fuera mas impertinente".

578, 2. Schon Fruin hat das (I, 373) vermutet. Es gibt aber dafür

auch zwei bestimmte Beweise. In dem in der vorigen Anmerkung erwähnten Bande des Brüsseler Archivs befindet sich fol. 26 ff. die Kopie eines Gutachtens des Präsidenten von Artois Asser über den Prozefs Egmonts; darin ist ein Passus enthalten: der Sgr. de Villers habe ausgesagt, es sei in Gegenwart Egmonts in Breda und Hooghstraeten de milite colligendo verhandelt worden. Dagegen wendet Asser ein: Villers gebe selber zu, dafs er dabei nicht zugegen gewesen sei, sondern es nur vom Grafen Ludwig gehört habe; Ludwig von Nassau und sein Bruder, der Prinz, seien aber schliefslich Feinde des Prinzen geworden, weil er ihren Umtrieben sich widersetzte. — Nun ist es schon zu glauben, dafs nicht in Hooghstraeten in Gegenwart Egmonts über diesen Gegenstand verhandelt wurde; andererseits ist die Behauptung Assers, dafs Ludwig aus Feindschaft gegen Egmont diese Nachricht erfunden habe, eine blofse Vermutung. Ein Irrtum, wahrscheinlich von seiten von Villers, ist wohl die Hineinziehung Egmonts; der Kern der Mitteilung Ludwigs, dafs bei jener Gelegenheit de milite colligendo beraten wurde, ist aber durchaus wahrscheinlich und wird bestätigt durch die folgende Aussage des Kammerdieners Brederodes, Namens Artus, in einem Verhöre, das am 4. August 1567 stattfand: „Ledict Artus continuant son examination dict . . . que devant la presentation de la première requeste d'environ ung mois ou six semaines il a veu venir deux ou trois divers messagiers venans de Breda à monsr. de Brederode du prince d'Oranges qu'il pense, par lesquels estoit mandé aller aud. Breda, où led. de Brederode en la parfin alla, et au retour dud. de Brederode à Viane, n'ayant esté aud. Breda que deux ou trois jours, il entendoit du forestier dudict de Brederode et aultres gentilzhommes que le c^te de Swartsenburch y avoit esté et estoit retour devant son arrivée. Aussi que Jorge van Hol y avoit esté qui estoit aussi retour, et que led. Jorge van Hol et ung aultre capitain estant avecq luy debvoient avoir charge de quelques gens de pied". Brederode kam also erst nach Breda, als Schwarzburg und Holl bereits die Rückreise nach Deutschland angetreten hatten; daher fällt sein Aufenthalt in Breda nicht vier bis sechs Wochen vor der Präsentation der Supplik (5. April), wie Artus irrtümlich sagt, sondern erst später, und zwar nach dem Tagebuche bei Te Water IV, 314 in die Tage vom 17. bis zum 20. März.

579, 1. CGr. I, 50. CPh. I, 389. 393. BA. KS. (Berichte der span. Ag. vom 15. Februar und 6. März).

580, 1. Verhör des Artus vom 3. August 1567.

582, 1. BA. KS. Im Exz. CPh. I, 402 ist die für die damalige Haltung Meghems charakteristische Stelle nicht genau dem Sinne nach wiedergegeben.

583, 1. CPh. I, 397 ff., Französische Depesche vom 24. März, Supplément II, 293, im Auszuge bei Rfbg. 13 unter der falschen Jahresangabe 1565. BA. KS. (Brief Montignys, d. 18. März; Egmonts, d. 16. März. Italienische Depesche vom 25. März). CGl. II, 129 (Brief Or. vom 16.; vgl. GvP. II, 53, Brief Hooghstraetens vom 17.). Wes. 158.

583, 2. BA. Pp. Nr. 104, fol. 14 ff., Depesche (d. Madrid 2. März) mit eigenhändiger Nachschrift des Königs, angelangt in Brüssel am 17. März; vgl. Suppl. II, 289.

583, 3. Französische Depesche vom 24., italienische vom 25. März.

588, 1. „no havea fatto morir una persona al mondo".

591, 1. CGr. I, 192. 195. 199. 201. 203. 222. CPh. I, 403 ff.; II, 552 ff. CGl. VI, 355 ff. (Notules du conseil d'état). Bavay S. 129. Wes. S. 163 ff. Suppl. S. 304 ff. (Französische Depesche, d. 3. April). BA. KS. (Italienische Depesche, d. 3. April). Pp. 509, fol. 30.

592, 1. GvP. II, 67. 75. CGr. II, 204. Te Water (Vianensches Tagebuch) IV, 314.

592, 2. Nach einem Berichte des Fray Lorenzo vom 1. Mai 1566, BA. KS. Über Kuilenborg zeigt sich Lorenzo immer gut unterrichtet, vermutlich hatte er in dessen Nähe einen zuverlässigen Vertrauensmann. Vgl. auch CGr. II, 197. 204.

592, 3. „Pensavan que yo no havia de osar entrar en Brussellas, pues yo he venido y bolveré quiza de otra manera." (BA. Pp. 529, fol. 10 ff. Cargos contra Brederode).

593, 1. Dafs der Geusenname seine Entstehung einer spöttischen Bezeichnung aus dem anderen Lager verdankt, ist angesichts der Zeugnisse von Marnix (Vraye Narration ed. Toornenbergen I, 52) und Wesenbeke 189 („voy la entrer des beaux geux!") nicht zu bezweifeln, und es ist nicht einzusehen, weshalb Wesenbekes Angabe unrichtig sein sollte, dafs Berlaymont das Wort entschlüpft sei; jedenfalls wurde er dessen sofort geziehen. Dagegen kann die Nachricht Stradas (Ausgabe von 1635, S. 233), dafs Berlaymont das fragliche Wort Margareten zugerufen habe, um ihr Mut einzuflüstern, nicht richtig sein; dem widerspricht der Bericht der Herzogin vom 13. April über die Entstehung des Namens (cfr. Gachard, CPh. I, 409 und Études et notices historiques concernant l'histoire des Pays-Bas, 1890, I, 138 f.): „Que es un apellido que ay entre ellos, y no se sabe aun lo que quiere significar, mas de que getz es propriamente picaño". So könnte sie nicht schreiben, wenn der Name seine Entstehung der durch Strada geschilderten Szene verdankte. — Ebenso ist der Bericht Stradas (219) über die Versammlung der Verschworenen im Hause Kuilenborgs am 4. April nichts weniger als einwandsfrei. Er erzählt, Brederode habe die Genossen durch die Verlesung eines Briefes aus Spanien über die Verbrennung des savoyardischen Edelmannes Guillaume de Moron, Barons von Perny, eines Freundes Oraniens und Egmonts und Feindes Granvellas, aufgestachelt, der im Vorjahre in Spanien durch die Inquisition verhaftet worden war; in Wahrheit wurde aber Moron erst im Sommer 1567 verbrannt. Vgl. CGr. II, 606.

595, 1. Mit Unrecht bezweifelt Rahlenbeck (Wes. 180, Anm. 1) diese Nachricht Wesenbekes; sie wird u. a. bestätigt durch den französischen Brief Margaretens vom 13. April und durch Strada. Der Empfang am 6. fand erst Nachmittags statt, wie aus den Notules du conseil d'état (CGl. VI, 373) vom 6. April 1566 hervorgeht.

596, 1. In diesen Zusammenhang gehört das undatierte Schriftsück bei GvP. I, 90: „Remonstrance aux gentilshommes pour savoir si se contentoient de ce que seroit traicté et faict par les deputés".

597, 1. Nur Wes. (S. 185) nennt fälschlich Brederode.

598, 1. Vgl. Anm. 599, 2.

598, 2. Wes. S. 174 ff. Suppl. S. 337 ff. CPh. I, 407 ff. CGr. II, 201 ff. GvP. II, 78 ff.

599, 1. Für diese Szene kommen vornehmlich in Betracht der Bericht

Margarethens von Parma CPh. I, 409 (der wohl insofern unrichtig ist, als ihm zufolge die drei Herren in den Ruf „Es leben die Geusen“ mit eingestimmt hätten), weiterhin die Aussagen Egmonts (bei Bavay 189) und Hoornes (Suppl. 161 ff.). Natürlich suchten die beiden Grafen in ihrem Prozesse die Bedeutung des Aktes abzuschwächen, am meisten Hoorne; nach seiner Angabe wären sie nur abgestiegen, um den Grafen Hooghstraeten abzuholen, da dieser ja noch im Staatsrate Bericht über seine Sendung zu den Konföderierten abzustatten hatte, sowie um dem Mahle Ende zu gebieten.

599, 2. GvP. II, 90 f. ist gedruckt eine undatierte „Autre remonstrance pour respondre à ceulx qui vouldroient interroguer la cause d'assemblée“. Sie ist identisch mit dem Schriftstücke, welches sich im Supplément à Strada II, 328 f. unter dem Titel findet: „Billet du Comte de Brederode donné au Comte d'Egmont et aux autres Seigneurs du Conseil d'Etat au nom des Gentilshommes Confederez, pour leur persuader qu'ils n'ont aucune mauvaise intention contre le service de Sa Majesté, du 8. avril 1566.“ Es handelt sich hier also um einen offiziellen Beschluſs über den Zweck des Bundes, der am 8. April („ce matin“ im Supplément) gefaſst und durch Brederode dem Grafen Egmont zugleich für die übrigen Herren übermittelt wurde; am folgenden Tage („hier matin“ bei GvP.) wurde öffentlich kundgegeben, daſs man in eben diesem Sinne alle Anfragen über den Zweck des Bundes beantworten solle.

600, 1. Wes. 188 f. CPh. I, 408. 411; II, 559. Te Water IV, 324. BA. KS. (Bericht Lor. d. 1. Mai).

602, 1. BA. KS. (11. Januar).

606, 1. Supplement II, 340 (französische Depesche, d. 13. April). Diegerick, Documents du 16. siècle, III, 47. CGl. VI, 370 f. BA. RA. 62, Nr. 74 (20. April).

607, 1. BA. KS. (3. Mai).

609, 1. Der Beschluſs von Artois (d. S^{t} Vaast, 4. Mai 1566) BA. RA. 62, Nr. 74).

610, 1. „Los gentiles hombres han hecho muy buen oficio, y especialmente los gentiles hombres de la requesta, que yo habia tambien llamado á los dichos, y entre otros á Mons^{r} de Caubeque, conforme á lo que habia particularmente tratado por ellos.“ Französische Übersetzung eines Briefes des Gouverneurs an Egmont, d. Lille, 14. Juni 1566, für den König angefertigt, der dabei die Marginalnote „Ojo!“ machte. (BA. KS.)

611, 1. Vgl. dazu die Memoiren von Pontus Payen (ed. Henne, I, 149); PsqB. I, 44 f.; Wes. 210 ff.; CGr. I, 228. 247. 252. 260. 277. 296 ff. 327; die französischen Depeschen der Statthalterin bei Rfbg. 37 ff. 52 ff. (die Depesche S. 39 bis 55 ist nicht vom 12. Juni, wie R. angibt, sondern vom 21. Juni), 136 und 144, sowie die italienische vom 21. Juni BA. KS., fernerhin ebenda den Brief Egmonts an den König, d. Arras 3. Mai, sowie zwei Relationen des Fray Lorenzo vom 9. und eine dritte vom 25. Mai, endlich die Berichte der Provinzialgouverneure an die Statthalterin, Egmonts aus Gent vom 11. Mai, Berlaymonts aus Namur vom 27. Mai, Arechots aus Mons vom 5. Mai BA. Ra. 62, Nr. 74; der flandrische Beschluſs vom 25. Mai im Auszuge GvP. II, 124, vollständig CPh. II, 565.

616, 1. Protokoll der Staatsratssitzungen CGl. VI, 374 ff. CPh. I, 407 f.

Suppl. 34. 67f. 343. Bavay, Procès S. 176. BA. KS. Italienischer Bericht vom 13. April.

616, 2. Ebenda, Memorial Bergens (vom 25.) und Montignys (vom 27. April) mit Apostillen der Herzogin.

617, 1. Rfbg. 24f. CPh. I, 412ff. CGl. VI, 405. CGr. I, 233. GvP. II, 107.

618, 1. Rfbg. 25. CGl. II, 407. CPh. I, 419.

618, 2. „Instruction de ce que vous mes cousins, messires Jehan marquis de Berghes, lieutenant capitaine général, aussi grand bailli de Haynau, gouverneur de la ville de Valenciennes et de la citadelle en Cambray, et Florent de Montmorency, baron de Montigny et de Leuze, gouverneur, capitaine et bailly des ville et chasteau de Tornai et Tournesiz etc., chevaliers de l'ordre et conseilliers du roy monseigneur, aurez à faire et négocier devers Sa M^té^ où vous envoyons présentement." d. Brüssel 29. Mai 1566. BA. Pp. Nr. 800 (Konzept) und KS. (nach der Ausfertigung). Im Konzepte befindet sich ein Passus, der ausgestrichen ist und daher in der Ausfertigung fehlt, folgenden Wortlautes: „Premièrement touchant l'establissement du conseil d'estat dont mon cousin le C^te^ d'Egmond luy avoit parlé l'an passé, lorsqu'il fut vers S. M^té^, je l'ay faict derechief mectre en déliberation du Conseil, présens ces seigneurs gouverneurs et aulcuns du conseil privé, où la matière ha esté diligamment examinée par deux fois, et sont esté prinses les considérations: Qu'il plaira à Sa M^té^ par ce que luy sera representé par mes lettres et les pièces y joinctes que vous seront aussi delivrées ..." Der Absatz wurde gestrichen, weil der Staatsrat beschlofs, dafs die Herzogin diesen Punkt von sich aus dem Könige unterbreiten solle; man meinte, dafs das gröfseren Eindruck machen würde. Vgl. oben S. 616, 1. Die Herzogin tat das in der französischen Depesche vom 29. Mai, Rfbg. 36.

619, 1. Nach den „Cargos contra el S^or^ de Montigny" BA. Pp. Nr. 529 fol. 98 vertraute Montigny in Paris seinem Begleiter, dem Lambert von Warluzel, an, sein Bruder Hoorne, der Graf von Neuenahr und andere seiner Verwandten hielten eine stattliche Anzahl von Pferden bereit, um dem Connétable gegen das Haus Guise beizustehen, „y que el estava bien seguro que, si ellos huviessen necessidad de su [sc. des Connétables] assistencia para cosas particulares suyas en semejante occasion, se emplearia el todo por el todo." Als Quelle wird dabei zitiert die Aussagè Warluzels fol. 6. Vgl. auch Bavay, Procès S. 260f.

619, 2. CPh. I, 439. Gachard, Bibl. Nat. à Paris II, 211, Don Carlos et Philippe II, 352f. BA. KS. d. Segovia 2. August 1566 (Bericht Montignys).

620, 1. Ebenda (Italienische Depesche d. 13. April).

620, 2. Ebenda (Undat. Mem. des Alonso del Canto).

620, 3. Ebenda (d. Brüssel 27. Mai).

621, 1. CM. II Einl. LXXI (Madrid 1. April 1566).

623, 1. Vgl. CPh. II Einl. XXVI ff.

623, 2. BA. Pp. Nr. 514, fol. 297ff.

627, 1. CPh. I, 414, II, Einl. XLV (Anm. 1). CGr. I, 262f. BA. KS. (Bericht der Agenten von 7., 28. Januar, 27. März, 20. April und 3. Mai).

630, 1. CGr. I, 304. 420. Gachard, Bibl. Madr. 87ff. Bibl. Par. II, 204. 208. 212f. CM. II, Einl. LXXIIff. (spanische Depesche, d. 12. Mai, Kred.

für Mendivil). Suppl. II, 346 (französische Depesche, d. 6. Mai). Rfbg. 32. BA. KS. (Italienische Depesche vom 21. Juni).

630, 2. BA. KS. Chiffrierter Bericht der Herzogin vom 21. Juni.

632, 1. Rfbg. 58. CGr. I, 279. 300. 311. CPh. I, 422. Bibl. Madr. 87 f.

634, 1. CGr. I, 302. GvP. II, 119. Wes. 191. Toornenbergen, Marnix-Schriften I, 65 ff. CPh. I, 425. Rfbg. 26. Haak, Merula S. 156 f. Rahlenbeck, Notes sur les auteurs, les imprimeurs et les distributeurs des pamphlets politiques et religieux du 16e siècle. Bulletin du Bibliophile Belge 1859. XV, 364 f. BA. Ra. 62, Nr. 74 (Antw. Pasquill, d. 9. Juni 1566).

634, 2. Es handelt sich bei den Ausführungen im Texte um das folgende Schriftstück:

„Promesse faicte aux gentilzhommes assemblez en la ville de Bruxelles par les chevaliers de l'ordre, le VIIIe d'apvril 1565 avant Pasques.

„Les seigneurs présens promettent sur leur foy, serment et ordre, aux députez de ceste noble et honorable compaignie, souffissament auctorisez de recevoir entre leurs mains la dicte parolle et promesse des dicts seigneurs, que de ce jour d'huy en avant, les magistratz et inquisiteurs ne procéderont pour le faict de la religion par prinse de corps ny confiscation de biens, ny bannissement, pour le passé ny pour l'advenir, n'est que par quelque acte séditieulx ou énorme schandal tendant à troubler la républicque aucuns soyent trouvez rebelles et coulpables: au quel cas vous aultres messeigneurs en prendrez la cognoissance pour en ordonner comme trouverez de raison, et ce par forme de provision, jusques tant que Sa Majesté, par l'advis et accord des estatz généraulx assemblez, en aura autrement ordonné. Faict à Bruxelles, le jour et an commes dessus" (Te Water IV, 13 und CGr. II, 217).

Über die Echtheit dieses Stückes ist viel gestritten worden. Strada (S. 230) bezeichnete es zuerst als eine Fälschung des Bundes: sobald als die Statthalterin davon gehört, dafs es zirkuliere, und selbst davon Kenntnis genommen hätte, um Ostern 1566, habe sie die in Brüssel anwesenden Vliefsritter gefragt, ob das Schriftstück wirklich echt sei; nur Mansfeld und Egmont seien gerade in Brüssel gewesen, und beide hätten erklärt: „ab sodalium ordine nihil eorum scriptum, dictumve". Darauf habe die Herzogin sofort an die Behörden in den Provinzen authentische Texte der Bittschrift mit ihrer (der Statthalterin) eigener Apostille geschickt und die angebliche Deklaration der Vliefsritter für gefälscht erklärt (dieses Schreiben vom 16. April, vom Oster-Dienstage, ist jetzt gedruckt CPh. II, 558). Te Water (I, 326 ff.) ist später für die Echtheit eingetreten; er bemängelt, hier mit Unrecht, Stradas Arbeitsweise und meint, dafs, wenngleich Egmont und Mansfeld nichts davon wufsten, die übrigen Vliefsritter sehr wohl dieses Schriftstück ausgestellt haben können. GvP. (II, 92) und Poullet (CGr. I, 217, Anm. 1) aber schliefsen sich Stradas Ansicht an.

Die Frage nach der Echtheit des Schriftstückes ist nicht so leicht zu beantworten. Denn es fehlt im gleichzeitigen Materiale nicht an Belegen, die sowohl dafür als auch dagegen zu sprechen scheinen. Was die der ersteren Art anbelangt, so wäre zu nennen zunächst Wesenbeke. Dieser erzählt (S. 186): Nach dem Abzuge der Verbündeten am Vormittage des 8. Aprils hätten „plusieurs seigneurs" die Statthalterin gebeten, sie möge jenen doch einen besseren Bescheid erteilen; darauf habe diese angeordnet, dafs den

Verbündeten der Entwurf der Briefe an die Provinzialhöfe und an die Inquisitoren (sie sind gedruckt CPh. II, 554 ff.) gezeigt werde; sie habe weiterhin „enchargé, ou du moins permis, que quelques seigneurs se trouveroient auprès les confédérez assamblez, et leur fissent illec plus ample et plus forte et asseurée promesse, qu'au faict de la religion ne s'attempteroit riens, jusques que la responce de Sa Majesté seroit venu." Darauf fährt W. fort: „Suyvant ce, se sont les mesmes seigneurs alors trouvé auprès lesdictz confédérez, lesquelz leur ont asseuré que dès lors en avant ne seroit procédé contre aulcun pour le faict de la religion, pour choses passées ou à venir, sauf qu'actes séditieuses seroient punies selon l'ordre par eulx présentée, jusques à ce que Sa Majesté par advis de ses Estatz généraulx autrement en eust ordonné." Man sieht, dafs das im wesentlichen die „Promesse" ist; doch ist sie nach Wesenbeke nicht schriftlich, sondern mündlich, wenngleich nicht im Auftrage, so doch mindestens unter Zulassung der Herzogin (enchargé ou du moins permis) erteilt worden.

In den Cargos (d. h. vorläufigen Anklagepunkten) gegen Egmont und Hoorne finden sich ähnliche Angaben. So wird Egmont darin (BA. Pp. Nr. 529, fol. 16 ff.) vorgeworfen, er habe mit Oranien und Hoorne am 8. April die Konföderierten in seine Salvaguardia oder Protektion genommen und ihnen versprochen, es solle ihnen jetzt oder künftig kein Leides wegen Requête und Kompromifs zugefügt werden; als Beweise dafür werden angeführt das Geständnis Andelots vom 17. Juni 1567 und die „Confession de Barkerzeel" fol. 7. Ebenso wird Hoorne (ebenda S. 76 ff.) beschuldigt, er habe mit Oranien und Egmont die Konföderierten in seine Salvaguardia und Protektion genommen, indem er ihnen versprach, dafs ihnen nichts zugefügt werden solle „à causa de la religion o inquisition, pero si acontesiesse caso enormo o tumulto, que todavia conoscerian dello los nobles confederados." Auch hier springt die Identität mit der Promesse ins Auge. Als Beweismaterial wird hier angegeben abermals das Geständnis Andelots vom 17. Juni 1567, sowie ein Billet ohne Datum und Unterschrift in den Papieren der M^{e} Gilles Le Clerq.

Gegen die Echtheit der Promesse sprechen gleichwohl andere Anhaltspunkte. Zunächst der schon erwähnte Bericht Stradas über die Verhandlung der Herzogin mit Egmont und Mansfeld, weiterhin ein Passus in der Instruktion für Bergen und Montigny: es sei ein Schriftstück verbreitet worden, die Ordensritter hätten den Verbündeten versprochen, dafs fortan Magistrate und Inquisitoren in Sachen der Religion überhaupt nicht mehr einschreiten sollten usw.; das aber sei eine empörende Lüge, erfunden, um den öffentlichen Frieden zu stören; niemand von den Ordensrittern habe etwas anderes versprochen, als in der Apostille der Herzogin enthalten wäre, dafs nämlich Magistrate und Inquisitoren modestement vorgehen sollten. Und auf die Promesse bezieht sich endlich eine Stelle in einem Briefe Brederodes an Ludwig von Nassau (d. Vianen 19. April 1566, GvP. II, 94 f.): „On nous ast desjà servy de bourdes par quelques byllés, que l'on ast donné à Madame, luy donnant à antandre, que sommes estés nous aultres, quy les devons avoyr semé ou faict semer; ce que suys asseuré que trouverés ung faict quy ne mérite estre escusé; car c'est ung fayct trope notoyre à ung chasqun. Je sey certeynement qu'il n'y ast amme [= âme] de nous aultres, quy y panssasse, onques mons^{r} d'Egmont ast esté celluy quy me l'ast escript et me prye par

ses lettres luy voulloir mander ce quy en est.“ Hieraus geht sicher hervor, dafs Egmont von der Promesse nichts weifs, die er angeblich erteilt hat; um näheres darüber zu erfahren, wendet er sich an Brederode, der die Beteiligung des Bundes an der Verbreitung mit Entrüstung in Abrede stellt.

Solchen Beweisen gegenüber können die Angaben von Wes., sowie in den Cargos wider Egmont und Hoorne nicht in Betracht kommen. Dazu kommt, dafs im Verlaufe des Prozesses gegen beide Herren von diesen Beschuldigungen nicht mehr die Rede ist; man hat sie also fallen lassen, weil sich ihre Unhaltbarkeit herausgestellt hat. Wohl aber geben die Aussagen von Wes., Coq und Beckerzeel einen Fingerzeig dafür, wie man sich die Entstehung der Promesse vorzustellen hat. Sie rührt her von den Leitern des Bundes und sollte dem Zwecke dienen, die Mitglieder des Bundes durch die Gewifsheit des Schutzes seitens der Vliefsritter zu ermutigen und weiter zu treiben. Zunächst wurde sie nur im geheimen verbreitet; durch eine Indiskretion aber gelangte sie in die Öffentlichkeit. Das erhellt aus einem weiteren Briefe Brederodes an den Grafen Ludwig (d. Vianen 24. April 1566, ebenda S. 99): „Touchans de ces byllés quy sement par là je n'an pouvons, mes je ne scey quy ce fust quy an prist la copye, c'est ungne chose mal entendu, je sey byen que il n'y ast amme de nostres quy ne l'antande aultrement: y fault reguarder à le redresser par là; je l'ey desjà redressé par icy par l'avoyr tout faict inprymer au Flamman, aultrement je n'y voyés aultre ordre.“ Soviel scheint somit festzustehen, dafs die „Promesse“ ein nicht für die Öffentlichkeit, sondern lediglich für den Bund selber bestimmtes Erzeugnis der Bundesleitung war, darauf berechnet, einen gewissen Eindruck auf die Bundesglieder zu machen, die vielleicht gewisse vertrauliche Äufserungen einiger Ordensritter in vergröberter Form wiedergab. Die Kalvinisten, denen jedes Mittel zur Agitation recht war, mögen sie dann publiziert haben; sollte vielleicht die Quellenangabe in den Cargos gegen Hoorne (Billet aus den Papieren des Gilles Le Clerq) einen Fingerzeig in der Richtung enthalten, dafs Gilles Le Clerq dabei die Hände im Spiel hatte? Dabei wurde dann das Schriftstück als eine Kundgebung des Ordens als solchen ausgegeben, um ihm gröfsere Wirkung und Bedeutung zu verleihen. Die Angaben Wes.s und der gefangenen Edelleute wären dann sehr wohl zu verstehen.

635, 1. GvP. II, 106. 115. Rfbg. 45. CGl. VI, 378. 404. Wes. 201 f. PsqB. I, 33. 42. 46.

636, 1. CGr. I, 231. Rfbg. 26. CPh. I, 412. Wes. 213. PsqB. I, 34 ff. BA. KS. (Bericht des Fray Lorenzo, d. 3. Mai).

637, 1. WA. I, 3, Nr. 565, Schreiben des G. du Mont, d. Armentières 10. März 1566.

637, 2. BA. KS. (Bericht Lorenzos, d. 9. Mai). CPh. I, 413; II, 553 Wes. 172 f. PsqB. II, Einl. VII ff. XVII. Deventer 73 f. Van Vloten, Nederlands opstand tegen Spanje I, 54 f.

637, 3. Haftbefehl vom 28. April CPh. II, 562. Ein kurz vorher eingelaufener Avis BA. Pp. Nr. 241 (Lettr. miss. 1561—67) fol. 58.

638, 1. Mém. de Nic. Soldoyer (Mém. sur l'hist. de Belg. 21) S. 234.

638, 2. Vgl. für Flandern die Liste des Mönches Jean Ballin, abgedruckt bei Ed. de Coussemaker, Troubles religieux du 16e siècle dans la Flandre maritime 1566—1570. 1876, I, 339 ff.

638, 3. Vita Francisci Junii S. 244ff. Haak, Merula 158. Cuno, Fr. Junius 23f.

638, 4. P. Cuypers van Velthoven, Documents pour servir a l'histoire des troubles religieux du XVI^me^ siècle. Bois-Le-Duc (1566—1570) 1858, I, 3f. (Margareta von Parma an Meghem, d. Brüssel 1. Juni 1566).

639, 1. Wynckius, Geusianismus Flandriae Occidentalis, ed. F. van de Putte 1841, S. 4f. Coussemaker, Troubles III, 172 bringt ein Aktenstück über Predigten in der Umgebung von St. Winoxbergen angeblich vom 27. Mai 1566; es ist in Wahrheit vom 27. Juli.

639, 2. Der Brief Rassenghiens an Egmont (d. Lille 14. Juni 1566, BA. KS.) wurde nach Spanien übermittelt und dem Könige — offenbar zum Zwecke, Egmont zu belasten — in spanischer Übersetzung vorgelegt. Zum Vorschlage Rassenghiens behufs militärischen Einschreitens machte Philipp die eigenhändige Randbemerkung: „No veo que hayan hecho nada desto; que ya pudiera que con ello se hubiera remediado". Einen ersten Brief Rassenghiens hatte Egmont bereits unbeantwortet gelassen.

639, 3. PsqB. I, 42f. CGr. I, 300. 325. Eingaben Fray Lorenzos vom 25. Juni und 1. Oktober, BA. KS.

641, 1. Vgl. zu diesem Punkte speziell Wes. 227. Wenn daselbst die damals eingereichte Konfession in einer Marginalnote als „La confession d'Ausburch" bezeichnet wird, so ist das entschieden unrichtig. Denn in einem Briefe des Hames an Gilles Le Clerq (d. Brüssel 4. Juli 1566, BA. Pp. Nr. 538, Proz. Egmont Nr. 1) findet sich die Nachschrift: „Je vous prie m'envoier le double de la confession que l'église a presenté au magistrat". Schon dadurch kennzeichnet sich die oben im Texte analysierte anonyme Petition der „adonnez à la vraye Religion" als eine Aktion ausschliefslich der Kalvinisten; nimmermehr hätten sich die Antwerpenschen Lutheraner einer kalvinistischen Bekenntnisschrift angeschlossen. Geflissentlich verwischt Wes. den Unterschied zwischen Kalvinisten und Lutheranern nach Möglichkeit. Damit fallen die Bemerkungen Rahlenbecks (Anm. 1 zu S. 226 seiner Ausgabe der Wesenbeke'schen Memoiren und anderwärts) über das gemeinsame Vorgehen von Lutheranern und Kalvinisten in Antwerpen im Juli 1566. Rahlenbeck spricht auch (Inquisition et réforme S. 64) von einem „consistoire des martinistes flamands". Ich habe von einem lutherischen Konsistorium in Antwerpen für eben diesen Zeitpunkt nichts entdecken können, und die Requête vom 14. August 1566, auf die sich R. bezieht (gedruckt CGl. II, 190ff.), ist offenbar auch ein kalvinistisches Erzeugnis.

641, 2. Vgl. zu diesem Abschnitte: CGr. I, 98. 160. 202. 219. 300. 348. CPh. I, 377. Wes. 218ff. 247ff. Rahlenbek a. a. O. S. 59ff. 72. Ollier, Guy de Brès, S. 117. Bericht des Fray Lorenzo vom 25. Juni 1566 (BA. KS.).

642, 1. BA. Pp. Nr. 523 (Conseil des troubles 29, Haag, Waterland).

644, 1. Vgl. Paillard, Les grandes prêches calvinistes de Valenciennes (juillet et août 1566). Bull. prot. franç. 26, S. 33. 73. 121.

647, 1. CPh. I, 433. GvP. II, 135. 143f. 147. CGr. I, 378. 415. 426; II, 669f. Rfbg. 75. 89. 94f. 126. 134f. 136; Compte rendu de la comm. d'hist. II. série, t. 8 (1856) S. 50. Coussemaker I, 106f. Wynckius 11. M. van Vaernewijck, Van die beroerlicke tijden in de Nederlanden ende voor-

namelijk in Ghendt (1566—1568), ed. F. Vander Haeghen 1872, I, 20ff. 43ff. PsqB. I, 55ff.; II, 174ff. (Bésoigné des Commissaires de Tournay, d. 20. Februar 1567) und 237f. (Mém. de Soldoyer).

650, 1. In einer geheimen Depesche vom 18. Juli teilte sie Philipp mit, die Antwerpener hätten öffentlich erklärt, sie würden Aremberg und Meghem nicht annehmen, wenn sie es auch wäre, welche beide dahin schicke; auch später noch, als bereits Oranien dort war, rieten ihr gerade diese beiden Herren, sich Antwerpens mit Gewalt zu bemächtigen.

652, 1. „Et si io gli se lo volesse disturbar, seria venir con lui in manifesta rottura" (BA. KS., d. Brüssel 7. Juli 1566). „A la fine fui forzata." (Ebenda, d. 18. Juli.)

654, 1. Vgl. den Brief des Drossarts, d. Merxem 21. Juli 1566 (Wes. 265 Anm.): „me faisant tenir deschargé devers Vostre Altèze en toutes charges que déjà je pourrois avoir de Vostre Altèze touchant la dicte religion."

655, 1. CPh. I, 434. CGl. II, 136ff.; VI, 407. GvP. II, 140ff. 177. 182. Suppl. II, 365. CGr. I, 310. 334f. 339. 351. 355f. 365. 369. 375. 381f. 387f. 396. 406. 422. Wes. 233ff. Rahlenbeck 62f.

656, 1. Die oben analysierte Apostille der Herzogin wurde erst nach dem 24. Mai erteilt. Denn an diesem Tage fand eine Versammlung der Deputierten des Bundes statt; auf ihr wurde auch die Angelegenheit der entlassenen drei Kavaliere verhandelt, und es wurde beschlossen, den Bescheid abzuwarten, den die Herzogin auf die Eingabe Brederodes geben würde. Vgl. die übernächste Anm.

657, 1. CGr. I, 298f. 303. 312f. GvP. II, 96ff. 122. 129ff. CPh. I, 420. 423f. Rfbg. 50. 55. 77f. Compte rendu de la commission royale d'histoire, série III (1866); VIII, 319ff. BA. KS., Italienische Depesche vom 11. Juni, Bericht Fray Lorenzos vom 25. Juni.

658, 1. GvP. II, 107. 125. CGr. I, 280. 372. Ein Protokoll der Versammlung von Enghien befindet sich WA. (I, 3, Nr. 565): „Brief discours de ce qu'est venu en deliberation et a este resolu touchant le fait de l'alliance et de la requeste fait le 24. de may estants presents plusieurs de l'alliance susdicte a ce deputes. Anno 1566."

659, 1. Nach den Aufzeichnungen des Junius (bei Haak, Merula S. 156) im Mai; dem aber widerspricht die Zeitangabe in seiner Vita (Misc. Gron. I, 245); daselbst wird seine Reise nach Lille erzählt mit der Bemerkung: „Haec sub Pentecosten (2. Juni) gesta"; darauf erst folgt der Bericht über die Synoden. Ihr Resultat war der Beschluſs offener Predigt, und diese begann auch erst in der Tat, wie wir wissen, Ende Juni. — Nach Junius (ebenda, S. 246) wurde die Confessio Belgica Anfang Mai revidiert und in einer neuen Redaktion angenommen, die (vgl. Ollier S. 159f.) von ihm stammte; darauf wurde sie nach Genf zur Approbation und Drucklegung geschickt. Diese Vorgänge fallen in Wahrheit erst in den Herbst; vgl. Langeraad, Guido de Bray S. 139ff.

659, 2. Hames an Gilles Le Clerq, d. Brüssel 4. Juli. BA. Pp. 538.

660, 1. Vgl. die Aufzeichnungen des Junius bei Haak S. 157 und (ausführlicher) bei Brandt I, Bijv. 53f. An dem ersteren Orte findet sich die kurze und unbestimmte Zeitangabe „Juni. Hoc mense Gubernatrix ter

legationem mittit ad Ecclesiae Gallicae ministros". Genauer bei Brandt; darnach fielen die erste und zweite Sendung in die Zeit der ersten Predigten bei Berchem und Borgerhout. Nach Junius ging die Mission des Hames von der Statthalterin aus, und das hat Bakhuizen ten Brink (Cartons S. 83) veranlafst, die ganze Mitteilung als unglaubwürdig zu bezeichnen. Sie ist auch in der Tat nicht ganz wörtlich zu nehmen. Offenbar ging der Auftrag des Hames vom Prinzen von Oranien aus; er war also, insofern der Prinz Mitglied des Staatsrates und nachher Kommissar der Herzogin in Antwerpen war, offizieller Natur, von der Regierung erteilt; wahrscheinlich hatte sich der Prinz Hames gegenüber direkt auf eine Willensäufserung der Statthalterin berufen und Hames beauftragt, in deren Namen den Befehl zur Einstellung der Predigten zu verkündigen. Die dritte Sendung des Hames dürfte in die Zeit der Ankunft Oraniens in Antwerpen zu setzen sein. Denn dieser hat damals tatsächlich mit dem Konsistorium über die Suspension der Predigten verhandeln lassen, aber ohne Erfolg. Vgl. CGl. II, 137, Oranien an die Statthalterin, d. 14. Juli: „Incontinent que fuz arrivé, j'ai fait parler aux principaulx, pour les faire désister", und 139 unter demselben Datum: „Demain sont délibérez, comme l'on m'a dict, d'y retourner, encoires qu'aucuns, à qui j'en ay requis, m'ont promis tant faire qu'ilz ne le feront. Cecy y est qu'il semble que bien mal l'on les pourra faire superséder." Es liegt kein Grund vor, der uns hindern könnte, diese Mitteilungen mit denen des Junius, da sie in der Sache übereinstimmen, in der Art zu kombinieren, dafs wir Hames als den Mittelsmann bei den Verhandlungen annehmen, die zwischen dem Prinzen und dem Konsistorium unzweifelhaft stattfanden. Die Mission des Hames war dann jedenfalls amtlicher Natur, und so ist es verständlich, wenn Junius sie von der Regentin selbst ausgehen läfst, wenngleich das in der Tat nur indirekt der Fall war.

660, 2. Wenigstens beschwerte sich Oranien später (am 16. Juli) darüber, dafs hinsichtlich der Predigten und des Verhaltens der Kalvinisten in Antwerpen überhaupt die Entwicklung einen Verlauf genommen habe, der dem durchaus widerspreche, was ihm Graf Ludwig etwa anderthalb Wochen zuvor über die Beschlüsse von Lierre mitgeteilt hätte. GvP. II, 158. Über den Plan, den Bundestag in Antwerpen zu halten, vgl. den Brief Brederodes an Graf Ludwig vom 12. Juli ebenda 150. S. auch Wes. 229.

660, 3. Vgl. den wichtigen Brief des Hames vom 12. Juli im Brüsseler Archiv, Cartulaires et manuscrits. Pièces du 16e siècle. Papiers de Henry de Bloyere, bourgmestre de Bruxelles, I, 181. Er ist unvollständig gedruckt bei Deventer 75f.

661, 1. Es ist gedruckt unter dem Titel: „Sommaire de la confession de foy que doivent faire ceux qui desirent estre tenus pour membres de l'Eglise de Jesus Christ: Leu après la prédication publique faite près d'Anvers le XXVIII. de Julet 1566." Fruin I, 402, Anm. 1 bestreitet die Identität der Sommaire confession mit der für St. Trond bestimmten Bekenntnisschrift; er verweist auf die Bemerkung in der Liste der Schriften des Junius: „Ao. 1566. Brevem scripsi confessionem ex scripturae verbis concinnatam, Nobilitati Belgii apud Centronas exhibendam; non exstat", und knüpft daran den Schlufs: „Denkelijk is dus dit opstel ongedrukt gebleven". Aber diese Folgerung kann man aus den Worten „non exstat" schwerlich ziehen; Junius wollte

wohl damit lediglich sagen, dafs ihm kein Exemplar mehr zur Verfügung stand. Inhaltlich stimmt mit der soeben angeführten Mitteilung des Junius seine weitere Angabe in seiner Selbstbiographie (Misc. Gron. I, 247) überein: „In ea [sc. synodo zu Antwerpen vom Juli 1566] brevi scripto de fide ex disertis Scripturae verbis exarato, placuit ut duo ex nobis Centronum oppidum (S. Trudonis vocant) peteremus.“ Aus beiden Stellen geht hervor, dafs das Schriftstück, welches für St. Trond bestimmt wurde, kurz und auf Grund von Bibelstellen ausgearbeitet war; beide Eigenschaften treffen auf die sommaire confession zu. Der Hergang dürfte der sein: zuerst wurde sie auf der Antwerpener Synode vorgelegt, sodann in St. Trond; nachdem sie dort nicht acceptiert worden war, wurde sie am 28. Juli öffentlich verlesen und darauf gedruckt. Ein Abdruck findet sich bei Cuno, Junius S. 27 ff. Am wichtigsten ist der Artikel über das Abendmahl:

„Je croy que la Saincte Cène nous est donnée pour un certain gage de nostre communion au corps et au sang de Jesus Christ. Pourtant aussi je rejette l'erreur de ceux qui disent que ce sont seulement signes nuds de nostre profession, comme de ceux qui abolissent les signes en maintenant le pain et vin estre transubstantiez au corps et sang de Jesus Christ. 1. Cor. 10, 16. Matth. 26, 26. Marc. 14, 22. Luc. 22, 19. 1. Cor. 14, 40. Röm. 12, 8. Matth. 18, 17. Ephes. 4, 11. 1. Tim. 5, 17. Act. 6.“

Zu unterscheiden ist diese confession sommaire des Junius aber selbstverständlich von der im selben Jahre durch Junius erfolgten Revision der grofsen confessio Belgica, von der im Herbste je ein Exemplar Wilhelm von Oranien und Egmont eingereicht wurde. Vgl. Cuno S. 30.

663, 1. Das ist nicht möglich, weil Peter Ernst von Mansfeld damals, als sein Sohn dem Armenteros seinen Austritt aus dem Bunde mitteilte (d. Luxemburg 19. Juni 1566; CPh. I, 421), noch nichts von der Skandalaffäre seiner Tochter wufste. In einem Berichte an den König (vom 12. Juli, BA. KS.) erzählt Armenteros: Mansfeld sei von Luxemburg Ende Juni nach Brüssel gekommen und habe bis dahin nach der eidlichen Versicherung eines seiner Diener, wiewohl es fast unglaublich sei, noch nichts von dem gewufst, was der Tochter begegnet war; erst etwa acht Tage darnach sei er durch Egmont, Oranien und Hoorne unterrichtet worden. Am 30. Juni schreibt Assonleville an Granvella (CGr. I, 345): „On dit que ce jour d'huy le conte de Mansfeld sera informé de sa fille.“ Also waren die Mansfelds am 30. Juni noch nicht informiert; das geschah vielmehr erst an diesem, oder wie es scheint, an einem der folgenden Tage.

664, 1. Nachschrift zu dem in der vorigen Anm. zitierten Briefe des Armenteros vom 12. Juli.

664, 2. Undatiert und ohne Schlufs gedruckt bei GvP. II, 203 f. Ich werde es an anderer Stelle vollständig veröffentlichen.

664, 3. GvP. II, 99. 108 f. 126. 128 f. 135 f. 142. 193. 203. 215. 223 f. CPh. I, 430 f. CGr. I, 328. 345. 354. Diese Angabe des Korrespondenten Granvellas und der Brief des Armenteros vom 12. Juli nicht ohne Übertreibungen und mit skandalösen Gerüchten über Brederode und Oranien.

664, 4. BA. KS. (Italienische Depesche, d. 11. Juni).

665, 1. GvP. II, 179 (Graf Ludwig von Oranien, d. Brüssel 26. Juli 1566).

Der Ausdruck „Admiral“ in diesem Briefe ist nicht auf Coligny sondern Hoorne zu beziehen.

666, 1. CGr. I, 249. 312. 347. 357. 363 f. CPh. I, 429. 433. 435. BA. KS. (Italienische Depesche, d. 21. Juni).

666, 2. GvP. II, 65, 70 ff. (Antwort des Landgrafen, d. 31. März).

667, 1. Dr. Arch. Locat 8510.

671, 1. GvP. II, 141; Suppl. II, 356. CPh. I, 428. CGr. I, 255. 272. 301 f. 304. 318 f. 346. 363. 377. 383. 407. 412. 417 f.

674, 1. CGr. I, 301. 304. 309. 331. Rfbg. 88. 91. CPh. I, 424. 430. BA. KS. (Italienische Depesche, d. 11., 21. Juni, 7. und 12. Juli; vgl. CPh. I, 428. 430).

679, 1. CPh. I, 429. 434. CGl. VI, 408 ff. Rfbg. 71. 83 ff. Wes. 256. CGr. I, 370. BA. KS. (Italienische Depesche vom 18. Juli). BA. Ra. 62 Oktober Nr. 27bis: Aktenstück über die Einberufung von Generalständen vom Juli 1566; wahrscheinlich verfafst von Assonleville, weil es sich auch in der Hist. des troubles des Renon de France (I, 192) findet, welcher die Papiere Assonlevilles benutzte. Ebenda 116 f. auch die Proposition Oraniens und Egmonts für Duffel, gleichfalls aus den Papieren Assonlevilles.

680, 1. Nach einem Briefe Morillons vom 21. Juli. Poullet (CGr. I, 380, Anm. 2) bezieht den Namen „Leewe“ fälschlich auf Löwen.

680, 2. CGr. II, 688. 674. Der Austritt dieser Edelleute mufs alsbald im Anfange der Versammlung erfolgt sein; denn er wird schon in einer italienischen Depesche vom 18. Juli (BA. KS.) nach Spanien gemeldet.

681, 1. Verhör des Brederode'schen Kammerdieners Arthur vom 2. August 1567. BA. Ra. 62 Farde Nr. 57, Prisonniers de Vilvorde 1567. (Vgl. das Verbannungsurteil gegen Gilles Le Clerq vom 19. November 1568.)

681, 2. Aussage des Jakob von Ilpendam, d. 7. August 1567. Ebenda.

681, 3. CPh. I, 431. 433. 444. CGr. I, 358. 368. 370. 374. 380. II, 663 f., 668. GvP. II, 136, 153.

682, 1. GvP. II, 169: „comme son Exc. a desà declairé à Monsr. de Bréderode et quelques ungs de ses gentilzhommes“.

682, 2. Es geschah dies durch zwei Schriftstücke, einen Brief, d. Antwerpen 16. Juli (GvP. II, 158 f.) und ein undatiertes Memoire (ebenda 168 ff.). Dafs das Letztere noch vor die Reise des Prinzen nach Duffel zu setzen ist, erhellt daraus, dafs der Prinz die Möglichkeit in Erwägung zieht, dafs nur Egmont und irgend ein anderer Herr, vielleicht Arschot, nicht aber auch er zur Konferenz mit den Deputierten von St. Trond kommen könne; eine Andeutung, weshalb er sich vielleicht nicht von Antwerpen würde entfernen können, liegt in der Mitteilung, dafs, wie manche wünschten und andere fürchteten, in seiner Abwesenheit Brederode nach Antwerpen zurückkehren könnte. Das Memoire macht den Eindruck, dafs es als Instruktion für Ludwig von Nassau bestimmt ist; es ist wohl noch vor den Brief vom 16. Juli zu setzen und dieser als eine Art von Nachtrag dazu aufzufassen.

682, 3. Die Hauptquellen für die Verhandlungen im Plenum sind zwei Protokolle, die in den Egmontschen Prozefsakten enthalten sind, BA. Pp. Nr. 538. Die wichtigsten Stellen daraus sollen im Auszuge zitiert werden.

683, 1. Die erwähnten Protokolle und CGr. II, 655.

683, 2. „Le jour suyvant fut faict raport de la part de Mons^{r} d'Egmont de la bonne affection qu'il porte à toute la noblesse icy assemblée ayant faict offre que si quelcunq vouloit attenter quelque chose au préjudice de lad. compaignie qu'il seroit prest à tout heure de se joindre avecq elle pour par ensamble en monter à cheval pour la defense de lad. compaignie." Die gemeinsame Erklärung Oraniens und Egmonts lautete: „que demourant la noblesse en les termes et ne excedant les limites de leur requeste, ne leur mancqueroit aucune faveur, et qu'il ne souffriroient que pour le faict de lad. requeste leur decrit faict aucun tort". In seinem Prozesse leugnete Egmont zuerst schlankweg (Verhör vom 13. November 1567), die in St. Trond Versammelten in seinen Schutz genommen zu haben (Bavay S. 240 Nr. 64), unzweifelhaft, weil er das Kompromittierende eines Zugeständnisses in dieser Richtung fühlte. Später merkte er, dafs er eine so offenkundige Tatsache nicht einfach in Abrede stellen könne, und berief sich darauf, dafs er im Auftrage der Statthalterin mit den Konföderierten zu Duffel verhandelt habe, und dafs es ihm darum zu tun gewesen sei, sie durch gute Worte zu beschwichtigen; dieselbe Auffassung machte sich der Präsident Asser in seinem Gutachten über den Prozefs zu eigen (BA. Pp. Nr. 529, fol. 26 ff.).

684, 1. „Nonobatant la declaration faicte ausd. gentishommes par les Seigneurs de par Son Alt. que l'on levoit gens de guerre et nominément le duc de Bronswich pour faire deplaisir aux gentishommes pour le faict de leur requeste . . ., ce qui fut cause à raison de quoy fut resolu de rechercher gens de service aussi leurs parens amys et alliéz pour leur protection et defence."

684, 2. „Nostre intention estoit et a esté tousjours de faire nostre extreme debvoir pour obvier aux insolences et factions du peuple, le contenir et retirer des presches."

684, 3. „Que tous ceulx qui estoient deliberéz de consentir et assister ausd. presches, qu'ils se debvoient absenter et deporter de lad. compaignie ou s'excuser vers S. Alt. et Mess. du conseille d'estat affinque de poinct rendre l'assemblée et compaignie suspecte et odieuse, et que cependant l'on supplieroit à Son Alt. de poinct laisser procéder par voye d'inquisition ou rigueur des placcars contre led. peuple."

685, 1. Nach einem Berichte der Statthalterin (Reiffenberg 129) waren es Brederode, Kuilenborg, Esquerdes, Lumbres, Audrignies, Risoir, Louverval, Vendeville, Waroux, Escaubecque, Beckerzeel. Nach den Aussagen Egmonts (Bavay 252) und Andelots (CGr. 2, 637) soll sich auch Graf Ludwig darunter befunden haben; aber das ist offenbar ein Irrtum. Falsch ist die Liste bei Renon de France I, 118.

685, 2. „Et fut sur le camp respondu sur lad. proposition que toute presche et exercice de religion et aultre nouvellité repugnante et non comprinse en nostre requeste estoient non seullement odieuse à la compaignie, mais enthièrement detestable."

685, 3. Bei Groen von Prinsterer II, 175 ff. ist ein undatiertes Memoire gedruckt: „Memoyre de ce que j'ay à dire de la part de Monsg^{r} le Prince à Monseign^{r} le Comte". Für die richtige Datierung des Schriftstückes kommt vornehmlich in Betracht der folgende Passus: „Néantmoins semble à S. Ex^{ce} [Oranien] que quant à eulx [nämlich was die Verbündeten betrifft], qu'ils doibvent mettre ordre en leurs affaires, mais point de refuser d'accepter

ce que monsr d'Egmont a faict avec eulx (soubs) l'escript que monsr de Brederode luy [dem Grafen Ludwig] aura monstré estant dicté de Son Excellce, lequel ores qu'il estoyt ung petit hors de ce qu'ils avoient résolu, néantmoins que ce estoyt la mesme substance, mais plus courtoise et point si aigre". Der Passus hat zur Voraussetzung, dafs eine persönliche Verhandlung Oraniens und Egmonts mit Brederode und anderen Verbündeten vorausgegangen ist, d. h. dafs die Konferenz von Duffel bereits stattgefunden hat (vgl. auch zum Schlusse: „comme Son Excellce a dist à ces nobles"). Es handelt sich bei diesem „Memoire" um eine neue (dritte) Instruktion Oraniens für Ludwig von Nassau betreffend die Verhandlungen zu St. Trond, welche aber erst nach der Konferenz von Duffel erteilt worden ist und daher auch für sie als Quelle in Betracht kommt.

686, 1. Bavay, Procès 131, 248, 252. CGr. I, 376. 380. 390. Cargos gegen Egmont in den Akten des Conseil des troubles (Protection y Salvagardia Egmonts und Oraniens nach den Geständnissen Cocqs und Wingles auf Grund von Mitteilungen d'Audrignies nach der Rückkehr von Duffel). Falsch ist in den Akten der Prozesse gegen Hoorne und Egmont die Angabe, dafs einerseits Hoorne und andererseits Vertreter der Konsistorien in Duffel zugegen gewesen wären.

686, 2. Es ist dies das in der vorvorigen Anm. erwähnte undatierte Memoire GvP. II, 173 ff.

686, 3. Das Schreiben ist undatiert und unvollständig nach der von Philipp an Oranien übermittelten Kopie ebenda II, 154 ff. gedruckt. Vollständig findet es sich im Dresdener Archiv Locat 8513, fol. 65 f. (d. Petershagen, 6. Juli 1566). Der Schreiber ist der Petershagener Drost Klaus von Eppen.

688, 1. Die Petition ist gedruckt bei Te Water IV, 305, GvP. II, 159, Wes. 258 f. und Paillard, Huit mois S. 169. Wesenbeke berichtet, Deputierte der reformierten und lutherischen Konfession hätten zugleich in St. Trond um freie Religionsübung gebeten und gemeinsam die Supplik eingereicht. Darauf deutet auch die Überschrift im Abdrucke bei Paillard: Requeste presentée aux sengneurs et noblesse assemblée à Saint Tron [au nom tant des reformés que de ceulx de la religion]; allerdings fehlen die eingeklammerten Worte in den anderen Abdrücken. Gewifs waren Lutheraner in St. Trond anwesend; aber ob diese als „Deputierte" der lutherischen Konfession in gleichem Sinne anzusehen sind, wie die Bevollmächtigten der reformierten Synode, ist doch fraglich; denn den Lutheranern fehlte damals noch eine ähnliche Organisation. Es ist möglich, dafs sich die anwesenden Lutheraner dem Begehren der Kalvinisten angeschlossen haben, und der Schutz, der diesen versprochen wurde, mufste ja den Angehörigen des Augsburgischen Bekenntnisses erst recht zu Gute kommen. Aber der Ausdruck „les marchands et le commun" spricht doch dafür, dafs die Supplik formell von den Kalvinisten ausgegangen ist. Vgl. den Passus im Protokolle: „Le mesme jour (20. Juli) fut presentée requeste par aucuns marchants envoyée de la commune ét du peuple de diverses parties". Auch in den Prozefsaussagen der Folgezeit ist immer die Rede von der „requesta que fué presentada par los consistoriales y ministros de por acá; sie wird also den Kalvinisten zugeschrieben.

689, 1. „A qui fut respondu qu'il n'estoit en nous de apostiller ou donner responce présentement pour leur requeste, mais qu'il estoit nécessaire de veoir leur commission et charge expresse signée desd. republicques et peuple, desquelles ilz se disoient deputéz, affinque d'avoir tant milleure occassion de la remonstrer à S. Alt. et communiquer aux seigneurs susdicts.

„Après que lesd. marchans furent sortis, retournarent bientost, donnarent à cognoistre que s'il raportoient aucune responce des gentilshommes confédéréz, qu'il y avoit grand danger que le peuple soy leveroit. Qu efut cause que certaine apostille fut conceue." Diese Apostille ist gedruckt bei GvP. II, 161; sie wurde beschlossen „par les Seigneurs députez" und dann im Plenum verkündigt, wie aus den Aussagen der Edelleute in den späteren Prozessen erhellt; vgl. CGr. II, 653. 655. 661. 667. 672.

690, 1. In diesem Sinne, nicht in dem eines Bundesbeschlusses ist das „Mémoire de ce qu'il semble qu'on pourroit respondre à ceulx de la religion etc." (GvP. II, 163 ff.) aufzufassen. Dafs es sich dabei nur um ein Gutachten handelt, hat Ritter 433, Anm. 3, richtig gegen Paillard ausgeführt; ich kann aber nicht finden, dafs es „Mifstrauen gegen die Kalvinisten deutlich zum Ausdrucke bringt"; vielmehr werden im Wesentlichen alle ihre Forderungen zur Annahme empfohlen, so vor Allem die des Zwölferausschusses.

690, 2. Aussage Andelots (CGr. II, 641): „Que los gentileshombres confederados, que eran del consejo, habian sido requeridos en la dicha Sant-Tron sobre el derribar las imagines, á lo cual ellos jamas no le quisierón consentir". Vgl. Kaufmann 57 f. Es ist allerdings nicht möglich, wie K. tut, den Passus in den Memoiren des Pontus Payen (S. 180—182) als Quelle für die Verhandlungen der Versammlung von St. Trond über den Bildersturm heranzuziehen. Es wird darin Escaubecq eine Rede gegen den Bildersturm zu St. Trond in den Mund gelegt, die aber nicht zu St. Trond gehalten worden sein kann; denn sie setzt ihrem Inhalte zufolge voraus, dafs der Bildersturm bereits begonnen hat, und auch dem chronologischen Zusammenhange nach verlegt Pontus Payen den Vorgang in den Monat August. Wohl kann sich Escaubecq so über den Bildersturm geäufsert haben, wie Pontus Payen berichtet; aber das kann nicht auf der Versammlung von Saint-Trond gewesen sein, sondern frühestens ungefähr einen Monat später. Die Ansicht K.s (S. 61), dafs die Konsistorialen in diesem Punkte im förmlichen Auftrage der Antwerpener Synode handelten, entbehrt der Beweise.

691, 1. Auf ihn beziehen sich unzweifelhaft die Worte in der Autobiographie des Junius (247) über St. Trond: „Venimus, vidimus, nihil effecimus, importuna cujusdam intercessione: cui ignoscat Dominus".

691, 1. CGr. II, 660 ff. 667. 674. Nach den Aussagen Wingles war in St. Trond von 4000 Pferden und 20 Fähnlein Infanterie die Rede. Einige Tage später wurde in Brüssel (GvP. II, 179) beschlossen, 4000 Pferde und 40 Kompagnieen in Wartegeld zu nehmen; diese Zahlen finden sich dann auch in den Cargos gegen Ludwig von Nassau und Brederode, sowie im Urteile gegen Gilles Le Clerq in den Akten des Conseil des troubles. Vgl. auch Renon de France, Hist. I, 113.

691, 2. „Le jour suyvant pour la grande confidence que toute la noblesse avoit de S. Alt. seigneurs et chevaliers de l'ordre fut trouvé bon de ne effectuer ny attenter sans pour en faire part à S. Alt. et Seigneurs susdits,

et que cependant personne n'entendoit aux armes sans ultérieure communication ou avoir nouvelles de la courte."

692, 3. Die Liste CPh. I, 437: Ludwig von Nassau, Esquerdes, Waroux, Louverval, Noyelles, Risoir, Villers, Escaubecq, Ghistelles, Malberg, Haeften, Audrignies.

694, 1. Ludwig von Nassau an Oranien, d. 29. Juli 1566 [ce mardy, nicht 26. Juli, wie Gr. ausrechnet], GvP. II, 178 ff. Diese Mitteilung kann also nicht auf die grofse Audienz vom 30. Juli bezogen werden.

696, 1. Groen von Prinsterer (II, 197) bezieht ein von ihm (ebenda) abgedrucktes Billet Oraniens an Ludwig vom 1. August auf geheime Einverständnisse zwischen dem Bunde und den Franzosen. Der entscheidende Satz lautet: „J'ay songé toutte ceste nuit comme vous esties tous des François", d. h. „Ich habe die ganze Nacht geträumt, dafs Ihr alle Franzosen seiet". Man mag den Satz deuten, wie man wolle (man könnte z. B. auch „Franzosen" hier im Sinne von Kalvinisten verstehen); aber ein Beweis für ein wirklich schon bestehendes Einverständnis des Bundes mit den Franzosen ist hierin nicht zu erblicken.

697, 1. CPh. I, 440. 444. Rfbg. 133 und 142 ff. Renon de France I, 123 f. GvP. II, 178 ff. 184 ff. 212 ff. CGr. I, 399. Die Petition vom 30. Juli bei Wes. 373 ff., die Deklaration (l'éclaircissement des confédéréz) vom 2. August ebenda 379 ff.

703, 1. CPh. I, 443 ff. Rfbg. 96. CM. II, Einl. LXXIV ff. CGl. II, 170 ff. BA. KS. Memorial Montignys vom 20. Juli und Bericht vom 2. August.

704, 1. BA. Ra. 62. LXXIV (d. Cambrai 12 u. Brüssel 18. August 1566).

704, 2. CPh. I, 450. CGr. I, 413. GvP. 221 u. 236 f. BA. Pp. Nr. 104, fol. 114 f. (Fr. Dep. d. 19. August).

707, 1. Rfbg. 136. Vita Junii 248 ff. CGr. I, 400. 425. BA. Pp. 104, fol. 114 ff. (Französische Depesche vom 19. August), Nr. 538, fol. 19 (Erlafs Egmonts für Ypern vom 14. August), fol. 21 (für Oudenaarde vom 21). KS. vom 10. und 11. August (Berichte Egmonts und Relation über Brügge), vom 13. (Antwort der Herzogin).

708, 1. CGl. II, 180 ff. CGr. I, 416. 425. Wes. 269 ff. Rahlenbeck, L'inquisition et la réforme 66. BA. Pp. a. a. O. Französ. Depesche vom 19. August.

712, 1. CGl. II, 185 ff. Rfbg. 183 ff. CGr. I, 443. Wes. 279 ff. PsqB. I, 132 ff. Coussemaker I, Einl. LXIX. Vaernewijk I, 133 ff. J. van Vloten, onderzoek omtrent de Middelburgsche beroerten van 1566 en 1567. (Werken uitg. door het Hist. Genootschap te Utrecht. N. R. 18) 1873 S. 35 f. 77. 104. 122. 124. 252 ff. Rahlenbeck a. O. 69. BA. KS. Italienische Depesche vom 18. August. Pp. Nr. 529, fol. 89 „Cargos" gegen den Markgrafen von Antwerpen. Ra. 62 Nr. LXXIV (d. 16., 18., 21. August).

713, 1. Das ist die Ansicht Kaufmanns (a. a. O. S. 66). Er meint: auf der Antwerpener Synode vor der Versammlung von St. Trond sei über den Bildersturm beraten worden; es hätten sich dabei zwei Parteien gegenüber gestanden: die Gemäfsigten, welche zwar prinzipiell auch für den Bildersturm waren, ihn aber von der Autorisation der Behörden abhängig gemacht wissen wollten, sowie die Radikalen, welche ihn bedingungslos inszenieren wollten; die letzteren hätten die Oberhand behalten. Für diese Rekonstruktion der Vorgänge fehlt uns in den Quellen jeder Anhaltspunkt.

714, 1. Fälle, wo Personen an mehreren Orten tätig sind, z. B. bei Coussemaker II, 105; IV, 167. 195. 196. 198. 199. Vgl. Kaufmann S. 67.

714, 2. Erklärung der Prediger Jean Taffin, Hermann Modet und Georg Sylvanus, sowie der Ältesten Marco Perez, Hermann van der Meere, Cornelius van Bomberghe, Franz Godin, Jean Carlier, Nicolaus Duvivier und Nicolaus Sellin vom 23. August 1566, gedruckt bei Rahlenbeck S. 67, Anm. 2.

715, 1. „Van de beelden afgheworpen in de Nederlanden in Augusto 1566. Antwoorde P. Marnixii, Heere van St. Aldegonde, op d'Assertie eenes Martinists, dat het afwerpen der beelde niemande dan der hoogher overheit gheoorloft en zij.“ Phil. van Marnix Geschriften ed. Toornenbergen I, 28 ff.

716, 1. PsqB. I, 134 ff.; II, 191 ff. (Bésoigné der Kommissare vom 20. Februar 1567). Soldoyer 241 ff. Urteil gegen Pasquier de la Barre, gedruckt im Anhange zu seinen Memoiren.

716, 2. Vgl. die Beispiele bei Kaufmann S. 47 ff. Ein weiterer Fall in den Akten des Conseil des troubles (BA. Pp. Nr. 530, fol. 344), Todesurteil gegen Anthoin le Chien, majeur de Roncquières (bei Mons): „Que led. mayeur auroit abandonné l'anchienne religion et suyvy la nouvelle, frequenté les presches et l'escole ou consistoire, dont Remy Tamineau estoit le chief et led. ung des principaulx dud. consistoire, favorizant à ceulx de lad. nouvelle religion ... ayant que plus est aux temps des troubles passéz (duquelz il estoit principal autheur aud. Ronquières) amené quelques briseurs d'imaiges et mandé de chercher encores d'aultres pour violer la maison et sanctuaire de Dieu, sans encores les aultres actes et scandales par luy commises; toutes choses detestables pour ung officier et chief de la justice.“ Über die Beteiligung des Konsistoriums in Middelburg vgl. Van Vloten a. a. O. 7 ff.

716, 3. Kaufmann stellt (S. 62) die Namen einiger „nach St. Trond deputierten Reformierten“ zusammen, die später als Bilderstürmer nachweisbar seien. Zur Verhütung von Mifsverständnissen sei hier nur darauf hingewiesen, dafs es sich dabei nicht um Edelleute, sondern um Deputierte der Konsistorien handelt.

716, 4. So z. B. Philipp van der Aa, in dessen Verbannungsurteile es heifst: „Que luy estant echevin de la ville de Malines interrogué par aulcuns bons Catholiques, si l'on suffriroit le brisement des imaiges, auroit respondu, qu'ilz gardassent leurs maisons et que si l'on vouloit faire quelque effort sur icelles, ilz se deffendissent, mais s'ilz vyssent frapper ès églises ou cloistres demeurassent en leurs maisons, et à aultres dict sur le mesmes propoz: ‚quoyque vous voyez ou oyez, ne vous en mectez allencontre; il fault qu'il soit'.“

716, 5. So erfuhr in Middelburg der Bischof schon vierzehn Tage vor dem Ausbruche, dafs Unruhen geplant seien, — offenbar ein verfrühtes Gerücht. Aber der Magistrat, an den er sich mit der Bitte um Schutz wandte, nahm das Gesuch nicht ernst, sondern beschränkte sich auf die Antwort, es würde wohl nicht so schlimm werden. Bei der Plünderung der Stiftskirche waren nur wenige Leute beteiligt; aber die Kirche war gedrängt voll von Menschen, die teils lachten, teils jammerten; der anwesende Bürgermeister lachte selber mit.

716, 6. Vgl. z. B. CGr. II, 657.

717, 1. GvP. II, 252 ff., 261 ff., 285 ff. WA. OR. Kurfürst August an Oranien, d. Senftenberg, den 19. September 1566.

720, 1. Am 13. August schreibt Taffin aus Antwerpen an die Gemeinde von Valenciennes: Sie solle zum 19. oder 20. Bevollmächtigte nach Brüssel schicken; Ludwig von Nassau würde gleichfalls dort sein; man würde die Freilassung der zu Mons gefangenen Sektierer fordern. Es handelte sich dabei jedoch nur um einen Vorwand; in Wahrheit war beabsichtigt die Überreichung einer Petition um Gewissensfreiheit. Recueil général der Kommission für Valenciennes, gedr. bei L. A. van Langeraad, Guido de Bray S. XXXVIII. Vgl. Paillard, Bull. prot. franç. 26, 132 f.

720, 2. Remonstration et exposition des debroirs faictz par Gillis Joly durant les troubles de pardeçà. Gedr. LB. BA. Pp. Nr. 529 (C. d. tr. 35) fol. 97. „Cargos" gegen den Ammann von Brüssel.

724, 1. Der Wichtigkeit dieser Stelle halber ergänze ich hier das Exzerpt Gachards I, 454: „... che sono forzata de costoro a conceder cosa tanto indegna de la gran christianità et grandezza di V. Mtà como quella che vederà per la letera che con questa va in Francese, il che mi hanno fatto far per forza et violenza, con dirmi che quì, in presenza mia, amazarano tutti i preti i frati religiosi et catholici di questa villa, come ancho poi quelli di tutto il paese in generale, et che tutto questo saria fatto in termino di quatre dì, senza lasciarvi vivo uno solo; onde io, per evitar così gran danno, et per fare tornare il excercitio de la religione catholica che era già persa in tutta Fiandra, in Anversa et altri luochi, como vederà V. M. par letera in Francese, mi sono lasciata indure a farlo; poichè il negarlo non era in mi potere, senza che sucedessino questi et altri inconvenienti di gran danno ... Io mi sono protestata inanzi a Dio et di loro, che di mia voluntà non si facea, et che loro stessi mi forzavano, tenendomi quì in prigione senza lasciarmi andar dove io voleva."

724, 2. Gedruckt Suppl. II, 364 f. Im BA. RA. 62, Nr. LXXIV findet sich ein Exemplar mit der Überschrift: „Pour les Seigneurs chevaliers de l'ordre qui de la part de S. Alt. traîtent avec les confédérés et s'en servir de mémorial, sans toutesfois le donner aux confédérés par escript, avisé par S. Alt., présens lesd. Seigneurs le 23. jour d'août en la nuict."

725, 1. „La sicureza o perdono che si é datto a questi collegati ... non l' ho voluto in nome di V. Mtà, per le medesimi rispetti, ... che io non possa obligarla in cosa che non se li habbia a mantener, et mi sia carricato a me il non observarlo la promessa et non a V. Mtà."

726, 1. L'asseurance passée par les chevaliers de l'ordre pour la noblesse le 24. d'aougst 1561. WA. I, 3, Nr. 565 (wird anderwärts gedruckt werden).

726, 2. CGl. II, 180. 186; VI, 413 ff. CPh. I, 436 ff. Rfbg. 196 ff. Suppl. 364 ff. CGr. 420. Wes. 289 ff. (S. 384 ff. sind der Akkord und der Revers gedruckt). Ollier 121. BA. KS. (italienische Depeschen, d. 18. und 27. August).

727, 1. Vgl. Band I, S. 465 f.

727, 2. Beide Briefe, erhalten im Konzepte in der Genfer Bibliothek, sind gedruckt im Bulletin du Protestantisme français 1873, t. XXII, 114 f. und 116 f., allerdings ziemlich fehlerhaft. Ich habe den Druck mit dem Originale kollationiert und merke demnach folgende Verbesserungen an: S. 114 Z. 2 (des

Textes v. o.) lies fère (statt pas). — Z. 4 lies revienne (statt advienne). — Z. 9 lies je ne scay (statt je scay). — Z. 14 lies posé (statt pour). — Z. 26 lies confesse (statt pense). — S. **115** Z. 2 lies c'est à savoir (statt certainement). — Z. 3 lies ménonistes (statt memnonites). — Z. 18 lies s'ensuive (statt soit mise). — Z. 23 lies couru (statt connu). — Z. 26 lies nostre (statt vostre). — Z. 29 lies autres (statt nôtres). — S. **116** Z. 5 lies présence (statt personne).

730, 1. Der bekannte freisinnige Humanist, ehemaliger Rektor der Genfer Schule, Gegner Kalvins und Vorkämpfer der Toleranzidee Sebastian Castellio.

736, 1. Recueil général der Kommission von Tournai LB. XXXVIII, Diegerick, Archives d'Ypres 1875, II, 123 f.

736, 2. Das Schreiben Ludwigs von Nassau und der übrigen Deputierten an die flandrischen Prediger und Konsistorialen ist zu finden BA. Pp., Nr. 538, fol. 25 und (mit geringen Abweichungen) ebenda Nr. 509, fol. 367. Es wird anderwärts gedruckt werden.

737, 1. Vgl. ihre Depesche vom 29. August bei Reiffenberg 201 ff. In den Akten des Conseil des troubles für Brüssel (BA. Pp. 509) findet sich fol. 81 die Notiz: „Loys C^te^ de Nassau chargé de au temps des derniers troubles estans lors sur le marché aud. Bruxelles avoir incité les bourgeois à requerir les presches disant: bons gens, pourquoy ne demandez-vous point aussy les presches; allez vers les Seigneurs et les demandez, et vous les seront accordées comme en aultres villes." Philipp van der Meere und Jehan de Mol (ebenda fol. 29) flohen im Jahre 1567; der erstere hatte das Kompromifs unterzeichnet und war in St. Trond gewesen; beide wurden ex auditu beschuldigt, an den neuen Predigten teilgenommen zu haben. Ihr Beichtvater gab ihnen jedoch vor dem Untersuchungsrichter das Zeugnis, dafs sie gute Katholiken gewesen seien, und von Mol sagte er insbesondere aus, dafs dieser seit 25 Jahren viermal im Jahre ad sacra gegangen sei, das letzte Mal noch am 31. August 1566, und dafs er das Land nur aus Furcht verlassen habe, wegen seiner engen Freundschaft mit Oranien zur Rechenschaft gezogen zu werden.

738, 1. GvP. II, 318 ff. und 373 ff. Am 26. August teilt Margareta dem Grafen Meghem mit: sie habe den Brüsselern die Erlaubnis erteilen müssen, nach Vilvoorde zur Predigt zu gehen sans armes et sans désordre; durch aufrührerische Haltung habe sich das Volk dieses Zugeständnis geradezu erzwungen. BA. Arch. All. Carton LXVII.

739, 1. Vlämisch gedruckt CGl. II, 215 ff., französisch bei Rahlenbeck, L'Inquisition, 244 ff.

739, 2. Am 28. August schreibt der Sekretär des hansischen Kontors in Antwerpen an den hansischen Syndikus Dr. Sudermann in Köln: „Itz vormittag ist durch die hern von Antwerpen ein mandament [sc. das im Texte erwähnte Mandat gegen Störung des katholischen Kultus] abgelesen, darvon ich Eur Achtparkeit die copei sente. Got vorlene sein gnade, das es an blotstortzen zoegen muge. Die Burger sein nicht darmit zoefrieden. Wir und die Hochdeutschen haben itz vormittag ein supplication dem princen gegeben, darin wir boegeren die Augsburgische confession." Histor. Arch. der Stadt Köln A. LXIX, 21. Ebenda Nr. 24 findet sich ein ausführlicher Bericht des Johann von Asseliers, Sekretärs der Stadt Antwerpen, gleichfalls an Dr. Sudermann (d. Antwerpen, 4. September 1566); darin heifst

es u. a.: „Cum iis, qui doctrinam Calvini fovent (qui totius turbae authores sunt) transactum est, eaque transactio subscriptione praecipuorum et potentissimorum ex ipsorum collegio corroborata, ita ut non putemus aliquid ab ipsis posthac timendum. Iisdem fere conditionibus conventum est cum iis, qui confessionem Augustanam profitentur."

739, 3. Ebenda Nr. 25: Der Sekretär des Kontors an Sudermann, d. Antwerpen, 6. September: „[Die Kalvinisten] predigen in die Niestatt unter dem himmel; die statt hat yn nachgegeben, aldar ein kirche zuebauen, sofern yn das geleibt. Die Augsburgische Confession wert an zwen orteren gepredigt, ad S. Georgium und darnach yn einer wosten schune bei S. Michael. Die pfaffen halten yn allen kirchen wieder messe; die obericheit lest alles frei."

740, 1. CGl. II, S. LXIV ff. und 198 ff., Rahlenbeck a. a. O. 81 ff. 243 ff. Joh. Lehnemann, Historische Nachricht von der vormahls im 16. Jahrhundert berühmten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Antorff. 1725, S. 52 ff. (unter Benützung der Narratio actionum suarum des Flacius Illyricus).

743, 1. Schriftstück Egmonts, übersandt der Statthalterin am 7. September 1566 aus Ypern: „Raisons, pourquoi il semble estre nécessaire d'user de la forme de pardon par tout le pais de Flandres que s'ensuit." (BA. Ra. 62, Nr. LXXIV.) In einer anderen undatierten Eingabe (ebenda Pp., Nr. 538, Procès d'Egmont I, fol. 152) werden die Gründe eines Pardons speziell für Oudenaarde aufgeführt; es heifst darin, dafs sich mindestens die Hälfte der Einwohner an den Kirchenstürmen beteiligt habe.

744, 1. Am 9. September schreibt Egmont aus Gent an Beckerzeel: „Et me semble que ceux de la nouvelle religion ne veullent condescendre à ce que je changiz sur le premier concept; et pour aultant que le faict des armes est un point principal, et qu'il ne convient qu'elles soyent mises ès mains des gens privéz, ne le scaurois consentir, comme aussy la manière du pardon." (Ebenda I, 29.)

744, 2. Bei Artikel 13 der Submissionsakte von Oudenaarde findet sich die Marginalnote: „L'on a tenu ceste article en surcéance jusques à ce que interprétation du pardon sera faicte par Monsr. le Prince de Gavre, comte d'Egmont." Dazu ist dann weiterhin in den Prozefsakten bemerkt: „Le c^te^ d'Egmont dit que ceste ordonnance a esté faicte pour la pacification des troubles lors regnans et pour remettre tous les catholiques en bonne seureté, mais touchant l'addition cy dessus mise au marge de pénultiesme [13] article, declare que le mesme n'est mis par sa charge; et ne scet bonnement comprendre ce qu'il veult signifier. Ainsi fait au nouveau château de Gand, présens Salinas, Montesdoca, Ribera et moy. Soubzsigné ce 28. de febvrier 1567 [1568]. Hembyze m. p." (Ebenda I, 33 ff.)

746, 1. Bavay, Procès du comte d'Egmont 113 ff. 145. 175. 273 ff. 288 ff. 294. CGr. I, 454 ff. GvP. II, 295 ff. Coussemaker I, 108; III, 87. 105. 198 u. a. a. O. Renon de France I, 213. Kervyn van Lettenhove, Les Huguenots et les Gueux I, 396, A. 1. Über Ypern: Diegerick, Documents du 16. siècle, 1874 ff.; über Gent u. a.: Vaernewijck, beroerlicke Tyden I und neuerdings D. Jacobs, Het Wonderjaar te Gent (III im Tijdspiegel, 1906, S. 181 ff.). — BA. Pp., Nr. 512 (Akten des Conseil des troubles), fol. 364. (Informationen in Furnambacht); fol. 365 (in Loo); Nr. 514, fol. 23 ff. (Sommaire für Lille, Douai und Orchies, Herbst 1567); Nr. 529, fol. 16 ff. (Cargos gegen

Egmont); Nr. 530, fol. 244 (Sentenz gegen Landas vom 7. September 1567); Nr. 538, fol. 79 ff. (Submissionen von Renaix usw.). Französische Berichte der Statthalterin vom 13. (Pp., Nr. 104, fol. 130 ff.) und 27. September (ebenda fol. 145 ff.), sowie vom 10. Oktober (ebenda fol. 155 ff.) und italienische Depesche vom 27. September KS.

747, 1. Vgl. die schon zitierten französischen Depeschen vom 13. und 27. September im BA., fernerhin Pp., Nr. 530, fol. 61 (Sentenz gegen Pierre de Brandembourg, Philippe de Namur und Philipp de Marbais, d. 27. Februar 1568) und Ra. 67, farde Nr. LVII (Prisonniers de Vilvorde, Verhör des Jan Rumault vom 7. August 1567), Nr. LXXIV (Korrespondenz mit Cambrai, d. 27. August und 1. September).

748, 1. Mémoires de Fery de Guyon, Herausg. von A. P. L. de Robaulx de Soumoy, 1858, S. 146 ff. Memoiren des Pasquier de la Barre (und Nicolas Soldoyer) I, 139 und A. 6; II, 243, A. 2. CGr. I, 442, französische Depesche vom 13. September.

751, 1. Im August 1566 weilten in Armentières drei Fremde, darunter Gilles Le Clerq. „Et disoit l'on qu'ilz alloient par toutes villes pour solliciter ceulx de la nouvelle religion à signer quelque pourtext ou requeste et faire quelque collecte d'argent." (BA. Pp., Nr. 514, fol. 23 ff., Sommaire für Lille, Douay und Orchies.) In den Cargos gegen Ludwig von Nassau findet sich unter Berufung auf einen Brief des Grafen an Gilles Le Clerq die Beschuldigung: er habe am 30. August diesem die Weisung gegeben, von den in Flandern à causa de lo compromisso eingesammelten 10000 fl. dem Admirale eine Summe von 2000 fl. auszuhändigen; Hoorne habe den Auftrag, sie zu verwenden „en cierta parte, que el sabia, y que no seria que sino por el bien dellos todos" (ebenda Nr. 529, fol. 100 ff.). Ebenso heifst es in dem Cargos gegen Hoorne selbst (ebenda fol. 76 f.): „El dicho conde deve haver recebido de Me Gilles le Clerq dos mill florines que procedieron en parte de los 10000 fl. sacados en Westquartier por el dicho Me Gilles le Clerq por cargo y orden del conde Lodovico." Vgl. GvP. II, 274 und 281.

755, 1. CGr. I, 506 ff. CPh. I, 467 ff. Suppl. I, 120 ff. 370 ff. PsqB. I, 139 ff.; II, 193 ff. LB. XLIV f., sowie die bereits zitierten Cargos gegen Hoorne und die italienische Depesche vom 27. September.

758, 1. Paillard, Mém., Bd. V und VI. Berichte der Kommissäre von Valenciennes LB. XLII. Bull. prot. français 28, 348 ff. Suppl. I, 130 ff. 198 ff. Französische Depesche vom 13. September.

760, 1. Défense de Messire Antonie de Lalaing, conte de Hoestrate (1568), Neudruck von 1838. CGr. I, 431 ff.; II, 7 f. Kuypers van Velthoven 57 ff. GvP. II, 312 f. CPh. I, 460. BA. Französische Depesche vom 13. September und Pp., Nr. 529, fol. 74 ff. (Cargos contra el conde de Hoochstrate).

761, 1. CGr. I, 441 ff.; II, 12 ff. CPh. II, 452. 471. 480. CGl. II, 456. Kuypers van Velthoven 59 ff. BA. Französische Depeschen vom 13. September (a. a. O.) und 10. Oktober (Nr. 161 B Konzept, Nr. 104, fol. 153 ff. Kopie Tisnacq's). Corr. de Holl. et Zél., t. VI (fol. 268 ff.). Pp., Nr. 518 (C. d. tr. 24), fol. 78 (Verhandelong in octobri a° 66). Ra. 62, Nr. 74 (Kuilenborg an die Regentin, d. Witthem, 25. Oktober 1566).

761, 2. In der Aussage des Hartmann Galama vom 12. August 1567 werden ungefähr zwanzig von den Teilnehmern an der Versammlung im

Hause des Douwe Douma, resp. Unterzeichnern des „kleinen Kompromisses“ namhaft gemacht; darunter befinden sich zahlreiche Personen, die nicht im „Cathalogue des gentilhommes confédérez“ angeführt sind, also zum Teile wenigstens nichtadliger Herkunft sind.

762, 1. Nach der Aussage Beymas selber (vom 11. August 1567) soll dieser das „grofse“ Kompromifs Ende Oktober von Vianen nach Friesland gebracht haben; aber das ist wohl ein Irrtum. Beyma begab sich zu zweien Malen im Herbste 1566 nach Vianen, Mitte September und Mitte Oktober; er verwechselte wohl, was den Auftrag Ludwigs von Nassau und Brederodes zur Propaganda für das Kompromifs anbelangte, die zweite mit der ersten Reise. Im Urteilsspruche gegen Wilhelm Bonga wird die Versammlung bei Peter Beern (offenbar auf Grund der Ergebnisse der Untersuchung) in den September verlegt.

763, 1. CGr. II, 15. 26. 72. 106. Marcus, Sententien 75. 166 ff. BA. Corresp. de Frize Overyssel IV, fol. 97 ff. Verhör der Gefangenen zu Rupelmonde a. a. O. Pp., Nr. 529, fol. 10 Cargos gegen Brederode, fol. 100 ff. gegen Ludwig von Nassau; Nr. 530, fol. 298 (Urteil gegen Wilhelm Bonga). Französische Depeschen vom 13. September und 10. Oktober.

765, 1. Brieven van Arend van Dorp, Werken van het hist. Genootschap te Utrecht N. R. 44 (1887) S. 78 ff. CGr. 441 ff.; II 11 ff. CGl. 200 ff., 387 f. Te Water IV, 314 f. GvP. II, 252 ff. Strada 269 ff. Französische Depesche vom 13. September.

767, 1. Französische Depeschen vom 13. und 27. September; KS. Memoire des Fray Lor. Vill. (Madrid, Ende Oktober). Italienische Depesche vom 27. September, ebenda. LB. XLIX. CL. 51 f. H. J. van Lummel, Nieuw Geuzenlied-boek Nr. 8, S. 12.

772, 1. CPh. I, 413. 433. 456. 460 ff.; II, 588 ff. CM. II, S. LXXIX. CGl. II, 172 ff. 176 ff. Rfbg. 137 ff. 154 ff. 159 ff. BA. Französische Depeschen vom 4. Mai Pp. 160 fol. 231 ff. 19. Juli fol. 250 f., 10. August fol. 253, 13. September fol. 255 ff., nebst Beilage (Etat de l'employ des 300000 £, procédez du change des 150000 escuz fait par Espagne sur la procuration enoyée de Sa M^{té}. ebd. fol. 259 ff.), vom 27. September fol. 263 ff., 17. November fol. 269 ff., sowie vom 30. August Nr. 104 fol. 113 f. Italienische Depeschen vom 27. August und 27. September KS.

774, 1. CPh. I, 456. 460. CGr. I, 40. 111; II, 107. BA. KS. Italienische Depeschen vom 27. September und 15. Oktober, sowie Brief des Armenteros an Antonio Perez vom 16. Oktober.

775, 1. CPh. I, 462. CGr. I, 451. 464.

776, 1. CPh. I, 457. Rfbg. 163. GvP. II, 401; III 40.

777, 1. GvP. II, 316 ff. 375. CGr. II, 448 ff. 491. 510. Marcus Sententien 78, Französische Depesche vom 27. September, Memorial des Fray Lorenzo vom Ende Oktober und Aussagen Cocqs.

781, 1. In ihrer Geheimdepesche vom 27. September (Kop. v. Sim.) schreibt Margaretha an den König: „Il principe di Oranges ha fatto grande instancia per andare al suo governo di Holanda, per meter (come diceva) ordine alle cose di quella provincia.“ Sie fügt hinzu: jetzt habe er plötzlich seinen Entschluſs geändert; sie wisse nicht, welcher Art sein Motiv sei, —

„per tirar qualche soma di danari di Anvers, o perche aver qualche altri disegni occulti".

783, 1. Am 3. Oktober war Assonleville bereits wieder in Brüssel (vgl. seinen Brief an Hoorne aus Brüssel vom 3. Oktober in der Deduction de l'innocence Hoornes von 1568 S. 429 und im Supplément à Strada II, 450); an eben diesem Tage beschlofs der Staatsrat, ihn zum zweiten Male an Oranien (und nach Mecheln zu Hooghstraeten) zu schicken. Die Quellen für seine erste Antwerpener Mission (vor dem 3. Oktober) sind ein Brief der Regentin an Meghem (dat. Brüssel, 4. Oktober 1566, CGl. II, 465 ff.) und Renon de France I, 195 ff. (nach den Papieren Assonlevilles). Der Bericht Margarethens an Philipp vom 12. Oktober (CGl. II, 395 f.) bezieht sich auf die zweite Mission Assonlevilles (nach dem 3. Oktober). Die darin erwähnten Verhandlungen setzen voraus, dafs die Zusammenkunft von Dendermonde bereits erfolgt ist. Vgl. aufserdem zu diesem Abschnitte der Darstellung: CGl. II, 249 ff.; VI, 423 ff. CPh. I, 459. GvP. II, 322. CGr. II, 19 ff. Rahlenbeck 96 BA. KS. (Italienische Depesche vom 27. September). Pp. Nr. 540, fol. 54 (Aussagen Hoornes).

784, 1. So in einem Erlasse (dat. Brüssel, 17. September) an den Magistrat von Enghien: „Et quant aux presches, lesquelles par maniere de provision et pour eviter plus grand inconvenient, et jusques a ce que par Sa M^té^. aultrement sera ordonne vous dictes avoir permis aux champs et loing de ladicte ville sans armes schandalle ou desordre et a la charge daultres conditions et restrictions mentionnees en vos lettres de permission sur ce par vous dressees, Vous le pourrez ainsy faire, pourveuque l'accord faict avec ces confederez soit ensuyvy, et que faictes tout le debvoir et tenez la main avecq toutte la diligence a vous possible que les conditions speciffies en ladicte permission soyent bien estroictement entretenuez et gardeez." (WA. I, 3 Nr. 565.)

784, 2. Es wird durch ein Plakat vom 28. September 1566 verboten, aufser im Auftrage der Regentin, der Statthalter und der Postmeister „de courir la poste en noz pays de pardecha, de porter cornet de poste ou de nuyt sonner led. cornet". Ebenda.

784, 3. Brief Egmonts an Oranien vom 7. September. GvP. II, 279 ff. In der letzten Zeile von S. 280 ist mit Bakhuysen ten Brink statt des sinnlosen „je l'opstrueray" vielmehr „je l'observeray" zu lesen; damit erledigen sich die Erklärungsversuche, die Groen (S. 281, Anm. 1) macht. Fälschlich bezieht Kervijn van Lettenhove (Les Huguenots et les Gueux I, 395, A. 2) das im Egmontschen Briefe erwähnte Schriftstück auf Nr. 239a bei GvP. II, 468 („Mémoire relatif à la conduite que pourroient tenir le Prince d'Orange et les comtes d'Egmont et de Hornes"). Es ist klar, dafs Egmont dieses Schriftstück niemals im Staatsrate vorgelegt haben würde. Gemeint ist vielmehr die oben S. 726 Anm. 1 erwähnte „Assekuranz" der Vliefsritter vom 24. August.

785, 1. CPh. 455. 461 f. 476. Im ganzen sind drei „Alababriefe" bekannt. Der eine (A) ist datiert vom 29. August; eine Kopie davon kam der Regentin zu und wurde von ihr am 15. Oktober (CPh. I, 476) an den König gesandt. Das Exemplar BA. KS. stimmt mit dem Abdrucke hinter der Apologie bei Lacroix (249 f.) überein bis zu den Worten: „bien ung aultre langaige" (S. 250, Z. 11 v. o.); der Schlufspassus („Et doibt V. A.") fehlt KS. — Die

Existenz eines zweiten Alababriefes (B) vor der Konferenz zu Dendermonde (3. Oktober) wird bezeugt durch den italienischen Bericht Margarethens vom 13. September. Es heifst darin, Mansfeld habe ihr erzählt: Coligny habe einen seiner Edelleute zu Ludwig von Nassau zu mündlicher Verhandlung geschickt; es sei fernerhin eine Depesche Alavas an Margarethe oder ihren Vertrauten Mendivil aufgefangen worden, dafs der König demnächst mit Truppen kommen würde, dafs er ein Bündnis mit Frankreich geschlossen habe, und dafs vier Herren zur Enthauptung bestimmt seien, darunter Mansfeld. Ritter (Archiv für Sächs. Gesch. N. F. V, 365) nennt diesen Brief den „ersten“ und scheint ihn mit dem identifizieren zu wollen, welcher vom 29. August datiert ist und am 15. Oktober durch die Regentin dem Könige zugeschickt wurde. Das wäre unmöglich; denn in dem vom 29. August ist nur die Rede von „ces Trois“, und Mansfeld wird darin nicht erwähnt. Auf B bezieht sich der Bericht bei Strada (Antwerpen 1635) S. 277. — Ein dritter Brief (C) ist gedruckt bei Lacroix 241 ff., er kann aber, wie Ritter (a. O. S. 363 f.) nachweist, frühestens im November entstanden sein und kann also keinesfalls zu Dendermonde vorgelegt worden sein; im übrigen ist er eine Ausspinnung des Themas, welches A zugrunde liegt. — Auf der Konferenz zu Dendermonde wurde wahrscheinlich über A und B verhandelt. Denn es ist daselbst davon die Rede, man hätte Nachricht, dafs der König Oranien, Egmont, Hoorne und Mansfeld den Kopf abschlagen lassen wolle: das bezieht sich auf B, dessen Inhalt sogar die Herzogin bereits am 13. September kannte. Aus dem Geständnisse Egmonts (Rfbg. 327) weiterhin geht hervor, dafs Egmont nach seiner Rückkehr von Dendermonde auf Rat von Armenteros einen Alababrief der Regentin mitteilte, der auf der Konferenz vorgelegt worden war; das kann nicht B sein, von dem ja die Herzogin schon, wie eben gesagt, am 13. September wufste, sondern wird A sein, da sie davon am 15. Oktober dem Könige eine Abschrift zuzuschicken in der Lage war. — Wer mag der Fälscher sein? Ritter (a. O. 365) denkt an hugenottische Kreise in der Nähe des französischen Hofes; er verweist darauf, dafs B, wie Mansfeld der Herzogin berichtete, durch einen Emissär Colignys überbracht wurde, und dafs in C eine Reihe von Vorgängen am französischen Hofe berührt würde. Das scheint mir nicht durchschlagend; sowohl B wie C können in den Niederlanden entstanden sein und die Nachrichten darin, die auf Frankreich deuten, können Zutaten sein, die von den Fälschern zugefügt wurden, um die Glaubwürdigkeit der Briefe zu erhöhen, ihren Ursprung in Paris aufser Zweifel zu stellen, sowie eine Erklärung dafür zu geben, wie man in ihren Besitz geraten sei. Auf einen niederländischen Ursprung weist m. E. vor allem die Tendenz hin, Mansfeld einzuschüchtern und wiederzugewinnen. Da B schon am 13. September der Regentin bekannt ist, müfste er, falls er eine hugenottische Fälschung wäre, Ende August oder Anfang September entstanden sein, und sollte man damals wohl schon in Paris vom Umschwunge Mansfelds gewufst resp. von der Rolle, die er sich eben zu spielen anschickte, eine klare und richtige Kenntnis gehabt haben? Jedenfalls weisen alle Spuren für den Ursprung der Fälschung auf Ludwig von Nassau und seinen Kreis hin; das ist auch aus inneren Gründen das Wahrscheinlichste, da man hier den Umschwung Mansfelds sofort in seiner ganzen Wichtigkeit erkannte und dadurch am ehesten getroffen wurde; man denke nur an das Verhalten Mansfelds zur Predigt in Brüssel seit dem Anfange des Septembers!

785, 2. Das undatierte Schriftstück ist gedruckt GvP. II, 468 ff., der es in den November setzt. Die Ereignisse aber, die darin als jüngst geschehen erwähnt sind (so die Wirksamkeit Oraniens in Antwerpen, Egmonts in Flandern, Hoornes in Tournai, die Unterdrückung der Predigten in Brüssel und die Einquartierung der Truppen daselbst), verweisen es in den September. Dem Inhalte zufolge dürfte man Ludwig von Nassau als Verfasser oder wenigstens Inspirator bezeichnen. Auch deshalb mufs es aus dem September stammen, weil man sich nach der Versammlung von Dendermonde aus der Vorlegung vor Egmont keinen Erfolg mehr hätte versprechen können.

788, 1. Instruktion Varichs GvP. II, 324 ff. (o. Dat., vom 26. oder 27. September).

790, 1. Der Zeitpunkt des Beschlusses der vier Glieder von Flandern wird bestimmt durch die Angabe im italienischen Berichte der Herzogin vom 15. Oktober (vor Egmonts Ankunft in Brüssel, d. h. vor dem 1. Oktober; CPh. I, 475). Nach derselben Depesche hätte Egmont die Glieder „aus eigener Autorität" zur Verhandlung über die Petition einberufen; in seinem Verhöre stellte er das aber später in Abrede (Rfbg. S. 327 Nr. 89).

793, 1. GvP. I, 280. 343 ff.; Suppl. I, 167 ff. CGl. II, 392 ff. Rfbg. 327. Bavay 140. Déduction de l'innocence etc. 247. Ein noch unbekanntes Aktenstück über Dendermonde findet sich BA. Pp. Nr. 540 (Prozefs Egmont III fol. 54); Zeugenaussage Hoornes im Prozesse gegen Egmont: „Dict sur le 3. article qu'il estoit venu aud. Teuremonde pour communicquer aud. conte d'Egmont ses affaires de Tournay sur le faict des troubles ... et sur ce que led. conte d'Egmont ... avoit lors copie de certaine lettre de l'ambassadeur de France, pour Sa M^té^, laquelle contenoit entre aultres choses que leur touchoit, que Sad. M^té^ les traicteroit mal, combien que la ducesse de Parme leur monstroit grande confidence; et sur ce peur avoit esté dict par aulcun qui estoit à lad. assemblée: „Si cela advint que ferons-nous, que demanderons-nous? il seroit bien d'estre sur sa garde, et qu'il seroit bien de parler à Madame pour scavoir ce qu'elle en disoit, meismes d'en advertir Sa M^té^; et vu que l'on vouldroit nous traicter de telle sorte, pouryons regarder en temps à nous fortiffier d'amys pour y remedier et nous conserver?" Et ne scait led. deposant sur son honneur et le serment par luy faict, par qui les propos y sont esté tenuz, ny en quelle sorte; et se rapporte le deposant quant à ce audict c^te^ d'Egmont et aux aultres, lesquelz y sont esté présens; car led. deposant n'estoit content lors dudict c^te^ d'Egmont ny du prince d'Oranges, parcequ'il ne trouvyont bon qu'il se voulloit retirer" ...

793, 2. So der Präsident von Artois in seinem Gutachten über den Prozefs Egmonts: „quoniam verba fuerunt potius excusantis et indignantis quam consentientis". (BA. Pp. 529 fol. 26 ff.) Vgl. auch Bavay S. 106.

793, 3. So gleichfalls der Präsident von Artois in dem erwähnten Schrifstücke: „Parum faciunt Comitis Hornani verba ex sua confessione extracta, qui comes in hoc articulo noluit respondere; quae nullam suspicionem inducere possunt, quod destiterit a responso favore ipsius Rei [sc. Egmonts], sed potius sui ipsius aut Hoostratensis comitis sus sororii".

794, 1. Aussagen Beckerzeels, angeführt im zitierten Aktenstücke: „quod in Terramondana ab aliis indignatus decessisset". — „Nos nihil unquam ab isto homine impetrabimus, et ne polrons aller avant avec lui." In den

Cargos gegen Egmont (BA. Pp. 529 fol. 16 ff.) wurde auf Grund des Beckerzeelschen Geständnisses gleichfalls bemerkt, Egmont sei zornig (enojado) von Tenremonde abgereist.

795, 1. Suppl. II, 462 ff. PsqB. I, 202 ff. CPh. I, 486 f. Französische Depeschen vom 10. Oktober (BA. Pp. Nr. 104. 161 B. 163) und 18. November (ebd. 160, 161 B und 163), sowie italienische Depesche vom 15. Oktober (KS.).

795, 2. Der Bericht über die zweite Mission Assonlevilles ist enthalten in der französischen Depesche vom 12. Oktober. Sie ist CGl. II, 391 ff. nach einer Kopie Tisnacqs gedruckt (BA. Pp. Nr. 104 fol. 169 ff.). Nach einer Bemerkung auf dem Konzepte (ebd. fol. 161 B) sollte der Brief vom 12. Oktober geheim gehalten werden.

795, 3. Italienische Depesche vom 15. Oktober. BA. KS.

796, 1. CGr. II, 88.

797, 1. Brief Egmonts an den Advokaten der Stände von Holland vom 25. Dezember 1566. BA. Pp. 538 fol. 101.

798, 1. CPh. I, 481. GvP. II, 400 f. 420 f. BA. KS. italienische Depesche vom 15. Oktober und BA. Pp. Nr. 161 B französische Depesche vom 13. November nebst Beilage („Considérations prinses et debatues au conseil d'estat sur les lettres du Roy du 3. oct. 1566").

800, 1. GvP. II, 253 ff. 275 ff. 416. 423. 511. CGr. I, 458. II, 64. 96 f. 102. 109. 116 f. 123. 145. 158. 195 f. 245. CL. 49. Resolutiën von Holland vom 31. Dezember 1566. Antwerpsch Archievenblad VIII. 102 f. BA. Pp. Nr. 160. 161 B. 163, französische Depeschen vom 18. November 1566 und 3. Januar 1567.

805, 1. GvP. II, 175 ff. 205 ff. 213. 257. 271 ff. 308. 416 f. CGl. II, 251. CGr. II, 655. Bull. prot. français 28. 61 ff. 233. Marcus Sententien 94 f. LB. II, 52 f. (woselbst auch weitere Quellenangaben). PspB. I, 248 ff. (Texte der Supplik). Vloten 92 ff. BA. Pp. Nr. 161 B (Französische Depesche vom 10. Oktober) Nr. 512 fol. 363 b. Nr. 529 fol. 10 ff. und 100 ff. KS, Italienische Depesche vom 27. September. Ra. 62 Nr. 74 (d. 3. Oktober). WA. I, 3. 572 und 583 (Bestallungen für Holl, Westerholz usw.).

806, 1. Verhör des Sievert Beyma vom 13. August 1567: „Gevraacht, oft binnen Vrieslant eenich consistorie is geweest, segt daerof, nyet wetende anders, dan eenich gedeputeerden van Leeuwarden gesonden zyn gewest naer den consistorie van Antwerpen, om te resolveren, hoe men vinden soude die 30 tonnen gouts, die men zyn Mt. presenteeren soude." Vgl. Marcus, Sententien S. 168.

807, 1. Die Antwerpener Synodalbeschlüsse vom 1. Dezember sind gedruckt bei Bakhuizen van den Brink, Het Nederlandsche Rijks-Archief, Eerste Decl. 1857 S. 27 f. und LB. 68, Anm. 1, die Vollmacht des Gilles Le Clerq vom 2. Dezember ebenda 65, Anm. 5. BA. Pp. 160 (fol. 226 ff. und 231 ff.). 161 B und 163 (Französische Depesche vom 18. Dezember 1566). Deventer a. a. O. S. 50 f.

809, 1. WA. I, 3, 572. Ich werde diesen höchst interessanten Brief anderweitig veröffentlichen.

809, 2. Genau 975 000 Dukaten, nämlich 150 000 Provision Egmonts, 100 000 alte Provision von 1563, 300 000 Subvention vom August (wovon Mitte Oktober die Hälfte ausgegeben war), 200 000 Lotterie, 75 000 Bewilligung für die deutschen Pensionäre vom 17. Oktober, 150 000 Bewilligung vom 30. De-

zember. Dazu kamen die Hülfsgelder vom Klerus. Die vorstehenden Zahlen nach der Korrespondenz der Herzogin en matière des finances im BA.

810, 1. Rfbg. 218. CPh. I, 493. BA. Pp. Nr. 160. 161 und 161 B. Französische Depeschen vom 10., 16. Oktober und 13. November. WA. VII A. D. A. Korresp. 1551 (darin ein Verzeichnis der in spanischem Dienste stehenden Rittmeister als Beilage zu einem Briefe Christophs v. d. Molsberg an Ludwig von Nassau vom 25. Oktober).

810, 2. CPh. II, 596 und BA. Ra. 62 Nr. 74 (Erlafs, d. 28. Oktober „aux villes qui ont presches et ont souffert saccagement d'églises").

810, 3. BA. Pp. Nr. 160 und 161 B, französische Depesche vom 13. November.

810, 4. WA. I, 3 Nr. 565: „Copie des lettres escriptes aux bailly mayeur et eschevins et conseil de la ville d'Enghien". (Oktober 1566).

811, 1. BA. Pp. Nr. 160. 161 B und 163, französische Depesche vom 18. November.

811, 2. „Soviel die andere drei Martinische lehrer betrifft, were gut, dafs Ir samentlich uf mittel und wege gedachtet, sie wieder hinweg zu schicken und inen zu verstehen zu geben, dafs ich ein grofs mifsfallen habe, dafs sie wider meins herrn, des konigs, meinen und der oberkeit willen in dis land komen, dafs solchs straks der confession der religion, so sie bekennen, zuwider." (Margaretha von Parma an den Grafen von Hooghstraeten, den Markgrafen, Schöffen und Rat zu Antwerpen, d. 7. Dezember 1566. MA. W. Ndl. Korr. Oran. d. a. 1567).

812, 1. GvP. II, 603. 605. Renon de France I, 223 f. BA. Pp. Nr. 160. 161 B, 163. (Französische Depesche vom 18. Dezember.)

812, 2. Vgl. Jacobs a. a. O. 188. 197. BA. Ra. 62 Nr. 74 (Egmont an Margarethe, d. Sotteghem 28. Oktober 1566).

813, 1. Ebenda BA. Pp. Nr. 538 fol. 69 f. Leonard Casembroot an Beckerzeel, d. Brügge, 1. November 1566, fol. 74 Egmont an Bailli, Poortmeesters und Schöffen von Brügge, d. Brüssel, 5. November 1566.

813, 2. So rechtfertigt sich (11. Dezember) vor Beckerzeel das Konsistorium von Oudenaarde, als darüber Beschwerde geführt worden war, dafs der Prediger bei einer Taufe die Anwesenden habe die katholische Religion abschwören lassen. (Ebenda fol. 89). Am 16. Dezember schreibt Petrus Dathenus an ihn: „Monseigneur. Ayant recheu quelques lettres de Winnocksberges, ausquelles les incloses ont estés inseréz, pour les envoyer à Vstre Sgie, n'ay voulu estre en defaut de faire toute diligence à moy possible, vous priant bien affectueusement de faire le mieux, affinque ceste bonne personnage ne soit de telle sorte contre tout droict foullé; et fera V. Sgie un singulier plaisir non seulement au personnage susdit, mais aussi à Jesus Christ mesmes, faisant icy fin." Auf der Adresse der Vermerk: „Au mains propres". (Ebenda fol. 91.)

813, 3. Reiffenberg 336 f. Suppl. I, 41 ff. Bavay 108 ff. Coussemaker III, 113 u. a. O. Vgl. auch z. B. BA. Pp. Nr. 538 fol. 95, Schreiben Egmonts an den Magistrat von Oudenaarde, d. Brüssel, 23. Dezember 1566: „Messieurs. Nous avons jusques ores tardé de vous respondre sur l'envoy de voz deputéz, vous advisant qu'il n'est trouvé convenable pour l'injure du

temps d'effectuer le contenu des lettres de S. Alt. du 4. de ce mois, comme plus amplement ont remonstré à Icelle voz deputéz. Et combien que l'intention de Son Alt. soit fort bonne et raisonnable, toutesfois vous ne donnerez à cognoistre à vostre commune ny ferez éxécuter le contenu desd. lettres, jusques à ce que ayez aultre ordonnance de Sad. Altèze où de nous, suyvant laquelle vous aurez regler etc." Dabei eine Bemerkung Hembyzes, dafs Egmont am heutigen Tage (28. Februar 1568) im Neuen Schlosse zu Gent die Richtigkeit seiner Unterschrift unter dem Briefe anerkannt habe. Ähnlich in einer Ordre für Ypern (d. Brüssel, 24. Dezember 1566; ebenda fol. 99): „car il ne m'est possible de permectre que l'on sorte hors de ce que j'ay traittié, veu mesmes que S. Alt. at encoires depuis lesd. lettres escriptes aggreé et advoué tout mon besoingnié de Flandres." Ein analoger Erlafs für Gent, d. 25. Dezember ebenda fol. 103.

813, 4. Auf die in der vorigen Anmerkung erwähnte Ordre Egmonts vom 25. Dez. schrieb der Genter Magistrat am 28. an die Regentin und Egmont, die Kalvinisten gedächten, ihr Abendmahl zu feiern, und es seien dabei neue Ausschreitungen zu fürchten; er bat um Instruktion, wie er sich in diesem Falle und überhaupt zur „Interpretation" des Akkords durch Egmont verhalten sollte. Egmont sandte darauf Beckerzeel nach Gent, um die Abendmahlsfeier zu unterdrücken; aber er fügte hinzu (d. Brüssel, 30. Dezember ebenda fol. 105 ff.): „Il me semble que pourrez bien avecq toute discrétion conniver quelques choses de petite importance". Darunter wollte er eben Hochzeiten und zum mindesten Taufen verstanden wissen. Vgl. BA. Pp. 104. 160. 161 B. 162. 163. Französische Depeschen vom 4. Dezember 1566 und 3. Januar 1567.

816, 1. Italienische Depesche vom 18. Dezember (BA. KS.): „Et ho intesso di buon luoco pome si trató (sc. zu Schoenhoven], che li stati deti dessero il Vartguelt a quelle gente che tengono apretate fin adesso in nome de le ville et dei collegati in Allemania; et come il principe é cauteloso, haveva fato fare questo per terza mano o qualche un altro de li collegati, perche loro se ne possino servire di queste gente: et intendo che quelli de li detti stati non hanno corrisposto a quello che per terza mano il detto Oranges desiderava meter in executione, et che se qualche dessaro ne cavarano, sara in particulare de alcuni collegati o sectarii che hanno intelligentia con esso loro." Vgl. die damit übereinstimmende Erzählung des katholisch gesinnten Dordrechter Pensionärs Cornet bei CGr. II, 467, desgleichen das Votum der Edeln, sowie Delfts und Leidens, „dat zyne Doorglugtigheid zelve orde behoorde te stellen, tot onderhouding van den ouden, en op de oefening van den nieuwen godsdienst, en dat men, tot handhaaving van 't Geregt, en weering der uitheemischen en Landloopers ... een zeker getal van knegten in eigenlyken dienst, of op een taamelyck waardgeld behoorde aan te neemen, alles egter op 't welbehagen van den Heere Prinse." Die Motivierung war hier freilich eine harmlose, indem als Motiv für die Annahme von Truppen die Aufrechterhaltung der Polizei angewandt wurde.

816, 2. CGl. II, 367.

817, 1. GvP. II, 456 Z. 8 v. u. hat „Verordenung", offenbar ein Schreib- oder Lesefehler für „Unordenung".

818, 1. GvP. II, 274. 456 f. 511. CPh. I, 495. CGl. II, 250 ff. 314. 340 ff. und 400 ff. CGr. II, 467. Vaernewijk II, 105. Wagenaer VI, 202 f. BA. KS. Italienische Depesche vom 18. Dezember 1566.

820, 1. Psq. I, 220 ff. II, 206 ff. (Rapport des commissaires, d. 20. Februar 1567). Suppl. II, 518 ff. BA. Pp. Nr. 160. 161 B und 163. Französische Depesche vom 18. November.

825, 1. Paillard, Mémoires historiques sur l'arrondissement de Valenciennes, T. VI passim. Suppl. I, 131. 202 ff. LB. LIII ff. XCVII ff. (Neudruck der Justifikation der Gemeinde vor den Vliefsrittern). Bull. prot. franç. T. 28, 61 f. 65. 228. Mémoires de Pontus Payen I, 270 ff. Le Boucq, Hist. des troubles advenues à Valenciennes ed. Robaulx de Soumoy 18 ff. BA. Französische Depesche vom 18. Dezember (Pp. Nr. 160. 161 B. 163) und 3. Januar 1567 (ebenda Nr. 160 und 163).

825, 2. Richard von Merode an Egmont, d. Ypern 16. Dezember 1566. BA. Pp. Nr. 538 fol. 93.

826, 1. Coussemaker II, 193 ff. 227. 229 und 336. III, 113. IV, 19 ff. 80 ff. (Interrogatoire des Jean Denys) und a. a. O. CL. 59.

827, 1. Die Hauptquellen für diese Begebenheiten sind ein Brief Morillons vom 31. Dezember, CGr. II, 187 f., sowie der Bericht von Robles an den König vom 4. Januar 1567 (ebenda 188. A. 2). PsqB. II, 16 und eine französische Depesche vom 3. Januar (BA. Pp. Nr. 160 und 163).

827, 2. Der Sekretär des Kontors an Dr. Sudermann, d. Antwerpen 2. Januar 1567, Hist. Arch. der Stadt Köln, A. LXIII, 1. CGr. II, 282.

829, 1. CGr. II, 201. 202 Anm. 1 (Bericht von Robles über die Einnahme Tournais, d. 3. Januar 1567). 223 f. 238. PsqB. II, 22 ff. 215 ff. (Besoigné). Nicolas Soldoyer 255 ff. Pontus Payen I, 285. CPh. I, 499. Bull. Comm. Royale d'histoire, I. série, t. XI p. 430. Französische Depeschen vom 3. Januar (BA. Pp., Nr. 160 und 163) und 8. Februar 1567 (ebenda).

829, 2. Ebenda Nr. 538, fol. 110. Akte, d. Gent, 7. Januar 1567.

831, 1. Z. B. für Oudenaarde durch Edikt, d. Ypern, 1. Februar. Ebenda fol. 117.

831, 2. Einige Fälle: 31. Januar 1567 für Loo (ebenda fol. 114), für Armentières, d. 31. Januar und 1. Februar (ebenda 115), für die Kastellanei Furnes, d. 2. Februar (ebenda 118: „consentant cependant ausd. supplians de povoir vivre en liberté de leur conscience, sans pour le faict d'icelle povoir estre recherché, inquiété ny molesté“). Charakteristisch ist ein Schreiben Egmonts (d. Ypern, 3. Februar 1567, ebenda fol. 121) an Vicomte und Schöffen der Kastellanei von St. Winoxbergen: „Très chiers et bien aiméz. Pour ce que toute la basse Flandre soit venu à ce poinct que d'avoir de leur propre mouvement requis la surcéance des presches par plusieurs raisons et divers respectz ... et signamment pour se conformer à la volunté de S. M^té attendant ung ordre général sur le faict de la religion, vous ferez bien de communiquer avec ceulx de la religion de Nornhoudt et les induire par bonnes raisons et moyens à pretendre semblable surcéance en leurs presches, les asseurant que pendant icelle surcéance ne seront aucunement recherchéz ny molestéz pour le faict de leur conscience, ains pourront demeurer librement et paisiblement en leurs maisons, moyennant qu'ilz ne facent aulcunes assemblées illicites et

l'aultre exercice de leur nouvelle religion.“ Ebenda fol. 127 (d. 1. April) über Thielt, Deynse und abermals Loo. Über Oudenaarde vgl. PsqB. II, 85 f.

832, 1. BA. Pp., Nr. 160. Französische Depesche vom 5. März. CPh. II, 613. 616. CGr. II, 203. 222 ff. 225 ff. 621 ff. (Undatierte Denkschrift Egmonts, offenbar von Anfang 1567.) Diegerick, Archives d'Ypres, Doc. du XVI. siècle, III, 260 ff. PsqB. II, 139. 173. Pontus Payen I, 233 ff. (läfst die Umkehr Egmonts fälschlich mit dem Bildersturme einsetzen).

833, 1. Synodalbeschlüsse vom 5. Januar 1567. BA. Ra. 62, Nr. LXXVI.

834, 1. CPh. I, 482. 500. CGl. II, 491. GvP. II, 511. CGr. II, 8. 10. 21. 57. 221. 237. CL. 53 f. Bull. Comm. Hist., S. I, t. XIII, 60 ff. (Justifikation des Mag. von Mecheln). Gachard, Analectes Belg. 174 ff. (Korrespondenz zwischen Margaretha von Parma und dem Bischof von Lüttich über Maastricht). Französische Depeschen vom 10. Oktober (BA. Pp., Nr. 104. 161 B und 163), 16. Oktober (ebenda 104. 161 B und 162), 18. November 1566 (ebenda 160. 161 B und 163), 3. Januar 1567 (ebenda 160 und 163), 8. Februar (ebenda). Wiesb. Arch., ADA. 319—321 (Oran. an Landg. Wilh., d. 21. Februar 1567).

835, 1. „Néantinoms pour son reguard et afinque quelques nouveaulx troubles aud. Anvers n'advinssent, . . . j'estois contente qu'il y retourna avec charge de favoriser les Catholiques et doutter les sectaires. De touttes lequelles admonitions il me remercia bien grandement, me disant qu'il m'estoit de cecy fort obligé, et s'en alla faisant mention d'estre bien content et de vouloir faire tout bon debvoir.“ (Französische Depesche vom 3. Januar, BA. Pp., Nr. 160 und 163.) Vgl. CGr. II, 301.

835, 2. CPh. I, 495. GvP. II, 7. 14.

835, 3. „Et m'ha requis qu'il puist faire quelque debvoir pour discerner les bons arrière des mauvais, bien sçaichant que le nombre des bons estoit beaucoup plus grand que des aultres: ce que luy ay accordé avec l'ordre que contiennent les lettres que sur ce luy ay escript; et comme j'espère que cela succédera bien, je suis assez deliberée de faire le mesme partout ès bonnes villes, où la religion n'est chargée pour m'asseurer des bons et par ce moyen cognoistre qui sont les mauvais: ce que j'espère sera bon oeuvre, selon la forme du serment que j'envoye aussi à V. M.“ (Konzept zur französischen Depesche vom 18. November 1566, BA. Pp., Nr. 161 B; doch ist der Passus hier durchstrichen und nicht in die Ausfertigung aufgenommen; vgl. Nr. 160 und 163). Im Dresd. Arch. (Korrespondenz mit dem Landgrafen von Hessen, 1567, I, Locat 9307, fol. 297) findet sich folgendes Schriftstück:

„Form des ayds, welchen die underthanen in den Niederlanden bei verlierung irer haab und güter thuen sollen, derwegen auch alberait viel in Flandern, so diesen ayd nicht haben leisten und erstatten wöllen, von haus und hofe auch allen iren hab und gutern ins elend jämerlich sint verjagt und vertrieben worden.

„Sie sollen schweren, das sie der kgl. M., irer (der regentin) hochhait und der obrigkait gehorsam sein und alles dasjenige, so inen durch höchstermelte Kon. Mat., ir hochhait und die obrigkait eingebunden und bevolhen würdet, halten, thuen und laisten wöllen, ohne furwendung einiger vorbehaltener condition oder disputation des gewissens, das sie auch die alte religion, so in diesen landen hiebevor angenommen und bis uf diese gegenwertige zeit in gebrauch gewesen, erhalten und handhaben, auch den üblichen

gebrauch und zeremonien obgedachter religion kainen intrag oder verhinderung thuen noch thuen lassen, zudem allem mutwillen, uflauf und plünderung, so gegen die geistliche oder ire gueter mechten vorgenommen werden, mit ernst widerstand erzaigen wolten."

837, 1. CGr. II, 228. 282. CPh. I, 495. 501. 520. CGl. II, 218 ff. Die drei französischen Depeschen vom 3. Januar 1567 (BA. Pp. Nr. 160 und 163), die vom 8. Februar (ebd.), 17. Februar (ebd.) und 5. März (ebd. 160). Aktenstück des BA. (Pp. Nr. 531 fol. 237): „S'ensuyvent les noms des Gentilzhommes et fiebvez d'Hollande et Westfrize qui ont signé la requeste sur le faict d'abolition de l'inquisition et ne renunchent encores simplement la lighe". Ebenda auch ein Verzeichnis der holländischen Edelleute, welche nicht der Konföderation angehörten, sowie derjenigen Mitglieder, die sich unterwarfen. Vgl. auch über den Rekonziliationseid in Holland die Mitteil. der Leidener Matsch. I b, S. 183 ff.

841, 1. Rfbg. 205 ff. 216. CPh. I, 463. 465. 487 f. 519; II, 600. Gachard, Bibl. nat. Paris II, 213 ff. Bibl. Madr. 91 ff. 96. Don Carlos et Philippe II, 354 ff. Supplément II, 456 ff. 513 ff. 521 ff. CGr. I, 509; II, 111 ff. Cabrera I, 490 ff. PsqB. II, 56 ff. BA.: Französische Depesche, d. Brüssel 27. September, französische Depeschen des Königs vom Escurial 30. Dezember ebenda (Pap. d'état Nr. 160) und aus Madrid 26. Januar (Nr. 160 und 163). Schreiben des Königs an den Gesandten in Rom vom 26. November und spanische Depesche vom 31. Dezember KS.

843, 1. Was Kervyn van Lettenhove Hug. et Gueux I, 391. 416 f. 429 u. a. a. O. über die Beziehungen zwischen Hugenotten und Geusen sagt, ist weit übertrieben. Es handelt sich bei den Nachrichten, die er an dieser Stelle anführt, immer nur um Gerüchte und unkontrollierbare Erzählungen aus dritter Hand, in keinem Falle aber um authentische Dokumente. Selbst in Valenciennes erwartete man, wie aus dem Geständnisse des Pérégrin de la Grange vom 18. April 1567 (Bull. prot. fr. 28. 230) hervorgeht, nur Hilfe von Brederode und aus Deutschland, nicht aber aus dem unmittelbar benachbarten Frankreich. Auch Jean Cateux, gleichfalls Franzose von Geburt, erklärte in seinem Prozesse (ebenda 347), er habe nie von einem Einverständnisse der Geusen mit den Hugenotten sprechen hören; dieselbe Versicherung ist endlich enthalten im Geständnisse von Le Boucq bei Langeraad, Beil. LXXIX (Anm.). In einem Memoriale Ludwigs von Nassau (Februar 1567, Marb. Arch. Akten Ld. W. IV. Or. Korr.) findet sich der Passus: „Frankreich hab lange . . . anspruch zun Nidderlanden, darumb sie bedenckens gehapt, mit Frankreich bishero zu handlen . . .".

843, 2. CPh. I, 471 f. CM. II, S. XXXVI. Bibl. Madr. 91. Suppl. à Strada II, 517. GvP. II, 501 ff. und Suppl. 58. BA., französische Depeschen vom 16. Oktober und 18. November 1566, sowie vom 23. März 1567; Bericht Chantonnais vom 11. August 1566 KS.; Mandat des Kaisers an Holl und Münchhausen vom 23. August, Wiesb. Arch. I, 3 Nr. 565.

844, 1. CGr. II, 493. 569. 591. CPh. I, 468 f. BA., französische Depeschen vom 10. Oktober 1566 und 8. Februar 1567. WA. I, 3. 580, Cleve an Oranien vom 15. September 1366.

845, 1. WA. I, 3 Nr. 583 vom 28. August und 2. Oktober. CGr. II, 72, woselbst der Herausgeber (Anm. 2) unrichtig den Grafen Heinrich als Kandidaten für Münster nennt.

846, 1. „Wan ich Ew. Key. Mt. gemut dahin vormerke, das Sie der reinen Lähre des Evangelii und Augspurgischen confession, so darauf gegründet, nicht zuwider." WA. I, 3 Nr. 566, vom 15. Oktober 1566.

846, 2. GvP. II, 288 ff. 299 ff. 336 ff. 345. 356 ff. 390 ff. 393 ff. 454 ff. 463 ff. 480 ff.

847, 1. Es war des Wilhelm Klebitius: „Bekentnus der Evangelischen Christen ihrer wahrer religion, so itzt unter dem schutz und schirm des prinzen zu Orangien und der stadt Antorff sich in den Niederlanden halten". Graf Johann gab dem Grafen Ludwig davon Kunde mit den Worten: „Dweil er [sc. Kl.] dan in demselben [sc. Buche] den Calvinismus sehr vertheidigt und viel ungereimte Dinge fürbringt, macht dasselb sonderlich dem herrn prinzen bei vielen guten leuten einen bosen namen und grofsen ergers; derhalben ich dann auch von vielen darumb gefragt worden".

847, 2. Dr. Heinrich Efferen, Pastor zu Bietigheim, an die lutherische Gemeinde in Antwerpen, d. 31. Oktober, sowie Herzog Christoph von Württemberg, d. 1. November 1566, an Graf Ludwig. WA. I, 3 Nr. 572.

847, 3. Ebenda 26. Oktober; Graf Hans Albrecht von Mansfeld an Oranien: „da auf E. f. gn. als der stadt Antorff vorordneter burggraf vorgunnung und mitbewilligung den rechten cristen des orts nach christlichen leerern und predicanten zu trachten ..." Ebenda ein Schreiben desselben an Graf Ludwig, d. 25. Oktober, Nr. 583 (2. November), sämtliche Grafen von Mansfeld an Oranien; Nr. 580 (2. Dezember), Empfehlungsschreiben Johann Wilhelms van Sachsen an Oranien für die Mansfeldischen Prediger.

848, 1. GvP. II, 379. 423. BA. Französische Depeschen vom 18. Dezember 1566 und 3. Januar 1567. WA. I, 3 Nr. 565 lange undatierte Erwiderung der „bundesverwandten Ritterschaft" auf die Anklagen der Statthalterin.

848, 2. WA I, 580 (Kurfürst August an Herzog Ernst, 13. Oktober). BA. Französische Depeschen vom 10. Oktober, 18. Dezember 1566 und 8. Februar 1567.

849, 1. D. Antwerpen 4. Dezember 1566. Marb. A. Akten Ldgf. Philipps. GvP. II, 511 ff.

849, 2. Kredenzbrief für Sachsen und Empfehlungsschreiben an Kurfürst August vom 1. und 12. Dezember WA. I, 3 Nr. 574; Instruktion für Pfalz, Württemberg und Baden vom 3. Dezember, ebenda Nr. 573. Über die gleichzeitige Gesandtschaft Brederodes und der reformierten Synode an den Kurfürsten von der Pfalz vgl. das Brederodesche Tagebuch bei Te Water IV, 326 (zum 9. Dezember). Die Gesandten (Ghistelles u. a.) kamen am 21. Dezember in Heidelberg an und reisten dem Kurfürsten nach Amberg nach (GvP. III, 9).

850, 1. CL. 56. 62 ff. GvP. III, 2 ff. 18. Wilh. an Oran. d. 28. Januar 1567. I^e Partie Suppl. 52 ff.

850, 2. Dafs sich sein Auftrag auf alle Provinzen bezog, sagt nicht nur Bor (Oorsprongh, begin en vervolgh der Nederlandsche oorlogen 1679, I, fol. 124), sondern wird auch in den Cargos contra el conde Lodovico de Nassao (BA. Pp. 529 fol. 100 ff. Nr. 14) ausdrücklich erwähnt. Vgl. im übrigen Langeraad, Beil. LXV ff. CL. passim. CGr. II, 654.

851, 1. Vgl. das in der vorletzten Anm. zitierte Aktenstück aus dem Suppl. zu GvP.:

„Und stehe die sache uf dem, ob dem prinz zue rathen, das er sich seiner lande und leute, auch seines gubernaments entschlagen, solches alles verlafsen, heraufserziehen und die sachen dem lieben Got bevehlen solte.

„Oder ob er vielmehr die mittel an die hand nehmen söl, die Got verleihen möchte.

„Soviel erstlich sein des prinzen person betreffe, sei er unbeschwert, die lande ganz zu verlassen, auch anzugeloben, nimmermehr in dieselbigen lande zue kommen, sofern allein beim konige die mittel zu erhalten, die andere potentaten den sachen zu guten mochten vorschlagen.

„Bedenkt aber dargegen, es mocht ime bei vielen verweislich sein und seine flucht vor ein schuldig gebens gedeutet werden, zuedem das es auch dem weg der religion fast nachtheilig sein und die lande so viel desto ehir zu subiection und ewigem verderben gepracht werden mochten.

„Ob er auch gewifsens halber das vaterlant verlassen kann, gibt er zu bedenken.

„Uf den andern weg bedenkt er, soll er sich dem konige und also seiner obrigkeit widersetzen, das nicht allein darpei weder glück noch heil sein, sondern auch dafselbig der kay. M^t zue verdrus gereichen mocht.

„Sol man aber auch die Spanier- und Inquisition ires gefallens wüten lassen, so volge der effect und ausgang vor sich selbst.

„Also stehe der ganze handel uf dem, welchen weg der prinz vornehmen sol; was nun s. f. gn. in rath der chur- und fursten finde, dem wolt s. f. gn. volgen.“

852, 1. CPh. I, 500. 508. CGl. II, 304 ff. 315 ff. 330 ff. 422 ff. (Instruktion Quarebbes und De la Torres vom 9. Januar 1567). Te Water IV, 327. Blok, Lodewijk van Nassau S. 54. Deventer S. 54 f. Verhör des Sievert Beyma vom 11. August 1567 (BA.).

853, 1. Die Beschlüsse von Breda LB. LXVIII und Bulletin protest. franc. 28, 65.

853, 2. LB. ebenda; Bull. prot. 28, 61 und 225. CGr. II, 654. 656.

853, 3. BA. Ra. 62, Nr. LXXV: „Noms de ceux, lesquels les archiers de S. A. estans à la garde des portes de cette ville ne laisseront entrer en icelle; ains seront tenus d'en advertir les commis deputés pour avoir connaissance de ceux qui journellement viennent en la ville.“ Es sind einige zwanzig Namen, die Hauptgeusen, an der Spitze Brederode, Ludwig von Nassau, van den Bergh und Kuilenborg.

854, 1. CGl. II, 404 ff. 428 ff. Die beiden Petitionen und der zugehörige Briefwechsel bei Te Water IV, 268 ff. und neuerdings CGr. II, 263 ff.

854, 2. Nach einem Berichte der Herzogin an den König (d. 16. Februar BA. KS.), dessen Quelle eine Mitteilung war, die Egmont selbst an sie durch einen Mittelsmann hatte gelangen lassen, war der Inhalt der Antwort Egmonts ungefähr folgender: „Que el no se queria firmar con ellos en ninguna forma ni manera, y que le paresceria que todos se devian apacigar y procurar por lo que tocava al servicio de Dios y al de Su M^{gd} en hacer obra, paraque estas predicas cessasen, y que, como hubiessen cessado, entonces los estados de ellos mismos podrian suplicar a Su M^{gd} con toda humilidad fuesse servido de non venir con tan gran exercito como se dezia que venia.“ Ganz anders gab der Beichtvater Margaretens, der eine Kopie des Briefes Egmonts erhalten

zu haben behauptete (CGr. II, 362f.), den Inhalt an: „Que ce seroit chose trop dangereuse de signer et se fier aux Estatz que sont corrompu et gaignez par la court; que son advis est de le tout accomoder de sorte que les estrangiers ne viennent avec puissance, que feroit croistre les abus, et qu'il fault suspendre les presches jusques il y aurat milleure commodité pour introduyre la religion réformée.“ Wenngleich sich in Wortlaut und Gedankengang beide Fassungen berühren, so ist ihre Tendenz doch eine andere. Die zweite trieft nicht so von Loyalität, wie die erste, welche Egmont der Regentin hinterbringen liefs; sie ist bemerkenswert wegen ihres abfälligen Urteils über die Generalstände und wegen des Schlufspassus, der Egmont im Lichte eines Gönners des Kalvinismus erscheinen läfst; in diesem letzten Punkte wenigstens dürfte eine Entstellung vorliegen. Im Verlaufe des Prozesses Egmonts befahl Philipp, der Sache auf den Grund zu gehen. Wir lesen in dem „Interrogatz pour le c^te^ d'Egmond“ (BA. Pp. 529):

„Quelle responce il a donnée lendemain, le 11 du mois febvrier?

„Mesmes s'il n'escripvoit les estatz corrompuz et gaignéz par la court, et le plus grand desplaisir aux Espagnolz le remède avant leur venue, et que jamais il n'oseroit venir au pays?

„Où est la minute de lad. responce?“

Die Mitteilungen des Beichtvaters würden sich bis auf ihren Schlufspassus mit den Angaben der „Interrogatz“ vereinbaren lassen. Auffälligerweise verweigerte Egmont in seinem Verhöre die Auskunft über den Brief Oraniens und der übrigen Herren vom 10. Februar („Dict qu'il n'est souvenant avoir rescu la lettre mentionnée audict interrogat ny n'en a eu notice.“ Bavay S. 247). Dieses Schweigen deutet doch wohl darauf hin, dafs seine Antwort vom 11. Februar nicht so harmlos war, wie er sie der Herzogin gegenüber alsbald dargestellt hatte. Dafs er der Herzogin damals nicht ganz reinen Wein über seine letzten Verhandlungen mit den alten Genossen einschenkte, geht auch daraus hervor, dafs er ihr die ungefähr am 12. Februar erfolgte Ankunft Hooghstraetens in Gent verschwieg, ihr vielmehr nur von der Sendung eines Edelmanns Hooghstraetens erzählen liefs. Vgl. über die Reise Hooghstraetens nach Gent das Verhör Egmonts vom 13. November 1567 Rfbg. S. 329f. und Bavay S. 247.

856, 1. CGr. II, 277f. CPh. 512f. BA.: Französische Depesche vom 17. Februar (Pp. Nr. 160 und 163), Memorial der Herzogin für Lopez bei seiner Sendung nach Spanien (d. 16. Februar KS.) und „Diversos avisos que el Conde de Egmont dió á Madama recomendando el secreto“ (vor 21. Februar KS.).

857, 1. GvP. II, 472; III, 5. CGr. 91. Rahlenbek 99. Lehnemann, Ev.-luth. Kirche in Antwerp. S. 56ff.

858, 1. CGl. II, 350ff. 400ff.; VI, 431f. BA.: Französische Depeschen vom 8. und 17. Februar.

861, 1. CGl. II, CXLIVff. 494ff. GvP. Suppl. 57. Bull. prot. fr. 28, 228f. Remonstration des Gillis Joly (LB.). Geständnisse der Gefangenen von Vilvorde, Cargos contra Brederode, französische Depeschen vom 10. und 29. Februar (BA.).

862, 1. CGl. II, 355. GvP. III, 62f. Cuypers van Velthoven S. 173ff. BA. frz. Dep. vom 29. Februar und 16. März.

863, 1. CGr. II, 319. BA. frz. Dep. vom 3. Januar und 17. Februar 1567. KS. c. 16. Februar 1567.

864, 1. CGl. II, 456 f. 496 ff. 503 ff. CGr. II, 652. BA. frz. Dep. vom 5. März, Pap. d'ét. 515 „Sommier extraict des delinquans prisonniers trouvéz à Harlinge en Frize".

866, 1. CGl. II, CVIII ff. 414 ff. 500 ff. 506. CGr. II, 675. Bavay S. 148 f. Hist. Gen. Utr. N. R. 18, 17 ff. 41 f. und passim. BA. frz. Dep. vom 5. und 16. März. WA. I, 3 Nr. 565 (Bericht an Oranien vom 24. Februar).

868, 1. CGl. II, CXL ff. 354. 407 ff. VI, 434 ff. CPh. I, 513 ff. GvP. III, 43 ff. 55.

869, 1. GvP. III, 27 ff. 38. CGr. II, 668 f. BA. Aussagen der gefangenen Geusen.

870, 1. CPh. I, 521, A. 4. CGl. II, CXXV, A. 1 (Berichte Beauvoirs). CGr. II, 297. BA. frz. Dep. vom 16. März. Pp. Nr. 529 (Cargos gegen Hoorne Nr. 1). KS. (vom 16. März).

873, 1. CPh. 520 f. (über die Intentionen Oraniens). Rfbg. 226 ff. CGl. II, CXXVIII (nach der Justifikation des Antwerpener Magistrats). GvP. III, 50 f. CGr. II, 311 ff. Rahlenbeck, S. 271 f. (Akkord vom 13. und 14. März). Burgon, Life and times of Sir Thomas Gresham II, 197 ff. (Bericht des englischen Kapitäns Churchyard; zu dessen Übertreibungen vgl. Kervyn van Lettenhove, Hug. et Gueux I, 457 ff.).

878, 1. So nach dem Berichte Morillons (CGr. II, 488): „Lagrange est demoré opiniastre, mais Guy du Bray estoit fort esbranlé." Das „fort esbranlé" wie Langeraad (S. 86) will, nur auf seine Ermahnung an das Volk (Bull. com. S. II, T. VIII, 59, Brief Lebruns) zu Gehorsam gegen den König und den Magistrat zu beziehen, ist nicht richtig. Der Zusammenhang, in dem das Wort bei Morillon vorkommt, vor allem die Gegenüberstellung zum Ausdrucke „demoré opiniastre" für Lagrange, beweist, daſs Morillon dabei an eine Erschütterung der religiösen Überzeugung bei Guy de Brès denkt, wofür seine Rede bei seiner Exekution nur ein Symptom ist. Wir haben keinen Grund, die Glaubwürdigkeit der Notiz Morillons zu bezweifeln, oder ihn für schlecht unterrichtet zu halten. Daſs den Erzählungen in Crespins Märtyrergeschichte über die Standhaftigkeit von Guy de Brès nicht zu trauen ist, beweist der Umstand, daſs Crespin auch den Selbstmordversuch Herlins zu leugnen versucht. Ollier zieht es vor, sich über die Angabe Morillons in Schweigen zu hüllen.

878, 2. CPh. I, 499. 522. 524. CGl. II, 501. 503 f. CGr. 291. 305 ff. 324 ff. 353 ff. Rfbg. 235 f. 328 f. LB. LXII f. Bull. prot. franc. 28. 64 ff. 228 f. 348. Memoiren von Pasq. de la Barre II, 86 ff., Soldoyer II, 263 ff. und Pontus Payen I, 320 ff. BA. Französische Depeschen Phil. vom 26. Januar, 13. und 26. März, der Regentin vom 8. und 17. Februar, 16. und 18. März, sowie vom 12. April.

881, 1. CPh. I, 528. CGl. 491, A. 1. Rfbg. 233 ff. GvP. III, 54. CGr. II, 305. 345. 355. 366. 374. 386. 392 f. BA. KS. vom 13. April (Brief Hoornes); französische Depesche vom 12. April (Cart. et Mss Nr. 167) Ra. 62, Nr. LXXV. (Hoorne an die Regentin, 13. März).

883, 1. CGr. II, 51.

884, 1. Über die Unglaubwürdigkeit der Abschiedsszene, wie Cabrera

sie erzählt („Adieu, prince sans terre!“ — „Adieu, comte sans tête!“), vgl. CGl. II, CLVIIIf. und GvP. III, 68f. Strada (321) erzählt, Oranien habe Egmont beim Abschiede zugerufen: „Perdet te haec quam jactas clementia Regis, Egmonti, ac videor mihi providere animo, utinam falso, te pontem scilicet futurum, quo Hispani calcato in Belgium transmittant.“ Auch diese Anekdote erscheint unglaubwürdig; schreibt doch Oranien bald darauf an Egmont: „Nam hoc tibi persuasissimum esse volo me profectionem hanc suscipere, non quod aut diffidam aut dubitem de Regis aliorumve erga me voluntate“ (GvP. III, 69); demnach kann er nicht gut kurz vorher den Grafen vor der „Milde“ des Königs gewarnt haben.

884, 2. Jedenfalls darf man noch nicht, wie Kervyn van Lettenhove (I, 461), von einer „humilitation complète“ des Schweigers sprechen. Davon könnte nur die Rede sein, wenn er den Eid geleistet hätte. Selbst wenn er auf eine Mediation Granvellas rechnete, so war diese vage Aussicht noch keine Unterwerfung.

886, 1. Nach Kervyn van Lettenhove I, 463 nahm Oranien 100000 fl. mit, die aus den Kollekten der Kalvinisten herflossen. Aber eben aus der CGr., auf die er sich beruft, geht hervor, dafs es sich um Geld handelte, das der Prinz privatim für sich lieh, und dafs die Summe, die er aufbrachte, nur an die 30000 fl. betrug.

889, 1. CPh. I, 526ff. Rfbg. 230. CGl. II, CLVff. 357ff. 457ff.; VI, 441f. CGr. II, 329ff. 349. 373ff. 404ff. 418ff. 483. GvP. III, 54ff. Vaernewijk II, 133. 180. Bor I, fol. 166b. Strada 318ff. BA.: Spanische Depesche Philipps, d. 13. März KS. Dresd. A. Locat 9307 (Niederl. Zeitg. vom 26. April).

891, 1. Sie sind gedruckt bei GvP. III, 60, woselbst sie allerdings fälschlich etwa vier Wochen zu früh angesetzt werden, nämlich in die Zeit der Mission von De la Torre.

894, 1. CGl. II, CXLVII, A. 2, 351. 439ff. CGr. II, 320ff. 357. 393. 431f. 482. 650ff. BA.: Französische Depeschen vom 5. und 16. März, 12. April und 22. Mai (Pp. Nr. 167). KS. (Herzogin an Bergen und Montigny, d. 24. Mai). Ra. 62, Nr. 57 (Verhöre der Gefangenen von Vilvoorde und Rupelmonde), Nr. 75 (Bericht Meghems vom 19. März). Corr. de Frize, Overyssel etc. (Berichte Arembergs vom 5., 6., 7., 9. Mai).

895, 1. Seine Aussagen sind gedruckt in der Kronijk der Hist. Genootsch. te Utrecht, Jahrg. 14 (1858); sie sind allerdings, insofern er die Bestallung der Truppen in Vianen ohne Wissen Brederodes behauptet, nicht als durchaus zuverlässig zu betrachten.

896, 1. CPh. I, 434. CGr. II, 431. Kok, Amsteldamsche Jaarboeken 1781, II, 80ff. BA.: Französische Depesche, d. 22. Mai.

899, 1. GvP. III, 41ff. 80ff. CPh. I, 538. Bull. Com. R. Hist. S. IV, T. V, 392ff. MA. Or. Korr. 1567 (6. Juni), Dresd. Arch. Locat 8501 (König Philipps von Spanien vertrauliche schreiben an Churf. Augustum 1555—1575, fol. 51, 57, 74ff.), Locat 9307, fol. 280 (d. Stuttgart 6. Juni).

899, 2. GvP. III, 100. 107.

Nachträge und Berichtigungen.

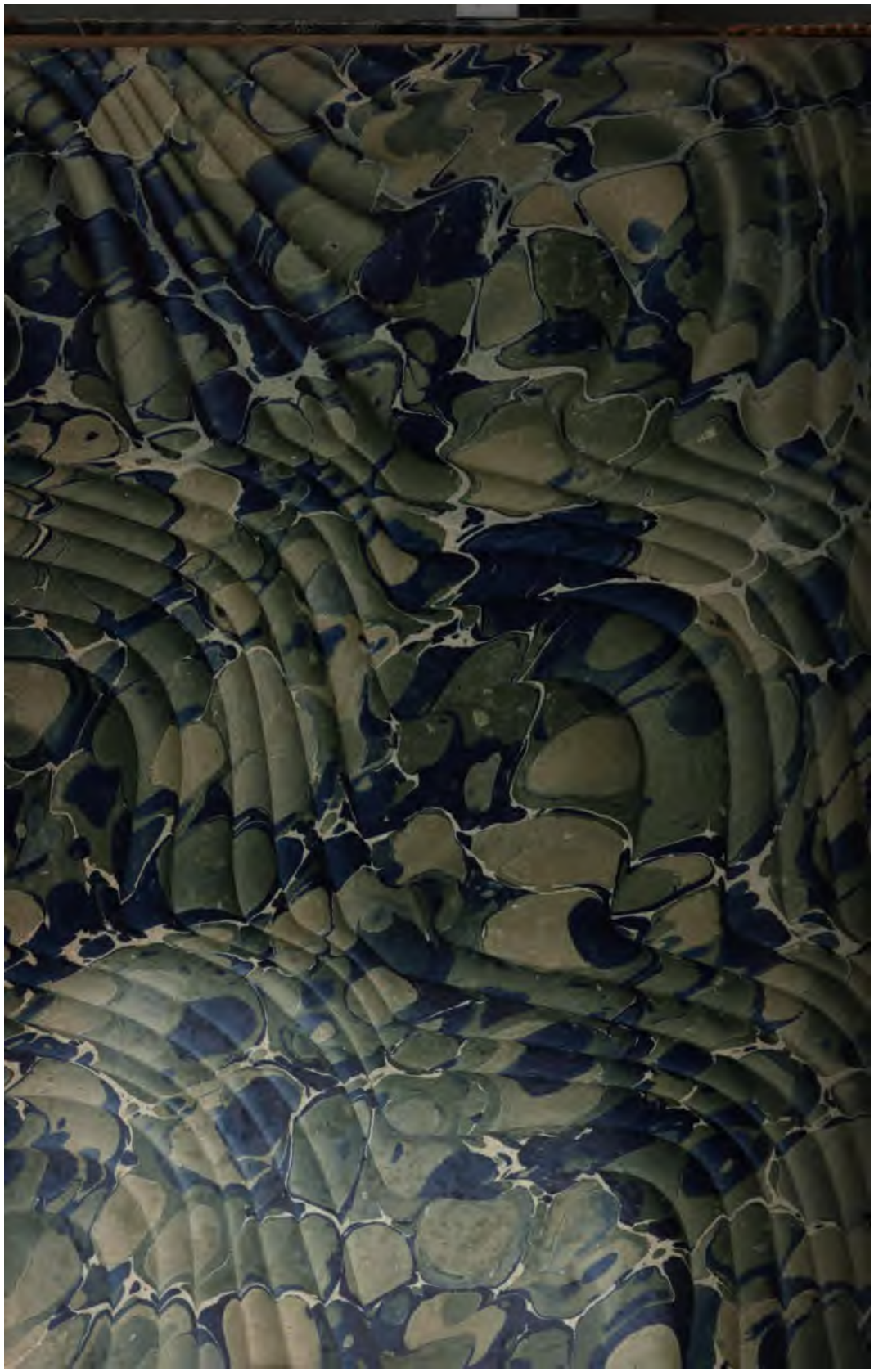
Zu Band I.

S. 9ff.: Leider habe ich für die schon vor einer Reihe von Jahren niedergeschriebenen Ausführungen über den Ursprung des Hauses Nassau nicht mehr die inzwischen (1906) erschienene lehrreiche Abhandlung „De oorsprong van het huis Nassau" des Herrn Geh. Archivrats Paul Wagner in Band I von „Je maintiendrai" benutzen können. Ihre Ergebnisse lassen sich kurz dahin zusammenfassen: Ein Zusammenhang zwischen den Grafen von Laurenburg-Nassau und denen des Kunigshundragau ist nicht nachweisbar; die ältesten namentlich nachweisbaren Ahnen sind Rupprecht I. und Arnold I.; von ihrem Vater wissen wir nur, dafs er mit einer Tochter Ludwigs II. von Arnstein vermählt war, ohne jedoch seinen Namen zu kennen.

Zu Band II.

S. 21, Z. 16 v. u. lies 3 (statt 2).
S. 332, Z. 19 v. o. fällt weg 1) hinter „sei".
S. (16) 135, 2 Z. 1 lies Poitiers (statt Pritiers).
140, 1 Z. 1 lies Mecheln (statt Mechili).
S. (48) 560, 1 Z. 5 lies Adligen (statt Adelichen).
562, 1 Z. 4 lies Edelleute (statt Edelleude).

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Stanford University Libraries
3 6105 014 705 011

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004